

Digitales Brandenburg

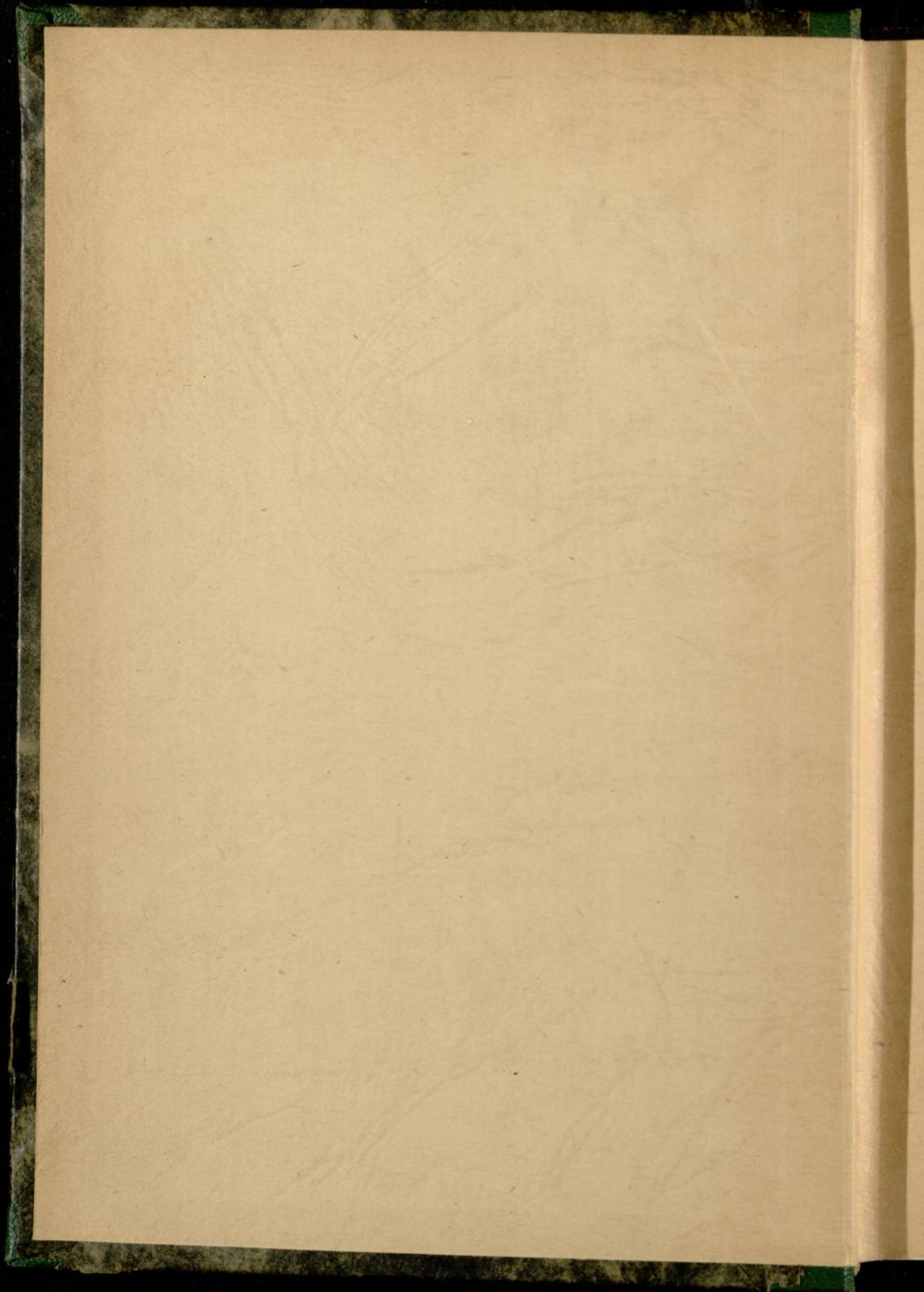
hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1897

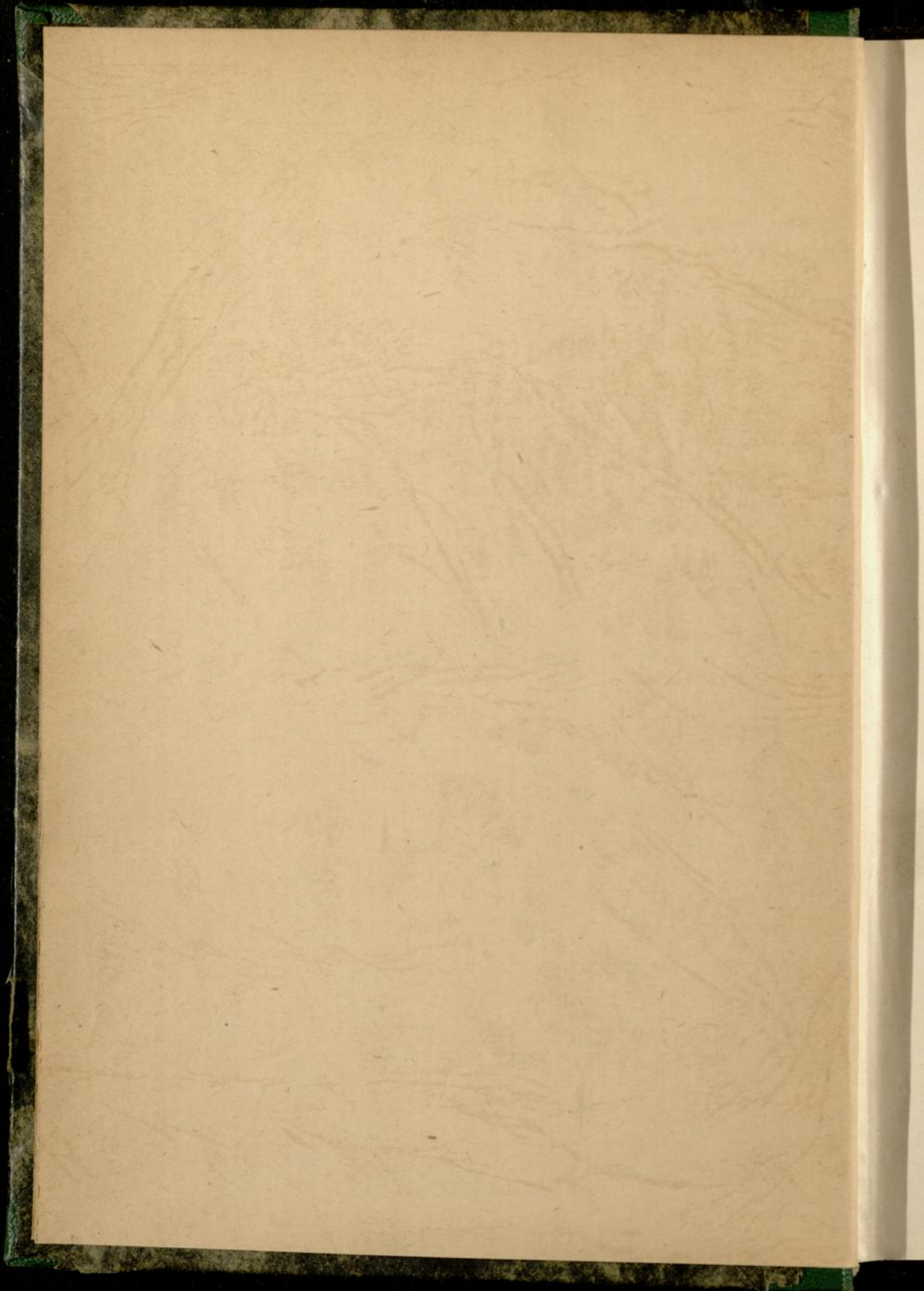
6 (1.1.2019)

1898
DIA
-1898

0



Bad - 154



„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.



394

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstände.

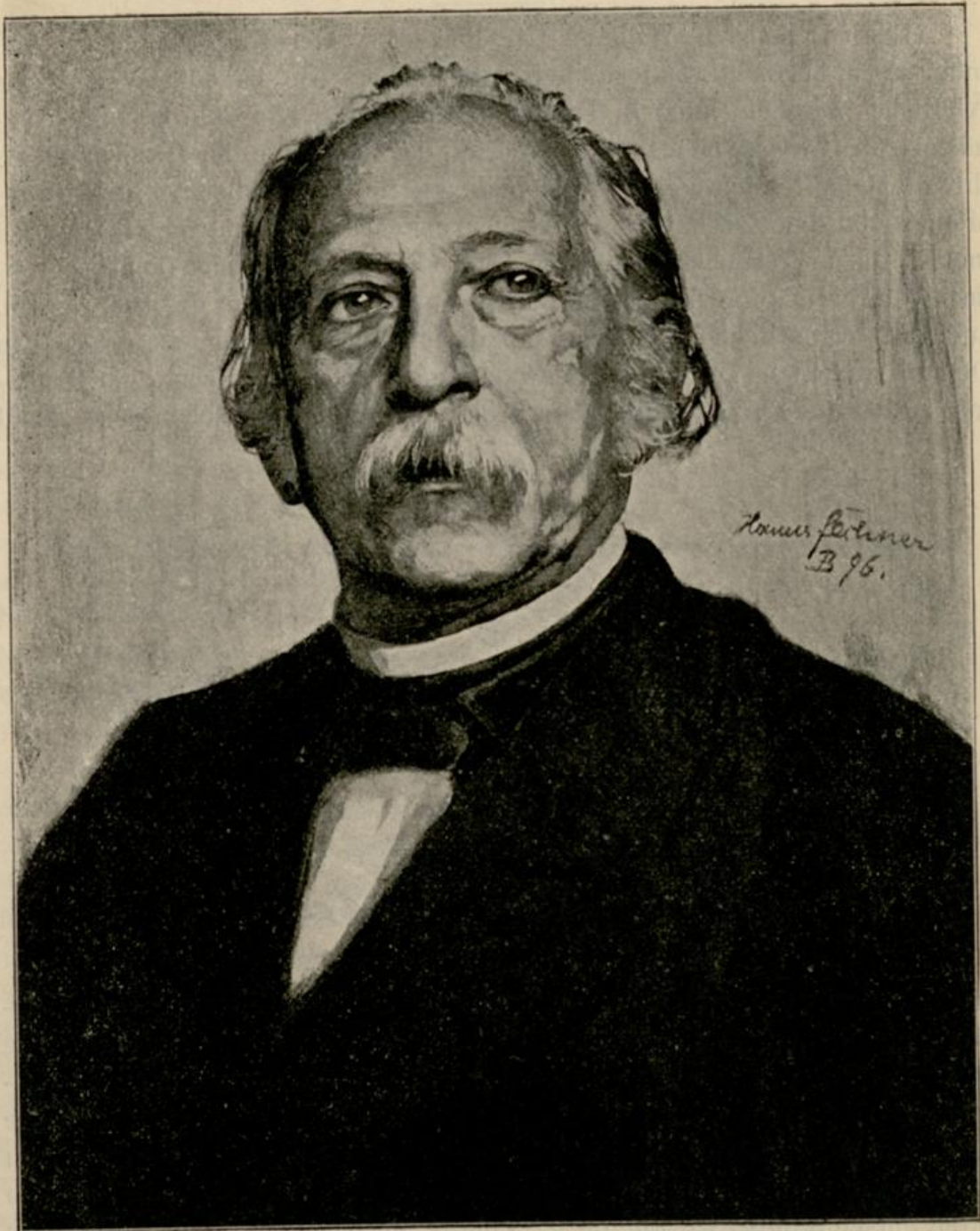
*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

VI. Jahrgang 1897/98.



Berlin 1898.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei
Bernburgerstrasse 14.



Theodor Fontane, Ehrenmitglied.

(Nach Professor Hans Fechners Meisterwerk.)

Theodor Fontane*)

über das Berlinertum seit Friedrich Wilhelm III.

Unter Friedrich Wilhelm III. herrschte Gerechtigkeit, noch viel mehr aber herrschte Duldsamkeit und Liebe. Nie hat die Welt etwas Ähnliches gesehen, auch in Duodezstaaten nicht, wie das damalige Verhältniss des preussischen Volkes, speziell der Bewohner der Hauptstadt, zu ihrem Könige. Auch das Confessionelle, speziell das Jüdische (die Lessing-Mendelsohn'sche Zeit hatte dafür vorgearbeitet) schuf keine Schwierigkeiten mehr. Ja, „väterliches Regiment“, das alle Klassen gleich herzlich umfasste, für alle Sinn und Verständniss hatte. Nicht nur das Bürgertum, auch das eigentliche Volk nahm an dieser Verbrüderung, an dieser von Demuth und Liebe getragenen Anerkennung des Menschlichen, im Gegensatz zu der nur Phrase gebliebenen Proklamirung der Menschenrechte, Theil

*Gulden, nur hätte sie nicht, Zulanda
 Drogen für Kinder,
 Lutz sein Kunst macht sein Mann, nicht
 sein Preis der Gans.*

Theodor Fontane.

und jene merkwürdige Epoche brach an, wo nicht blos „Willem, der von's Gerüste gefallen“, sondern, literarisch angesehen, auch der Eckensteher Nante hoffähig wurde. Kein Offiziers-Casino, das damals nicht einen ausgezeichneten Nante gehabt hätte. Die Tage des Königstädtischen Theaters, die Tage, wo der zu spät zur königlichen Tafel kommende Kronprinz sich mit den Worten „Na Meester, darum keene Feindschaft nich“ bei seinem Vater entschuldigte, worauf dieser gnädig antwortete: „Ach, Fritze, Du

*) Die Clichés von dem vortrefflichen Bilde unseres Ehrenmitgliedes Theodor Fontane nach Professor Hans Fechners Meisterwerk sowie von einer Handschrift des Dichters und obiger Aufsatz sind uns von den Autoren und dem Verleger, unserem Mitgliede, Herrn Verlagsbuchhändler Karl Siegismund freundlichst unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden, für welche schöne Gabe die Brandenburgia hiermit verbindlichst dankt.

kennst mir doch“. — Diese Tage des „Fest's der Handwerker“, der „Wiener in Berlin“, der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ brachen jetzt an und schufen, indem sie die Verschmelzung vollendeten, jene weltbekannte Anschauungs- und Ausdrucksweise, die sich mit dem Begriffe des „richtigen Berliners“ deckt, der nun bei Hofe (man denke nur an den damaligen Kronprinzen) gerade so gut existierte wie draussen bei Liesens oder auf dem Wollankschen Weinberge. Das Jahr 30, vielleicht das ganze Jahrzehnt von 30 bis 40, war der Höhepunkt dieser eigenartigen Erscheinung, ein Höhepunkt der Familiarität, der freilich — was auch damals schon von sehr vielen empfunden wurde — keineswegs ein Höhepunkt in allen Stücken war. Vielfach das Gegenteil. Es war, und zwar in einem unglaublichen und auf die Dauer geradezu staatsgefährlichen Grade, die Herrschaft der Mittelmässigkeit, Verschwommenheit und Trivialität, die Herrschaft des Witzes quand même, des Witzes, dem jede Rücksicht auf Andres, unendlich Wichtigeres untergeordnet wurde. Jeder Minister war langweilig, ledern und gleichgültig, aber Beckmann war ein Gott. Ich glaube, dass man diesen Satz, so weit Berlin in Betracht kommt, zur Formel für jenes Jahrzehnt erheben kann. Dazu kam, dass die Witze, auch rein als Witze angesehen, meist sehr anfechtbar und einer aufbessernden Veränderung dringend bedürftig waren. Und diese Veränderung kam denn auch. Aber während dieselbe für eine literarisch gebildetere Form sorgte, liess sie doch alles, was im Kern der Sache Gutes gewesen war, fortbestehen, will sagen, es blieb in Berlin im Wesentlichen, wenn auch verfeinert, bei dem Typus, den besonders die letzten 50 Jahre, also die Jahre seit dem Tode Friedrichs des Grossen herangebildet hatten. An die Stelle des Witzes von Angely, Beckmann, Glasbrenner trat der Heinrich Heinesche Witz, der, gemeinschaftlich mit den Mephisto-Parthieen aus Goethes Faust, alle Klassen, bis weit hinunter, zu durchdringen begann, bis abermals einige Jahre später der politische Witz den literarischen ablöste. Die mit 48 ins Leben tretenden Witzblätter, dazu die das Berliner Leben schildernden Stücke (David Kalisch voran) und schliesslich das wohl oder übel immer mehr in Mode kommende, sich aller Tages-Ereignisse bemächtigende Couplet-Wesen, schufen das, was wir das moderne Berlinertum nennen, ein eigentümliches Etwas, drin sich Übermut und Selbstironie, Charakter und Schwankendheit, Spottsucht und Gutmütigkeit, vor allem aber Kritik und Sentimentalität die Hand reichen, jenes Etwas, das, wie zur Zeit Friedrich Wilhelms III. (nur witziggeschulter und geschmackvoller geworden), auch heute wieder alle Kreise durchdringt, bei Hoch und Niedrig gleichmässig zu finden ist, und bereits über den un-mittelbaren Stadtkreis hinaus seine Wirkung äussert.

Vor 400 und auch noch vor 200 Jahren war Berlin eine märkische Stadt und stand unter dem Einfluss märkischen Lebens, jetzt ist das

Berlinerthum eine selbstständige, von dem ursprünglich Märkischen durchaus losgelöste Macht geworden, die nun ihrerseits auf dem Punkte steht, zu vielem Andreem auch die, nur hier und da noch, widerstandleistende Mark zu erobern und die Märker nolens volens früher oder später zu Berlinern zu machen.

2. (1. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 25. April 1897, mittags 12 Uhr.

Besichtigung des Museums der Geologischen Landes-Anstalt,
Invalidenstr. No. 44.

Herr Geheimer Regierungsrat Friedel begrüßte die erschienenen Mitglieder und Gäste, etwa 50 an der Zahl, indem er daran erinnerte, dass wir schon einen Teil der Sammlungen dieses Hauses unter der Führung des Herrn Geheimen Ober-Bergrats Dr. Hauchecorne in Augenschein genommen hätten und dass nun Herr Professor Dr. Ebert, der Vorsteher der paläontologischen Sammlung, die Güte haben wolle, uns den Rest zu erklären. Darauf ergriff Herr Professor Dr. Ebert selbst das Wort und führte folgendes aus: Die Geologische Landes-Anstalt hat die Aufgabe, die Zusammensetzung und den Aufbau des Bodens im Preussischen Staatsgebiet zu erforschen. Die Resultate dieser Untersuchungen werden neben den Publikationen in den geologischen Karten niedergelegt, welche alsdann für die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft und den Bergbau von dem grössten Nutzen sind. Bei derartigen Untersuchungen aber kommt man zu keinen genügend sicheren Resultaten, sobald man nur die Gesteine allein in Betracht zieht, da die Charaktere derselben oft zu gleichförmig sind, obwohl die Gesteine zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sein mögen. Um ein ganz sicheres Erkennungsmittel zu haben, muss man die Versteinerungen mit heranziehen, die sich darin finden. Unter ihnen giebt es solche, welche nur einmal auftreten und daher für bestimmte Schichten als Leitfossilien dienen. Als ein weiteres wichtiges Hilfsmittel für die Erforschung des Bodens, namentlich, wenn es sich um grössere Tiefen handelt, sind die Tiefbohrungen zu erwähnen.

Es werden hierdurch Gesteinscylinder von verschiedenem Durchmesser zu Tage gefördert und oft geben diese kleinen Stichproben aus

der Erdrinde nicht bloss Gesteinsproben, sondern sie schliessen auch Versteinerungen ein und lehren das Gefüge der Erdrinde kennen.

Was nun die Sammlung der Geologischen Landes-Anstalt betrifft, so ist diese in besonderer Weise aufgestellt, die sich aus ihrem Zweck ergibt. Man hat sie zur Zeit nach den geologischen Provinzen unseres Vaterlandes gruppiert, die einzelnen Säle umfassen z. T. ganz bestimmte Distrikte, so ist namentlich zu erwähnen der Saal mit den Handstücken aus dem Harz und dem Rheinischen Schiefergebirge. Die Glaskästen in den einzelnen Sälen umschliessen Handstücke mannigfacher Art, zum grössten Teil sind es Versteinerungen, daneben aber finden sich auch Gesteinsproben und Belegstücke von den Schätzen unseres Bodens.

Diese Art der Aufstellung giebt daher ein Bild von der Bodenzusammensetzung unseres Vaterlandes in seinen einzelnen Landschaften, und es ist dringend zu empfehlen, vor einer Reise in einen bestimmten Strich diese Kästen zu besichtigen.

Die Sammlung unterscheidet sich daher sehr wesentlich von der paläontologischen Sammlung des Museums für Naturkunde, denn letztere giebt eine Übersicht über die Reihe der Tierformen von den ältesten bis zu den jüngsten. In den Schaukästen der Geologischen Landes-Anstalt trifft man daher in den verschiedenen Sälen dieselben Versteinerungen wieder.

Wir begannen unseren Rundgang mit dem Saal, in welchem die Handstücke aus der Randzone des Rheinischen Schiefergebirges ausgestellt sind. Diese Randzone besteht aus jüngeren Gesteinen als der Kern. Es finden sich hier z. B. die vulkanischen Gesteine der Eifel, des Siebengebirges, des Vogelgebirges, die Ammoniten und Belemniten der westfälischen Kreide und die pflanzlichen Überreste aus den Steinkohlen des Ruhrbeckens.

Das nächste Zimmer gehört ganz dem Rheinischen Schiefergebirge. Die Schiefer- und Grauwacken bilden einen Teil der ältesten versteinierungsführenden Gesteine Deutschlands. Hier treten die ersten Vorfahren der Ammoniten auf, daneben zahlreiche Muscheln und muschelähnliche Tiere, sodann auch Tiere, welche in den Verwandtschaftskreis der Seesterne gehören, von diesen ist eine prächtige Seelilie mit Stiel, Kelch und Armen zu erwähnen, welche sich auf einer Schiefertafel befindet, die in einem seitlichen Wandschrank aufgestellt ist.

Hieran schliesst sich das Zimmer für den Harz. Eine Durchsicht der Kästen lehrt sofort die Übereinstimmung in den Tierformen, ein Zeichen, dass die Gesteine beider Gebiete in demselben Zeitraum entstanden sind.

Der nächste, etwas grössere Saal ist der interessanteste. Er ist für die Thüringische Landschaft bestimmt. In diesem Gebiete finden wir die Gesteinsreihen von den ältesten fast ohne Unterbrechung bis zu den jüngsten.

Es fehlt nur die Kreide. Es sei hier auf einige Leitfossilien aufmerksam gemacht. In den ältesten Schiefen des Thüringer Waldes finden sich die Graptolithen, es sind das Skelettstücke eines unbekanntes Tieres, ferner mögen hier die Trilobiten erwähnt werden, das waren Tiere, welche sich am besten mit dem jetzt lebenden Molukkenkrebs vergleichen lassen, sie hatten die Fähigkeit sich zusammenrollen zu können, wie die Asseln, welche unter feuchten Steinen leben. An der Wand ist eine grosse Schiefertafel mit Kriechspuren von Würmern aufgestellt. Es sei hier noch auf die geologische Karte aufmerksam gemacht, welche ein Stück des südwestlichen Randes des Thüringer Waldes darstellt. Es fällt schon durch die Farbengebung der grosse Gegensatz zwischen dem Gebirge und dem Vorlande auf, das Gebirge besteht aus älteren Gesteinen als das Vorland. Ursprünglich aber war der Thüringer Wald nicht vorhanden und die Schichten des heutigen Vorlandes erstreckten sich auch über die Stelle des Gebirges hinweg. Darauf aber sanken neben einem Mittelstück die Seitenstücke in die Tiefe, und dieses mittlere Stück bildete das Gebirge. Ursprünglich lagerten die Gesteine des Vorlandes noch auf dem Gebirge, durch die Verwitterung und die Abtragung ist aber im Laufe der Zeit das jüngere Gestein weggeführt worden. Der Thüringer Wald ist ein altes Gebirge, seine Berge sind niedrig und flach; die Alpen hingegen sind ein junges Gebirge, ihre Berge sind hoch und spitz.

Mit dem nächsten Saal beginnt eine andere Aufstellung. In ihm und den folgenden befinden sich die Handstücke vom Jura bis zur Neuzeit. Diese Aufstellung konnte gewählt werden, weil diese Schichten sich unter der Norddeutschen Tiefebene und am Rande derselben vorfinden. Die Jurazeit war die Blütezeit der Ammoniten und Belemniten. Die Ammonshörner waren die Gehäuse von Tieren, welche die Vorfahren des heutigen Nautilus, des Perlbootes, waren. Diese Tiere ähnelten im Bau den Tintenfischen, nur besaßen sie ein gekammertes Gehäuse, in dessen grösster Kammer sie wohnten. Die Schaukästen lehren, dass die Ammonshörner in ihrer Grösse, in ihrem Bau, ihrer Zeichnung einen sehr grossen Wechsel zeigten. Es giebt solche, die einige Millimeter Durchmesser besitzen, und andere, welche $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser haben. Die Belemniten, die Donnerkeile, sind die Ueberreste von Tintenfischen, die auch in der Gegenwart noch einen ziemlichen Reichtum von Formen, namentlich in Bezug auf die Grösse aufweisen, trotzdem können sich die grössten lebenden wohl nicht mit einigen ausgestorbenen messen. Da bei den lebenden Tintenfischen der dem Donnerkeil entsprechende Skeletteil nur eine sehr kleine Spitze bildet, so geben die Abstufungen in den Grössen der Donnerkeile den einzigen Anhalt für die Beurteilung des Umfanges des ehemaligen Tieres. In diesem Saale stehen auch Schaukästen mit Rüdersdorfer Material.

Mit den folgenden Zimmern nähern wir uns immer mehr der Gegen-

wart. Zunächst sind es die losen Massen des Tertiärs, unter denen wir auch Namen aus der Umgegend von Berlin treffen, z. B. Freienwalde, Buckow.

Die letzten beiden Zimmer endlich beherbergen die Überreste der jüngsten Zeit, des Diluviums und des Alluviums. In dem ersten Zimmer treffen wir die wichtigsten Bodenarten der Mark, die aus dem Moränenschutt des grossen Inlandeises herkommen. Es sind Proben von Grundmoränen alpiner Gletscher neben Rixdorfer Lehm gestellt, und es lässt sich zwischen beiden kein Unterschied feststellen. Ähnlich verhält es sich mit den Gletscherschrammen. Unter den tierischen Überresten sind hier die der grossen Säugetiere zu nennen, des Mammut, des Nashorn, des Bär u. s. w.

Nachdem hier der Rundgang beendet war, führte Herr Professor Ebert die Gesellschaft eine Treppe höher hinauf, wo die umfangreiche Bernsteinsammlung aufgestellt ist. Der Bernstein ist das fossile Harz mehrerer Nadelhölzer und findet sich in einer tertiären Bodenschicht des Samlandes, hier wird er durch die Meereswellen ausgespült und weiter transportiert, aber auch durch Menschenhand gewonnen. Das ist seine ursprüngliche Lagerstätte; durch mannigfache Umstände ist er aber auch in früherer Zeit von hier schon entfernt worden, so dass man ihn auch in jüngeren Schichten findet. Wissenschaftlich ist der Bernstein deshalb von Interesse, weil in dem durchsichtigen Material eine Menge von kleinen Lebewesen mit ihren zartesten Organen vorzüglich sich erhalten haben. Der Bernstein diente schon vom Schluss der Steinzeit ab als Schmuckgegenstand.

Hier verabschiedete sich die Gesellschaft von ihrem Führer, Herrn Professor Dr. Ebert, dem Herr Geheimrat Friedel den Dank aller Teilnehmer übermittelte.

3. (1. Arbeits-) Sitzung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch den 28. April 1897, Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

1. Bericht des Vorstandes über den Stand und die Thätigkeit der Gesellschaft während des V. Vereinsjahres 1896/97.

A. Bericht des II. Schriftwarts.

a) Mitglieder-Statistik.

Mit 186 Mitgliedern ist die Gesellschaft in das V. Vereinsjahr eingetreten. In das VI. Vereinsjahr treten wir ein mit 194 Mitgliedern — 178 Herren,

14 Damen, Institute und Vereine: 2. Durch den Tod verlor die Gesellschaft die Herren Postkommissar Groth und Rentier Steiner.

Zu Ehrenmitgliedern sind die Herren Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer und Professor Jentsch ernannt worden.

Aus dem Vorstand ausgeschieden ist Herr Ferdinand Meyer, an dessen Stelle Herr Dr. Zache getreten ist. Als II Schriftwart wurde Referent seitens des Vorstandes cooptiert.

In der am 29. April v. J. vorgenommenen Wahl wurde Herr Hofgoldschmied Telge in den Ausschuss gewählt. Der Ausschuss wählte an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Geh. Seehandlungsrat Dr. Schubart Herrn Geh. Regierungsrat Professor Liebenow als Obmann und Herrn Dr. Galland als dessen Stellvertreter.

b) Sitzungen.

Im abgelaufenen Vereinsjahr fanden insgesamt 19 Versammlungen statt. Davon waren 9 öffentliche (4 im Ständehause, 5 im Bürgersaal des Rathauses) und 10 ausserordentliche Versammlungen:

So am

- 21. März: Feier des Stiftungsfestes im Architektenhause,
- 13. Mai: Besichtigung der hiesigen Klosterkirche,
- 20. Mai: Besichtigung der Brauerei unseres Mitgliedes, des Herrn Julius Bötzwow,
- 10. Juni: Wanderfahrt nach der Pfaueninsel bei Potsdam,
- 14. Juni: Wanderfahrt nach Gross-Raeschen, (fand nicht statt.)
- 27. Juni: Wanderfahrt nach Britz bei Berlin,
- 30. August: Wanderfahrt nach Templin,
- 19. September: Wanderfahrt nach Klein-Machnow,
- 14. Februar: Besichtigung des Kgl. Museums für Bergbau und Hüttenwesen sowie des Museums der Kgl. Geologischen Landes-Anstalt,
- 20. März: Besichtigung der seitens der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums anlässlich der Hundertjahrfeier veranstalteten Sonderausstellung.

c) Vorträge und grössere Besprechungen.

Die Gesamtzahl derselben belief sich auf 32. Es sprachen die Herren Geheimer Regierungs- und Stadtrat Friedel achtmal, Kustos Buchholz sechsmal, Professor Dr. Euler zweimal. Je einmal die Herren Ferdinand Meyer, Dr. Bolle, Rechtsanwalt Bürkner, Dr. Graupe, Dr. Zache, Dr. Galland, Dr. Bahrfeldt, Professor Dr. Müllenhoff, Dr. Gensichen und Dr. Albrecht. Ferner die Damen Freitag, Lemke und von Förster.

Von Nichtmitgliedern sprachen je einmal die Herren Oberhofgärtner Reuter, Major Nieber und Geheimer Ober-Bergrat Dr. Hauchecorne.

H. Maurer.

B. Bericht des Schatzmeisters.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in Berlin.

Einnahmen.

1896/97.			
31. März.	Titel I. Bestand.		
	Baarbestand		1661,99 Mk.
" "	Titel II. Mitgliederbeiträge		
	pro I. Semester 172 à 6 Mk.	1032,— Mk.	
	pro II. Semester 168 à 6 Mk.	1008,— Mk.	
			<u>2040,— Mk.</u>
" "	Titel III. Aussergewöhnliche		
	a) Zuschuss der Brandb.-Landes-Kasse	500,— Mk.	
	b) Zuschuss des Magistrats	500,— Mk.	
	c) Verkauf v. Heften und des Archivs	—,— Mk.	
	d) Ueberschuss des Stiftungsfestes	—,— Mk.	
			<u>1000,— Mk.</u>
" "	Titel IV. Reservefonds.		
	Kapitalzinsen		35,— Mk.
			<u>Summe der Einnahmen 4736,99 Mk.</u>
	Kapitalvermögen.		
	Berliner 3½% Stadt-Oblig.	1000 Mk.	

Ausgabe.

1896/97.			
31. März.	Titel I. Lokal.		
	Vacat		—,— Mk.
" "	Titel II. Drucksachen.		
	a) Monatshefte 1—11	2153,65 Mk.	
	b) Abbildungen etc.	37,95 Mk.	
			<u>2191,60 Mk.</u>
" "	Titel III. Porto und Depeschen.		
	Portiauslagen etc.		71,68 Mk.
" "	Titel IV. Bureau und Schreibmaterialien.		
	Mitglieds-Karten, Couverts etc.		39,— Mk.
" "	Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten		
	Ausfertigung von div. Arbeiten		130,— Mk.
" "	Titel VI. Bibliothek.		
	Buchbinder		45,60 Mk.
" "	Titel VII. Sonstige Ausgaben.		
	Vacat		—,— Mk.
" "	Titel VIII. Aussergewöhnliche.		
	für Wanderversammlungen etc.		190,— Mk.
" "	Titel IX. Reservefonds.		
	Vakat		—,— Mk.
			<u>Summa der Ausgaben 2667,88 Mk.</u>

Summa der Einnahmen 4736,99 Mk.

Summa der Ausgaben 2667,88 Mk.

Bestand pro 1897/98 2069,11 Mk.

Berlin, den 1. April 1897.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Nach den Belägen und den Büchern revidiert und richtig befunden.
Der Bestand pro 1897/98 wird auf 2069,11 Mk. (Zweitausend und neun und
sechzig Mark 11 Pfg. festgestellt.

Berlin, den 26. April 1897.

Der Ausschuss.

W. Liebenow, Obmann.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

1897/98.

Einnahme.

31. März. Titel I. Bestand.

Baarbestand pro 1896/97 2069,11 Mk.

„ „ Titel II. Mitgliederbeiträge

pro 1897/98 175 Mitglieder à 12 Mk. 2100,— Mk.

„ „ Titel III. Aussergewöhnliche.

a) Zuschuss des Magistrats 500,— Mk.

b) Ueberschuss von Wanderv. etc. 5,89 Mk.

505,89 Mk.

„ „ Titel IV. Reservefonds.

Kapitalzinsen 35,— Mk.

Summa der Einnahmen 4710,— Mk.

1897/98.

Ausgabe.

31. März. Titel I. Local.

Vacat —,— Mk.

„ „ Titel II. Drucksachen.

a) Monatsheft 1—12, Archiv 2500 Mk.

b) Zeichnungen etc. 100 Mk.

2600,— Mk.

„ „ Titel III Porto und Depeschen.

Porti etc. 75,— Mk.

„ „ Titel IV Bureau-Materialien.

Couvert, Papier, Karten 50,— Mk.

„ „ Titel V. Remuneration f. gel. Arbeiten.

Kopialien etc. 140,— Mk.

„ „ Titel VI. Bibliothek.

Buchbinder etc. 50,— Mk.

„ „ Titel VII. Aussergewöhnliche.

Wanderversammlungen etc. 95,— Mk.

„ „ Titel VIII. Reservefonds.

a) Kapitalsanlage 1000,— Mk.

b) Baarbestand 700,— Mk.

1700,— Mk.

Summa der Ausgaben 4710,— Mk.

C. Bericht des Bibliothekars.

Am Schluss des Vereinsjahres 1895/96 waren vorhanden: 266 katalogisierte Werke.

Zugegangen sind als Geschenke 14 Nummern und zwar von Herrn Dr. Bahrfeldt: Bahrfeldt, Der Hacksilberfund von Gralow. Berlin 1896. gr. 8. 15 S. mit Abb.

Herrn Geh. Regierungsrat Friedel: 1. Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg. Berlin 1896. 8. 57 S. 2. Scipio, Staat und Religion; Predigt über Matth. 22 V. 15—22. Berlin. 8. 11. 96. 8. 13 S.

Herrn Oberlehrer Dr. Graupe: Kiessling's Übersichtskarte von 300 Quadratmeilen um Berlin. Berlin 1896. 8. 10 S. Text.

Herrn Heise: Heise, Über den Ortsnamen Berlin-Köln und einige andere. Berlin 1896. 8. 16 S.

Herrn Geheimrat Schubart: Berlin und seine Eisenbahnen. 1846—1896. Herausgegeben im Auftrage des Kgl. Preuss. Ministers der öffentlichen Arbeiten. Berlin 1896. gr. 4. 2 Bände. Mit vielen Abb.

Herrn v. Schulenburg, Willibald: v. Schulenburg, Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen. Wien 1896. gr. 4. 27 S. Mit 118 Abb.

Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. Schwartz: 1. Pröhle, Germania. Neue Bilder deutscher Grösse, deutscher Sitte und deutscher Natur. Berlin 1862. gr. 8. 2 Bände. Mit vielen Abb. 2. Paris wie es wirklich ist. Leipzig 1843. 8. 3. Alles durcheinander. Eine Sammlung komischer Briefe, Parodien, Zeitungs-Annoncen etc. Berlin 1838.

Märk. Prov.-Museum:

1. Hervorragende Altertums- und Kunst-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums. Heft I. Die Hacksilberfunde. Berlin 1896. Folio mit 7 Taf. Abb.

2. Verzeichnis der Fischereigeschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Berlin. gr. 8. 46 S.

3. Festschrift zum deutschen Anwalts-tage. Berlin 1896. 8. 108 S.

4. Die städtischen Gaswerke in Berlin 1847—1897. Berlin 1897. 4. 45 S. u. 5 Taf.

Ausserdem gingen 19 neue Nummern im Schriften-Austausch ein, so dass der Bestand 295 Nummern in 600 Bänden beträgt.

Im Schriften-Austausch stand die „Brandenburgia“ am Ende des vorigen Jahres mit 46 Vereinen pp.

Hinzugekommen sind 19 „ „

Summa . . . 65 Vereine pp.,

die in folgendem Verzeichnis aufgeführt werden:

Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.

„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.

„ „ „ Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“.

Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.

Brandenburg a. H: Historischer Verein.

- Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
 Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
 Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
 Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
 Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
 Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
 Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
 „ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland.
 Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
 Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
 Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
 Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
 Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
 Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
 Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
 Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
 Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
 „ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
 Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
 Heilbronn: Historischer Verein.
 Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
 Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
 Insterburg: Altertumsgesellschaft.
 Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.
 Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
 Kiel: Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
 „ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
 Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia*.
 Landsberg a. W. Verein für Geschichte der Neumark.
 Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
 Luxemburg: Verein für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst.
 Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
 Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
 Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
 Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
 Nürnberg: Germanisches National-Museum.
 „ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
 Plauen i. V.: Altertums-Verein.
 Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
 „ Altertums-Museum.
 Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
 Riga: Verein für livländische Geschichte.

- Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum.
 Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
 Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
 Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
 „ Nordisches Museum.
 Strassburg i. Elsass: Administration der Antiquitäten-Zeitschrift.
 Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
 Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Torgau: Altertums-Verein.
 Ulm: Verein für Kunst- und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
 Upsala: Königliche Universität.
 Washington: Smithsonian-Institution.
 Worms: Wormser Altertums-Verein.
 Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
 Zwickau: Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Bilder und Karten.

- 84—95. Von Herrn Polizei-Lieutenant Schmidt-Neuhaus: Illustrierte Satiren und sonstige historische Blätter aus dem 1848er Jahre. (12 Blatt.)
 96—98. Von Herrn Eckardt in Kiel: Ansichten von Potsdam, Charlottenhof und Berlin mit 11 Einzelansichten.
 99. Von Herrn Techniker Pütz: Ansicht der Braunkohlengrube „Maria II“ bei Gross-Räschen, Aquarelle.
 100. Von Herrn Apotheker Schenk: Photographie eines Ebereschenbaums mit Birnen- und Apfelbaum-Ästen.
 101. Von Herrn Gaillard, Inhaber einer Kunstanstalt: 4 Kollektionen, à 16 Ansichten, „Edm. Gaillard's Album von Berlin“. 1896.
 102. Vom Nordischen Museum in Stockholm: Karte über Skansen. 1896.

Den freundlichen Gebern der Bücher und Bilder pp. wird hierdurch verbindlichst gedankt.

2. Vor der Tagesordnung legte der 2. Vorsitzende Herr E. Friedel noch folgende Schriften vor:

A. Eine Festschrift: „Die städtischen Gaswerke in Berlin. 1847—1797. Rückblick am fünfzigsten Jahrestage ihres Bestehens.“ Nach amtlichen Quellen dargestellt. Mit 6 Tafeln und 18 Textfiguren. Berlin, Verlag von Springer, 1897. 45 S. Folio. Die öffentliche Beleuchtung der Strassen und Plätze Berlins geschah bis 1826 durch Oel-lampen und in der Folge kraft eines am 21. April 1825 zwischen dem Ministerium des Innern mit der englischen Imperial-Continental-Association ohne Zuziehung der städtischen Behörden bis zum 1. Januar 1847 abgeschlossenen Vertrages durch Gas. Von da ab wurde mittels Ministerial-Reskripts vom 6. September 1844 der Stadtverwaltung eine Mitbeteiligung gewährt. Im Wesentlichen dauert das Verhältnis noch heut fort und man muss sagen, dass dasselbe, wenn jene Arbeitsteilung auch Unbequem-

lichkeiten im Gefolge hat, doch der Ansporn zweiseitiger Konkurrenz auf die Leistungsfähigkeit beider Produzenten günstig eingewirkt hat. Ebenso ist die Voraussage, dass die Elektrizität das Gas verdrängen und die vorhandenen kostspieligen Anlagen des Gasbetriebes entwerten werde, nicht eingetreten. Im Gegenteil scheint das Leuchtgas für hauswirtschaftliche und gewerbliche Zwecke eine bedeutsame Zukunft zu haben, zumal wenn die Benutzung des städtischen Gases noch mehr nach kaufmännischen und weniger nach bürokratischen Grundsätzen gewährt wird.

B. Friedrich Krüner: Berlin als Mitglied der Deutschen Hanse. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Falk-Realgymnasiums zu Berlin 1897.) Auch der diesmalige Programm-Turnus unserer Berliner Schulanstalten lässt eine erfreuliche Beteiligung an der Forschung auf heimatlichem Boden erkennen. Die Krüner'sche Abhandlung zeugt von einer fleissigen Quellenbenutzung. Freilich werden zwei direkte Punkte: wann Berlin in die Hanse ein- und wann ausgetreten, auch von Krüner nicht beantwortet und dabei wird es wohl für alle Zeit verbleiben, weil die Hanse-Rezesse der Zeit über Berlin schweigen, sofern solche überhaupt vorhanden sind und auch die heimischen Archive weder Jahr noch Datum bieten. Die Juni-Versammlung 1434 ist die letzte auf der Berlin noch erscheint, vertreten durch den „radman Johan Glineke van dem Berlyne“. — Unter den Ausfuhr-Erzeugnissen erwähnt Krüner S. 5 u. A.: „Wein, Bier und Hopfen, letzterer wohl aus der Altmark,“ die vielfachen Flurbezeichnungen „Hoppegarten“ in der Mittelmark lassen es aber als wahrscheinlich erscheinen, dass jene Bierwürze auch aus anderen Landschaften der Mark verführt wurde. Über den uns nicht minder interessierenden Weinbau in der Mark sagt Krüner S. 14: „Der Wein der Mark, dessen Anbau die askanischen Markgrafen erst eingeführt hatten, wurde zwar zuerst hauptsächlich im Lande selbst getrunken, teils rein, teils mit Honig u. a. gemischt; denn man gewann ihn in so beträchtlichen Mengen, dass er z. B. in der Neumark um 25 Prozent billiger war, als das Krossener Bier. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts nahm er unter den Ausfuhrartikeln der Mark bereits eine hervorragende Stelle ein. Stendal war damals (Schwarz, Weinbau in der Mark B. 17. Götze, Stendal 51) der erste Platz für den Handel mit märkischen Weinen; ihr Absatzgebiet war der Norden und der Osten. Selbst im Lübecker Ratskeller wurde Rathenower und Gubener verschänkt, im Hofkeller zu Schwerin lagerte ausser diesen beiden Marken noch Brandenburger. Wie nach Lübeck so ging auch eine starke Ausfuhr nach Hamburg. An beiden Plätzen wurde der Märkische Landwein mit besserem ausländischen verschnitten und als fremder Wein in den Handel gebracht. Drei Orte machten nach Michael Nikolai den Ruhm des edelsten Weines

sich streitig. Brandenburg, Werder und Frankfurt a. O., denen erst in weitem Abstände sich Berlin anreihete.

Den Zusammenhang der Städte mit den ehemaligen Verbündeten der Hanse löste der Fall Berlins i. J. 1442 plötzlich und für immer. Auf die Androhung zehnjähriger Verhansung erwidern die Schwesterstädte Berlin und Köln am 22. Juli 1452 mit der resignierten Darlegung ihrer traurigen politischen Schicksale. Auch als später noch einmal Lübeck, das über Beraubung durch den Kurfürsten Friedrich II. klagt, Berlins Vermittelung und Fürsprache bei seinem Landesherrn in Anspruch nehmen will (12. September 1468), wagen weder Berlin noch Frankfurt, in Erinnerung an den Widerwillen Friedrichs gegen alle Städtebünde, den ehemaligen hansischen Genossen zu Diensten zu sein, sondern beide entschuldigen sich mit der Abwesenheit des Kurfürsten in Nürnberg. So gewaltig war der Schrecken, den die beiden städtebekämpfenden hohenzollerschen Brüder, Albrecht im Süden wie der eiserne Friedrich im Norden, der ehemals gefürchteten Hanse einflössten, dass diese jetzt der ein Jahrzehnt früher im Stiche gelassenen Genossin sich erinnert und um Berlins Fürbitte wirbt, das in der Folge schneller als zu erwarten, seinen Frieden mit dem eisernen Landesherrn macht.

„Berlin hat den Wandel der Dinge nicht zu beklagen gehabt: während des Wittelsbachischen und Lützelburgischen Elends in der Mark hat es teilnehmen dürfen an den ruhmreichen Tagen der Hanse, als dieselbe über nordische Könige triumphierte und in London wie in Nowgorod ihre Satzungen vorschrieb; nachdem der Glanz der nordischen Seestädte zu erbleichen begann und kraftvolle Fürsten ihnen ihre Rechte bestritten, da knüpfte sich das Schicksal des von der Hanse verlassenen Berlin an das aufstrebende Geschlecht der fränkischen Hohenzollern.“

Diesen Schlussworten füge ich gewissermassen als Kuriosum bei, dass in den letzten 20 Jahren zweimal amtliche Anfragen an den Magistrat von Berlin um Auskunft ergingen — das einmal von Lübeck, das anderemal seitens des Germanischen Museums zu Nürnberg — ob nicht Berlin ausser einer Hansestadt auch eine Freie Stadt gewesen sei. Der hiesige Magistrat hat diese Frage gewissenhaft verneinen müssen. Allerdings hat Berlin in seiner Blütezeit, als es Hansestadt war, zeitweilig eine sehr selbständige Stellung gehabt, welcher die Schwäche der Landesherrn zu Gute kam. Aber Berlin hat doch immer unter dem Landesherrn, niemals unmittelbar unter dem Reich gestanden. Selbst bei den Unruhen unter dem zweiten Hohenzollern gingen die Absichten der Berliner sicherlich nicht auf eine Losreissung von Brandenburg, sondern lediglich auf grössere Privilegien. Hier ist jedoch, wie Krünig andeutet, durch die landesherrliche Hoheit ein kräftiger Riegel für alle Zeiten, aber nur zum Segen Berlins, vorgeschoben worden.

C. Dr. Paul Schwartz: Zur Geschichte der Neumark während des dreissigjährigen Krieges. I. Teil. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der VI. Realschule zu Berlin. Ostern 1897. Der Verfasser, durch mehrere verdienstliche Arbeiten über die Neumark (vgl. „Archiv“ Bd. I. S. 127 flg.) wohl bekannt, schildert die Drangsale der Neumark bis zum Jahre 1627, wo Wallensteiner, Dänen, Schweden, Polen sich diesen Landesteil zum Tummelplatz ausersehen. Der Schwerpunkt des Interesses dürfte erst in die ferneren Kriegsjahre und damit in die vorbehaltene Fortsetzung der umsichtlich angelegten Abhandlung fallen.

D. u. E. Zwei Abhandlungen befassen sich mit König Friedrich II.

D. Dr. Georg Bormann: Kronprinz Friedrich von Preussen 1730–1740. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Charlottenschule zu Berlin. Ostern 1897. Eine warmempfundene Darstellung des Idylls, welches der jugendliche Fürst in dem lieblich belegenen, von ihm verschönerten Rheinsberg, dem Städtchen, das durch ihn für alle Zeiten ein anmutendes Gepräge und dauernden Nachruhm erhalten hat, durchlebte. Da ich erst im verwichenen Jahre die Pfingsttage in diesem märkischen Kleinod zugebracht habe, so stehen mir alle die Örtlichkeiten, welche der Verfasser berührt und in Beziehung zu dem genialen Schöpfer der preussischen Vormacht setzt, noch klar vor der Seele, und wie ich, wird jeder, der jene Gegend kennt, das Schriftchen Bormanns mit Genuss lesen. Das Facit fasst der Verfasser in die Worte: „Tiefgreifend und ungewöhnlich ist die Entwicklung des Kronprinzen in Rheinsberg. Ungeahnte Gaben entfaltend, ungeahnte Gaben der Zukunft vorbehaltend. Das ist nur dadurch zu erklären, dass der sich nun in seinem Eigensten aufsuchende Sinn auch ganz auf die Erfassung eines ungewöhnlichen Zieles gerichtet war: auf die Durchdringung mit den Aufgaben des künftigen Amtes. Das hob schnell über alles Kleine des Tages hinaus und liess selbst den Schmerz dahinten. Von nun an geht der Geprüfte und Sichselbstgewisse ohne Furcht seine Bahn; ohne Furcht, oft auch ohne Hoffnung — immer aber sich eines bewusst — der Pflicht, seiner Königspflicht. Und ob er auch nur noch einmal — im Herbst 1740 — nach der stillen märkischen Oase zurückkehrte und von hier aus fast unmittelbar auf die schlesischen Schlachtfelder eilte, immer hat seine Erinnerung liebevoll gewieilt bei den freude- und friedevollen Tagen im Schlosse Rheinsberg“.

E. Dr. Moritz Türk: Friedrichs des Grossen Dichtungen im Urteile des achtzehnten Jahrhunderts. I. Teil. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der VIII. Städtischen Realschule zu Berlin. Ostern 1897. Bei Besprechung der dichterischen Versuche des Grossen Königs, anders hat er sie selbst nicht bezeichnet und wollte er sie nicht angesehen wissen, kann man an den Rheinsberger Aufenthalt anknüpfen,

da er hier die Musse, sich im französischen Versifizieren auszubilden, am besten genoss. Das abschliessende Urteil des Verfassers wird in dem vorbehaltenen II. Teil, in welchem u. A. die Urteile der literarischen Zeitgenossen enthalten sein werden, zu finden sein. Bei den Autoren dieses Jahrhunderts hat die friderizianische Poesie im allgemeinen wenig Gnade gefunden. Die Arbeit Türks zeichnet sich durch grosse Gewissenhaftigkeit und Kenntnis verbunden mit ruhiger Objektivität aus.

F. Georg Galland: Cornelis Ryckwaert, Kurfürstlich-brandenburgischer Baumeister in Küstrin. (Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark, Heft V. S. 1 — 17.) Zu den mancherlei Künstlern, Baumeistern und Architekten, welche der Grosse Kurfürst zur Hebung seiner Lande berief, gehört Cornelis Ryckwaert, von welchem aber bisher nicht viel mehr bekannt war, als was Friedrich Nicolai, Nachrichten von den Baumeistern pp. 1786 S. 60 sagt: „Kornelis Ryckwaerts (der auch falsch Ryquart, Rückwärts oder Reichwart geschrieben wird) war ein Holländer; denn er heisst Kornelis, und konnte bey seiner Ankunft noch nicht deutsch. 1667 kam er als Baumeister zu Küstrin in Kurfürstliche Dienste. Gleich nach seiner Ankunft ward der Festungsbau angefangen und um 1668 wurden zuerst Baugefangene nach Küstrin geschickt. In Spandau war es schon seit 1652 geschehen. Er baute zu den Zeiten des Johannitermeisters Fürsten Johann Moritz von Nassau das Schloss zu Sonnenberg. (S. Gundlings brandenburgischer Atlas S. 314.) 1670 baute er das Hauptgebäude zu Schwet. Er machte 1675 auf Kurfürstlichen Befehl eine Zeichnung zu einem Turm für die Petrikirche in Berlin und legte 1682 eine sogenannte Gierbrücke oder fliegende Brücke bey Dessau über die Elbe an. Um 1690 bauete er den Hafen zu Rügenwalde und starb 1693 in Küstrin.“ — Für die Thätigkeit dieses wackern Baumeisters liefert Galland aus archivalischen Quellen eine Menge sorgfältig in Verbindung gebrachter neuer Daten. Nach Nicolai a. a. O. S. 102 erhielt Adrian Daniel Ryckwaerts jun., Sohn des Cornelis, nach seines Vaters Tode 1693 dessen Stelle als Kurfürstlicher Baumeister, soweit sie die Civilbaukunst betraf, unter Nerings Direktion mit 300 Rthlr. Gehalt. Das Urteil über R. sen. fasst Galland S. 16 wie folgt zusammen: „Cornelis Ryckwaert wird man ohne Frage in die Reihe der wirklich tüchtigen und verdienstvollen holländisch-märkischen Bauingenieure des 17. Jahrhunderts zu stellen haben. Und sein Andenken verdient von unserer Seite um so mehr Schätzung als Ryckwaert einem Lande, das erst seine Heimat wurde, jene treuen und ausgezeichneten, die Kultur fördernden Dienste geleistet.“

Die Nachkommen haben sich in hochdeutscher Weise Rückwardt geschrieben, und ist die hierorts blühende Familie dieses Namens auf den holländischen Ahnherrn zurückzuführen.

G. Dr. Alfred Götze: Die Vorgeschichte der Neumark. Nach den Funden dargestellt. Mit 126 Abbildungen. Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark. Heft V Landsb. a. W. 1897 S. 19—79. Beachtenswerte Monographie, die den vorgeschichtlich bis jetzt am wenigsten erforschten Teil der Provinz Brandenburg betrifft und dabei, wenn auch keineswegs das ganze, so doch ein reichliches Fundmaterial berücksichtigt. Die Darstellung ist chronologisch von der jüngeren Steinzeit bis zur slavischen Zeit geordnet, aber ungleichwertig, indem die mehrere Jahrhunderte umfassende römische Kaiserzeit nicht in Perioden getrennt, auch die darauf folgende Slavenzeit ohne vermittelndes Glied angeschlossen mit nicht viel mehr als 7 Seiten abgefertigt wird. Auf das Ethnologische geht der Verfasser nur ganz allgemein ein, indem er die Slaven von den Germanen sondert; ein Versuch, bestimmte germanische Stammesansiedlungen in der Neumark nachzuweisen, unterbleibt. Verwirrend ist es, dass Verfasser zwei hinterpommersche Kreise, Dramburg und Schivelbein, von denen der letztere örtlich sogar recht weit von der jetzigen Neumark entfernt liegt, beständig als zu derselben gehörig rechnet und bei der Würdigung der Fundstücke mit in Ansatz bringt. Dass in früheren Zeiten gewisse brandenburgische Exklaven nördlich im Pommerlande lagen, kann dabei doch nicht zum Vorwand dienen. Die keramischen Funde der jüngeren Steinzeit sind schwach vertreten, häufiger dagegen Steinwerkzeuge. Einzelne Hünengräber werden nachgewiesen; immerhin betrachtet Götze die Besiedelung der Neumark während der Steinzeit als eine dürftige. An Kupfergerät ist auch nur wenig nachweisbar (nach unserer Meinung, weil die unpraktischeren Kupfersachen in der Bronzezeit eingeschmolzen wurden), dagegen lassen sich mehrere Perioden der Bronzezeit nachweisen. Die ostgermanischen Urnenfelder dieses der Feuerbestattung huldigenden langen Zeitabschnittes werden in mehreren Zeitfolgen und, innerhalb der jüngeren Urnenfelder, die vom Göritzer und die vom Aurither Typus unterschieden. Warum die Gesichtsurnen, deren keine einzige in der Neumark gefunden ist, behandelt werden (S. 50 folg.), ist nicht erfindlich. Die Hallstatt-Periode, deren Verwendung für unsere Gegend allerdings recht schwierig ist, wird als solche in der Neumark nicht anerkannt. Die so wichtige la Tène-Zeit fertigt Verfasser auf 2 Seiten ab. Wenn bei der römischen Kaiserzeit gesagt wird, die Töpferei habe im wesentlichen keine Fortschritte gemacht, so ist das nicht richtig, denn unter den in diese Zeit gehörigen schwarzen Mäandergefäßen befinden sich manche von einer Düntheit der Wandung und Festigkeit, welche in den früheren Perioden nicht erreicht wird und um so bewunderungswürdiger erscheint, als man auch jetzt noch nicht die Drehscheibe benutzt hat. Bei den Metallarbeiten dieses Abschnittes sagt Götze S. 65: „Die eisernen Waffen scheinen aus dem Süden bzw. Südosten zu stammen,

wenigstens deuten darauf manche Funde, wie ein Schwert vor Reichersdorf, Kreis Guben, mit einer eingestempelten römischen Inschrift, ferner auch tauschierte Arbeiten, wie ein Armband von Reichersdorf; auch der Runenspeer von Münscheberg*) dürfte trotz der Runen aber wegen der Tauschierung nicht im freien Germanien gearbeitet sein.⁶ Daneben ist sicherlich aber die Eisenschmelze (aus Sumpferz) und das Eisenschmieden bei unseren Brandenburger Germanen längst bekannt gewesen, die man damals doch längst nicht mehr als halb wilde Barbären wird ansehen dürfen.

Hinsichtlich slavischer Gräber liegt aus der Neumark ein ausserordentlich geringes Fundmaterial vor. Leichenbestattung ist bisher nur von Falkenburg und Neuenhagen bekannt. Ob einige bei Königswalde gefundene Skelette dieser Periode angehören, ist zweifelhaft. Brandgräber wurden noch nicht gefunden, doch können sie möglicherweise noch ans Tageslicht kommen, da Leichenverbrennung in anderen slavischen Ländern durch Funde belegt und auch schriftlich beglaubigt ist. (Thietmar von Merseburg VII, 2. S. 73,)

Als einheimische wendische Arbeiten dürfen die silbernen und bronzenen Schläfenringe gelten. Auch die Eisenringe mögen zum Teil im Lande gearbeitet sein. Spuren von Verhüttung von Eisenerzen, die vielleicht importiert, wahrscheinlich jedoch aus Raseneisenstein gewonnen wurden, entdeckte man im Kreise Greifenhagen (a. a. O.).

3. Herr Prediger Neubauer von der Nazarethkirche zu Berlin übersendet auf Grund der Mitteilungen seines Vaters, des Rektors Neubauer zu Kirchhain (Kreis Luckau), und des dortigen Kantors Niedergesäss folgende mit grossem Dank aufgenommene Mitteilung über das niederlausitzer Kantoreiwesen.

(Die Kantorei-Gesellschaft in Kirchhain (Niederlausitz).)

Wohl wenige Vereine dürften sich eines solchen langjährigen Bestehens rühmen können, als die noch heute ebenso wie schon vor dem dreissigjährigen Kriege in Kirchhain bestehende Kantorei-Gesellschaft, deren Begründung in die nachreformatorische Zeit fällt. Sie besitzt ein in Pergament gebundenes Protokollbuch, in welchem sich fortlaufend die Protokolle vom Jahre 1649 bis 1892 befinden. Das älteste derselben, welches mit der Neugründung der Gesellschaft im Jahre 1649 beginnt, schildert in lebendiger Weise die Schrecken des dreissigjährigen Krieges, welche eine zeitweise Aufhebung des Vereins nötig machten, und giebt als Stiftungsdatum den 28. Februar 1595 an.**)

*) Vergl. meine Beschreibung desselben: Monatsblatt V, S. 314. E. Fr.

**) Im Jahre 1895 wurde demgemäss das 300jährige Stiftungsfest der Kantorei-Gesellschaft in Kirchhain feierlich begangen.

Die Kantorei-Gesellschaft hat sich als das erhalten, was sie ursprünglich gewesen ist, eine Vereinigung zur Pflege und Ausübung kirchlicher Instrumentalmusik und guten Chorgesanges. In Wahrung des Zusammenhanges mit der Kirche sieht sie noch heute in der Pflege der geistlichen Musik ihre Hauptaufgabe. So bildet sie auch aus ihren Mitgliedern den gemischten Kirchenchor, welcher bei Trauungen und Begräbnissen, in den Festgottesdiensten, besonders in der Christmette, zuweilen auch bei patriotischen Festlichkeiten, mitwirkt, sei es als A-Capella-Chor, sei es unter instrumentaler Begleitung. Der musikalische Leiter ist der jeweilige Kantor.

Wir lassen hier zunächst einige Stellen des obenerwähnten ältesten Protokolls, sowie der Anno 1649 Dom. 1 p. Epiph. festgestellten Leges folgen. — Das Protokoll beginnt:

„Im Nahmen der Heiligen und Hochgelobten Drey-Einigkeit, Amen! Wir, als Christen wissen aus Gottes geoffenbartem Worte gar wohl, wie das Musiciren und singen das Allererste Werk ist, welches die Engel Gottes noch vor Erschaffung der Menschen verrichtet haben. Denn also belehret den frommen Hiob Gott selbst in seinem Buch am 38. v. 7: „Wo warest Du, da mich die Morgensterne lobeten, und jauchzeten alle Kind Gottes?“ d. i. wie es eigentlich nach des Heiligen Gottes Sprache lauttet, „da alle Engel mich lobten mit Gesängen.“ Solche Engelische Freude aber hat der Allerhöchste Herr nachmahls den Menschen auch nach dem Fall vergönnet und Seiner Kirchen und Gemeine als ein besonderes privilegium und Freyheit zugelassen“. . .

In den Leges heisst es im § 1: „Ein Jeder, welcher sich in die Gesellschaft der Erbaren Kantorey begeben will, soll für allen Dingen eines Gottfurchtigen, Christlichen, Ehrlichen Lebens und Wandels; darnach der Music Kundig- und wohlgeübt; auch ferner die Probe-singen, und pro introitu 13 gr. in Fiscum zu erlegen schuldig seyn.“*)

Nach § 3 „soll die Cantorey, absonderlich gegen die Drey Hauptfesttage, Weynachten, Ostern und Pfingsten kurz vorhero ein Tentamen zu halten, die Müteten (Motetten) und was sonst die Feyertage über figuriret werden soll, fleissig zuvor zu übersingen, die von diesem Tentamine Aussenbleibenden mit 4 s (Pfennig) zu bestrafen verpflichtet und hingegen aus dem fisko 6 gr. zu vertrinken berechtigt seyn“. —

Eigenartig ist die Feier des Jahresfestes, wie sie noch heute nach dem Quartal Trium regum, also in der ersten Hälfte des Monats Januar sich vollzieht. Die Schulen werden dazu von Sonnabend bis Mittwoch geschlossen, da fast die ganze Bëwohnerschaft der Stadt unmittelbar oder mittelbar an den Festlichkeiten beteiligt ist. — Nach der musi-

*) Nicht aktive Mitglieder zahlen ein höheres Eintrittsgeld.

kalischen Generalprobe am Sonnabend, sowie der dabei stattfindenden Probe des eigens zum Fest doppelt eingebrauten Kontoreibieres,*) zu dessen Beschaffung der Magistrat einen Zuschuss von 45 Mark leistet, findet am Sonntag vormittags gemeinsamer Kirchgang und kirchliche Feier statt, abends Konzert im Rathaussaale. Am Montag früh ist im Rathause gemeinsames „Warmbiertrinken“ unter Genuss von „Kantoreibretzeln“; darauf in der Schule die sogenannte „Morgensprache“, abgehalten vom Oberpfarrer, in welcher auch die feierliche Aufnahme und Verpflichtung der neukonfirmierten Mitglieder der Gesellschaft vollzogen wird. Hierbei wird stets eine alte Arie gesungen, welche sich noch als Choral im neuen Dresdener Gesangbuch finden soll: „Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond, das Jahr danach zu teilen.“ Nach Schluss der Morgensprache erfolgt unter den Klängen der Kantoreifanfare ein Festzug nach dem Rathause, bei dessen Annäherung auf dem Marktplatze die aus der Kirche geholten Kesselpauken zur Begrüssung geschlagen werden. Es folgen gemeinsame Festtafel im Rathause, bei welcher stets Karpfen gegessen werden muss, nachmittags Kaffeebesuche von Haus zu Haus, besonders bei den neueingetretenen erwachsenen Mitgliedern, deren Aufnahme immer am Quartale Oculi stattfindet, abends Konzert und Unterhaltungsspiele. Der Dienstag und der Mittwoch verlaufen in ähnlicher Weise; auch dem Tanz und Kartenspiel**) wird an den Abenden fleissig obgelegen. Bei sämtlichen Festessen, sowie an den Festabenden werden über 100 Jahr alte Arien gesungen von vergilbten Notenblättern, welche desselben Alters sich rühmen können, z. B. nach einer Mozart'schen Melodie: „Des Lebens Freuden zu geniessen bedarf man grosser Schätze nicht“, „Freundschaft glüh' in jeder Brust“, „Freunde lasst den Frohsinn walten“ u. a. Es sind noch etwa 200 Stück dieser Arien vorhanden, deren Text zumeist noch in altertümlichen Deutsch geschrieben ist.***) —

Bis vor wenigen Jahren sang die Kantorei auch noch am Sylvesterabend um 11 Uhr auf dem Marktplatze vor dem Rathause das Lied von Heinrich Voss: „Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag“ und den Choral: „Nun danket alle Gott!“.

Die Kirchhainer Kantorei erfreut sich so grosser Beliebtheit, dass selbst ausserhalb wohnende Verwandte und Bekannte ihrer Mitglieder ihre Besuche in Kirchhain gern in die Zeit der Kantoreitage verlegen.

Ähnliche Kantoreigesellschaften bestehen noch in einigen Nachbarstädten, als Dobrilugk, Finsterwalde u. a., dürften sich aber an Alter des Bestehens und Grossartigkeit ihrer Feste mit der Kirchhainer kaum

*) 12 bis 15 Tonnen werden jetzt in den Kantoreitagen verbraucht.

**) „Tippen“ (Dreiblatt), „Schafkopf“, neuerdings auch „Skat“.

***) Diese Liedertexte sollen auch zum grösseren Teil in Freimaureerkreisen verbreitet sein.

messen können; diese hat das eigenartige, altertümliche Gepräge und Gepränge am reinsten bewahrt.

4. Die Berliner Blücher-Medaille.

Herr Dr. Gustav Sommerfeldt zu Rastenburg Ost-Pr., teilt 2 Separat-
abdrücke aus „Schlesiens Vorzeit“ 1897, S. 91—94, bzw. S. 135—137
über die Berliner Münz-Medailleure Anton Friedrich König senior
und junior mit. Sonderbarer Weise ist es bis jetzt nicht möglich ge-
wesen, nachzuweisen, von welchem dieser Medailleure, Vater oder Sohn,
der Entwurf der berühmten Medaille von 1816 herrührt, welche die
Stadtgemeinde Berlin zum Gedächtnis der Thaten Blüchers in den
Jahren 1813—1815 anfertigen liess. Nach den Ermittlungen Sommer-
feldts wäre König jun. im Jahre 1816 23 Jahre alt gewesen und es ist,
so meint Sommerfeldt, doch unwahrscheinlich, dass die Stadtverwaltung
einem so jungen Manne diese wichtige Arbeit übertragen haben sollte.
Oder aber die Angabe Königs über das Alter seines Sohnes in einer
Eingabe an den Ausschuss der neuorganisirten Landwehr zu Berlin,
worin er seinen angeblich zwanzigjährigen Sohn wegen Kränklichkeit
auszumustern bittet, enthielte eine Unrichtigkeit. Leider enthalten weder
die Akten des Magistrats noch der Königlichen Münze etwas Genaueres
über die Anfertigung der Medaille. Blücher erhielt 1816 ein goldenes
und zwei silberne Exemplare. Der betreffende Roh- und Feinstempel der
Medaille befindet sich im Märk. Provinzial-Museum. Den Medailleur
König sen. hält Sommerfeldt wieder aus anderen Gründen nicht für den
ausführenden Künstler. Der Sohn wurde durch Erlass vom 6. März 1824
zu Dresden als Graveur bei der dortigen Münze mit 500 M. Gehalt bei
dreimonatlicher Kündigung angestellt.

Da nach den Etats der Kgl. Münze König jun. als Nachfolger des am
23. Juli 1811 verstorbenen Münzmedailleurs Abrahamsohn zum Assistenten
seines Vaters ernannt wird und es in einer an den Kgl. Münzmeister Unger
am 20. April 1817 gerichteten Preuss. Finanz-Ministerialverfügung heisst:

„Meine Absicht ist auch den König jun. für das Münzmedaillenfach
weiter auszubilden und ihn auf Reisen, zuerst aber bei der Düsseldorfer
Münze anstellen und beschäftigen zu lassen, wozu er jedoch nach dem
ganzen Mechanismus, welchen das Stempelschneiden, Buchstabeneinschla-
gung pp. erheischt, unterrichtet werden muss. Diese Kenntnisse sich zu
verschaffen, werden Euer Wohlgeboren daher dem König jun. Gelegen-
heit geben.“

so kann in der That doch nicht König jun. als Verfertiger angesehen
werden.

Auf der Medaille selbst steht auf der Vorderseite: Dem Fürsten
Blücher von Wahlstatt die Bürger Berlins im Jahr 1816 und unter dem
Kopf Blüchers Schinkel inv. — König fecit. Auf der Rückseite zertritt

der heilige Michael den Satan, im Rande die Zahlen 1813. 1815. 1814, (in dieser Reihenfolge!). Neben dem berühmten Schinkel wird nur ein berühmter Medailleur als ebenbürtig erachtet worden sein und das war König sen., der Sohn mag seinem Vater immerhin bei der Arbeit Hülfe geleistet haben. In dieser Weise glaubt Herr Stadtrat E. Friedel die Angelegenheit, wie sie zur Zeit liegt, auffassen zu sollen.

5. Herr Custos Buchholz bespricht 2 vom 1. Vorsitzenden Herrn Oberbürgermeister Zelle überwiesene neue Publikationen:

a) „Der Gesindezwangsdienst in der Mark Brandenburg“, so lautet der Titel eines von Jos. Silbermann bearbeiteten Promotions-Schriftchens, dem das Verdienst zugeschrieben werden kann, diesen Zweig unserer heimatlichen Kulturgeschichte an der Hand der seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts erlassenen Verordnungen kurz und doch in umfassender Weise zusammengestellt zu haben.

Es handelt sich hierbei nicht um das Gesinde in den Städten, auch nicht um Gesinde in moderner Bedeutung, sondern um die Verpflichtung der Landbewohner, Bauern, wie Häusler nebst deren Familien, ihren Gutsherrschaften gewisse Arbeitsdienste zu leisten, eine Verpflichtung, die sich in verschiedenen Formen aus der mittelalterlichen Zeit bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten hatte.

Die landesherrliche Normierung des Zwangsdienstes erfolgte auf Betreiben der Ritterschaft. Es sollten dadurch den Gutsherren die namentlich in der Zeit der Aussaat und der Ernte fehlenden Arbeitskräfte gesichert werden. Die ersten Hohenzollern widersetzten sich zunächst dieser Forderung der Ritterschaft, indem sie in einem freien Bürger- und Bauernstande die sicherste Stütze ihrer Territorial-Herrschaft zu finden glaubten; doch die Abhängigkeit hinsichtlich der Staatseinkünfte, die von den Ständen bewilligt werden mussten, drängte die Kurfürsten allmählich zu Zugeständnissen und so sah sich endlich im Jahre 1518 Kurfürst Joachim I. gezwungen, in seinem „Landtagsabschiede“ den Gesindezwangsdienst und einen Höchstlohn einzuführen und zwar zunächst in der milden Form, dass niemand sich wo anders vermieten durfte, als bei seiner Gutsherrschaft und erst, wenn diese die Annahme ablehnte, durfte eine anderweite Vermiethung erfolgen. 1538 wurde diese Bestimmung dahin erweitert, dass kein Bauer ohne Bewilligung der Herrschaft fortziehen durfte und das Recht der Gutsherren, von den zu Gutsunterthanen herabgedrückten Bauern den Zwangsdienst zu fordern, wurde fast alljährlich proklamiert. Praktisch entwickelte sich hieraus eine Art Leibeigenschaft des Bauernstandes, eine persönliche Unfreiheit desselben, der erst das nach einer furchtbaren Erschütterung des preussischen Staatsgebäudes erlassene, befreiende Edikt vom 9. Oktober 1807 ein Ende machte.

b) Eine im „Archiv für Post und Telegraphie“ kürzlich erschienene Abhandlung, „Berlin vor hundert Jahren“, verdient in den Kreisen unserer „Brandenburgia“ Beachtung. An der Hand eines vollständigen Exemplars des bekannten Rosenbergschen Kupferstichwerks aus der letzten Friedericianischen Zeit, das für das Postmuseum angekauft worden ist, wird der Zustand unserer Hauptstadt insbesondere bezüglich der Strassen und des Verkehrswesens beleuchtet und alles in Betracht gezogen, was nach diesen Richtungen aus den Bildern, sei es als Hauptdarstellung, sei es als Beiwerk, ersichtlich ist. Mit dem Verfasser vermischen auch wir in dem sonst reichen, den Strassenverkehr illustrierenden Beiwerk die Gestalt eines Briefträgers, wie überhaupt alles sonstige an den Postbetrieb Erinnernde, obgleich der letztere in Berlin damals schon seit mehr als 100 Jahren bestanden hatte.

6. Herr Busse, ein sehr thätiger Pfleger des Märk. Museums, übersendet die beiden folgenden Notizen, sowie darin beschriebene Fundgegenstände:

a) Drei Blockhäuser und zwei Krüge aus einem derselben in Lamitsch-Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow.

Nach mehrtägigen Forschungen im August 1896 am Scharmützel-See und Umgegend, bei welcher Gelegenheit ich die Urnenfelder bei Diensdorf und Wilmersdorf untersuchte und bei Theresienhof ein Hügelgrab aufdeckte (siehe Verhandlungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft im nächsten erscheinenden Heft) hörte ich von einem alten Bauer in Diensdorf, dass sich im nahen Wilmersdorf das älteste Haus der Umgegend befände. Ich liess es mir näher beschreiben und suchte es am andern Tage auf. Es liegt zwischen den östlich gelegenen Häusern Wilmersdorfs, nicht weit vom Dorf-Teich und gehört der Wittwe Poi.

Man erkennt die Wände, namentlich an der Front als die eines alten Blockhauses, das in einem erst später errichteten, aus Fachwerk erbauten Hause eingebaut ist. Deutlich sieht man noch 8 grosse, ein Fuss starke Balken übereinander liegen, 15 Fuss lang und am Ende mit ebenso vielen Balken kreuzweise verbunden, die Enden $1\frac{1}{2}$ Fuss hervorragend. Das Ganze ist weiss gestrichen. Vom Amtsvorsteher Schultze aus dem 1 km östlich von Wilmersdorf gelegenen Dorfe Lamitsch, den ich hier zufällig sprach, hörte ich, dass sich in Lamitsch auch noch zwei derartige Blockhäuser befinden, herstammend noch aus der Zeit vor dem dreissigjährigen Kriege. Das ganze Dorf wäre damals bei einem Brande eingeäschert worden mit Ausnahme dieser beiden Häuser. Ich ging nun nach Lamitsch, um auch diese Bauten aufzusuchen. Das eine gehört der Frau Musche-Schulzen und ist nicht so leicht als Blockhaus zu erkennen, da es mit Lehm- oder Kalk-Putz beworfen ist. Um so besser ist das andere erhalten und als Blockhaus zu erkennen. Sein Besitzer

heisst Reibsch. Sämtliche 4 Wände bestehen aus Balken, die an den Enden kreuzweise verbunden sind. Im Innern ist das Haus in 4 Räume geteilt. Rechts ist der Flur mit Herd, Thür zum kleinen Kellergelass, die Treppe nach dem Boden in der Ecke. Links ist die Stube, dahinter noch eine Kammer und hinter dem Flur noch eine Vorrats-Kammer. Das Haus liegt an der früheren Hauptstrasse, die weiter nach Görzig führt. Bis vor 40 Jahren etwa war in demselben die Krug-Wirtschaft. Ich ersuchte den Besitzer des Hauses, mich nach dem Boden zu begleiten, die Frau wollte dies verhindern, doch weiteres Bitten half. Hier entdeckte ich in einer Ecke zwei alte ganz verstaubte Krüge, die ich unten am Brunnen reinigte und wert hielt, mitzunehmen. Die Krüge stammen wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert und waren mit Deckeln versehen, die aber jetzt fehlten. Beide Gefässe haben Henkel, der kleinere Krug ist mit einer nach oben stehenden, 3 cm langen Tülle versehen. Der grössere ist 30 cm hoch, grösste Weite beträgt 20, der Boden hat 11, die Oeffnung 9 cm im Durchmesser. Der Henkel desselben ist 12 cm hoch und $2\frac{1}{2}$ cm breit, der Krug ist sehr schön ornamentiert. Von oben bis 7 cm tief herab befinden sich 12 wagerechte Kehlstreifen, wovon 5 Aehnlichkeit mit dem alten Schnur-Ornament zeigen. Der Bauch des Gefässes in Höhe von 12 cm ist in 3 Halbkreise geteilt. Jeder derselben zeigt in der Mitte ein Blatt-Ornament, von jeder Seite mit einem doppeltgestrichenen Viereck umstellt, das wiederum mit 10 eingeritzten kleinen Kreisen umgeben ist. Dicht herumstehend sind noch 6 Gruppen, je aus 3 kleinen solcher Kreise gebildet. Zwischen den Halbkreisen befindet sich eine Stern-Figur, auch mit 10 kleinen Kreisen umzogen, unten und an den beiden Seiten dieser Figur sind nochmals einige Gruppen kleiner Kreise. Unter diesem Bauch-Ornament ziehen sich wieder 5 wagerechte parallele Kehlstreifen herum, wovon 2 das Schnur-Ornament zeigen und unter diesen Streifen ziehen sich senkrecht zum Boden schräge Facetten.

Der kleinere Krug hat eine Höhe von 21 cm, grösste Weite beträgt 16, Öffnung 7, Boden 9 cm, der Henkel ist 9 cm hoch, 2 cm breit und 4 cm abstehend. Am Hals befinden sich drei wagerechte Kehlstreifen und am Anfang des Bauches, da wo die Tülle angesetzt wird, sind 8 solcher Streifen, wovon 3 senkrecht gestrichelt sind. Der Bauch ist schwach gerieft. — Beide Krüge waren mit einer noch erkennbaren braunen Glasur versehen, der grössere war mit einer Hanfschnur umgeben, woran man die ausserordentliche Festigkeit bewundern muss, sie diente wohl zum Tragen des gefüllten Kruges. —

Ich möchte bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen, dass es sich wohl lohnt, diese Blockhäuser photographisch aufzunehmen oder zu zeichnen. Mir fehlte dazu die Zeit und es regnete zu stark. Denn lange wird es nicht mehr dauern, dann verschwinden diese alten Bau-

werke. — Ich führte an, dass das alte Reibische Blockhaus lange Zeit zur Krug-Wirtschaft diene. Wenn man die heutigen Wirtshäuser damit vergleicht, sollte man es kaum glauben, doch die Ansprüche früherer Zeiten waren geringer. Wir finden heut noch in der Mark, namentlich in Dörfern, die abseits von grösseren Landstrassen liegen, derartige kleinere, ganz bescheidene Wirtschaften. Man sollte es kaum für möglich halten, dass die Leute in so kleinen Räumen oft die ganze Nacht hindurch tanzen. Doch habe ich derartiges auch anderswo gefunden, zum Beispiel in Tirol, wo ich es erlebt habe, dass das kleine Tanzstübchen am andern Morgen auf dem Fussboden wie eine Tischlerwerkstätte aussah, so war derselbe von den nagelbeschlagenen Schuhsohlen bearbeitet worden.

b) Ein eisernes Schwert-Messer und ein Henkelgewicht von
Ützdorf, Kreis Nieder-Barnim.

Im Osten des Kreises Nieder-Barnim, drei Meilen nördlich von Berlin, liegt der Liepnitz-See, dessen Umgebung bekannt ist als Fundort vorgeschichtlicher Altertümer. An seinem nordöstlichen Ausfluss liegt das jetzt aus 6 bis 8 Häusern bestehende Dorf Ützdorf; dasselbe ist in der Hussiten-Zeit gänzlich zerstört worden, vordem war es grösser. Hart an der Strasse, die nach Lanke führt, am Ausfluss des Sees, lag die Mühle. Von dieser Stelle 30 m nördlich, dicht an der Landstrasse, baute sich der Rentier Herr Schmidt aus Berlin 1895 ein Landhaus. Beim Bau desselben wurden 4 bis 5 Fuss tief obige Gegenstände gefunden, die mir Herr Schmidt gütigst überliess.

Das Messer, stark verrostet, ist von der Schneide nach dem geraden Rücken zugespitzt. Die ganze Länge beträgt 31 cm, doch fehlt ein Teil vom Heft desselben. Die Länge der Klinge ist 22, die Breite 4 cm, der Rücken 4 mm stark, nach der Spitze zu 2 mm. Das Heft ist am Rücken 5, unten 3 mm dick und von zwei Löchern durchbohrt, hier gingen wohl die Stifte hindurch, die den Holzgriff befestigten. Dicht unten an der Schneide sitzt ein 2¹/₂ cm hoher und 2 cm breiter flachkronenförmiger Parier-Stift. Das Gewicht des ganzen Messers beträgt 183 gr.

Nicht weit davon fand sich ein eisernes, kugelartiges Objekt mit einem eisernen Bügel oder Henkel. Die Kugel ist durchbohrt, der Bügel ist dann hineingesteckt und unten umgenietet zur Befestigung desselben. Das Gewicht dieser Kugel beträgt 310 gr. Vielleicht ist es als Uhrgewicht gebraucht.*) Jedenfalls sind beide Gegenstände mittelalterlich.

In nächster Nähe der Fundstelle, nur noch etwas tiefer, kam eine Wasserleitung zum Vorschein, bestehend aus halben Baumstämmen, die übereinander lagen, innen ausgehöhlt. Die Röhren lagen auf einer festen

*) Es ist die Schlagkugel eines Kriegsflegels aus dem 15. Jahrh. Buchholz.

Thonschicht, denn das Erdreich ist hier sumpfig. Ich möchte hier noch bemerken, dass sich in den Birken hinter dem Forsthause ein alter Kirchhof befindet, der bis zum vorigen Jahrhundert von den Bewohnern benutzt wurde. Jetzt werden die Toten im nahen Dorfe Lanke bestattet.

7. Demnächst hielt das Ehrenmitglied Ferdinand Meyer einen Vortrag über

„Altberlinische Stätten“,

unter Ausstellung der betreffenden, von ihm aquarellierten Ansichten.

Der Prozess der Neugestaltung Berlins vollzog sich während der Regierungszeit des verewigten Kaisers Wilhelm stetig und unaufhaltsam im Innern wie in dem immer weiter sich ausdehnenden Umkreise der Stadt. Alte Gebäude, ganze Strassen mit den Ueberresten früherer Architektur sanken in Staub, und auf den freigelegten Trümmerfeldern erstanden in rapider Schnelligkeit schönere und stattlichere öffentliche und Privatgebäude, — entstanden ganze Häuserfluchten, in deren Erscheinung und innerer Einrichtung nichts mehr erinnert an das, was einst an ihrer Stelle sich erhoben.

Manches freilich ist dabei zu Grunde gegangen, was an das alte gemütliche Berlin erinnerte, das wir ältesten Berliner mit aller Liebe durchforscht; manche Stätte auch, die — wie noch geschildert werden soll — berühmte Persönlichkeiten betreten oder bewohnt hatten.

Was hilft's, wir sind eben Weltstadtbürger geworden, und schliesslich muss man sich mit seinem historischen Gewissen doch durch den Gedanken abfinden, dass nichts bleibend ist, als der Wechsel der Dinge.

Eine dieser ältesten Stätten war die von der Sage umwobene des Heiligegeistkirchleins und dessen Hospitals, — eine Stiftung werkhätiger Frömmigkeit jener Zeit, in der die Gründung der Stadt sich vollzog, ausserhalb deren ältester Mauer („extra muros“) die Stiftung lag. Ihrer geschieht zuerst Erwähnung in dem Gildebriefe, den die Rathmannen „ihren lieben Mitbürgern“, den Bäckern, im Jahre 1272 erteilten, dass sie das Gewerk wohl halten sollten. Denn der gesunde Mensch könne, wie jener Brief beginnt, nicht lange Zeit ohne Brot sein, es käme denn von Gottes Gnaden. Wäre aber das Brot, das die Rathmannen des Sonntags und Mittwochs in den Scharren besehen sollten, des Geldes nicht wert, dann hätten sie Macht zu gebieten, dass soviel Brot, als in den Scharren sei, nach den beiden Armenhöfen (zum Heiligegeist und St. Georgen) getragen würde.

Der zugleich als Kirchhof dienende Hospitalgarten, an den sich die bekannte, in unserer Gesellschaft jüngst wiederholt behandelte Sage von den drei „Verkehrtlinden“ knüpft, dehnte sich bis zur Spree aus. Nach ihm wurde die Heiligegeistgasse vordem „Am Heiligegeist-Kirchhof“

genannt. Nach Erweiterung der Stadt lagen Hospital und Kirche sowie das angrenzende Predigerhaus (Spandauerstrasse No. 2), nebst einer zur Empfangnahme milder Gaben für die von des Alters Bürde gedrückten Hospital-Insassen männlichen und weiblichen Geschlechts bestimmten Klausen mit Heiligenbild und „ewiger Lampe“, in dem von der Stadtmauer gebildeten Winkel zwischen der Spree und dem Spandauer Thor.

Auf unserm Bilde aus den vierziger Jahren führte die Heiligegeistgasse vorüber an dem kleinen Garten des Hospitals — zur Linken an die einmündende Heiligegeist-Strasse, welche als ursprüngliche Verbindung des Hospitals mit dem Nikolai-Viertel die Bezeichnung „Nach dem Heiligen Geist“ erhielt, — und ging dann in einem Knick mit geringerer Breite gegen die Spree herab. In diesem Teil standen einige Fischerhäuser, während am Ausfluss eines vom sumpfigen Ufer durch die Heiligegeiststrasse sich hinziehenden Spreearmes der sogenannte „Wursthof“ lag. Es war dies das älteste Berlinische Schlachthaus, während das Köllnische auf dem heutigen Grundstück an der Fischerbrücke No. 24 (einem damals noch freien Platze am Spreearm) sich befand. In Folge der grenzenlosesten Verkommenheit beider auf Pfählen im Wasser errichteten Schlachthäuser (in dem Berlinischen brach 1793 ein Geselle mitsamt dem Ochsen durch den Fussboden und stürzte in die Spree) wurde die ganze Einrichtung fraglich und beide Schlachthäuser gingen durch Ministerialbefehl vom 5. Juni 1810 ein.

Inzwischen hatte der „Armenhof“ eine Zeit lang auch als „Stadthof“ zur Unterbringung der Ratspferde und -Wagen sowie der Ackergerätschaften gedient. Im Jahre 1720 erlitt das Kirchlein durch das Auffliegen des alten Pulverturms am Spandauer Thor arge Beschädigungen; dann musste 1816 der Turm abgetragen werden, und in den sechziger Jahren erfolgte die Renovierung des Gotteshauses in seiner jetzigen Gestalt.

Auf einem Teil des Hospitalkirchhofs hatte der bekannte Bankier Itzig, unter Hinzuziehung einiger Fischerhäuser, zu Ende des siebenjährigen Krieges das stattliche Haus in der Burgstrasse sich erbauen lassen. Es fiel 1880 dem Erweiterungsbau der Börse zum Opfer. Gleichzeitig erfolgte der Abbruch des mit seiner hohen Giebelfront in der Heiligegeistgasse aufragenden Eckgebäudes, Heiligegeiststrasse No. 1, dessen Besitzer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Geheimerat v. d. Osten war. Hier entstand das bis zum Hospital sich hinziehende Telegraphengebäude der Börse, wodurch und zur Erweiterung des Börsengebäudes der zur Burgstrasse hinführende Teil der Heiligegeistgasse einging. Als Ersatz für dieselbe erfolgte die Anlegung der „St. Wolfgangstrasse“, die ihren Namen durch Kabinets-Ordre vom 19. August 1885, und zwar auf Wunsch des Kronprinzen Friedrich erhielt, damit

den Einwohnern der Stadt die Wolfgangbrüderschaft, deren Sitz in der Nähe der Marienkirche sich befand, in Erinnerung gebracht werde.

* * *

Zwischen der alten Heerstrasse nach Bernau und Prenzlau lag der erste Schützenplatz der Berliner Gilde, dessen Schiesshaus oder „Schützenkrug“ an der Ecke der Alten Schützen- und Neuen Königstrasse (No. 37) stand.*) Hier war schon zu Zeiten Joachims I. der einzige Berliner Volksvergnügungsort, auf dem auch die Hofjunker und kurfürstlichen Diener, selbst in Gegenwart ihres hohen Herrn sich's wohlsein liessen beim Zerbster Bier, und wacker im „Glückstopf“, (den Würfelbuden) spielten, während beim „Bohm mit der Büchse und dem Bogen nach dem Vogel geschossen wurde“, der Rat bei Anwesenheit des Kurfürsten auch Rhein- und andere süsse Weine spendete. Zur Zeit der Türkenzüge schoss man (1608) statt nach dem Vogel nach einem Muselmann. Während der Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges verstummte auch hier das lustige Leben und Treiben; das Schiesshaus wurde zum Lazaret für Pestkranke eingerichtet. Im Jahre 1650 wieder neu hergestellt, hatte sich 50 Jahre später das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Friedhofe von St. Nikolai und Marien geltend gemacht, deren Begräbnisstätten um die beiden Gotteshäuser gelegen waren. Durch Kabinettsordre vom 25. Juli 1708 wurde der auf beiden Seiten von den Gärten der Grundstücke in der Neuen König- und Prenzlauerstrasse „wohlverschlossene“ Schützenplatz, welcher bis nahe zur „Mudrichsgasse“ (jetzigen Keibelstrasse) reichte, „für die durch Gottes Gnade und Segen täglich sich mehrenden Einwohner nebst deren Gesinde zum Begräbnisplatz gewidmet“. Die Schützengilde erhielt dafür das von beiden Kirchen bereits für 500 Thlr. angekaufte Ackerland des Schlächtermeisters Schäfer überwiesen, welches in einer Länge von 56 und einer Breite von 30 Ruten hinter No. 5 und 6 der heutigen Linienstrasse lag. Hier war bereits ein Totengräberhaus errichtet, das dann behufs Erbauung des neuen Schützenhauses wieder abgebrochen wurde. Nunmehr erhielt der zwischen Prenzlauer- und Neue Königstrasse gelegene Strassenteil die Bezeichnung „Neue Schützenstrasse“, von der aus die Schiessgasse über die Mudrichsgasse bis zu dem sogenannten „Alten Schützenkirchhof“ als eine Sackgasse hinlief.

Auf demselben fanden, wie auf den übrigen Kirchplätzen, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts während der Sommermonate die sonntäglichen Vesperpredigten statt. Dies gab den „mutwilligen Jungens“ Gelegenheit, den Ort zu einer Versamlungsstätte zu machen und nicht nur viel Lärm zu verursachen, sondern auch Beschädigungen

*) Dasselbe wurde 1617 auf Befehl des Kurfürsten Johann Sigismund vom Rat für die Bogen- und Büchschützen erbaut.

anzurichten. Infolgedessen erhielt der Gefangen-Inspektor den Auftrag, die dort herumschwärmenden liederlichen Jungens einen Tag nach „Kalandshof“ (dem damaligen Stadtgefängnis) zur Bestrafung zu bringen.

Als dann 1768 den Grundstücksbesitzern gestattet war, ihre nach dem Kirchhof gehenden Pforten gegen einen jährlichen Zins von 2 Thalern benutzen zu können, erklärte der Gouverneur v. Ramin, einen Exerzierschuppen daselbst erbauen zu wollen. Denn der Kirchhof liege, wie Se. Exzellenz auf eine Vorstellung der Kirchenbehörden antwortete, den Regimentern von Koschenbahr und Rentzel am bequemsten zum Exerzieren, und es bleibe noch Platz genug zur Begrabung der Toten übrig, welche ohnedies ganz ruhig liegen würden. Im Juni des folgenden Jahres war dann das noch jetzt vorhandene (seit vielen Jahren als Lagerraum verpachtete) Exerzierhaus in einer Länge von 240 Fuss vollendet. Dann erstand neben demselben (Alte Schützenstrasse 2), ebenfalls auf Kirchhofsterrain, ein Militär-Lazaret. Diesen Baulichkeiten gegenüber gesellte sich 1792 noch ein neuerbautes Spritzenhaus hinzu, und sieben Jahre später verlegte das Direktorium die Anstalt des „Strassenreinigungs-Fuhrwesens“ von dem Posthofe ebenfalls nach dem Kirchhofe, seitwärts vom Exerzierhause (jetziges Feuerwehr-Depot, Keibelstrasse 27, 28).

Allerdings war der Kirchhof inzwischen durch die Herrichtung der neuen Begräbnisstätte am Prenzlauer Thor entbehrlich geworden. Nur in dem an die Kirchhofsumfriedigung grenzenden, für die Eximierten und deren Erbbegräbnisse 1726 angelegten „Kleinen Schützenkirchhof“ wurden Bestattungen noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts vorgenommen. Dann erfahren wir, dass die Gitter und Epitaphien durch das herumwohnende Gesindel weggestohlen wurden, dass das einstöckige Gewölbe des Brauers Fischer einzustürzen und diejenigen zu erschlagen drohte, welche so dreist wären, hier einzusteigen, um Handgriffe und Beschläge von den Särgen zu stehlen und „Leichen herumzuwühlen“. Nebenbei trieben die Anwohner ihre Schweine „zum Grasfressen“ auf den Kirchhof. Dieser unerfreuliche Zustand endigte mit der in der zweiten Morgenstunde des 20. Juni 1826 erfolgten Ueberführung der hier noch vorhanden gewesenen Särge nach dem neuen Begräbnisplatz am Prenzlauer Thor.

Inzwischen hatte Professor Wadzeck das kleine, auf einem zur ehemaligen kurfürstlichen Sandschäferei gehörig gewesenen Wiesenfleck erbaute Haus nebst Garten, an der Ecke der Schiess- und Mudrichgasse zur Gründung einer Wohlthätigkeitsanstalt erworben, deren Eröffnung am Königsgeburtstag, 3. August 1819, stattfand. Bei der täglich zunehmenden Anzahl von Pfleglingen sah er sich genötigt, die Anstalt durch den Ankauf des in der Schiessgasse angrenzenden Grundstücks zu vergrössern. Am 29. Juni 1820 wurde der Grundstein zum Neubau

gelegt; im Oktober 1823 war das Gebäude, wie es auf dem ausgestellten Bilde erscheint, vollendet. Der hochherzige Stifter sollte die Ausführung nicht mehr erleben, bereits am 2. März war er im 61. Lebensjahre sanft entschlummert; edle Menschenfreunde hatten sein Werk vollendet. An seinem Todestage aber versammelten sich noch in späteren Jahren die Zöglinge der Wadzeck-Anstalt um sein Grab auf dem Kirchhof am Prenzlauer Thor, um an der Hand ihrer Lehrer den Tod des vollendeten Menschenfreundes zu feiern. Sein Grab war bereits in den sechziger Jahren verschwunden; auf den Armen des Kreuzes standen damals nur noch die Jahreszahl 1823 und der Name Franz Daniel Friedrich Wadzeck. Möge die von ihm gegründete, jetzt unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehende Anstalt noch lange zum Segen der menschlichen Gesellschaft fortbestehen!

Noch in seinem Todesjahre erhielt die bishérigé Mudrichsgasse durch Kabinets-Ordre vom 2. Dezember den Namen Wadzeckstrasse verliehen. Für die Schiessgasse war bereits im Jahre 1835 der Name des verdienstvollen Städteältesten Wilhelm Keibel († 1860) ohne Erfolg in Vorschlag gebracht worden. Ebenso 1857 die Benennung „Blücherstrasse“, als dieses Namens nicht entsprechend. Bald darauf wurde auch der Name des verstorbenen Oberbürgermeisters Bärensprung, ferner die Bezeichnung „Schulstrasse“, nach der von demselben veranlassten Gründung der Königstädtischen Realschule in der Schiessgasse, abgelehnt. Schliesslich erhielt durch Kabinets-Ordre des Prinzen von Preussen, d. d. London, den 24. Januar 1858, die Strasse den zuerst beantragten Namen.

* * *

Wie ein Stück aus der Lagunenstadt mutet uns das ausgestellte Bild des „Grünen Grabens“ hinter dem Hausvogtei-Platz an, da wo noch vor einigen Jahren ein gewölbter Hausdurchgang zu der schmalen Fussgängerbrücke führte, über die man in die Taubenstrasse gelangte. Verfolgen wir den nun verflössenen Festungsgraben aus der Zeit des Grossen Kurfürsten. An der Singakademie vorüber bedeckte egyptische Finsternis das ohnehin schwarze Wasser dieses einstigen Schmerzenskindes unserer guten Vaterstadt; hoch und sicher war die von Kanalisationsröhren, Telegraphenkabeln und Rohrpostbehältern durchschnittene, hin und wieder auch durch Pfähle versperrte Wölbung. Endlich dämmerte halbmondförmig das Tageslicht herein: es war beim „Bullenwinkel“ am Ende der Taubenstrasse, zu der die erwähnte Laufbrücke vom Hausvogtei-Platz führte. Hier ragten die alten romantischen Bauten rechts und links und über dem Graben empor, dazwischen dichtbelaubte Baumkronen und darüber ein azurblauer Himmel sich wölbend. So war das Bild gestaltet, das sich dem Blicke darbot. Die Holzbauten an der Seite der Taubenstrasse gehörten teilweise zu den 28 Schlächterscharren,

die um das Jahr 1758 hier im „Bullenwinkel“ als Erbzinsscharren entstanden, während 1796 in Berlin überhaupt 170 dieser Scharren vorhanden waren. Im Jahre 1839 hatte sich ihre Anzahl bis auf 57 vermindert.

Die Bezeichnung „Bullenwinkel“, deren es in Berlin ein volles Dutzend gab, ist älteren Ursprunges, als dass man sie von den Schlächter-scharren herleiten könnte. Denn bereits im 17. Jahrhundert pflegte man unreinliche oder von „etzlichem Gesindelein“ frequentierte Winkel und Sackgassen, auch offiziell mit diesem wenig schmeichelhaften Namen zu belegen. So prangte noch vor einigen Jahren am Ende der Waisenstrasse, die ursprünglich einen Gang zwischen Hinterhäusern und Zäunen „An der Stralauer Mauer“ bis zum Klosterkirchhof bildete, eines der antiken blauen Strassenschilder mit der Aufschrift „Bullenwinkel“ in weissen deutschen Lettern.

* * *

Eine, wenn auch nicht innerhalb der früheren Ringmauer gelegene Stätte betrachtete doch jeder reguläre Berliner als zu seiner Vaterstadt gehörig: das an der Spree anmutig gelegene Stralau mit seinem zum Wahrzeichen gewordenen Kirchlein, wie es nach der von Schinkel erfolgten Restaurierung auf unserem Bilde aus den vierziger Jahren dargestellt ist. War doch der „Hof Stralow“, den der Rat zu Berlin 1358 nebst den dazu gehörigen Äckern erwarb, als wahrscheinlicher Überrest des altwendischen Fischerdorfes, in das Gebiet der Stadt gezogen worden. Und zugleich auch der Stralauer See, den der Rat für jährlich 6 Pfund Pfennige an die Fischerinnung verpachtete.

Es ist bekannt, wie hier das echte und rechte, von Generation zu Generation lieb behaltene hauptstädtische Volksfest des Fischzuges seit Ende des vorigen Jahrhunderts gefeiert wurde. Uns ältesten Berlinern gehört es noch zu den behaglichsten Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Damals, als die ländliche Spree noch in unschuldiger Reinheit dort vorüberrauschte, bevor sie am Oberbaum, als „Mädchen für Alles“ in die Stadt tretend, diesen jungfräulichen Charakter einbüsste, — als Eisenbahnen und Dampfbote nach Stralau noch nicht existierten, bildete sie schon einen der nach dem Fest-Eldorado führenden drei Hauptwege.

Ich muss und kann hier darauf verzichten, eine Skizze der Scenerie des damaligen Volksfest-Schauspiels zu geben. Erwähnt sei nur, dass König Friedrich Wilhelm III., welcher des öfteren mit seiner Familie auf einer kleinen Gondel-Flottille dort erschien, einst die Festwiese bis zur „Mutter Tübbecke“ durchschritt und das historische Wahrzeichen des „roten Riesenkrebses“ in Augenschein nahm. Es war dies eine Papphülle, in der ein jugendlicher Spassmacher steckte — ein „abgebrühter“, wie der Monarch die rote Amphibie nannte.

Gedenken wir noch der Entstehung des Stralauer Kirchleins mit seinen Überresten von Glasmalereien aus uralter Zeit, so ist bisher stets auf Nicolai verwiesen, welcher kurz angiebt: sie ist 1464 erbauet. Die Quelle, aus der er dies entommen, ist das „Chronicon Berolinense“ des Konrektors am Joachimsthalschen Gymnasium, Pustius, welcher 1686 an dasselbe berufen wurde. Derselbe meldet: A. 1464 ist die Kirche Strahlö erbauet und der Thurm gefertigt worden sub Pontifice Pio II. anno ejus VI.

Eine Radierung von Bolt zeigt uns das Kirchlein mit dem früheren Turmbau.

Ein pittoreskes Bild gewährte der noch vorhandene alte Mühlengraben. Seitwärts von der Spreestrasse her, zieht er sich als ein Ausläufer des Spreearms (heutigen Schleusenkanals), vor einigen Jahrzehnten noch eingezwängt von einem Konglomerat der zu den Häusern der Brüderstrasse und „An der Schleute“ gehörigen Buden, Badezellen und Waschbänken in einem Bogen entlang; vorüber auch zur linken an einem verwilderten Garten, dessen mächtige Baumäste sich weit über die Quaimauer streckten. Dann entschwand er den Blicken, durch eine mächtige Wölbung unter dem nach der Schleusenbrücke zu gelegenen Teil der Stechbahn seinen Lauf fortsetzend, um schliesslich bei den damaligen Werderschen Mühlen wieder in die Spree zu münden. Zur rechten im Hintergrunde des Bildes ragt die imposante, 1848 in ihrem Äussern vollendete Schlosskuppel auf, vom Strassenpflaster bis zur Spitze des Kreuzes in einer Höhe von 225 Fuss.

1848—1448! Damals durchtobte ebenfalls ein Aufruhr die Stadt, als Kurfürst Friedrich II. seinem Hofrichter Balzer Hake den Auftrag erteilt hatte, die Schleusen beim Werder — der vom Mühlengraben und dem Spreearm gebildeten Insel „Freiheit auf dem Werder“ — wieder zu schützen. In der voraufgegangenen Revolte hatte man nämlich durch das gewaltsame Aufziehen der Schleusen den begonnenen Schlossbau des „Eisernen“ Friedrich auf dem damals noch tiefer gelegenen Terrain unter Wasser gesetzt.

Verfolgen wir nunmehr die unmittelbare Umgebung des Mühlengrabens in ihren vielfachen Wandelungen.

Von dem stark befestigten Teltower (späteren Gertrauden Thor an der gleichnamigen Brücke) zog sich die alte Kölnische Stadtmauer weiter nach der heutigen Spreestrasse her, die im 16. Jahrhundert einen Gang bildete, auf dem man bei Feuersgefahr zum Wasser gelangen konnte. Aus der anfänglichen „Neuen Gasse zur Spree“ wurde dann das „Spree-Gässlein“, die „Spree-Gasse“ und seit 1862 die „Spree-Strasse“. Von jenem Turm lief die Mauer diesseits des Mühlengrabens entlang, wo ein zweiter Turm beim heutigen sogen. Roten Schlosse stand, von dort in

einem Bogen über den Schlossplatz und in der Richtung des königlichen Schlosses bis zum Turm hart am Spreeufer hin.

Noch unbebaut lag die Brüderstrasse vom heutigen Schlossplatz bis zur Spreestrasse, und gegenüber bis zur Neumannsgasse (vordem „Heyses-Gässlein“ genannt), während der ältere Teil bis zum Petri-Platz bereits seinen Namen nach den Dominikanern oder „schwarzen Brüdern“ führte. Erst nach Erhebung der Dominikanerkirche (auf dem Schlossplatz) zum „Neuen Domstift“, 1469, erhielt diesem entsprechend der inzwischen bebaute Teil die Benennung „Nach dem neuen Stift“, bis dann zur Zeit des Grossen Kurfürsten der gemeinschaftliche Name Brüderstrasse eingeführt wurde.

Auf dem Grundstück Nr. 1, das ehemals noch an der alten Strassenfluchtlinie lag und ein Eckgrundstück am Schlossplatz bis zur Stechbahn hin bildete, standen im 16. Jahrhundert drei Häuser: dasjenige des Bürgermeisters Hans Brettschneider, des Bürgers Veit Mader und des Hofpredigers Magister Jeronimus (Hieronymus) Schwollen. Verweilen wir bei der denkwürdigen Stätte des letzteren.

Elisabeth, die Gemahlin Joachims I., eine glühende Verehrerin Martin Luthers, deren grösstes Verlangen es war, offen zur reformierten Kirche überzutreten, musste sich ihrem streng katholischen Gemahl gegenüber die Erfüllung dieses Wunsches versagen. So beschloss sie denn, insgeheim durch den Genuss des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt von der katholischen Kirche sich loszusagen. Ein verkleideter Prediger der neuen Lehre vollzog die heilige Handlung in einem Gemach der Kurfürstin; doch erfuhr ihr Gemahl durch Verrat von diesem „Verbrechen“, wie er sich ausdrückte, das nur mit dem Tode gebüsst werden könnte. Er soll mit Einkerkung gedroht haben, und Elisabeth erhielt den strengen Befehl, ihre Gemächer nicht zu verlassen. Dies brachte den Entschluss der Kurfürstin zur Reife, aus dem Schlosse zu entweichen. In der Nacht des 25. März 1528 verliess sie mit ihrer Kammerfrau und geleitet von einem treuen Diener das Schloss durch die „Wasserpforte“, und entfloh auf einem bereit gehaltenen Bauernwagen nach der sächsischen Grenze. Dort wurde Elisabeth von ihrem vorher unterrichteten Bruder Christian von Dänemark erwartet und nach Torgau, seinem damaligen Aufenthalt geleitet. Sodann begab sie sich zu ihrer Mutter Bruder, dem Kurfürsten von Sachsen, welcher ihr das Schloss Lichtenburg unweit Wittenberg zum Wohnsitz anwies. Hier und in letzterer Stadt trat sie mit Luther in regen persönlichen Verkehr. Erst nach dem Tode ihres Gemahls (1535) kehrte Elisabeth auf Wunsch ihres Sohnes nach Berlin zurück; doch nicht wollte sie hier die Stätte wieder betreten, an die so schmerzliche Erinnerungen sich knüpften. Sie nahm daher ihren Aufenthalt in dem vorerwähnten Hause des Magisters Schwollen, welcher dasselbe bis zu seinem am 8. Januar 1563 erfolgten Tode besass.

Das angrenzende Haus des Bürgermeisters Brettschneider befand sich 1587 im Besitze des kurfürstlichen Hofmarschalls und Obermundschenks Hans v. Thümen. In jenem Jahre verlieh Kurfürst Johann George dem Hause die Freihausgerechtigkeit, bestehend in der Befreiung des Besitzes von allen Schossen, Steuern, Wachen und andern bürgerlichen Pflichten und Auflagen. Und weil v. Thümen die ihm bei seinen Bestellungen vom Kurfürsten „aus Gnaden verschriebenen und zugesagten 5000 und 1000 Rthlr. nicht erhoben, sondern auch noch 280 Thlr. darüber baar in die Kämmerei zu etlichen Ausgaben des Kurfürsten eingeantwortet, ferner die gebührliche jährliche Versinsung, 6 vom 100, als Leibgedinge für seine eheliche Hausfrau Judith Brandin von Lindenow wollte stehen lassen, so ratifizierte, konfirmierte und bestätigte der Kurfürst im Jahre 1587 dies Leibgedinge. Inhalts desselben sollte die Wittve jährlich 420 Thlr. Zinsen erheben und ihres Gefallens damit thun und lassen, auch zeitlebens ihre häusliche freie Wohnung in dem Hause behalten.“

No. 2 in der Brüderstrasse war der Beghinen-Convent. Er diente einer Gesellschaft weiblicher Personen, welche ohne klösterliches Gelübde — gleich den heutigen Diakonissinnen — sich insbesondere der Krankenpflege widmeten. Im Jahre 1589, am 27. Januar, brannte das Gebäude, wie die Chronik lakonisch berichtet, „aus Verwahrlosung eines alten Weibes ab.“ Die Brandstelle wurde auf Befehl des Kurfürsten mit einem neuen Pfarrhause besetzt, das der Probst zu Kölln bis 1628 bewohnte.

Während der Regierungszeit Johann Georgs (1571—1598) war auch die erste Bebauung des Werders jenseits des Grabens, zwischen diesem und der heutigen Strasse „An der Schleuse“ erfolgt. Wohl hatte dieser Fürst auf der Universität Frankfurt eine hohe wissenschaftliche Bildung erlangt, doch vermochte er nicht, sich über den tief eingewurzelten Aberglauben seiner Zeit zu erheben. Er beschäftigte sich viel mit der Goldmacherkunst und liess an der Schleuse, auf dem Grundstück No. 14, ein Haus für seine Alchimisten, einige andere Bauten aber für die Hofbedienten errichten.

Im Jahre 1628 erwarb der Statthalter der Mark, Graf Adam von Schwarzenberg, das bis dahin von dem Probst bewohnte Haus in der Brüderstrasse No. 2 und vereinigte es mit seinem auf den bereits erwähnten drei Grundstücken (No. 1) erbauten Palais.

Gleichzeitig erhielt er vom Kurfürsten den am Mühlengraben gelegenen Teil des Domplatzes (jetzt Schlossplatz No. 1), auf dem ein altes Beamtenwohnhaus an dem zum Graben führenden Gange stand, das 1628 abgebrochen wurde. Hier liess sich der Statthalter eine Renn- oder Stechbahn „anrichten“, wie dies aus dem kurfürstlichen Reskript, d. d. Cölln an der Spree am 14. September 1634, hervorgeht:

„Von Gottes Gnaden Wir George Wilhelm pp. bekennen hiermit vor uns, unsere Erben und nachkommende Markgrafen und Churfürsten zu Brandenburg, thun auch kund jedermänniglich, dass uns der Wohlwürdige und Wohlgeborene, unser Geheimbter Rath, Ober-Cämmerer, besonders lieber und getreuer Herr, Adam Graf zu Schwartzenberg, des Ritterlicheu Johanniter-Ordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland Meister, Herr zu Hohenlandsberg pp., unterthänigst zu erkennen gegeben, dass er bei seiner Behausung allhier zu Cölln keine bequeme Gelegenheit hätte, da er sein Holz und andere Sachen verwahrlich setzen könnte: daher gebeten, Wir möchten ihm, dass er den Ort von seinem Hofe an, so er zuvor zu einer Renn- oder Stechbahn angerichtet, zwischen der Stadtmauer und dem Ausgang der Spree bis an den Thurm, so an St. Gertruden-Thor stehet, mit einer Wand am Wasser (also am Mühlengraben) verwahre und zum Holzplatz gebrauchen möchte, in Gnaden concediren und verwilligen; dagegen er erbötig, über den Ausfluss, so aus der Stadt durch obberührten Ort ins Wasser gehet, ein geraumes Gewölbe schliessen und also versehen zu lassen, dass solcher Ausfluss der Stadt zum Nachtheil nicht sollte verhindert werden“ etc.

Zuvor hatte der Kurfürst das Gutachten seiner Amtskammer-Räte erfordert, worin es u. a. heisst, dass die Stadt von dem abzutretenden Platz nur schlechte Nutzbarkeit habe, denn es könnten daselbst nur etliche wenige Stücke Leinwand gebleicht werden. Dagegen aber „verspürten“ sie, dass derselbe „Gräfl. Gnaden zum Nachteil ziemlich gemissbraucht worden, indem sich etzliches Gesindlein daselbsten bisweilen findet, so Musqueten und Rohre auf Ihrer Hochwürden und Gnaden Thüren und Rennbahn lösen, also, dass leicht dadurch Jemand könnte durch einen Schuss verletzt und in Gefahr seines Lebens gerathen, wie wir denn unterschiedliche Male Musqueten und Kugeln in der Thüre steckend, etliche aber, dass sie ganz durchgegangen, gesehen pp. Welches Ew. Kurfl. Durchlauchtigkeit wir unterthänigst referiren sollen, Dieselben nebst Dero Hochgeliebte Gemahlin, junge Herrlein und Fräulein in Gottes gnädige Beschützung und uns zu Dero beharrlicher Churfl. Hulden gehorsamst empfehend. Geben Cölln an der Spree, am 8. September 1634.

Ew. Churfl. Durchlaucht unterthänigst gehorsamste

Amts-Cammer-Räthe

Johann von Willmerstorff.

Petrus Fritze. Weiller.“

Als Berlin im Jahre 1639 von der Schwedengefahr bedroht wurde, liess Schwarzenberg auch den Mauerturm bei der Spreegasse zum Teil abtragen und mit Geschütz armieren.

Beim Regierungsantritt des Grossen Kurfürsten hatte die politische Laufbahn Schwarzenbergs aufgehört; in Ungnade gefallen, verstarb er am 4. März 1641 auf der Veste Spandau.*) Sein Palais erhielt zunächst der Geheimrat und Statthalter des Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg, Graf von Waldeck zum bewohnen. In gleicher Weise erhielt es demnächst der damalige Geheime und Lehnsrat Otto Freiherr von Schwerin, mittels Reskripts d. d. Königsberg, den 11. Oktober 1657 (Fidicin sagt irrtümlich: im Jahre 1653). Und zwar sollte er es „zu dem seinigen daran stossenden (No. 3) beziehen und sich dessen zu besserer Accomodation im kurfürstlichen Dienste gebrauchen.“

Zwei Jahre später erliess dann Friedrich Wilhelm unterm 11. Oktober in seinem Hauptquartier zu Richtenberg ein Reskript, inhalts dessen er seinem nunmehrigen Ober-Präsidenten, Oberhofmeister Seiner hochgeliebten Gemahlin, Erbkämmerer der Churmark, Hauptmann zu Oranienburg und Herrn zu Landsberg, Oldewigshagen und Drewitz, das ganze Haus an der Spree und in der Brüderstrasse samt allen Zubehörungen, Gärten, Räumen und Plätzen als ein Burgmannslehen verlieh. Nach Schwerins Tode besass es dessen Sohn, der Wirkliche Geheimrat und Erbkämmerer, bis zum Jahre 1698, in welchem Kurfürst Friedrich III. das Besitztum für 16 000 Rthlr. ankaufte.

Inzwischen war die alte Stadtmauer dem neuen Festungsbau des Grossen Kurfürsten gewichen, wodurch am Ende der Spreegasse, neben dem heutigen Eckhause No. 8, die kleine Sackgasse entstand, die anfänglich „Bullengasse“ oder „Im Bullenwinkel“ genannt wurde, jetzt aber mit ihren vier Häusern die Bezeichnung „Am Mühlengraben“ führt.

Der Mauerturm bei der Spreegasse diente zuletzt als Militär-Arrestlokal, worin auch die sechs kurfürstlichen Trabanten arrestiert waren, von denen die Wendlandsche Chronik berichtet, dass sie am 16. Dezember 1678 wegen Rebellion draussen am Galgen gehenkt und andern Tags begraben wurden.

Die Überreste dieses Turmes traten vor einigen Jahren bei den Kanalisationsarbeiten zu Tage. Der unterste Teil des Fundaments bestand aus grossen erratischen Granitblöcken, über denen sich Mauerwerk aus Findlingen und Ziegelstein in Kalkmörtel und darüber reines Ziegelsteinmauerwerk befand.

Wie bereits erwähnt, hatte Kurfürst Friedrich III. das alte Schwarzenbergsche Palais im Jahre 1698 vom Freiherrn von Schwerin angekauft.

*) Das Gerücht seiner heimlichen Enthauptung wurde durch den „alten“ Heim widerlegt, welcher das Gerippe Schwarzenbergs untersuchte und den Halswirbel unverletzt fand.

In der betreffenden Ordre vom 1. November heisst es: Demnach Wir sowohl wegen der an Unserm allhiesigen Churfürstlichen Residenz-Schloss vorhabenden Veränderungen und im Werk begriffenen Baues, als auch anderer erheblicher Ursachen halber dahin bedacht zu sein gemüssiget worden, damit die von denen Rats- und andern Collegiis bis-hero eingehabte Logementer geräumt und sothane Collegia anderweitig transferiret und in der Nähe wieder untergebracht werden mögen, zu welchem Behufe aber keine bessere und bequemere Gelegenheit, als das ehemalige Gräflich Schwarzenbergsche Haus sich eignet, haben Wir an den Wohlwürdigen und Wohlgeborenen Freiherrn von Schwerin, uns selbiges zu überlassen, in Gnaden gesonnen pp.

So wurden dann das Kammergericht und andere Behörden darin verlegt, bis ersteres 1735 in der Lindenstrasse ein eigenes Kollegienhaus erhielt.

Dann fand eine Teilung und Veräusserung der Häuser statt, zu denen auch das auf dem bereits erwähnten Terrain am Domplatz zur Erweiterung des Kammergerichts am Schlossplatz No. 1, Ecke der Brüderstrasse erbaute Haus gehörte. In welcher, bisher noch nicht allgemein bekannt gewordenen Weise die Veräusserung zweier jener Grundstücke erfolgte, will ich hier mittheilen.

König Friedrich Wilhelm I. bewohnte, wie bekannt ist, die parterre gelegenen Zimmer des Schlosses an der heutigen sogenannten Adlerecke, von wo ab ein schmaler Vorgarten bis zum Eosander-Portal angelegt war. Um eine bequemere Verbindung mit den jenseits des mittleren Portals befindlichen Gemächern herzustellen, liess er mitten durch das Portal einen hölzernen Gang ziehen, kaum so hoch von der Erde, um dasselbe aufrecht passieren zu können. Und als ihm dann die Wohnzimmer nicht Licht genug gewährten, liess er die Fenster nach der Schlossfreiheit zu ohne weiteres verbreitern, und nach der Lustgartenseite aus einem der Fenster eine Thür herstellen, um direkt nach dem davor gelegenen damaligen Paradeplatz der Truppen gelangen zu können. Ein hölzernes Staket, vor dem zwei Schilderhäuser standen, bildete die Umgrenzung jener Pforte.

Nun aber wurde ihm der Ausblick nach den Linden zu durch zwei an der Schlossfreiheit stehende Gebäude versperrt, über deren Beseitigung der nachfolgende, vom König eigenhändig unterschriebene und besiegelte „Permutations-Kontrakt“ vom 18. April 1736 sich verbreitet:

„Zur Erlangung Unseres Willens und Plaisirs, nämlich den Prospekt des Schlosses nach der Dorotheenstadt zu erweitern und mehr Platz und Öffnung um das Schloss zu haben, hat des Manufacturier Joseph Pinels Ehefrau, Marianne Roumieux, zu Unserm allerhöchsten Gefallen ihr auf der Schlossfreiheit an der sogenannten Hundebrücke (Schlossbrücke) neben dem Reichmannschen

Hause belegenes Freihaus Uns überlassen, damit Wir solches mögen niederreißen lassen. Wir dagegen haben einen Theil von Unserm sogenannten Collegien-Hause, worin bisher das Kammergericht und Consistorium gehalten worden, welcher Theil von der Seite der Stechbahn an zu rechnen, bis an denjenigen Theil des Collegien-Hauses, den Wir bereits aus eben derselben bewegendem Ursache an die Reichmannschen Erben abgetreten, in der Front $33\frac{1}{2}$ Fuss, nebst dazu gehörigem Thorweg und Hofraum bis an die Spree, als ein Aequivalent hinwiederum tauschweise als ein Freihaus erb- und eigenthümlich überlassen, damit wir solches mögen niederreißen lassen. Dahingegen sollte die Besitzerin, wie dies auch bei den übrigen Freihäusern vorgeschrieben war, bei „grossen, zu Hofe vorkommenden Ausrichtungen, Zusprüchen oder Visiten, nach Proportion ein gewisses an Zinn- und Leinengeräthēn und Betten herleihen oder die fremden Herrschaften logiren pp.“

Dieser Kontrakt wurde dann unterm 16. Oktober 1741 von Friedrich dem Grossen renoviert, konfirmiert und bestätigt.

Ein späterer Besitzer war der Kaufmann (Seidenhändler) Philippe Devrient, welcher es laut Vertrag vom 28. März 1798 für 21500 Thlr. in Friedrichsdors, das Stück zu 5 Thlr. nach dem Münzfuss vom Jahre 1764, an den Schneidermeister George Schauss verkaufte. In diesem Hause erblickte am 15. Dezember 1784, morgens $1\frac{1}{2}$ Uhr, Ludwig Devrient (der Sohn des Obengenannten) das Licht der Welt. Wenn behauptet wird, dass der unerreicht gebliebene Schauspieler, den man mit Recht als eine dämonische Natur bezeichnete, in dem Hause No. 19 der Brüderstrasse geboren sei, woselbst sein Vater zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewohnt, so ist dies bezüglich der Geburtsstätte Ludwigs nicht zutreffend. Wie angeführt, besass der Vater das Haus am Schlossplatz No. 1 bis zum Jahre 1798.

Zu Beginn der dreissiger Jahre befand sich in dem Devrient'schen Laden die renommierte Kunsthandlung von George Gropius.

In dem Hause Brüderstrasse No. 7 hatte Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur, seine erste Wohnung bis zum Jahre 1777 inne. Von hier, wo er die Hälfte seiner Schaffenszeit verlebte, begab er sich 1773 nach Danzig, um seine hochbetagte Mutter nach dreissigjährigem Zeitraum wiederzusehen. Während dieser Besuchsreise entstand sein aus 108 Skizzenblättern bestehendes Reisetagebuch, das sich im Besitze der königl. Akademie der Künste befindet. Das erste dieser Blätter stellt des Meisters „Abschied von Frau und Kind“ auf dem hochgewölbten Hausflur dar, wo das mit einem Mantelsack bepackte Pferd, auf dem er die Reise zurücklegte, bereits ungeduldig scharrt.

Wir wenden uns nun der Stechbahn zu, jener Häuserreihe, die nach 150jährigem Bestehen dem sogenannten „Roten Schloss“ gewichen ist.

Ihren Namen leitete sie von der Stechbahn her, die Kurfürst Joachim II. 1537 zur Aufführung eines Ritterspiels gelegentlich der Geburt seiner ältesten Tochter hatte errichten lassen, und die dann Joachim Friedrich im Jahre 1600 restaurieren und mit 31 Figuren schmücken liess. Nach und nach entstand darin eine ganze Budenreihe mit Verkaufsgegenständen aller Art, bis der Grosse Kurfürst den Abbruch der Buden anbefahl, und dafür eine dorische Bogenlaube mit steinernen Kaufläden durch Nering erbauen liess. Bei dem weiteren Ausbau des Schlosses erfolgte dann bereits 1702 der Abbruch auch dieser Laube, während die Kaufläden in die „Neue Stechbahn“ verlegt wurden.

Diese war auf Befehl König Friedrichs I. auf dem einst zum Palais des Statthalters v. Schwarzenberg gehörigen Garten am Mühlengraben, nach de Bodt's Entwurf, erbaut worden. Im Erdgeschoss bildete sie eine offene Bogenlaube mit Verkaufsläden, über denen sich zwei mit jonischen Wandpfeilern verzierte Wohngeschosse erhoben. Eine hölzerne Pfahlreihe vor dem Gebäude diente zum Schutz gegen das Befahren der unterkellerten Räume. Hier standen seit 1742 die ersten 15 Fiaker oder Mietskutschen, „vom frühen Morgen bis spät auf den Abend zur Bequemlichkeit des Publikums“. Für eine Fahrt innerhalb der Stadt wurden 4 gGr., für eine solche in die Vorstädte vor dem Königs-, Spandauer und Stralauer Thor bis an jedes Haus innerhalb der Landwehren 5 Gr. Fuhr eine Gesellschaft von 2 bis 4 Personen zusammen in dem Fiaker, so hatte sie für eine Fahrt nicht mehr als eine Person allein zu zahlen.

Erwähnt sei noch, dass die Kaufleute und Makler zur Abschliessung von Wechsel- und Handelsgeschäften täglich gegen 12 Uhr unter der Bogenlaube der Stechbahn seit 1761 ihre Versammlungen abhielten.

Hier befand sich in einem der Läden (No. 5) die Buchhandlung des Kommerzienrats Matzdorff,^{*)} des Verlegers mehrerer der ersten Werke Jean Pauls (Friedrich Richter), welcher während seines denkwürdigen ersten Aufenthalts in Berlin bei ihm wohnte. Im Jahre 1792 hatte Jean Paul das Manuskript zur „Unsichtbaren Loge“ dem ebenso originellen wie geistvollen Professor Moritz übersandt. Dieser erkannte sofort das Genie des einsamen, darbenden Dichters im Fichtelgebirge, welcher später als Hauptvertreter des deutschen Humors eine so eigentümliche und denkwürdige Stelle in unserer Litteratur einnehmen sollte. „Wie heissen Sie? Wer sind Sie? Wo wohnen Sie? Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müsste ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen, so fliege ich in Ihre Arme.“

^{*)} Er war der Urgrossvater unseres Vereinsmitgliedes, des Oberlehrers Dr. Matzdorff.

Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart.“

So schrieb Moritz unterm 19. Juni an Jean Paul. Dieser antwortete aus Schwarzenbach, wo er ein Lehramt bekleidete, in einem langen „wonnigen“ Briefe, dem er ein zweites Manuskript: „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auethal“ als Anhang nachschickte. Hierauf antwortete Moritz, dass der Buchhändler Matzdorff (mit dessen Schwester er verlobt war) das Werk verlegen und ein Honorar von 100 Dukaten dafür zahlen werde; 30 erfolgten anbei. Überglücklich eilte Jean Paul zu seiner hochbetagten Mutter, welche als Predigerwittwe mit einem jährlichen Gnadengehalt von 12 fränkischen Gulden in Hof ein ärmliches Stübchen bewohnte. Er traf sie noch spät abends am Spinnrade und schüttete ihr unter Thränen die Goldstücke in den Schoss. Am 21. März des folgenden Jahres (seinem Geburtstage) erhielt er das erste Exemplar seines Buches und äusserte in einem Dankschreiben an Moritz: „Wenn ich am Ende des Jahres 1793 meine guten Tage überzähle, so werd' ich anfangen: ich war erstlich in Berlin.“ Doch erst sieben Jahre später traf er, von Weimar aus, in seiner „Glückstadt“ ein, wie er Berlin nannte.

Inzwischen hatte durch das Erscheinen der „Unsichtbaren Loge“, der „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod- und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs“ — in gewissem Sinne die beste Schöpfung des Dichters — sowie des I. Bandes des „Titan“, welche sämtlich bei Matzdorff erschienen, der Enthusiasmus für den gefeierten Dichter auch in Berlin seinen Höhepunkt erreicht.

Ende Mai 1800 traf Jean Paul hier ein und nahm Wohnung bei seinem gastlichen Verleger.*) „Seit zwei ein drittel Woche“ — so schrieb der Dichter seinem Freunde Otto — „sitz' ich hier und muss noch die folgende bleiben, weil Iffland meinetwegen den Wallenstein geben will. Noch in keiner Stadt wurde ich mit dieser Idolatrie aufgenommen und von einem solchen Heere. Bei Matzdorf logire ich köstlich; seidene Stühle, Wachslichter, Erforscher jedes Wunsches, vier Zimmer zum Gebrauch. Der gelehrte Consistorialrath Zöllner und achtzig Menschen in der York-Loge zusammen meinetwegen — Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viel Haare erbeutete ich — ein Uhrband von dreier Schwestern Haar, und viele gab mein eigener Schädel her, so dass ich eben sowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr. Die herrliche Königin (Luise) lud mich brieflich nach Sanssouci ein und ich ass bei ihr; sie zeigte mir alles um dasselbe. Ich war öfters bei dem höchst gebildeten Minister v. Alvensleben — endlich überall.

*) Sein Wohlthäter, Professor Moritz, war bereits 1793 verstorben.

Der Ton bei der Hoftafel war leicht und gut, und bei Alvensleben sprach man so frei wie auf diesem Blatt. Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott!“

In einem andern Briefe an Gleim heisst es: „Noch immer leb' ich in diesem architektonischen Universum, das mich so einnimmt, dass ich es vielleicht im Winter beziehen werde*) . . . Ich sprach und ass in Sanscouci mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang so reizend ist, als ihre edle Musengestalt . . . Sie nahm meine Dedikation des „Titan“ und den Brief dabei mit vieler Freude auf“ . . .

Schon am nächsten Tage (29. Mai) schrieb ihm die Königin: „Ich habe Ihren Titan erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, dass Sie noch immer fortfahren, Ihre Zeitgenossen mit Wahrheiten zu unterhalten, die in dem Gewande romantischer Dichtkunst, mit welchem Sie sie zu bekleiden wissen, ihre Wirkung gewiss nicht verfehlen werden. Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als dass Sie ihn nicht erreichen sollten, und es wird mir daher auch eine Freude sein, Sie während ihres Hierseins zu sehen und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bin Ihre wohlaffectionirte Louise.“

Zur damaligen Zeit und bereits im Jahre 1788, in welchem Berlin 96 Freihäuser mit einer Versicherungssumme von 839 350 Rthlrn. zählte, war die Stehbahn in sechs Freihäuser eingeteilt, von denen Matzdoff dasjenige No. 5 im Werte von 6500 Rthlrn. besass. Nach seinem Tode etablierte hier der Sohn ein Lotterie-Comtoir, das dann auf den Vater unseres Vereinsmitgliedes überging.

Ein anderes weitbekanntes Etablissement Unter der Stehbahn war in den dreissiger Jahren das der Firma Josty & Co., woselbst der Gastronom mit grossem Wohlbehagen die „Original-Chokolade“ schlürfte, während inmitten der ersten Etage das Volpi'sche Café sich befand. Von dem Balkon vor demselben bot sich ein weiter Ausblick über den Schlossplatz mit seinem mittleren Gas-Kandelaber, auf die Lange Brücke und in die belebte Königstrasse dar. Damals befanden sich unter der Stehbahn noch die Mittlersche Buchhandlung, das Militär-Effektenlager von Bock, das Bormannsche Geschäft für Maler- und Zeichnen-Utensilien pp. und die Wechselläden von Jaquier und Securius, der einzigen von jenen Firmen, die in dem heutigen „Roten Schloss“ noch fortbesteht.

In einem dieser Geschäfte konditionierte als Kommis anfangs der zwanziger Jahre Theodor Hering, den die Erweiterung der Kunst des grossen Ludwig Devrient von seinem erwählten Lebensberuf abzog und

*) Während seines zweiten achtmonatlichen Aufenthalts hatte er sich mit der Tochter des Tribunalrats Meyer vermählt, doch blieb eine vom König erbetene Versorgung ohne Erfolg.

zur theatralischen Laufbahn hindrängte, auf der er als Theodor Döring die ehrenvollsten Ziele erreichte. Damals am Tage im Geschäft servierend, benutzte er die Abendstunden zu seiner Bühnenausbildung auf dem Liebhabertheater „Urania“ in der Kommandantenstrasse. Dann verliess der 21 jährige Kunstbeflissene seine Stellung und begab sich nach Bromberg. Freilich war sein erstes Auftreten am 25. Januar 1825 kein glückliches; die Angst übermannte ihn dermassen, dass „Der arme Poet“, in welchem Stück er den Julius spielte, nicht zu Ende geführt werden konnte. Dennoch verlor er in der Kraft seines Berufsgefühls nicht den Mut; ohne Geldmittel wanderte er im Frack und dünnem Nankingbeinkleid bei grimmiger Kälte nach Breslau.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, den weiteren Entwicklungsgang und die Triumphe Dörings zu schildern, welcher nach Seydelmanns Tode vom Hoftheater zu Hannover 1845 durch Königliche Kabinets-Ordre an die hiesige Hofbühne berufen wurde. Noch lebhaft erinnere ich mich seines ersten sensationellen Auftretens als Franz Moor im Opernhause — einst eine der grossartigsten Darstellungen Ludwig Devrients.

Nach dem Abbruch der Werderschen Mühlen und bevor noch die Niederlegung sämtlicher Gebäude der Schlossfreiheit zur Herstellung eines architektonischen Abschlusses für die Westfront des Königlichen Schlosses erfolgt war, erhielt Fritz Helms die Allerhöchste Genehmigung zur Errichtung eines, der Schlossfreiheit einen eleganten Abschluss gewährenden und die damalige wüste Trümmerstätte der abgebrochenen Mühlen zeitgemäss ausnutzenden Restaurants. Die festliche Einweihung des von Ende und Böckmann in den Formen italienischer Ziegelarchitektur auf der Stätte des 1737 errichteten Mühlengebäudes an der Ecke der Schlossfreiheit (über dem Ausfluss des Mühlengrabens in den Schleusenkanal) errichteten Etablissements fand am 22. September 1882 statt.

Jetzt flankiert auf dieser Stätte eine Quadriga das gewaltige Reiterstandbild Kaiser Wilhelms des Grossen, gegenüber dem imposanten Eosander'schen Triumphbogen des Königsschlosses, von dessen Zinnen der preussische Aar seine Schwingen schirmend und schützend ausbreitet über die wieder geeinten deutschen Lande!

Der Vortrag unseres verehrten Ehrenmitgliedes und die ausgestellten Aquarellen fanden den lebhaftesten Beifall.

8. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I., den Grossen.

Aus einem Vortrag, gehalten am 17. März 1897.

Von Carl Euler.

Vorbemerkung. Die Erinnerungen an Kaiser Wilhelm in meinem Vortrag bezogen sich auf persönliche Begegnisse mit dem hochseligen Herrn. Auf Wunsch unseres verehrten Vorsitzenden Geh. Rat Friedel gedachte ich als Einleitung zunächst der bevorstehenden Hundertjahrfeier des Kaisers Wilhelm des Grossen, gewissermassen als Vorfeier. Diese Einleitung wird hier nur mitgeteilt. Die eigenen persönlichen Erinnerungen werden in einem späteren Heft zugleich mit den Erinnerungen an den hochseligen Kaiser Friedrich III. abgedruckt werden.

Euler.

1807! 1897! Welche Welt von Ereignissen, welche Wandlungen in der Geschichte des erhabenen Hohenzollernhauses!

1807! Das mächtige Preussen, das auf einem rocher de bronze gegründet schien, von einem fremden Eroberer besiegt, gebrochen, zerstückelt, durch unerschwingliche Lasten an den Rand des Verderbens gebracht; die Königliche Familie an die fernsten Grenzen des Reiches vor dem übermütigen Sieger geflüchtet, dort ein trauriges, entsagensvolles Leben fristend, den einzigen Trost nur im innigen Familienleben, in der herzlichen Liebe der Eltern und Kinder findend. Endlich nach zwei Jahren nach der Hauptstadt zurückgekehrt, nach wenigen Monaten die allgeliebte Gattin und Mutter von der Seite des Gemahls, aus der Mitte der Kinder durch den unerbittlichen Tod gerissen! An das Krankenbett war der Gemahl mit den beiden ältesten Söhnen geeilt. Sie konnten noch von der Sterbenden Abschied nehmen, der Gatte konnte ihr die Augen zudrücken, diese einst so schönen, strahlenden, dann von Kummer getrübteten Augen, mit deren Erlöschen auch sein Lebensglück erloschen war! Prinz Wilhelm aber, der Mutter Liebling, der sie sowohl in der äussern Gestalt als auch in seinem einfachen, biederem und verständigen Wesen ganz besonders an ihren Gemahl erinnerte, schlich sich in den Garten und kehrte mit einem von ihm gewundenen Kranz von Wiesensblumen, Rosen und Eichenlaub zurück und legte ihn schweigend der dahingeschiedenen Mutter auf das Haupt! Als teure Reliquie wird der Kranz in dem Sterbezimmer in Hohenzieritz noch aufbewahrt.

In tiefer Trauer und Abgeschiedenheit lebt die Familie in Potsdam, der Königliche Vater stets von dem erbarmungslosen Unterdrücker bedroht.

Dieser aber sonnt sich in Frankreich, in Paris, im Glanz der Kaiserkrone, die er sich selbst auf das Haupt gesetzt. Als Beherrscher der Welt thront er da, umschmeichelt von Höflingen, von Fürsten, die sich vor seiner Grösse und Macht beugen.

Aber nicht blosser Eroberer will Napoleon sein, sein Stolz strebt nach Höherem. Er will auch berechtigter Zugehöriger der alten Fürstenthäuser werden. Er trennt sich von seiner Gemahlin, er führt die Kaiser-tochter aus Europas stolzestem Herrscherhause heim; fünf Königinnen tragen der Braut bei der Vermählung die Schleppe. Und als ihm im nächsten Jahre, 1811, ein Sohn geboren wird, fühlt er sich auf dem Gipfel seiner Wünsche, seines Glücks. In der alten Kaiserstadt Aachen steht auf dem Marktbrunnen das Standbild Kaiser Karls des Grossen. Auf „höheren Befehl“ wird, wie berichtet wird, bei der Nachricht von der Geburt des kaiserlichen Prinzen, der den stolzen Titel „König von Rom“ führt, dieses Standbild von seinem Postament gehoben und durch die Strassen getragen. Auf dem Scepter des alten Kaisers aber liest man in deutscher und französischer Schrift die Worte: „Nur Napoleon ist grösser als ich (je ne suis surpassé que par Napoléon)“.

Wie schnell ist die Herrlichkeit des Herrschers an der Seine geschwunden, ist dieser von seiner Höhe gestürzt! — —

Am 27. Februar 1813 erhält der sechszehnjährige Prinz Wilhelm auf französischer Erde die Feuertaufe, er erwirbt sich das wohlverdiente eiserne Kreuz, das er durch sein ganzes Leben besonders wert hält. — 1815 wird Prinz Wilhelm konfirmiert. Er schreibt selbständig verfasste Lebensgrundsätze nieder, aus denen folgende Sätze hervorgehoben werden mögen: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande.“ „Ich will ein aufrichtiges Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben.“ — „Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen.“ — „Nie will ich das Gute vergessen, das mir von Menschen erwiesen worden.“ — „Den Pflichten des Dienstes will ich mit grosser Pünktlichkeit nachkommen und meine Untertanen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begeben.“ — Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will Ich für meine wahren Freunde halten, die Mir die Wahrheit sagen, wo sie mir missfallen könnte.“ Durch sein ganzes langes Leben, das wissen wir, ist Prinz Wilhelm diesen Lebensregeln auch als König und Kaiser treu geblieben.

Im Jahre 1827 äussert sich Freiherr von Gagern über den Prinzen: „Die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von allen. Dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde.“ — Welche Wandlungen hat Kaiser Wilhelm durchgemacht, welche Schicksale erlitten! Wie ist er verehrt, geliebt worden! Aber auch der Hass hat nicht gefehlt. Wir älteren Männer erinnern uns noch lebhaft des

Jahres 1848, als dem damaligen Prinzen von Preussen so unverdientes, hartes Leid zugefügt wurde.

Die schwere Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. 1858 führte den Prinzen Wilhelm an die Spitze der Regierung als Prinz-Regenten. 1861 bestieg er als König Wilhelm I. den Thron. „Meine Pflichten für Preussen“, sagte er unter anderem in der Proklamation „An mein Volk“, „fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen.“ Es kamen die bitteren Jahre des Konflikts; es kam der Krieg mit Dänemark 1864, der Krieg mit Oesterreich 1866, der zur Einverleibung Hannovers, des Kurfürstentums Hessen und des Herzogtums Nassau führte.

Wie schwer es den einverleibten Staaten wurde, sich in die vollendete Thatsache zu fügen, ist uns noch in lebhafter Erinnerung. Und da ist es die Persönlichkeit des greisen Königs gewesen, die soviel zur Aussöhnung beigetragen hat.

Im Sommer 1869 war ich in Kassel. Ich wurde im Gasthof mit einem Professor aus Nürnberg bekannt, der die durch die neue Verwaltung wieder zugänglich gemachte berühmte Gemäldegalerie studierte. Ich fragte ihn, ob er — es war Sonnabend — den folgenden Tag mit nach Wilhelmshöhe fahren wolle, er könne dort auch den gerade anwesenden König sehen. Kurz abweisend erwiderte der Professor, nach dem trage er kein Verlangen. Ich fuhr also allein nach Wilhelmshöhe. Oben am Riesenschloss traf ich doch meinen Nürnberger Bekannten. Gleichsam sich entschuldigend meinte er, da er doch einmal in Kassel sei, wolle er doch auch die weltberühmten Wasserkünste in Wilhelmshöhe nicht versäumen.

Als wir noch zusammen sprachen, kam der König angefahren. Unwillkürlich trat der Nürnberger näher und — fort war das Interesse für die Wasserkünste! Er hatte nur Augen für den König; er folgte dem langsam fahrenden Wagen — unten trafen wir uns wieder und leuchtenden Auges sagte er: „Ja, diesen Mann muss man sehen, da ist jeder Zoll ein König!“

Ich fuhr weiter nach dem Rhein. Unterwegs musste ich das Schelten der mitfahrenden „Musspreussen“ — so nannten sich die Hessen und Nassauer — über das neue schneidige preussische Regiment mit anhören. Da kam die Rede auf den König, der sich zum Manöver bei Frankfurt a. M. begeben hatte. „Ja, das ist ein Mann“, hiess es da, „vor dem muss man Respekt haben. In der Nacht reist er nach Frankfurt, fährt sofort zum Manöverfeld, setzt sich aufs Pferd, der alte Herr reitet viele Stunden lang unermüdlich — ja, das ist unser Mann!“

Im Königsschloss zu Versailles, das einst Ludwig XIV. mit ungeheuren Kosten erbaut — jener König, der den Grossen Kurfürsten um die Frucht seiner Kämpfe und Siege gebracht hatte, wird am 18. Januar 1871 König Wilhelm unter jubelndem Zuruf zum deutschen Kaiser ausgerufen! Und der König übernimmt die kaiserliche Würde „in dem Bewusstsein der Pflicht,

in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken.“ — „Uns und unseren Nachfolgern in der Kaiserwürde“, lautet der Schluss der Kaiserproklamation, „wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“. Wir wissen, mit welcher Treue der hochselige Kaiser gehalten hat, was er versprochen.

1897! Seit neun Jahren ist der alte Kaiser neben den erlauchten! von ihm so heiss geliebten Eltern in die Gruft gebettet. Viel Leid, aber auch viel Freude hatte er seit dem so glorreich beendeten Kriege noch erlebt. Sein neunzigster Geburtstag ist ein Freudentag für das ganze deutsche Volk gewesen. Und nicht hat der so Hochbetagte gerastet im Sorgen und Wirken für das Volk. Selbst auf dem Krankenbette hat er keine Zeit gehabt, müde zu sein. Die Nachricht von seinem Hinscheiden war vom Reichskanzler im versammelten Reichstag mit stockender Stimme verkündet worden. Er hatte mit den Worten geschlossen: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen ein nie zerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat.“

Aber ein noch schöneres Denkmal hat Fürst Bismarck einem Herrn und Kaiser noch bei dessen Lebzeiten gestiftet, als der fluchwürdige Angriff auf dessen teures Leben geschehen war. In der Reichstagssitzung vom 9. Oktober 1878 nennt er ihn einen Monarchen, „der mehr als irgend ein lebender — ich möchte wohl sagen, auch als ein der Vergangenheit angehöriger — mit Einsetzung seines Lebens, seiner Krone, seiner monarchischen Existenz gethan hat, um die Wünsche und Bestrebungen seiner Nation zu verwirklichen, der dies mit einem gewaltigen Erfolge und dabei doch ohne jede Überhebung gethan hat, der dabei ein milder, volksfreundlicher Regent geblieben ist.“ —

Also 1897! Das Jahr, in dem vor hundert Jahren Kaiser Wilhelm geboren wurde! Der Geburtstag wird als ein Freuden- und Festtag von allen guten Deutschen in der ganzen Welt gefeiert werden. Keinem Monarchen, ja keinem sterblichen Menschen, soweit ich mich in der Geschichte umschaue, sind so viele Denkmäler errichtet worden, als Kaiser Wilhelm, und noch immer erheben sich neue und wetteifern in künstlerischer Vollendung und Grossartigkeit mit den schon geschaffenen.

Aber nur wenige Tage, und es wird in unserer Stadt von jenem gewaltigsten Denkmal die Hülle fallen, das vor dem alten Königs-, jetzt Kaiserschloss errichtet worden ist.

Wilhelm der Grosse! Zum erstenmal lesen wir in unlöschlicher Schrift diesen Namen: der Grosse! In der Mitte zweier anderer grossen Fürsten aus dem Hohenzollernhause steht das Denkmal. Dort rechts auf der Brücke das herrliche Reiterstandbild des Grossen Kurfürsten, der aus dem niedergetretenen, ausgesogenen kleinen Land durch seine Schöpferkraft ein blühendes Reich geschaffen, der als gewaltiger Kriegsherr nicht allein den preussischen, sondern auch den deutschen Namen wieder zu Ehren gebracht hat. Und links Friedrich der Grosse, umgeben von den Männern, die ihm die Schlachten gewinnen halfen, die ihn unterstützten im Friedenswerk. Was er geleistet, geschaffen, davon wird man noch nach Jahrhunderten singen und sagen! Und nun das Denkmal des grossen preussischen Königs und deutschen Kaisers Wilhelms I!

Die Geschichte ist karg mit der Bezeichnung: der Grosse. Die Männer, die sich diesen Ehrentitel erworben haben, lassen sich rasch zusammenzählen.

Nur zwei grosse Kaiser kannte bis jetzt die deutsche Geschichte: Karl den Grossen und Otto den Grossen. Beide waren Einiger Deutschlands, beide erhoben das deutsche Volk zu nie geahnter Höhe. Und nun der dritte Einiger, unter dessen mildem Scepter die deutschen Fürsten sich geeint haben, sodass Deutschland, das vorher so zerrissen war, eine Macht geworden ist, die nur Gott fürchtet, sonst niemand.

Wir, die noch Lebenden, die all das Wunderbare, das Kaiser Wilhelm mit seinen Palatinen, dem eisernen Kanzler Bismarck, dem Schwertschärfer Roon, dem Schlachtendenker Moltke und andern geschaffen in einem Lebensalter, das andere sterbliche Menschen zur wohlverdienten Ruhe einladet, mit erlebt, jeder in seinem bescheidenen Teil mit erarbeitet, mit erkämpft hat, wir nennen freudig den Kaiser, dessen hundertjährigen Geburtstag mitzufeiern uns vergönnt ist, Kaiser Wilhelm den Grossen!

Zur Geschichte der Kurfürstenbrücke in Berlin.

(Vergl. die Beiträge im Monatsblatt Bd. V S. 87 und S. 382.)

Bei dem Abbruch der früheren „Langen Brücke“, deren Neubau seit dem 9. Mai 1896 „Kurfürstenbrücke“ benannt worden ist, wurde am 19. Juni 1894 eine hinter der obersten Schicht einer Cartouche auf der Nordseite der Brücke eingemauerte Flasche mit folgendem Inhalt gefunden:*)

*) Dies Vermauern der Flasche gehört in weiterem Sinne unter die im Monatsblatt IV S. 250 folg. von mir besprochenen „Bauopfer“, von denen manche wie im vorliegenden Falle der Kurfürstenbrücke, gleichzeitig das Erhalten der Erinnerung an Personen und Ereignisse abzwecken, ähnlich wie dies bei den Grundsteinlegungen der Fall ist.

1. Ein Doppel-Folio-Bogen mit nachstehender Aufzeichnung:

„Im Laufe des Sommers 1867 wurde die Lange Brücke einem Erweiterungsbau und einer damit verbundenen Restauration unterzogen. Diese Erweiterung wurde in der Weise ausgeführt, dass die alten 10—12“ starken Granitplatten abgenommen und durch neue 8“ starke ersetzt wurden, die über das Gesims hinausragen. An Stelle der 16“ breiten eisernen Geländerpfeiler treten neue Säulen und das Geländer selbst wurde möglichst nach vorn gerückt. Es ist dadurch eine Verbreiterung der Fahrbahn um 5' und eine Tieferlegung des Bürgersteiges um 8“ resp. 11“ erreicht. Mit dem Bau einer Interimsbrücke wurde am 6. Mai begonnen, mit dem Umbau der massiven am 1. Juli und steht die Vollendung der letzteren mit dem Schluss des Monats zu hoffen.

Bei dem Bau waren betheiligt:

Ausführender Baubeamter Herr Baurat Schrobitz,*)

Als Bauleitender der Unterzeichnete,

Als Werkmeister resp. Lieferanten

Herr Steinmetzmeister Zeidler,

„ Maurermeister Rabitz,**)

„ Fabrikbesitzer Egells,

„ Cementfabrikant Moeveseck.

Berlin, den 24. October 1867.

gez. Weyer,
Bauführer.“

2. Zwei zusammengehörige Bogen mit folgender Aufzeichnung:

„1867

wurden diese 6 Wappen renovirt durch die Bildhauer Julius Heigiss aus Schwabenland (Stuttgart) und Karl Müller aus Berlin (Ehemaliger Unteroffizier der 2. ^{gen} Garde-Batterie, Inhaber des Militär-Ehrenzeichens I. Klasse, der Medaille 1866. Derselbe machte den Feldzug gegen Oesterreich mit und arbeitete nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst im Atelier des Bildhauers Herrn Selbach. Letzgenannter Herr übernahm die Ausführung dieser 6 Wappen und wurden dieselben unter Leitung des Herrn Selbach durch Kollege Heigiss und mich ausgeführt.

Karl Müller,
Bildhauer.

Kollege Heigiss befindet sich in Berlin, um seine Studien zu vollenden.

*) Baurat Schrobitz, ein bei vielen fiskalischen Bauten beteiligter Beamter ist in hohem Alter vor einigen Jahren gestorben.

***) Rabitz, bekannt geworden durch die nach ihm benannten Rabitz-Wände überputztes Gitterwerk, welches trotz seiner Dünne und Leichtigkeit recht haltbar ist und, wie zahlreiche Bauten auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1896 erwiesen, die Ausführung selbst grossartiger Bauten in kurzer Zeit und mit verhältnissmässig geringen Kosten ermöglicht.

Längst werden wir wohl Staub und Asche geworden sein, wenn unsere Nachfolger dies finden.

Berlin, den 24. October 1867.

Julius Heigiss. C. Müller.

Möge Deutschland unter Preussens Führung ein Kaiserreich geworden sein, wenn diese Papiere wieder zu Tage treten. Dies sind die Wünsche, die heut' einem jeden Deutschen beseelen.“

3. Ein Porträt (Bleistiftzeichnung), den Bildhauer Karl Müller darstellend, mit der Unterschrift: Angefertigt Otto Geyer. 12. September 1857.

4. Ein desgl. mit der Unterschrift Jul. Heigiss. 23 Jahre.

Das Ganze wurde dem Märkischen Provinzial-Museum überwiesen.

Der Schriftsatz vom 24. Oktober 1867, dessen patriotischer Wunsch 1870/71 vollinhaltlich erfüllt worden, ist für Berlin und die Berliner Verhältnisse recht charakteristisch: selbst das, was auf Jahrhunderte hinaus für bestandhaltig und unverletzlich angesehen wird, vor allem ein öffentlicher und staatlicher Monumentalbau, gewährleistet dies nicht, wird vielmehr kurzer Hand ebenso mitleidslos fortgerissen, wie bereits ein Teil der Bauten in Berlin aus den sechziger und siebziger Jahren dieses Jahrhunderts. Hoffentlich sind die Herren Bildhauer Karl Müller und Julius Heigiss inzwischen noch nicht „Staub und Asche geworden“, die Verewigung aber, welche sie durch die Urkundenhinterlegung im Brückenbauwerk anstrebten, möge ihnen hierfür durch das Monatsblatt der Brandenburgia zu teil werden.

E. Friedel.

Kleine Mitteilungen.

Die Stadtgemeinde Berlin und die herrenlosen Erbschaften. Durch Verleihungsurkunde des Kurfürsten Joachim I. vom 27. Dezember 1508 wurden dem Landesherrn bzw. dem Fiskus nur die Erbfälle von „unächten und fremden Leuten“ vorbehalten, im Übrigen das Recht der Stadtgemeinde Berlin auf die herrenlosen Erbschaften anerkannt. Über den Umfang des Erbrechts der Stadt wurde in mehreren Prozessen u. A. Folgendes festgestellt:

1. das Privileg der Stadt ist auf das Ganze, nicht lediglich auf das im Jahre 1508 bebaute Weichfeld auszudehnen.
2. Zu den der Stadt zustehenden Nachlässen gehören auch die von verschollenen und demnächst für tot erklärten Civil- und Militär-Personen.
3. Die herrenlosen Erbschaften der Juden gehören dem Fiskus, nicht der Stadtgemeinde Berlin.

Im übrigen bilden diese Erbschaften seit 1885/86 nur einen durchlaufenden Posten der Kämmerei-Verwaltung, da sie, soweit solche seit dem 1. April 1885 eingehen, von den Gemeindebehörden der Armen-Direktion zur Verfügung gestellt und demgemäss am Schluss jeden Jahres der Hauptstiftungskasse überwiesen werden.

E. Fr.

Scharren-Zins der Stadt Berlin. In alter Zeit waren mehrere Plätze und manche Strassen Berlins mit Scharren für Fleischer, Fischer pp. bedeckt, wie dies z. B. die bekannten Rosenbergschen Kupferstiche aus der friderizianischen Zeit deutlich erkennen lassen, vgl. den Neuen Markt, den Spittelmarkt, den Hausvoigteiplatz, den Köllnischen Fischmarkt u. s. f. Der zunehmende Verkehr liess das Polizei-Präsidium und den Magistrat auf die Forträumung dieser Verkehrshindernisse mehr und mehr Bedacht nehmen. Nachdem die letzten Scharren an öffentlichen Strassen und Plätzen im Jahre 1886 verschwunden sind, existieren nur noch sechs Scharren auf einzelnen Privat-Grundstücken mit der Verpflichtung einer jährlichen Gesamtabgabe von 71 Mk. an die Stadthauptkasse. Die Scharrenstrasse erhielt ihren Namen von den Scharren, welche früher in der Breiten Strasse standen und 1667 an das Köllnische Rathhaus verlegt wurden. Von der Breiten bis Brüderstrasse hiess die Strasse früher „Hinter den Brodscharren“. Anfang des 18. Jahrhunderts wurde sie in ganzer Ausdehnung wegen der benachbarten Petrikirche „Kirchgasse“ genannt. Nach dem Brand der Petrikirche 1730 bekam die Strasse in ganzer Ausdehnung den Namen „Scharren-Strasse“. Vergl. H. Vogt, die Strassennamen Berlins. 1885. S. 81. E. Fr.

Erbzins der Stadtgemeinde Berlin. Einen Erbzins bezieht dieselbe vermöge des Rechts, aus den städtischen Lehm- d. h. diluvialen Ziegelerde-Bergen in der Feldmark Glindow, bei unserem Vorortstädtchen Werder, Kreis Zauche-Belzig, Ziegelerde zu graben, welches anderweitig verpachtet ist. E. Fr.

Wasserzins der Stadtgemeinde Berlin. Ein solcher wird an die Kammereikasse entrichtet für die Fischerei-Berechtigung auf der Ober- und Unterspree. Für die letztere — von der Schleuse ab gerechnet — zahlen 6 Fischer jährlich 25,80 Mk., für erstere werden 60,75 Mk. entrichtet. Das Rechtsverhältnis betreffend den Oberspree-Wasserzins ist seit 1858 dahin geregelt, dass das Kgl. Domänen-Rentamt gemeinschaftlich mit dem Magistrat das Recht zum Fischfang an die Fischerinnung verpachtet und dass die Stadt die Hälfte des Jahrespachtzinses d. h. 60,75 Mk. erhält. Die neuerlich seit dem Jahre 1893/94 gegen die Vorjahre eingetretene Verschiedenheit (158,57 gegen 184,37 Mk.) beruht darauf, dass die zur Fischerei auf der Unterspree Berechtigten den jährlichen Wasserzins von 25,80 Mk. durch Zahlung eines Kapitals von 462,60 Mk. abgelöst haben. E. Fr.

Der Tabaksbau in der Provinz Brandenburg hat in diesem Jahre eine Vermehrung erfahren, grösser als in jedem anderen Bezirke des Deutschen Reiches. Während die Anbaufläche in ganz Deutschland gegen das Vorjahr um 990 Hektar grösser geworden ist, kommen auf unsere Provinz allein 527 Hektar. Im Ganzen sind in der Mark jetzt 2992 Hektar mit Tabak bebaut; das ist der achte Teil des gesamten in Deutschland mit Tabak bebauten Gebietes. In den 24 Jahren 1871 bis 1894 wurden in der Provinz Brandenburg nicht weniger als 840 490 Doppelzentner Blätter im Werte von nahezu 34 Millionen Mark geerntet; der Steuerbetrag ist hierbei nicht mitgerechnet. Angebaut wird in erster Linie der spitzblättige, daneben auch

der rundblattige Pfälzertabak. Der Steuerertrag der 1894er Ernte beläuft sich in der Provinz. auf 1 458 160 Mk., hiervon entfallen nicht weniger als 1 132 645 M. auf den Bezirk Prenzlau (Uckermark); Frankfurt a. O. brachte 267 893 Mk., Eberswalde 32 921 Mk., Lübben 22 985 Mk. an Steuer auf. Bemerkenswert ist, dass die Zahl der kleinen Pflanzler sich immer mehr verringert. Während es 1880 noch 16 562 Tabakpflanzler in der Provinz Brandenburg gab, beläuft sich ihre Zahl gegenwärtig nur auf 6869. Im Durchschnitt entfällt jetzt auf jeden Pflanzler eine Anbaufläche von 43,6 Ar gegen 12,3 Ar im Jahre 1880. — Vgl. hierzu die Angabe im Monatsblatt III, S. 79 für 1891/92. Berlin, Dezember 1896. E. Fr.

Drei Beiträge zur neuesten Mythenbildung in Berlin.

I. Berlin N., Gartenplatz. Wenn man nachts zwischen 12 und 1 Uhr über den Gartenplatz geht, sieht man oft im Innern der neuen katholischen Sebastiankirche ein Licht, das bald an dem einen, bald an einem andern Fenster erscheint. Das kommt von der Laterne, welche die „alte Meyern“ in der Hand trägt. Die alte Frau irrt verzweifelt in der Kirche von einer Stelle zur andern, sucht Ruhe und findet sie nicht. Seit die neue Kirche gebaut ist, weiss man nicht mehr genau, wo die Grabstätte gewesen ist; es sieht eben jetzt ganz anders aus auf dem Gartenplatz als ehemals.*)

Mitgeteilt durch einen Schüler der 88. Gemeindeschule, der das Licht gesehen haben will. O. Monke.

II. Die Glocken der katholischen Sebastiankirche sollen nachts zuweilen von selber in einzelnen Schlägen ertönen. O. Monke.

III. Der Krebs am Turm der katholischen Sebastiankirche. Als die Sebastiankirche gebaut wurde, hat ein frommer Mann grosse Summen gespendet, damit auch der Turm recht hoch gebaut werden könne. Der Mann hiess Krebs, und um ihn zu ehren, hat man einen Krebs in Stein hauen lassen und diesen steinernen Krebs an der Südseite des Turmes zum ewigen Gedächtnis angebracht.

Leider ist das Bildwerk mit blossem Auge nicht zu erkennen.**)

O. Monke.

Angebliche Erwähnung der Stadt Brandenburg a. d. H. im Jahre 911.
In der Heimatkunde hat auch die Sage ein Recht, das Wort zu verlangen.

*) Das letzte feststehende Hochgericht in Berlin befand sich bis zum 5. Juli 1842 auf dem heutigen Gartenplatz — ehemals mit seiner Umgebung eine dürre Sandebene. Hier wurden zuletzt im Jahre 1813 Horst und seine Zuhälterin Delitz auf einem Scheiterhaufen lebendig verbrannt. Hier auch fand die letzte Hinrichtung mit dem Rade am 2. März 1837, und zwar von unten herauf, an der Wittwe Meyer wegen Ermordung ihres Ehemannes statt. Hier endlich wurde im Jahre 1839 die letzte Hinrichtung mit dem Beile an dem Mörder Gurlt vollzogen. (Ferd. Meyer, Die Richtstätten und Criminal-Justizflüge in Berlin. „Bär“ III. Berlin 1877, S. 232.) Die spukende „alte Meyern“ ist die hier aufgeführte Gatten-Mörderin.

**) Die feierliche Grundsteinlegung der Sebastiankirche fand durch den Kardinal und Fürstbischof von Breslau, Dr. Kopp am 3. Dezember 1890, die Einweihung im Jahre 1893 statt. Der Grund und Boden der Kirchbaustelle ist im Eigentum der Stadtgemeinde Berlin verblieben, die katholische Kirchengemeinde hat aber so lange, als das Kirchengebäude besteht, ein superficiesarisches Recht auf die Area der Kirche.

So möge denn auch die Erzählung von dem angeblich aus Brandenburg vertriebenen Juden Gebra, wenn sie auch ganz ungeschichtlich ist, in unserer Brandenburgia mitgeteilt werden, zumal sie in unserer Provinz, wie es scheint, ganz unbekannt oder übersehen worden ist.

Es wird erzählt: Vor etwa 1000 Jahren lebte in der Mitte zwischen den jetzigen Ortschaften Ober- und Nieder-Gebra in Thüringen ein Fischer, der sich kümmerlich von seinem in der Wipper betriebenen Gewerbe nährte. Daneben lieferten ihm Wald und Feld in der Nähe ihre Erzeugnisse. Aber trotz der Fruchtbarkeit hauste ausser dem Fischer keine Menschenseele in der Gegend. Da traf es sich im Jahre 911, dass ein Jude Namens Gebra aus seiner Vaterstadt Brandenburg a. d. Havel flüchten musste und nach vielen Mühsalen und Irrfahrten in das Wipperthal gelangte. Von der Anmut und Fruchtbarkeit desselben überrascht, beschloss Gebra sich hier niederzulassen und baute in geringer Entfernung von einander zwei Höfe, um welche sich später die beiden nach ihrem Erbauer Gebra genannten Ortschaften bildeten. Die eine Niederlassung wurde „Blauer Hof“ genannt, das erste Haus in Nieder-Gebra, während sich um den andern Hof, wie angedeutet, allmählich Ober-Gebra ausbaute.

Ob diese Erzählung irgend einen geschichtlichen Hintergrund hat, ist schwer zu sagen. Die Jahreszahl 911 erscheint als eine sehr bedeutsame, da in diesem Jahre der letzte Karolinger Ludwig das Kind (899—911) stirbt und Konrad I. von Franken (911—918) zur Regierung kommt. Aber erst unter seinem Nachfolger, dem ersten sächsischen Kaiser Heinrich I. (919—936) wird bekanntlich Brandenburg und zwar im Jahre 927*) genannt, in welchem die Deutschen zur Winterszeit die alte Wendenveste erobern, denn dass der Ort damals schon uralt war, daran zweifelt niemand. Es wäre also von Wichtigkeit, falls sich das Jahr 911 bewahrheiten liesse; ich bin dem gegenüber aber völlig ungläubig, halte die angebliche Überlieferung für eine müssige Gelehrten-Erfindung und muss den sächsischen bzw. thüringischen Altertumsvereinen überlassen, anzugeben, wie dieselbe entstanden ist. Dass übrigens damals und noch viel früher unter den heidnischen Slaven jüdische Händler verkehrten, habe ich an anderer Stelle ausführlich berichtet.**)

Herr Lehrer F. Krönig in Bremen, der die Gebra-Sage in „Aus der Heimat“, den leider seit Beginn des Jahres 1897 eingegangenen Sonntags-

*) Vergl. O. Tschirch: Brannibor und Sgorzelica. Ein Beitrag zur Geschichte des Namens Brandenburg. Monatsblatt 1896/97. V. S. 276 fgd. — Andere nennen 928 als das Eroberungsjahr, vergl. z. B. M. W. Heffter: Geschichtl. Nachrichten von Brandenburg und dessen Altertümern, 1840 S. 8. — An Brandenburg im Grossherzogtum Sachsen (Witzschel, Sagen aus Thüringen, I, 108, 110, 112) ist nicht zu denken. Die Sage von dem brandenburgischen Juden Gebra befindet sich u. A. in Fr. Krönig: Sagen aus der Grafschaft Hohenstein (I, Wie die Gebradörfer gegründet wurden.). Abgedruckt in dem leider mit Dezember 1896 eingegangenen Sonntagsblatt des Nordhäuser Kourier „Aus der Heimat“ vom 8. November 1896.

**) E. Friedel: Die Hacksilberfunde. Hervorragende Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin, Berlin 1896. Verlag von Dr. E. Mertens & Cie. S. 7 und 8.

beilage des Nordhäuser Kourier, Dez. 1896, mitteilt, schreibt mir darüber nachträglich am 22. Jan. 1897: „Die fragliche Sage verdanke ich dem Weber Kilian zu Ober-Gebra, einem schlichten und simpeln Manne, der ein besonderes Interesse an der Vergangenheit seines Wohnortes hat. Er hat diese sowie noch andere Sagen einem Buche entnommen, das jetzt nicht mehr vorhanden ist. Um mich zu vergewissern, dass er sie wirklich einmal gelesen habe, liess ich mir diese Sage etlichemal erzählen und immer gab er dasselbe Datum und dieselben Namen an. Nur muss ich bemerken, dass er Brandenburg „Brennabor“ nannte. Wenn ich im laufenden Sommer, will's Gott, wieder in meine Heimat komme, werde ich noch einmal Nachforschungen nach dem Sagenbuche anstellen und ich werde nicht verfehlen, die Ergebnisse Ihnen mitzuteilen. Sollten Sie die Sage von der Gründung der Gebra-Dörfer irgendwie verwenden können, so thuen Sie es in Gottes Namen.“ —

Falls einem unserer Leser die literarische Quelle jener Erzählung, welche durch die Einfügung des verdächtigen Wortes „Brennabor“*) um nichts verlässlicher wird, bekannt ist, wird um gefällige Mitteilung gebeten.

E. Friedel.

Jährlicher und täglicher Gang des Niederschlages in Berlin N. nach zwölfjährigen Aufzeichnungen eines registrierenden Regenmessers auf dem Dache der landwirtschaftlichen Hochschule (26 m Höhe). Herr R. Börnstein veröffentlicht im 14. Jahresbericht der Berliner Meteorologischen Gesellschaft folgendes. Die Regenhöhe (in Millimetern) und die Regenhäufigkeit (in Stunden) haben einen gleichmässigen jährlichen Gang, sie steigen und fallen zusammen mit Ausnahme der letzten Monate. Im Sommer zeigt die Niederschlagsmenge ein Maximum, die Häufigkeit aber ein Minimum, d. h. die Regenfälle sind im Sommer seltener, aber ergiebiger als in der kalten Jahreszeit. Bemerkenswert sind noch die beiden Maxima der Häufigkeit im März und Oktober, welchen sekundäre Maxima der Menge entsprechen; der April hat nur eine geringe Regenhäufigkeit und wird hierin nur vom August und September übertroffen. — Bezüglich des täglichen Ganges lässt der Niederschlag Maxima am frühen Morgen und am Nachmittage erkennen, ungefähr zur Zeit der beiden täglichen Temperaturextreme; das Morgenmaximum tritt mehr im Winter, das Nachmittagsmaximum vorzugsweise im Sommer hervor; im Sommer pflegt einige Stunden nach dem Nachmittagsmaximum noch ein drittes Maximum zu folgen, welches in den Wintervierteljahren nur schwach angedeutet ist.

Nat. Rundschau 1897, S. 234.

Fragekasten.

F. A. Die Schwäne und Enten in den Berliner Gewässern. Die Schwäne sind ausnahmslos der Species des Höckerschwanes, *Cygnus olor* Linné angehörig, der Singeschwan (*Cygnus musicus*) mit steiferer Haltung des Halses und gelber Färbung über dem Schnabel, der Schwan der Dichter,

*) Siehe: Tschirch a. a. O. S. 277 und Richard Schillmann: Geschichte der Stadt Brandenburg a. d. H., 1882, S. 21 figd.

von dem seit Jahrtausenden die Sage geht, dass er im Tode singe, ist im domesticirten Zustande in unseren Gewässern nicht vertreten. Nach brandenburgischem Jagdrecht sind die Schwäne Regal der Krone, dürfen also von den sonst zur Wasserjagd Berechtigten nicht erlegt werden. Die Exemplare, welche sich im Tiergarten auf den Gewässern bei den Rousseau-Inseln und im Neuen See befinden, werden abgezählt dort ausgesetzt. Die sonstigen Schwäne der Spree in Berlin sind Herumstreicher, welche sich aus den Havelgewässern zwischen Spandau und Brandenburg hierher ziehen, teils solche Exemplare, bei denen die Flügelverschneidung nicht der Art, um das Fliegen völlig zu verhindern, ausgeführt ist, teils andere Tiere, die der etwas grausamen Operation sich geschickt zu entziehen gewusst haben. Über die Schleuse beim Schloss gehen diese eingewöhnten Schwäne im allgemeinen nicht hinaus. Ganz ausnahmsweise kommt es vor, dass welche ausserhalb und stromaufwärts der Oberbaumbrücke in die Spree einfallen. Sonderbarer Weise pflegen die Tiere sich dort nicht lange zu halten; sie verschwinden bald wieder. Die Gründe hierfür sind nicht ganz sicher festzustellen.

Wilde Enten, sämtlich zur Species *Anas boschas* Linné gehörig,*) haben sich erst seit etwa 30 Jahren im Tiergarten und auf der Spree niedergelassen. Sie werden im Tiergarten an bestimmten Stellen gefüttert, haben in der Nähe auch geschützte Brutstellen; das führt sie immer wieder dort hin. Da diese Wildenten vortrefflich fliegen können, so sind sie in ihren Bewegungen gar nicht behindert und unternehmen oft, namentlich abends, weite Flugpartien. Das Betteln verstehen sie aus dem Grunde. An der Bellevue-Brücke sah ich unlängst ihrer gegen vierzig diesem Geschäft obliegen. Bevorzugte Almosenstellen der Wildenten sind auch im Kanal an der Potsdamer und an der Halleschen Brücke.

Die schlaunen Tiere lassen sich hier durch den Lärm der Grossstadt nicht beirren. Dabei sind sie stets wohl aufmerksam und verschlagen, lassen sich auch von Knaben, die sie mitunter mit Fäden, an die der Köder gebunden ist, zu erangeln suchen, nicht so leicht berücken.

Besungen hat übrigens J. W. L. Gleim**) den Schwan und die Ente der Spree bereits in der fridericianischen Epoche. Das Gedichtchen lautet:

Der Schwan und die Ente.

Ein edler Schwan, so weiss wie Schnee,
Bereiste seinen Strom, die Spree,
Mit ausgespannetem Gefieder.

Ein' Ente schwamm ihm nach. „Gevatter!

Vetter Schwan!“

Fing sie sogleich zu schnattern an,
„Singt ihr denn keine Lieder?
„Ihr schweigt, ich weiss in Wahrheit nicht warum?
„Seid ihr denn etwa stumm?“

*) Auch Märzente genannt, die Stamm-Mutter unserer Hausente.

**) Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, † am 18. Februar 1803, begraben in seinem Garten zu Halberstadt. Das Gedicht vom Schwan und der Ente dürfte bereits um 1750 gedichtet worden sein.

„Frau Ent“, antwortete der Schwan,
 „Weil wie die Nachtigall ich doch nicht singen kann,
 „So schweig ich lieber
 „Und wundre mich darüber,
 „Dass ihr mit eurem Schnatterton
 „Nicht schweigt! Bekommt ihr Lohn?
 „Ihr singt, ich weiss in Wahrheit nicht warum?
 „Seid ihr denn etwa dumm?“
 „Was?“ sprach die Ente, „dumm wär' ich?
 „Bekümm're dich um dich.“
 Sie schnatterte viel Schimpf;
 Der Schwan sprach nicht ein Wort
 Und setzte seine Reise fort.

Dergleichen Unterredungen mag Schwan und Ente mitunter noch jetzt in Berlins Gewässern führen. Jedenfalls sind die Tiere gegeneinander futterneidisch, und suchen die Schwäne die unverschämten Enten mitunter durch Flügelschlag und Schnabelbiss fortzujagen. Dies hält aber die letzteren nicht ab, sich nach kurzer Zeit wieder an die Futterstellen heran zu drängen. Im Sommer sieht man nicht selten in den einsameren Teilen des Tiergartens Wildenten, meist sind es Enteriche, auf dem Lande sich watschend ergehen.

E. Friedel.

Bücherschau.

Handbuch der Anstalten und Einrichtungen zur Pflege der Wissenschaft und Kunst in Berlin. Zusammengestellt unter Benutzung amtlicher Quellen von Wilh. Spielmann, Rechnungsrat im Kultusministerium, Berlin, Mayer & Müller 1897, 8°, 361 S. Preis 2,50 Mk.

Das Buch kann nur warm empfohlen werden, nicht allein Fremden, sondern auch Einheimischen, es begnügt sich nicht mit dem blossen Aufzählen der verschiedenen Anstalten, Einrichtungen, Vereine, Publikationen etc., sondern beleuchtet auch kurz und knapp den Umfang ihrer Thätigkeit, ihre Zusammensetzung, ihre Hilfsmittel, ihre geschichtliche Entwicklung u. a. Es ist unmöglich aus der Fülle des Stoffes Einzelheiten herauszugreifen, es mag genügen darauf hinzuweisen, dass das Buch ein zuverlässiger Ratgeber ist, der trotz des Umfanges des Materials durch die Anordnung desselben ein schnelles Orientieren erlaubt.

Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

4. (2. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 15. Mai 1897, mittags 12 Uhr

in der Ravené'schen Gemälde-Sammlung, Wallstrasse 5-8.

Die Mitglieder und Gäste der Gesellschaft versammelten sich zur angegebenen Zeit zahlreich in dem von Ende & Böckmann im Übergangsstil der Gothik zur Renaissance aus rotem Backstein aufgeführten neuen Prachtbau der Firma Ravené, dessen oberstes Stockwerk die Bildergalerie enthält.

Der II. Vorsitzende, Stadtrat Friedel, eröffnete die Versammlung mit der nachfolgenden Ansprache:

„M. D. u. H.! Als ich am 10. Dezember 1891 den wenige Schritte von hier, seitens unseres Mitgliedes, Herrn Kommerzienrat Spindler, der Stadt Berlin gestifteten Monumental-Brunnen*) namens derselben an Ort und Stelle übernahm, brauchte ich in meiner Dankesrede u. a. die Wendung, dass Berlin zwar eine hervorragend wohlthätige, aber keine hervorragend kunstfreundliche Stadt sei. Die Summen, welche der städtischen Verwaltung seitens einzelner unserer Mitbürger für Werke der barmherzigen Liebe zur Verfügung gestellt werden, ist, so sagte ich, ausserordentlich gross und braucht Berlin in dieser Beziehung den Vergleich mit keiner Stadt zu scheuen. Auch die Zahl kunstsinniger Personen ist sehr gross, wenn man aber unter kunstfreundlichen diejenigen kunstsinnigen Leute versteht, die entweder aus eigenen Mitteln unmittelbar der Stadt künstlerische oder kunstgewerbliche Werke auf den Strassen und Plätzen unserer Gemeinde stiften oder wenigstens mittelbar das ästhetische Empfinden, die Freude am Schönen und die Liebe zur plastischen Kunst, sowie das volkstümliche Verständnis derselben dadurch fördern, dass sie die in ihren Häusern angesammelten Kunstwerke für jedermann zugänglich machen, so ist die Zahl solcher edlen Gönner in Berlin sehr, ja ich möchte sagen, erschreckend gering, zumal wenn man vergleicht, wie viel derartige Personen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in England, in Frankreich, in Italien, in Belgien, in den Niederlanden, in der Schweiz und in anderen Ländern genannt werden können.

Dieser Ausspruch drängt sich uns in dieser gastlichen, den bilden-

*) Modelliert nach dem Entwurf des Baurats Böckmann und ausgeführt in poliertem schwedischem Granit.

den Künsten geweihten Kunsthalle, in der von Peter Louis Ravené vor mehr als 50 Jahren angelegten, seither unausgesetzt jedem Gebildeten in der freigiebigsten Weise zugänglichen Gemäldesammlung heut von neuem als richtig und als, Gott sei's geklagt, noch immer zutreffend auf.

Selbst wenn ich Wilhelm von Humboldts unvergleichliche Schöpfung in Schlösschen Tegel,*) weil in einem Berliner Vorort belegen und vorzugsweise von Berlinern besucht, noch in den Kreis hochherziger kunstfreundlicher Gönner mit einbeziehe, so komme ich doch über wenige Namen nicht hinaus. Da ist die Gemäldegalerie des Konsul J. H. W. Wagner, welche der Stifter grossmütig der Königlichen Nationalgalerie vermacht hat (seit 1861 daselbst), ferner die Gemäldesammlung des Grafen Raczynski, welche im oberen Stock der Nationalgalerie dem Publikum zugänglich ist; neuerdings wird die Gräfllich Blankenseesche Gemäldegalerie, Unter den Linden 70, genannt, anscheinend aber wenig benutzt, obwohl sie, wenn auch mit besonderer Erlaubnis, täglich von 12—2 Uhr zugänglich ist. Nehmen wir nun noch die Galerie Ravené dazu, so ist der kleine Kreis der im eigentlichen Sinne und im grossen Stile kunstfreundlichen Berliner abgeschlossen und das ist, wie gesagt, beschämend wenig.**)

*) Schlösschen Tegel 1822—24 von Schinkel gänzlich umgebaut und von Wilhelm von Humboldt bis zu seinem Tode bewohnt, vererbt nach einander auf seine beiden Töchter Adelheid von Hedemann († 1856) und Gabriele von Bülow († 1887), jetzt im Besitz einer Tochter der letzteren, Frau von Heintz. Die Kunstschatze sind zumeist durch Wilhelm von Humboldt gesammelt, Antiken, moderne Bildhauerarbeiten und Gemälde.

**) Dass einzelne Donatoren ab und zu die hiesigen Kunstsammlungen durch einzelne Gaben erfreut haben, soll ja nicht verschwiegen, vielmehr gern und dankbar, zumal angesichts der geringen Ankaufsmittel, die den Museen zur Verfügung stehen, anerkannt werden, allein ein Donator ist noch lange kein Maecenas. Ebenso mag der Kunstsammlung (Bilder, Statuen, Möbel, Kleinkunst) des Herrn Hugo Raussendorff, Kurfürsten-Damm Nr. 91, hier gedacht werden, obwohl sie nicht so unbedingt zugänglich ist, wie die vorgenannten Sammlungen, nämlich erst nach eingeholter Erlaubnis des Sohnes, des Herrn Assessor Dr. Hugo Raussendorff. Vergl. das glänzend ausgestattete „Verzeichnis der Kunstsammlung im Hause Raussendorff, zusammengestellt von Dr. Franz Weinitz,“ Berlin 1895. Die Ansicht des Hauses Raussendorff mit der Devise „Ohn' Fleiss, kein Preis“ ist eine Originalradierung von Bernhard Mannfeld. Seite 12 schreibt Dr. Weinitz: „Haus Raussendorff wurde in den Jahren 1889—1891 durch den ausgezeichneten Baumeister Hans Grisebach erbaut. Im Stile der deutschen Renaissance, in Backstein und schlesischem Sandstein ausgeführt, ragt es mit seinem steilen Dache und den spitzen Türmen, nach deutscher Art mit Schiefer eingedeckt, stattlich empor. Parkähnliche Gartenanlagen umgeben es. Nach Norden hinaus geht im Erdgeschoss ein mächtiges Fenster, es giebt dem Bildersaale — der Gemäldegalerie — ein gleichmässiges ruhiges Licht. Was der Herr des Hauses im alten Berlin nur zerstreut und ungünstig unterbringen konnte, hat hier die rechte Stelle, die richtige Beleuchtung erhalten. Jährlich werden neue Kunstwerke den schon vorhandenen zugesellt, hier ein Gemälde, dort ein Marmorwerk, eine Bronze, ein altertümliches Hausgerät.“

Wir wollen uns aber heut desjenigen erfreuen, was uns die mit Lust und Liebe, mit Kunstsinn und Kunstfreundlichkeit geschaffene Ravenésche Sammlung darbietet.

Auf dem älteren Kirchhof der hiesigen französischen reformierten Gemeinde an der Chausseestrasse befindet sich das in Form einer allseits offenen gotischen Halle ausgestaltete Grabdenkmal des Stifters. Nach der Weise Rauchs in der liegenden Statue Friedrich Wilhelms III. im Mausoleum zu Charlottenburg aufgefasst, als ausgestreckte bronzene Mantelfigur von, wie ich bezeugen kann, grosser Gesichtsähnlichkeit. Zwei Engelgestalten knien zu Füssen der Figur rechts und links. Die Patina ist leider fahl graubräunlich und wirkt deshalb nicht günstig.

Vorn sind die Worte zu lesen:

Peter Louis Ravené
Nat. X. Febr. MDCCLXXXII.
Obiit XXXI. Dec. MDCCCLXI.

hinten:

Mercatori
Vindici Libertatis Patriae
Fautori Artium
Liberorum Pietas.

Beerdigt wurde der Kommerzienrat Peter Louis Ravené hier am 4. Januar 1862 unter grosser Anteilnahme, man sah im Trauergefolge den Feldmarschall Wrangel, viele Ritter des eisernen Kreuzes, Vertreter der städtischen Behörden und der Kaufmannschaft. Die Leichenrede hielt der Konsistorialrat Fournier.

Bevor ich nun noch weiter auf den Begründer der Gallerie Peter Louis Ravené eingehe, möchte ich noch ein paar Worte über die Geschichte der Familie sagen. Die Nachrichten gehen bis 1683 zurück, als dieselbe nach Aufhebung des Edikts von Nantes, ihrem evangelischen Bekenntnis getreu, die französische Heimat verliess und vertrauend auf des Grossen Kurfürsten Edikt von Potsdam von Metz aus hier einwanderte.

Der eigentliche Begründer des Geschäfts war der Bürger Albrecht Butzer, welcher am 3. Januar 1722 die beiden Häuser Stralauer Str. 28 und 29 von Gottfried Kayser für 2750 Thaler kaufte und ein Eisengeschäft darin etablierte, wahrscheinlicher ein bereits bestehendes dort hin verlegte. Es geht nämlich die Überlieferung in der Familie, dass vor dieser Zeit auf dem Molkenmarkt eine Verkaufsbude bestanden, in der besonders Schustergerätschaften und Schusterleisten feilgeboten wurden, aus der dann das Eisengeschäft in der Stralauer-Strasse entstanden sei. Der erwähnte Albrecht Butzer war verheiratet mit Elisa-

beth Holfinger und muss um 1736 gestorben sein, da seine Gattin in den Überlieferungen aus diesem Jahre als Wittve aufgeführt wird. Sie erwarb die Häuser aus der Nachlassmasse am 5. November 1736 für 1900 Thaler und hinterliess, soweit festzustehen scheint, 2 Söhne. Einer von diesen, Samuel Gottlieb Butzer, verheiratet mit Anna Sophie Hentsch, wird als Butzer senior bezeichnet, setzte das Albrecht Butzersche Geschäft fort und hatte eine Tochter Dorothea Elisabeth, geboren den 16. November 1752. Sein Todesjahr steht nicht fest, doch muss er früh verstorben sein, da das Archiv des Berliner Magistrats den Nachweis liefert, dass seine Wittve die Häuser aus der Erbschaftsmasse erworben hat.

In diesem Butzerschen Geschäft nun war der Vater des Begründers der Gallerie Jacob Ravené, geboren den 20. Januar 1751, als Commis thätig; doch sind uns weder über den Tag seines Eintritts noch über seine Stellung und den Umfang jenes Geschäfts Nachrichten überkommen. Er muss indes in dem Hause sehr wohl gelitten gewesen sein, denn er heiratete die durch ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit ausgezeichnete Tochter des Hauses, die 23jährige Dorothea Butzer, am 14. Dezember 1775.

Schon vor der Hochzeit, am 27. November 1775, wurde Jacob Ravené Bürger von Berlin, auch Mitglied der französischen Kolonie und, da uns näheres über den Zeitpunkt der Übernahme des Butzerschen Geschäfts, welches er unter seinem Namen fortführte, nicht bekannt geworden, so müssen wir annehmen, dass solche am 27. November 1775 stattgefunden. Diesen Tag haben wir also als den Tag der Gründung des Handelshauses Jacob Ravené anzusehen.

Über die weitere Entwicklung des Geschäfts berichtet der Geheime Kommerzienrat Louis Ravené gelegentlich des hundertjährigen Geschäftsjubiläums laut der mir im Original-Manuskript vorliegenden Rede am 27. November 1875 folgendes:

„Unter dem 4. März 1788 wurden meinem Grossvater Jacob Ravené laut gerichtlichen Testaments der Wittve Butzer, die Häuser Stralauer Strasse 28 und 29 für 5000 Thaler zugeschlagen.

Über die mannigfachen Schicksale und Geschieke, welche das Geschäft unter der Führung dieses ersten Ravené betroffen haben, ist auch nur wenig vorhanden. Die Artikel, welche geführt wurden, waren hauptsächlich Eisenwaaren, Stahlwaaren, Nähnadeln und Werkzeuge, welche von Remscheid, Solingen und Schmalkalden per Fuhre bezogen wurden. Auch englische verzinnte Bleche und feine englische Artikel waren nicht ausgeschlossen. Der Bezug der Waaren war damals langsamer und schwieriger, die Umsätze kleiner doch gewinnbringender wie heute. Ich glaube mich zu entsinnen, wie mein seliger Vater mir noch mitgeteilt, dass zu Zeiten auf steyrische und westphälische Stahle, Ambosse und

Schraubstöcke, Stabeisen nur ausnahmsweise, geführt wurden und schon damals eine lebhafte Verbindung mit der Artillerie-Werkstatt und anderen Königlichen Instituten bestanden habe, die zu jener Zeit auf reinem Vertrauen, nicht auf dem modernen Submissions-Verfahren basierte.

Ausserdem wurden zu jener Zeit die Messen zu Frankfurt an der Oder mit Waren bezogen, welche dort flotten Absatz fanden und, da die Messgeschäfte sich stets auf sehr kurze Zeit zusammendrängten, so mussten auch die Töchter des Hauses, Julie, Minna und Karoline den Hauderer besteigen, um den Vater zur Messe zu begleiten, tüchtig mitverkaufen und die Waaren verpacken helfen.

Es ist von Anfang an das redliche Bestreben des alten Jacob Ravené gewesen, seiner Firma diejenige Achtung und das besondere Vertrauen zu erwerben, welche dieselbe in so hohem Masse unausgesetzt genossen hat. Ältere Leute haben mir mitgeteilt, dass sie sich mit Liebe erinnern, diesen würdigen Herrn in den letzten Jahren seiner Geschäftsführung im langen Rock mit Sammetkäpsel auf dem Kopfe und der weissen Thonpfeife im Munde an der Geschäftsthür seines Ladens in der Stralauer Strasse häufig begrüsst und gesprochen zu haben.

Aus den wenigen vorhandenen alten Skripturen lege ich Ihnen hier einige vor. Es ist zunächst eine Briefadresse: „An den vornehmen Kauf- und Handelsmann Herrn Ravené, logirt in der Stralauer Strasse.“ Dann eine Rechnung über Blei und Zink von Friedr. Schlesing aus dem Jahre 1777. Eben solche über Draht vom 30. Oktober 1784 vom Kgl. Preuss. Hüttenamt Carlsruerck bei Neustadt a. d. W. Ferner eine Stahlbestellung vom Messerschmidt J. F. Steinmetz, de dato Crossen 18. Oktober 1778. Einige Frachtbriefe von 1787, die da beginnen „Unter dem Geleite des Höchsten sende per Fuhrmann“ etc. Auch Rechnungen über Schlösser und Blechlöffel aus derselben Zeit. Den Wein, welchen mein Stammvater genossen, bezog er von J. C. Brode aus Stettin, so besagt wenigstens der vorliegende Frachtbrief aus dem Jahre 1787.*)

Vielfältig müssen die Artikel sein, mit welchen schon damals gehandelt wurde, denn mein Grossvater soll sich öfter gerühmt haben, alles und jedes, was man von ihm begehre, beschaffen und liefern zu können. Daraufhin verlangte einstens einer seiner Gesellschaftsfreunde eine Mistgabel in feinem Futteral. Auch diese wurde in aller Eile bestellt und ehe die Gesellschaft sich trennte, zur Stelle geliefert. Dieselbe ist noch dem Hause verblieben.

Die Geschäftsverhältnisse werden nicht immer leicht gewesen sein,

*) Eingeschaltet mag hier werden, dass der Kommerzienrat Peter Louis Ravené von 1845 ab auch unter der Firma Jacob Ravené Söhne & Co. ein Weingeschäft (meist französischer Rotwein) betrieb, welches nach seinem Tode an die Firma C. Souchay überging, die ihr Lager in das Erdgeschoss und den Keller des Köllnischen Rathauses an der Seite der Scharrnstrasse verlegte.

besonders nicht in der Zeit der Freiheitskriege, wo drei Söhne meines Grosvaters als freiwillige Jäger mit Auszeichnung im Felde standen, welche alle wohlbehalten, zwei davon mit dem eisernen Kreuz geziert, nach Hause zurückkehrten. Die nach Umständen reichen Unterstützungen, welche der liebende Vater seinen Söhnen im Felde zufließen liess und die sonstigen harten Kriegslasten mögen einen Teil des bereits Erworbenen wohl angegriffen haben, doch blieben die Verhältnisse geordnet und gestatteten ihm ein sorgenfreies Alter nach Aufgabe seiner Geschäfte.

Diese letztere erfolgte mit dem 1. Januar 1824 und besagt uns das unter diesem Datum gedruckte, noch vorliegende Umlaufschreiben, dass Jacob Ravené nach bald 50jähriger Thätigkeit das Geschäft seinen Söhnen Peter und Louis, in Verbindung mit seinem Schwiegersohn Carl Wilhelm Meister in Stettin, mit Activis und Passivis übergeben habe. Diese drei Socien zeichneten nunmehr „Jacob Ravené Söhne“; Peter Louis Ravené, mein Vater, übersiedelte jedoch erst von Stettin nach hier und übernahm die persönliche Leitung in Berlin erst am 19. April 1824, wo es seine erste Disposition war, die beiden einzelnen kleinen Häuser Stralauer Strasse 28 und 29, zu einem Ganzen vereinigt, umzubauen, welches in diesem Zustande bis 1861 verblieb und auch jetzt nur in der Façade und Ladeneinrichtung eine Änderung erlitten hat.“ —

Peter Louis Ravené ein selfmademan im besten Sinne, pflegte seine Jugenderlebnisse gern und in launiger Weise zu erzählen.*) Er war bei dem Juwelier und Goldschmied Krienitz, welcher am Hausvoigteiplatz, nahe dem jetzigen Durchgang zur Taubenstrasse, wohnte, in die Lehre gegeben, woselbst er seiner Frau Meisterin die Stiefel putzen, Wasser holen und dergleichen häusliche Verrichtungen ausüben musste. Eine fernere Aufgabe war es für ihn auch, diese etwas starke Dame des Morgens fest einzuschnüren, wobei er seine Kräfte anzustrengen hatte. Es mag ihm doch nicht sonderlich gefallen haben, denn noch ehe die Lehre gänzlich beendet, folgte auch er dem Rufe für das Vaterland und erhielt für bewiesene Bravour, wie sein ältester Bruder Peter**) als frei-

*) Auch die nachfolgenden Angaben habe ich teils dem mir von Herrn Louis Ravené gütigst zur Verfügung gestellten Manuskript der Festrede seines Vaters beim 100jährigen Geschäftjubiläum am 27. November 1875, teils meinen persönlichen Familien-Erinnerungen, die bis etwa 1847 zurückreichen, entnommen. E. Fr.

**) Dieser Peter Carl Jacob Ravené, geb. 28. Dember 1777, hatte die Handlung bei dem Kauf- und Handels-Herrn Friedrich Gottfried Nitze hierselbst erlernt und seine Lehre am 3. Oktober 1798, wie der noch vorhandene Lehrbrief ausspricht, vollendet. Später machte Peter den Befreiungskrieg als Freiwilliger im Detachement der freiwilligen Jäger des Brandenburgischen Kürassier-Regiments, wo er die Charge eines Wachtmeisters bekleidete, mit, diente mit Auszeichnung und erwarb im Gefecht beim Ueberfall von Schleusingen das eiserne Kreuz. Es ist ferner von ihm bekannt, dass er in der Festung Magdeburg, woselbst er sich als Handlungskommis eingeschlichen, wertvolle Rekognoszierungsdienste leistete.

williger Jäger das eiserne Kreuz. Kurz vor Paris erlitt er in einem von seiner Kompanie verteidigten, zusammenstürzenden Hause eine schwere Verletzung am Hinterkopfe, wurde nur mit Mühe von einigen Kameraden aus dem Schutt hervorgeholt und musste als Verwundeter der Armee folgen, so dass er die Erstürmung von Montmatre mit seinem Regimente nicht mitmachen konnte. Nach Schluss des Krieges trat er als Kaufmann in das Geschäft von G. E. Meister in Stettin und zeichnete sich durch Umsicht und Eifer derart aus, dass er bald zum Disponenten bestellt wurde.

Am 1. Januar 1824 übernahmen Peter Ravené, Louis Ravené und Carl Meister die Handlung Jacob Ravené Söhne hierselbst. Im Jahre 1831 wurde das fiskalische Grundstück Wall-Strasse Nr. 92 und 93, welches die damalige Königliche Eisengiesserei benutzte, gekauft, 1832 ausgebaut und das Hauptgeschäft von der Stralauer Strasse 28/29 dorthin verlegt.

In den oberen Räumen des Hauses in der Wall-Strasse hat sich bis zu ihrem jetzigen Umzuge i. J. 1896 die weltberühmte Ravenésche Bildersammlung befunden. Infolge der Umgestaltung der ganzen Stadtteile vom Köllnischen Fischmarkt und Spittelmarkt ab bis zur Wall-Strasse, verbunden mit einer in Aussicht genommenen Verbreiterung letzterer Strasse ist das gastfreie frühere Heim zum Abbruch bestimmt und schweben zur Zeit noch die Verhandlungen seitens der Stadt wegen Erwerbs der Grundstücke. Von der Gertraudten-Brücke wird eine Fussgänger-Passage längs des linken Spreuefers unter Einbeziehung einer zu verschüttenden Ausbuchtung des Stroms nach der Wall-Strasse geführt, ungefähr gegenüber dem Neubau einmündend, in welchem die Brandenburgia in diesem Augenblick versammelt ist.

Am 1. Juni 1846 trat der älteste Sohn des Begründers der Gallerie, der spätere Geheime Kommerzienrat Louis Ravené in das väterliche Geschäft. Nicht unbedeutende Geschäfte in Stabeisen, hauptsächlich mit den zu jener Zeit in Berlin emporstrebenden Maschinen-Industriellen, wie August Borsig, Sigl. u. a. und mit den sich mehr und mehr ausdehnenden Eisenbahnunternehmungen wurden, soweit dies ohne eigentliches Lager zu halten, möglich war, vorzugsweise durch Bezüge aus England ausgeführt, u. a. die ersten Schienen für die Berlin-Potsdamer Bahn geliefert, später solche für die Anhaltische, dann für die Berlin-Hamburger Eisenbahn. Ein eigentliches reguläres Eisengeschäft und Lager, wie angedeutet bestand indessen noch nicht. Die Einrichtung und das so schnelle wie glückliche Emporblühen derselben erfolgte nunmehr allmählich. Ein kleines Eisenlager der Firma befand sich auf dem Hofe des Hauses Wallstrasse Nr. 13. Im Jahre 1847 wurde das Haus Neue Grünstrasse 17 erworben und dessen Garten in das seitdem dort bestandene Lager umgewandelt. Am 1. August 1856 wurde der vorer-

wähnte älteste Sohn, nachdem er früher bereits die Procura hatte, Associé des Hauses.

Der Begründer der Gallerie Peter Louis Ravené war mit Recht eine volkstümliche Person in Berlin. Seine Förderung der vaterländischen Industrie, das lebhafteste Interesse, welches er seinem Vaterlande und Berlin entgegenbrachte, sein grosser Wohlthätigkeitssinn trugen dazu bei. Als Freimaurer war er ein eifriges Mitglied der hiesigen Loge Royal York, welcher er viele Wohlthaten erwiesen hat. Sein Temperament war das eines Franzosen, leicht entzündlich, phantasievoll, neben aller Geschäftsklugheit und sicherer kaufmännischer Berechnung. Einige Jahre vor seinem Tode kamen hierselbst, von den Vereinigten Staaten übernommen, die spiritischen Experimente in Aufnahme, damals als tierischer Magnetismus bezeichnet. Es waren das die ersten unklaren Versuche, Wahres mit vielem Abenteuerlichen vermischt, aus denen sich jetzt hauptsächlich infolge der Experimental-Vorträge und -Reisen des im vorigen Jahr in traurigen Verhältnissen zu Altona verstorbenen dänischen Magnetiseur Hansen als positiveres Ergebnis die Hypnose und die verschiedenen Formen der Suggestion herausgemausert haben. Der Kommerzienrat Ravené war ein ebenso eifriger Anhänger dieser Richtung, wie sein skeptischer Sohn ein Feind derselben. Es war allgemein bekannt, dass Peter Ravené Somnambülen und andere „Medien“ in seinem Hause experimentieren liess. Ich habe das überirdischen Mächten, Geistern, zugeschriebene „Tischrücken“, welches in dem Hause Wallstrasse 90 eifrig geübt wurde, selbst als Jüngling aktiv mitgemacht. Peter Ravené hielt sich einen eigenen Magnetiseur, den früheren Photographen Kuhn, dessen Weissagungen er blindlings zu vertrauen schien. Kuhn wollte durch ein magnetisches Medium ermittelt haben, sein Mäcen werde das Jahr 1861 nicht überleben. Das war uns, die wir in dem Ravenéschen Hause verkehrten, allgemein bekannt, denn der seit 1860 schwer leidende alte Herr hatte das öfters geäussert. Als er am 31. Dezember 1861 starb, also die Prophezeiung Kuhns bestätigte, war man auf diesen sehr ungehalten, als wenn er durch seine Prophezeiung das Leben des ihm unbedingt vertrauenden Herrn verkürzt hätte. Heute würde man sagen, K. habe ihm das Todesjahr derartig „suggeriert“, dass er infolge dieser Suggestion sich selbst den Lebensfaden zerschnitten.

Bei Ravenés einfachem Sinn war ihm alles Prahlen, alle Aufblasenheit zuwider. Ich entsinne mich, dass er, als er zufällig bemerkte, wie ein jüngerer Handlungslehrling sich weigerte, einer Dame ein gekauftes Plätteisen nach der Droschke hinunterzutragen, zur Beschämung des jungen Menschen das Plätteisen selber nahm und der Dame nachtrug. Ich hatte als Student im Jahre 1858 vom August ab bis Oktober meine erste Reise nach Italien unternommen, die mich bis Rom führte. Einer der Söhne des Chefs, Gustav, hatte seinem Vater erzählt, dass ich

zu dieser Reise nur 150 Thaler mitgenommen und obwohl ich für meine Angehörigen kleine Andenken gekauft, noch 5 Thaler heimgebracht habe. Dies imponierte dem alten Herrn so, dass er mich zu einer grossen Gesellschaft, ich selbst wusste garnicht warum, einlud, bei der Tafel plötzlich das Wort ergriff und mich Ahnungslosen der Versammlung als eine Art Musterknaben, als einen besonders sparsamen und tüchtigen jungen Mann vorstellte.

Als am 10. März 1856 Hans von Rochow den Polizei-Präsidenten von Hinkeldey im Duell unweit der Försterei Königsdamm in der Jungfernhaide erschossen hatte und infolgedessen eine grosse Aufregung in der Bürgerschaft entstanden war, weil man in Hinkeldey ein Opfer der sogenannten Junkerpartei erblickte, stellte sich Ravené an die Spitze einer Sammlung für die in bedrängten Verhältnissen zurückgebliebene Wittwe. Hauptsächlich durch seinen Eifer wurden für dieselbe in kurzer Zeit 40000 Thaler, eine für damalige Zeiten sehr erhebliche Summe, unter den Berliner Bürgern aufgebracht.*)

Neben diesen liebenswürdigen Seiten besass Ravené sen. aber auch gelegentlich eine masslose Heftigkeit. Ich entsinne mich, dass er, als er in seinem Kleiderschrank nicht gleich einen Rock finden konnte, sämtliche Kleidungsstücke, so dass die Anhängsel entzwei gingen, abriess

*) Bekanntlich haben die Enthüllungen der letzten Jahre die Verschuldung Hans von Rochows wesentlich herabgemildert und ist man eher geneigt anzunehmen, dass Friedrich Wilhelm IV., vielleicht in einem ersten Ausbruch seiner traurigen geistigen Umnachtung, Hinkeldey zu dem Duell moralisch gezwungen habe.

Die Rechtfertigungsschrift von Rochows betr. das traurige Ereignis vom 10. März 1856 wurde von ihm einigen befreundeten Herren im Provinzial-Landtag gezeigt, hat auch mir vorgelegen und einen tiefen Eindruck hinterlassen. Soeben hat nun Ferd. von Westphalen, Sohn des Ministers und angeblichen Rivalen Hinkeldeys einen Aufsatz „Der General-Polizeidirektor von Hinkeldey und der Minister des Innern von Westphalen“ in der *Histor. Zeitschrift N.-F.* Bd. 42 München und Leipzig 1897, S. 461 flg. veröffentlicht, der die ungünstige Vorstellung von dem Verhalten des Königs zu bestärken scheint. In einem gnädigen Handschreiben an den unterm 17. März seine Entlassung nachsuchenden Minister von Westphalen, unterzeichnet: „Charlottenburg. 2. 4. 56. Begonnen am Sieges- und Friedenstage: 30. März F. W., R.“ heisst es: „Der Vorwurf, der mich selbst trifft, ist immer grösser; denn ich wusste seit mehreren Tagen, dass es auf die Tötung Hinkeldeys abgesehen war, oder hatte wenigstens die Entschuldigung (?), es glauben zu können. Hier war aber eine äusserst taktvolle und zarte Prozedur erforderlich, um den bereits verbreiteten Verdacht: „Hinkeldey könne kein Pulver riechen, nicht unwiderrufflich zu etablieren. Das, ich gestehe es offen, hat mich zaghaft gemacht.“

Hiernach hat zumeist die Unentschlossenheit des Königs den Zweikampf ermöglicht und die öffentliche Stimme, welche Hinkeldey als eine Art Opfer der Verhältnisse bezeichnete, hat im ganzen und grossen Recht gehabt. Daher der Unwille bei derselben Bürgerschaft, welcher H. mit scharfen Polizeimassregeln zugesetzt hatte, und eben deshalb der glühende Eifer Ravenés, der Wittve durch eine öffentliche Sammlung, welche gleichzeitig als ein politischer Protest aufgefasst werden sollte, zu helfen.

und in die Stube warf. Auch folgender sonderbarer Vorfall ist mir noch erinnerlich. Es wurde Whist gespielt, Ravené sen. bediente sich zum Anlegen des Spiels vier, zwei und einen halben Groschenstücke; nach Beendigung des Spiels vermisste er eins dieser Geldstücke. Es ging nun ein immer leidenschaftlicher und für uns peinlicher werdendes Gesuche los. Der Teppich wurde hoch gehoben, Stühle umgeworfen, das Sofa zerschnitten, um zu sehen, ob die Münze sich in den Falten desselben verirrt habe. Alles umsonst! Der Hausherr mochte wohl schliesslich glauben, freilich war er zu gebildet um dies anzudeuten, dass sich jemand das Geldstück angeeignet hätte. Inzwischen war ihm seine ungarische Meerschampfeife ausgegangen; als er den geräumigen Kopf derselben ausklopfte, fiel zu unserer grossen Erleichterung das Zweigroschenstück etwas angeschmolzen aus demselben heraus. Ravené hatte dasselbe offenbar selbst während des Spiels versehentlich in den Pfeifenkopf hineingekehrt.

Alle dergl. kleinen Schwächen können den Eindruck grösster Herzensgüte, den der eigenartige Mann hinterlassen hat, nicht im mindesten abschwächen. Wir gehen nunmehr zu seinem ältesten Sohne über.

Der Geheime Kommerzienrat Louis Ravené, geb. 1. Juni 1823 war von seinem Vater in der Jugend ziemlich knapp gehalten, und als er zusammen mit dem späteren Kommerzienrat Schlittger (Kotzenau) auf dem Eisenwerk der Seehandlung in Moabit arbeitete, haben beide wackre strebsame Männer sich manchmal mit einem Mittagessen in einem Budiker-Keller begnügt. Immerhin besass er bereits im Jahre 1852 ein Einkommen, mit welchem selbst ein recht verwöhnter Junggeselle zufrieden sein konnte. Louis Ravené sen. hatte von seinem Vater das Verständnis und die Liebe für die Kunst und das Kunstgewerbe geerbt. Er war ein Meister in der Kunst-Dreherei, manche von ihm aus Elfenbein gedrechselten Nippes zieren noch jetzt die Putztische und Wandbörder seiner Freunde. Er hat grosse Verdienste erworben, indem er, die praktischen Bestrebungen des damals noch in den Anfängen stehenden Kunstgewerbemuseums unterstützend, sich bemühte, in Berlin die vergessene Kleinkunst der Email-Arbeit neu zu beleben. Er unterstützte den Künstler Bastanier, welcher das alte Limoges-Email, *pâte sur pâte*, zuerst hier anfertigte. Ein der ersten auf diese Weise entstandenes Bild, Brustbild des Alten Fritz, grau in grau, befindet sich im Märkischen Provinzial-Museum (Kat. B. IX Nr. 366). Ein Gönner des Museums, der leider zu früh verstorbene Banquier Gustav Henckel, kaufte es für ca. 75 Mk. an und stiftete es. Bei den geringen Dimensionen dieses kleinen Ovalbildes, Länge 7,5 cm, Breite 5 cm, erscheint der Preis sehr hoch; er ist dies aber nicht, wenn man die grosse Schwierigkeit und Genauigkeit der Arbeit erwägt. Besonders das Zellen-Mosaik (*Oeuvre cloisoné*), bei welchem die verschiedenen Farbenfelder

durch erhabene dünne Metallstreifen ausgespart und dann mit der Schmelzmasse gefüllt werden, wurde von Louis Ravené sen. eifrigst poussiert. Hier galt es, nicht allein blosses Nippes zu schaffen, sondern wirkliche Gebrauchsgegenstände, als Griffe von Messern und Gabeln, Spiegelrahmen, Tabaksdosen, Bonbonnieren und vielerlei andere Dinge mit Zellenemail- oder Grubenschmelz-Arbeit auszustatten. In wie vielseitiger und vollendeter Weise dies erreicht wurde, davon legte ein Verkaufslager in der Passage, Ecke der Strasse Unter den Linden, viele Jahre hindurch Zeugnis ab. Grosser kaufmännischer Gewinn wurde dabei, das gestand Louis Ravené sen. selbst ein, nicht erzielt. Das war aber auch garnicht die Absicht. Jedenfalls sind diese Bemühungen nicht auf tauben Boden gefallen, im Gegenteile ist seitdem die Emailierkunst hierselbst, Dank der ersten Anregung unseres Ravené, ausserordentlich erblüht und beschäftigt viele fleissige Hände. Nicht minder war Louis Ravené sen. im Interesse der Herstellung und Einführung einer bemalten weichen Töpferwaare in der Art der italienischen Fayence mit der leuchtenden Farbenpracht der Fabriken des Quattrocento und Cinquecento zu Faenza, Pesaro, Urbino pp. in Berlin eifrig thätig und in seinem eigenen Zimmer stand eine hierauf bezügliche kleine Muffel zum Probefehren.

Infolge seiner Fachkenntnis in der Metallbranche und im Kunstgewerbe, sowie wegen seines weiten kaufmännischen Blickes zog ihn die Reichs- und Preussische Staatsregierung gern als Sachverständigen zu Rate; in dieser Weise stand er der deutschen Industrie auf der Pariser Weltausstellung 1867 und auf der Wiener Weltausstellung 1873 fördernd zur Seite.

In den Rheinlanden verherrlicht die noch jetzt im Besitz der Familie befindliche, im altdeutschen Stile trefflichst hergestellte Burg Cochem an der Mosel den Ravenéschen Namen. Schöne gärtnerische Anlagen schmücken die alte Ritterveste. Damit komme ich noch auf eine neue der im besten Sinne nobeln Passionen des Geheimrat Ravené.

Auch der schönen Gartenkunst, sicherlich auch einem Teil der edlen Künste, wie der Altmeister Fürst Pückler-Muskau jeder Zeit behauptet hatte, widmete Louis Ravené sen. seine besondere Aufmerksamkeit. Ich hatte die Ehre, mehrere Jahre der städtischen Park- und Gartendeputation anzugehören, zur Zeit da der Genannte Bürgerdeputirter dieser Verwaltungsstelle war, und ich entsinne mich lebhaft der schönen mit Gemälden von Paul Meyerheim geschmückten Ravenéschen Villa in der Werft-Strasse, Ecke der Lüneburger Strasse und nahe der Stadtbahn. Um die Villa herum waren schöne Blumenanlagen, insbesondere ein prächtiges Palmenhaus mit auserlesenen Exemplaren. Bei einem Frühstück, welches Ravené den Mitgliedern der Park-Deputation, hervorragenden Botanikern und Gartenkünstlern gab, zeigte der Sohn des berühmten Historienmalers Theodor Hildebrandt, der Afrika-

reisende, Botaniker und Gartenkünstler Hildebrandt, der später auf einer Forschungsreise in Antananarivo, der Hauptstadt der Insel Madagaskar, einer Tropenkrankheit erlag, eine Palme vor, deren Species, ja selbst das Genus noch unbekannt war und die er Herrn Ravené dedizierte. Es ging nun unter den Anwesenden die Frage um, wie man diese neue Palme benamsen solle. Ich meldete mich zum Wort und schlug die Benennung *Ravenea Hildebrandti* vor. Dies fand allgemeinen Beifall, der Täufing wurde gebührend mit Sekt „begossen“ und hat wirklich in der Botanik diesen Namen erhalten. Das fragliche Exemplar steht, wie ich mich noch unlängst überzeugte, als hervorragende botanische Seltenheit im grossen Gewächshause des jetzigen Botanischen Gartens an der Potsdamer Strasse und wird hoffentlich die Übersiedelung nach dem neuen Palmenhause in dem nach Dahlem-Steglitz verlegten Botanischen Garten gut überstehen.

Die väterliche Gallerie überkam Louis Ravené sen. wie ich in dem hiermit vorgelegten „Verzeichnis der Gemälde-Sammlung von Peter Louis Ravené in Berlin. Gedruckt bei Julius Sittenfeld 1860“ ersehe, aus 143 Nummern bestehend. Er hat dieselbe wie seinen Augapfel gehütet und gelegentlich vermehrt. Dieser Katalog hat einen besondern Wert, weil er vergriffen ist und, wie es scheint, vorläufig nicht die Absicht besteht, ein neues Verzeichnis anfertigen zu lassen, zumal die Bilder zur Orientierung des Beschauers mit den Künstlernamen ausgestattet sind. Gegenwärtig enthält die Gallerie gegen 200, an Aquarellen gegen 100 Nummern, zu denen noch zwei Marmorbüsten kommen, von denen die eine den Begründer der Gallerie, die andere den Sohn, den am 28. Mai 1879 verstorbenen Geheimen Kommerzienrat und österreichisch-ungarischen General-Konsul Louis Ravené darstellt. Beide Büsten sind nach dem Tode der beiden Dargestellten von dem jetzt verstorbenen Bildhauer Professor Heinr. Hoffmeister modelliert. Es sind Werke, die sich durch feine Charakteristik auszeichnen und zu den besten Leistungen des Künstlers auf dem Gebiete der Porträtplastik gehören. In voller Figur sitzend, aus weissem Marmor gebildet, sehen wir die Gestalt Louis Ravenés über seinem Grabmal, das uns sofort in die Augen fällt, sobald wir den bereits genannten französisch-reformierten Kirchhof vor dem Oranienburger Thore betreten. Die sprechend ähnliche Statue ist von einer halbrunden Nische, welche mit poliertem dunkeln schwedischen Granit verblendet ist, umgeben. Da die Nische der Witterung sehr preisgegeben scheint, so haben die an derselben angebrachten Wandmalereien bereits stark gelitten und wäre es zu wünschen, dass sie durch venezianisches Glasmosaik ersetzt würden.

Dem jetzigen Besitzer Kaufmann und Rittergutsbesitzer Louis Ravené, geboren am 13. Dezember 1855, vermählt seit dem 4. Januar 1888 mit dem am 6. Februar 1868 geborenen Fräulein Martha

Ende, Tochter des berühmten Architekten Geheimen Baurats Ende,*) ist das stolze Besitztum schon bei sehr jugendlichen Jahren zugefallen. Er hat die Gallerie getreu den Traditionen des Vaters und Grossvaters gepflegt und ihr in dem von uns heute betretenen neuen Monumentalbau eine würdige Stätte bereitet. Im Januar 1897 wurde die Gallerie dem Publikum geöffnet. Noch ist in unserer aller Erinnerung die interessante holländische Kirmess, welche für die Zwecke des Vaterländischen Frauenvereins unter dem Auspizien Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Auguste Viktoria am 19. bis 21. Februar d. J. in diesen Prachträumen abgehalten wurde, welche Herr Ravené in hochherziger Gesinnung für den edlen Zweck hergegeben hatte. Wir sehen heute verschiedene der Damen, die bei diesem denkwürdigen stilgerechten Kostümfeste mitwirkten, mit Vergnügen unter uns**) und alle Teilnehmer erinnern sich gern der damaligen schönen Abende.

Ich benutze jetzt die Gelegenheit, dem Herrn Louis Ravené für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er uns diese stattlichen Räume und ihre herrlichen Kunstschatze zur Verfügung gestellt hat, den herzlichsten Dank der Gesellschaft des Vorstandes und der Gesellschaft Brandenburgia hiermit auszusprechen, indem ich Herrn Dr. Galland bitte, nunmehr zu einem sachkundigen Vortrag über die Ravenésche Kunstsammlung speziell das Wort zu ergreifen.“

Herr Dr. Galland trug hierauf folgendes vor:

„Nach den Worten des Herrn Geh. Reg. Rat Friedel liegt mir die Aufgabe ob, über diese Gallerie und ihre Meister zu sprechen. Die Sammlung besteht jetzt aus ca. 200 Werken, die auf 5 Säle, 3 Oberlicht- und 2 Seitenlichträume, sowie auf 3 Kabinette angemessen verteilt sind. Unter den hier gegenwärtigen ältern Malergruppen überwiegen die Berliner und die Düsseldorfer weitaus, während aus München, Weimar, Karlsruhe, Frankfurt a. M., Wien u. a. O. nur recht wenig vorhanden ist. Die Anfänge der Sammlung dürften in die Zeit um 1840 zu legen sein, und diese Zeit erscheint kunstgeschichtlich bedeutsam durch den Umschwung, der an die Stelle der alten Richtungen des farblosen Klassizismus, der Nazarener, des Romantismus — das moderne Historien-

*) Bislang 2 Kinder: Charlotte geb. 27. Okt. 1889 und Peter Louis geb. 9. Febr. 1891. — Von der sonstigen Genealogie ist noch nachzuholen, dass der Kommerzienrat Peter Louis Ravené zweimal verheiratet war. Aus erster Ehe stammen zwei Kinder Louis Ravené und Henri Ravené (Rittergutsbesitzer auf Blumerode, Kreis Liegnitz, †), aus der zweiten Ehe mit Frä. Ravache 3 Kinder: Gustav Ravené (Techniker, † 1892 in Hamburg), Hans Ravené (Theaterdirektor in Breslau, †) und Dorothea, verh. mit einem höheren Offizier.

**) Vgl. auch die Beschreibung der Kirmess und die Besprechung der dazu gehörigen Festschriften von G. Galland und E. Friedel in diesem Monatsblatt V. S. 484 bis 486.

bild und das moderne Genre, an die Stelle der Zeichnung die Farbe, das Kolorit, als das für den malenden Künstler wichtigste setzte.

Der Begründer dieser Gallerie, Peter Louis Ravené, ganz und voll ein Kind seines jugendlichen Zeitalters der mächtig aufblühenden Industrie, einer Zeit, die seit der Pariser Julirevolution (1830) ein erregtes politisches Leben kannte, die sich mit modernen sozialen Aufgaben zu beschäftigen begann und zugleich ein lebhaftes Interesse für die Ergebnisse der damaligen Gesichtsforschung, eines Guizot u. a. in Frankreich, eines Ranke, Giesebrecht u. a. in Deutschland, an den Tag legte — schloss sich enthusiastisch den damals „jungen“ Kunstrichtungen an und vereinigte in seinen Räumen eine grosse Zahl von Meistern, die einst für das vormärzliche Berlin den künstlerischen Fortschritt repräsentierten: Knaus, Ed. Meyerheim, Menzel, A. Achenbach, Rud. Jordan, dann C. Fr. Lessing, Alfred Stevens, Troyons u. v. a. Als er im Jahre 1861 starb, hatte seine Sammlung schon die stattliche Zahl von 143 Gemälden (nach dem Katalog von 1860) erreicht.

Paris, stets die Heimat des Neuen, eröffnete auch diese künstlerische Aera, für die übrigens H. Heine in seinen Salonberichten bei uns Stimmung machte. Aber weil die berühmten Meister an der Seine, die Delacroix, Delaroche, Couture u. a., zunächst bei uns unbekannt blieben, so konnten die belgischen Historienmaler der Zeit, die von jenen beeinflusst die gleichen Richtungen einschlugen, als die Vermittler der französischen Kunstideen, die Führer unserer jungen Generation auf der Bahn des Kolorismus werden. Die Geschichtsdarstellungen eines Gallait und de Bièfve erregten auf ihrer Reise durch die Hauptorte Deutschlands Begeisterung und veranlassten die deutschen Kunstjünger, von nun an in den Ateliers zu Brüssel, Antwerpen und Paris ihre Studien fortzusetzen. In der Gallerie Ravené sind freilich sowohl Delaroche und Couture, wie auch der Belgier Gallait vertreten, aber nicht auf jenem Gebiete, das sie machtvoller als ihre Zeitgenossen beherrschten. Von Delaroche sehen wir hier nur eine gerahmte Kreidezeichnung („Schiffbruch im Seesturm“), von Couture einen lebensgrossen „Edelknaben“ im Kostüm, wie in der Malweise ganz auf Rubens hinweisend und von Gallait ein jugendliches Musikantenpaar (1852), das gegenständlich dem ältern Düsseldorfer Geschmack noch nahesteht.

Von den ältern Franzosen der Gallerie fesselt im letzten Saal Horace Vernet (geb. 1789), den man wohl den Vater des modernen Militärbildes nennt. Er schildert eine Scene aus dem napoleonischen Feldzuge in Ägypten: wie ein mitleidiger französischer Soldat einen verwaisten Säugling an das Euter eines Mutterschafes legt. Weit eindrucksvoller wirkt im II. Saale Robert Fleury, der mit seinem Pinsel oft für Humanität agitiert hat, da es ihm möglich war, durch Kraft und Wahrheit des leidenschaftlichen Ausdrucks sein Publikum hinzureissen.

Indes erscheint in seinem figurenreichen Bilde „Judenmord am Krönungstage Eduards II. in London“ (1848 gemalt) für unsern Geschmack die Färbung zu dunkel und schwer, und manche seiner Figuren ähneln ausserdem gewissen Typen der alten Rubensschule. Von Fleury ist noch ein kleines Bild in einem der Kabinette zu sehen, „Der Bericht“, von tiefem goldig leuchtenden Kolorit.

Von den Deutschen, die damals die überlegene französische Maltechnik in Paris studierten, begegnen wir hier unserm Ludwig Knaus, der sich indes der Genremalerei und daneben dem Porträt zuwandte. Auch Julius Schrader, der jetzt 82jährige, gehört in diesen Kreis. Die beiden ruhenden Gestalten „Bacchus“ und „Bacchantin“ (Saal I) wirken prächtig, gesättigt in Kolorit; sie wurden in Rom gemalt (1846). Schraders umfangreiches Hauptwerk „Der Tod Lionardo's“ — dieser Sammlung erst später eingereiht — mag sicherlich bei seinen hervorragenden Eigenschaften in der Physiognomik der Figuren, in der Kraft der Farbe, in der Trefflichkeit der Zeichnung, dereinst Aufsehen erregt haben; heute kommt uns die Auffassung melodramatisch, die Schilderung wie das effektvolle Schlusstableau einer Oper vor. Gleiche malerische Qualität besitzen die drei Historien von Martersteig (Weimar), Darstellungen aus der Reformationszeit mit Huss und Luther nicht; sie wirken etwas gedrängt in den Figuren, bunt und trocken im Kolorit. Karl Becker, der heutige Ehrenpräsident der Berliner Akademie, hatte schon damals sein bekanntes geschichtliches Genre entdeckt; aber neben Venedig (Juwelenhändler und Senator, 17. Jahrh.) hatten es ihm zunächst auch die Muster des alten Caspar Netscher („Morgen nach dem Balle“ u. a.) angethan. Seine später hinzugefügten Gruppen- und Einzelbildnisse ermangeln einer schärferen Individualisierung, zu der sich die novellistische und illustrative Begabung dieses Künstlers auch nur sehr selten vertiefen konnte. Von ältern Berliner Porträtmalern finden wir ausserdem W. Hensel (Brustbild Kaiser Wilhelm IV.), Bussler (Königin Elisabeth von Preussen, Brustbild), Th. Hosemann, Franz Krüger und Ernst Hildebrandt (Kinderbildnis). Das herrlichste Stück ist aber das Knaussche Konterfei des Begründers der Gallerie, das namentlich durch Feckerts Lithographie sehr bekannte Porträt, das den vor einer Staffelei behaglich sitzenden, prüfenden Kunstmäcen unübertrefflich charakterisiert.

Zum Wiederaufleben der realistischen Genremalerei gab aber nicht nur das auf die Weltbühne tretende „Volk“ die Veranlassung, sondern zugleich der Einfluss der alten Niederländer, auf die bei uns Schnaase zuerst in seinen niederländischen Briefen mit Nachdruck hinwies. In einem der Kabinette findet sich von dem Amsterdamer E. de Block ein „Philosoph“, ganz in der Art der Rembrandtrichtung gemalt. Den weitesten und selbständigsten Schritt that ohne Zweifel der 1801 zu Lyon geborene F. A. Biard. Seine „Scene auf einer

französischen Douane“, mit einem beim Schmuggel ertappten Engländer, wirkt ungemein spasshaft und frisch, ist ein virtuos gemaltes Werk humoristischer Genredarstellung. Bei uns wagte man sich zunächst noch nicht so dreist an neue Stoffe. Man begnügte sich, den Bauer, den armseligen Fischer oder Schiffer, zumeist in harmloser Unterhaltung, zu schildern. Oder man erlaubte sich, lieb und brav wie man war, idyllische Dachstuben zu malen, Grossmütterchen mit der Enkelin, Mütterchen mit dem Liebling auf dem Schosse und dergl. mehr. In diese kampflose Welt zufriedener ehrbarer Leute führt uns hier z. B. der alte Ed. Meyerheim. Auch Th. Hosemann erscheint auf seinen beiden Gemälden weit harmloser als auf seinen Zeichnungen. Karl Begas, der in Berlin mit seiner nazarenischen und klassizistischen Vergangenheit abschloss, malte das hier vorhandene, sehr bekannte Genrebild „Mohrenwäsche“. Koloristisch das weitaus beste sind aber in dieser Berliner Gruppe die köstlichen Stücke von Ludwig Knaus „Die Mausefalle“, „Frau mit Katzen spielend“, das blumenpflückende Bauernmädchen (Kabinet) u. a. Später trat in diesen Kreis auch der Berliner Max Michael.

Wenn man Knaus allein ausnimmt, so erscheinen die gleichzeitigen Düsseldorfer, die in der Gallerie vertreten sind, als die viel kräftigeren Talente. Obenan steht der temperamentvolle Ad. Schrödter mit seinem „Till Eulenspiegel als Bäckergehilfe“. Ihm folgt Peter Hasenclever, von dem nicht weniger als 7 grössere Gemälde zum ersten Bestand der Sammlung gehören. Da sieht man von ihm eine seiner einst populär gewesenen Weinkellerscenen „Die Weinprobe“, dann drei Illustrationen zu Kortums Jobsiade, Jobs als Nachtwächter, Jobs im Examen, Jobs als Schulmeister, sämtlich mit ihren steifleinernen Figuren an Hogarths karrikirrende Art erinnernd, voll trockenen Humors als Schilderungen und dabei zum Teil nicht übel gemalt. Drei lebensgrosse Porträts in ganzer Gestalt, darunter das Selbstbildnis Hasenclevers, vollenden die Gruppe. Rud. Jordan und sein aus Amerika stammender Schüler Henry Ritter gehören auch hierher und zwar mit zwei tiefersten Szenen aus dem Leben der Helgoländer Fischer. Und ihnen schliessen sich endlich an der Norweger Ad. Tidemand („Norwegische Sonntagsfeier“, „Norwegische Totenfeier“ u. a.) und der Königsberger Karl Hübner mit seiner tragischen Scene „Jagdrecht“, die eigentlich besser das Ende eines Wildschützen hiesse.

Einen analogen Weg von abstrakter Auffassung zu wirklicher und intensiver Naturanschauung hatte inzwischen auch die Landschaftsmalerei eingeschlagen. Ihre Vertreter hatten bisher die schöne Linie in der Natur bevorzugt, den heroischen Charakter gewisser südlicher Gegenden gesteigert: das waren die Klassizisten, welche sog. Stillandschaften komponierten. Carl Graeb's „Italienische Landschaft“

im Saal I mit ihren edlen Formen, ihren zarten grünen Farbenabstufungen gehört noch durchaus hierher; aber sie steht fast vereinzelt da. Graeb hat sonst noch einige seiner brillant gemalten Architekturen in der Sammlung. — Anders empfanden die Romantiker. Sie liebten vielmehr das Hässliche in charakteristischer Grossartigkeit, die überschwängliche Natur mit ihren wild-grotesken Formen, fantastische Scenerien, die mit Burgruinen, Grabsteinen und dergl. staffiert wurden. Jedenfalls lag hier der Keim zu erfreulicher Entwicklung. Arbeiteten die Romantiker doch wenigstens mit nordischen Landschaftsmotiven, konnten sie nach ihrer Übersättigung doch endlich den Weg zurück zur Einfachheit heimischer Naturschilderung, von der einst die alten Holländer ausgegangen waren, allmählich finden. Diesen Weg von der Romantik zur schlichten Wahrheit fand bei uns als einer der ersten Carl Friedrich Lessing (geb. 1808). Ausflüge von Düsseldorf in die Eifelgegend und nach Westphalen regenerierten seine Liebe für die ungeschminkte Natur. Und so entstand u. a. jene einfache, köstlich stimmungsvolle Westphälische Waldlandschaft, die in einem der Kabinette der Gallerie bewundert zu werden verdient.

Wie schwer aber gerade dieser Rückweg zur Einfachheit den meisten, selbst den begabtesten Landschaftern, damals wurde, lässt sich in dieser Gallerie vortrefflich studieren. Sogar A. Achenbach malte, ehe ihn die schlichte Grösse eines Ruysdael, eines Bakhuysen gepackt, noch jene norwegische Winterlandschaft mit fantastisch aufgetürmten bläulichen Eisschollen (Saal III), übrigens das älteste datierte Stück der Sammlung (1838). Noch wollte sich niemand entschliessen, die letzten Konsequenzen des Realismus zu ziehen, auf das Komponieren und Arrangieren gänzlich zu verzichten. Eduard Hildebrandt suchte exotische Gegenden auf und portraitierte sie bei frappanter Beleuchtung; aber man sieht von ihm hier auch einige anspruchslose Naturausschnitte mit figürlicher Staffage, erinnernd an Averkamp und Esaias van de Velde, nur härter, fast ohne Luftton gemalt. Ein energisches Studium der alten Holländer, zumal des Berchem und Wouwerman, verraten hier einige farbensatte, mit laubreichen Bäumen staffierte Landschaften des Berliners Charles Hoguet (geb. 1821). Aber neben Ruysdael ist es der alte Everdingen — der einzige jener Alten, der auch das norwegische Hochland schildert — welchen die Gebirgslandschafter zum Muster wählen. Der Genfer Calame entscheidet sich als erster für das Schweizer Hochgebirge; und ihm folgen u. a. die in dieser Sammlung vertretenen Aug. Leu, Düsseldorf, und Fr. Ed. Pape, Berlin. Vielleicht kennen die meisten letzteren noch besser als einen andern Berliner, Wilhelm Krüger, dessen „Seestück bei aufziehendem Gewitter“ (1847) in dem grauweissen kühlen Ton den Einfluss des alten S. de Vlieger verrät. A. Achenbach dagegen hat im „Hafen von Ostende“ (1858) bereits den so über-

zeugenden, braungrünen Wasserton der Nordsee glücklich gefunden. Koekkoek, dessen gedüffelte, geleckte Art noch heute Liebhaber findet, bietet auch hier in zwei Landschaften nicht gerade erfreuliches; und ebenso wirken die drei Winterlandschaften seines Nachahmers Carl Hilgers (Düsseldorf) unruhig, weil man den alles ausgleichenden Luftton vermisst . . . Zu den Perlen der Gallerie gehören aber die beiden grossen Bilder (Saal III) des berühmten Fontainebleauers Troyon „Rinder“ und „Hunde“ in einer Landschaft. Andere treffliche ältere Tierstücke sind von Verboekhoven, V. Dupré (Kühe), Brendel (Schafe), Schmitson („Transport ungarischer Mutterstuten, Saal III), C. Steffek (Hundepaar) u. a. vorhanden.

Von der „jungen“ Kunst, soweit sie in diesen Räumen vertreten ist, überhaupt zu reden, erscheint manchem gewiss als ein Widerspruch, wenn man da an der Spitze altbekannte Namen wie Ad. Menzel, Meissonnier, Alfr. Stevens, Ad. Schreyer, Bokelmann u. a. nennen muss. Es sind die konsequenten Realisten, die von vorn herein eine scharfe Gegenstellung zu den alten Richtungen einnahmen und sich auch andererseits nicht von den alten Holländern tragen liessen. Allerdings setzt sich diese Gruppe von Malern aus ziemlich verschiedenartigen Elementen zusammen: Menzel und Meissonnier zeigen in ihren Gemälden hier einen mit dem Kostüm des 18. Jahrhunderts verbrämten Realismus. Aber sowohl auf dem zierlichen Rokokobildchen des Franzosen, wie auf Menzels Tableau „Friedrich der Grosse auf Reisen“ erscheint alles Kostümliche wie unter der Lupe studiert; verständlich ist daher der Ausspruch Böcklins, der Ad. Menzel einen „Gelehrten“ genannt hat. Der Menzelschüler Fritz Werner schliesst sich seinem unerreichten Vorbild mit zwei altpreussischen Gardefiguren, im Duodezformat gemalt, an. Aber vor allem muss jedem Besucher im III. Saal die „Husarenattacke“ des genialen Ad. Schreyer, Frankfurt a. M., 1854 entstanden, imponieren. Statt Courbet, der in der Gallerie fehlt, spielt wenigstens Alfr. Stevens, der aus Brüssel stammte, den einstigen Pariser Realisten per excellence; sein Gemälde, ein feines Gesellschaftsstück „Die Visite“ muss mit allen Ehren genannt werden.

Was in dieser reichhaltigen Berliner Sammlung noch sonst aus künstlerischen und gegenständlichen Gründen bemerkenswert erscheint, kann ich leider nicht mehr einzeln betrachten. Nur drei bis vier Sachen empfehlen sich von selbst zur besonderen Hervorhebung. Die eine Leinwand im II. Saale ihres kolossalen Umfangs wegen, nämlich Hugo Vogels ziemlich leer und kalt wirkende Allegorie: „Die Industrie im Schutze der deutschen Wehrkraft“, auf der man u. a. ganz links das Bildnis des Geh. Baurats H. Ende sieht. Mehr malerische Qualitäten besitzt doch immerhin desselben Meisters „Messe in der Brüsseler Gudula-Kathedrale“ im letzten Saale. Dann erwähne ich hier unseres Kaisers

schwarz-weiße Tuschzeichnung, ein „Marinestück“, und Helene Büchmanns elegante Portraitfigur der jugendlich reizenden Frau Louis Ravené jun. in weisser Atlas-Ballrobe . . . Ganz summarisch schliesse ich diese kurze Uebersicht mit der Angabe, dass die moderne Landschaft durch Douzette, O. Achenbach, G. Oeder, L. Munthe, Hans Gude, das Tierbild mit einer sonnigen Darstellung von Kühen H. Zügels (I. Saal), die Marine durch Saltzmann, das Genre durch Claus Meyer, Breitbach, Warthmüller, L. Noster, das Portrait durch Bokelmann (Klaus Groth) u. m. a. vertreten sind und zwar so, dass ein Vergleich der grossen Mehrzahl jüngster Kunstprodukte mit den ältern Stücken der Gallerie Ravené nicht gerade zu Gunsten jener „Jungen“ ausfällt.“

Ein Rundgang durch die Bildersammlung schloss sich an diesen beifällig aufgenommenen Vortrag an.

5. (3. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. Mai 1897.

Wanderfahrt nach Gross-Beeren.

Etwa 50 Personen, Mitglieder und Gäste, trafen um 1 Uhr 50 auf der Station ein und wurden von unserm Mitgliede, Herrn Pastor Parisius, begrüsst. Nach kurzem Aufenthalt brachen wir auf, um das Schlachtfeld aufzusuchen. Der Weg führt neben den regelmässigen Beeten der Rieselfelder entlang. Auf den meisten von ihnen stand prächtiger Roggen, der schon Ähren hatte, und auf anderen zogen sich parallele Furchen entlang, die darauf hindeuten, dass hier Kartoffeln gelegt worden waren. Überall herrscht die grösste Sauberkeit, und Unkraut scheint es auf den Beeten nicht zu geben. Die Wegränder sind mit jungen Apfelbäumen bepflanzt, deren Blüten sich eben öffneten.

Der Weg stieg allmählich eine kleine Anhöhe hinan, die mit einer Windmühle gekrönt ist. Von dieser Bodenwelle aus, welche sich nach Osten bis zum Dorfe Grossbeeren fortsetzt, hat man einen freien Blick über die nächste Umgebung. Deshalb hatte Herr Pastor Parisius diesen Punkt gewählt, um den Verlauf der Schlacht zu schildern. In ausserordentlich anschaulicher Weise wusste er die Phasen derselben an den Terrainabschnitten zu verfolgen.

In der folgenden Darstellung sollen nur die wichtigsten Momente festgehalten werden.

Mit dem 16. August 1813 war der Waffenstillstand zwischen Napoleon und den Verbündeten abgelaufen, und der Marschall Oudinot hatte den Auftrag erhalten, gegen Berlin vorzugehen. Er war mit drei Kolonnen in der Gesamtstärke von 75000 Mann am 22. August am Rande des Teltow-Plateaus angekommen, wohin die Verbündeten nach kleinen Gefechten sich allmählich zurückgezogen hatten. Der Oberbefehlshaber war hier der Kronprinz von Schweden, der 100000 Mann unter seinem Befehl hatte, er hatte beschlossen, bis Berlin zurückzugehen, dem aber wider setzte sich Bülow, indem er sagte: „Unsere Gebeine sollen diesseits Berlin bleichen, nicht jenseits der Spree.“

Der Feind hatte für den 23. eine Vereinigung seiner Streitkräfte bei Grossbeeren zu einem gemeinsamen Vormarsch auf Berlin beschlossen. Die Verbündeten standen in einem Halbkreis von Heinersdorf über Ruhlsdorf bis Gütergotz. In Heinersdorf waren die Preussen unter Bülow, in Ruhlsdorf die Schweden und in Gütergotz die Russen.

Am 23. früh hatten Preussische Vorposten den Südausgang des Dorfes und die benachbarten Geländeabschnitte — darunter die Anhöhe, auf der wir standen, mit vier Geschützen — besetzt. Der Feind — allerdings nur die mittlere Kolonne, das Korps des Generals Reynier — entwickelte sich hiergegen aus dem Genshagener Walde heraus, so dass die Vorpostenstellung aufgegeben werden musste.

Nun besetzte der Feind das Dorf und die Höhe. Es war nachmittags 5 Uhr geworden; der General Reynier hielt den Kampf für beendet und ordnete das Bivak an. Da seine Kolonne am weitesten vorgedrungen war, so warnten ihn seine Offiziere; er aber erwiderte ihnen, „sie werden nicht kommen.“

Bülow aber hatte den Angriff beschlossen. Mit 36 Geschützen eröffnete er von der Niederung zwischen Heinersdorf und Kl.-Beeren aus auf 1800 Schritt das Feuer auf die 38 feindlichen Geschütze, welche das Dorf und die Höhe besetzt hatten. Der Kampf begann um 6 Uhr abends unter strömendem Regen, und allmählich wurden die Geschütze beiderseits bis auf 60 verstärkt. Sobald die Überlegenheit im Geschützfeuer erreicht war, befahl General von Bülow den Sturm. Zuerst wurde der Nordausgang von Gr.-Beeren erobert. Es kam auf dem Kirchhofe zu einem blutigen Handgemenge mit Kolben und Bajonett. Bald war das Dorf genommen und der Feind zum Südausgang hinausgedrängt. Ebenso waren die Preussen auf dem Windmühlenberge siegreich. Infolge dessen zog sich der Kampf weiter nach Süden hin auf das freie Feld zwischen der Chaussee und dem Dorfe, und hier kam es abermals zu einem scharfen Handgemenge mit Bajonett und Kolben, bis die feindliche Armee sich wieder in den Genshagener Wald zurückzog.

Mit Einbruch der Dunkelheit hatte der Kampf aufgehört, die siegreichen Preussen lagerten in und um Gr.-Beeren und schickten sich zum Bivak an.

Als die Nacht schon völlig hereingebrochen war, sollte es noch einmal zum Kampfe kommen. Von Südwesten her ritten feindliche Kavalleriemassen gegen Gr.-Beeren vor. Sie wurden von preussischen Reitern an zwei Stellen in der Flanke angegriffen, und 1500 bis 2000 Pferde stürmten in die dunkle Nacht hinein. Von den Feinden fanden nur wenige den Rückweg, die meisten wurden niedergehauen und gefangen, die letzten erst in der Umgegend von Zehlendorf.

Es hatten sich hier im Kampfe gegenüber gestanden auf Seiten des Feindes 15000 Sachsen und 5000 Franzosen und auf der Seite der Preussen 30000 Mann und 84 Geschütze. Der Verlust an Toten und Verwundeten betrug auf preussischer Seite 1100 Mann und auf Seite der Feinde 3000 Mann. Dazu kamen zahlreiche Munitionswagen und 14 Geschütze.

Das Dorf war arg mitgenommen worden, kaum ein Haus oder Gebäude gab es, in dem nicht Kugeln steckten. Einige waren in Flammen aufgegangen, obgleich der Regen die völlige Einäscherung verhindert hatte. Noch heute zieren die Kugeln die Spitzen der Thorpfeiler und die Giebel der Häuser.

Die Berliner hatten in banger Sorge den Ausgang des Tages erwartet. Nach dem Eintreffen der Siegesnachricht brachen sie in Scharen auf mit Speise und Trank für die Gesunden und Verwundeten.

Der Vortrag des Herrn Pastors war mit grossem Beifall aufgenommen worden, und es wurde beschlossen, noch einen Abstecher zu dem in südlicher Richtung sichtbaren Standrohr der Rieselleitung zu unternehmen. Herr Direktor Giese und Herr Inspektor Bugge hatten bereitwilligst die Führung und Erklärung zugesagt.

An den Hauptabzweigungsstellen des Röhrensystems, gewöhnlich beherrschenden Terrainpunkten, ist ein offenes Standrohr von gleichem Durchmesser wie das Druckrohr eingeschaltet, um der Druckleitung als Sicherheitsventil zu dienen, und um die Menge des unterzubringenden Druckwassers erkennbar zu machen. Letzteres geschieht durch bei Tage und bei Nacht deutlich sichtbare Marken. Am Fusse des Standrohres gab Herr Inspektor Bugge über den Betrieb und die Bewirtschaftung der Rieselfelder interessante Details. Es werden beständig Versuche gemacht, um passende Kulturpflanzen zu finden, die sich für die eigenartige Bewirtschaftung eignen. Die schönsten Erträge z. B. geben Graskulturen, denn die Rieselwiesen können siebenmal geschnitten werden.

Hierauf begab man sich zum Gensertschen Gasthause, wo der Kaffee eingenommen wurde.

Nach der Kaffeepause fand nun die Besichtigung der Kirche statt. Die Dorfstrasse ist mit prächtigen Kastanienbäumen dicht bepflanzt, die in voller Blütenpracht standen. Das Gotteshaus steht in der Mitte des alten Kirchhofs, auf dem sich auch das Denkmal befindet, das etwas an das Kreuzbergdenkmal erinnert; an den Seiten ist es von zwei arangierten Geschützen flankiert.

Das Innere des Gotteshauses ist erst kürzlich restauriert worden. Es hat einen kreuzförmigen Grundriss, eine Orgel und farbige Emporenbekleidungen. An der Rückseite der Kirche, im Angesicht des Denkmals gab Herr Pastor Parisius einen Überblick über die Geschichte des Gotteshauses. Von den zahlreichen interessanten Details mögen hier nur einige wenige aufgeführt werden. Die Kirche war zur Zeit der Schlacht schon eine Ruine und der Gottesdienst wurde seit langer Zeit in improvisierten Räumlichkeiten abgehalten. Die Kirche war im Jahre 1760 von Russen und Österreichern zerstört worden und wurde erst in den Jahren 1818—20 nach Plänen von Schinkel mit Unterstützung des Königs Friedrich Wilhelms III. neu aufgebaut.

Auch dieser Vortrag des Herrn Pastor Parisius fand den lebhaftesten Beifall*).

Ein Teil der Gesellschaft hatte beschlossen, den Abend in Lichterfelde zuzubringen, da von hier aus mehr Gelegenheit zur Rückfahrt nach Berlin vorhanden ist.

Kleinere Mitteilungen.

Die öffentlichen Sammlungen anlässlich der Berliner Märztag 1848 haben unlängst bei Gelegenheit der Propaganda für die Errichtung eines besonderen Denkmals auf dem Friedhof der Märzgefallenen im Berliner Friedrichshain zu allerhand Vermutungen, teilweise auch zu unrichtigen Angaben in der Presse geführt. Im ortskundlichen Interesse dürfte eine aus den Magistrats-Akten geschöpfte Richtigstellung nicht ohne Wert sein.

Es handelt sich um dreierlei:

- I. um einen angeblich vorhandenen Denkmalsfonds,
- II. um die Herstellung eines Denkmals auf dem Friedhof,
- III. um den Unterstützungsfonds der Märzverwundeten bezw. der Witwen und Waisen von Märzgefallenen.

Zu I.

Es ist allerdings seiner Zeit eine Sammlung zur Errichtung eines besonderen Denkmals für die in den Kampftagen vom 13. bis 19. März 1848 in Berlin Gefallenen veranstaltet worden. Was aus dem Gesamtbetrag, der noch nicht 3000 Thaler erreichte, geworden ist, ersieht man aus folgendem gerichtlichen Bescheide, der auf eine Anfrage vom 14. Februar 1866 ergangen ist:

„Verfügung in Sachen Berends und Bathow Deposition. Auf die Eingabe vom 14. huj. gereicht dem Herrn Antragsteller Folgendes zum Be-

*) Im nächsten Heft wird eine ausführliche Geschichte der Kirche von Herrn Pastor Parisius abgedruckt werden.

scheide. Der Bestand der Sammlungen zur Errichtung eines Denkmals im Friedrichshain im Gesamtbetrage von 2647 Thl. 7 Sgr. 6 Pf. an Bankzinsen 6 Thl. 4 Sgr., zusammen 2653 Thl. 11 Sgr. 6 Pf., nebst diversen silbernen Gegenständen ist am 9. Februar resp. 2. März 1853 von den Komité-Mitgliedern Rentier Julius Berends und Kaufmann J. H. Bathow zum gerichtlichen Depositorio eingeliefert worden. Der Auktions-Erlös aus den Silbersachen hat abzüglich der Kosten 5 Thl. 19 Sgr. 3 Pf. betragen. Die Gesamtsumme der 2659 Thlr. 9 Sgr. ist mit den gewonnenen Deposit-Zinsen in Summa 2759 Thlr. 9 Sgr. 6 Pf. nach erfolgtem öffentlichen Aufgebot als herrenlose Masse am 27. September 1854 zur Justiz-Offizianten-Wittwen-Kasse abgeliefert. Von Letzteren sind am 19. Januar 1855 zur Deckung der durch das Aufgebot und Depositionsverfahren entstandenen Kosten 32 Thl. 11 Sgr. zur Stadtgerichts-Salarien-Kasse zurückgezahlt. Berlin, 24. Februar 1866. Königl. Stadtgericht, Abtheilung für Civilsachen. Deputation für Kredit- pp. und Nachlasssachen.“

Es befindet sich im Städtischen Depositorium, wie noch zum Überflus bemerkt werden mag, keinerlei andere, besondere, demselben Zweck gewidmete Masse.

Zu II.

Der Begräbnissplatz im Friedrichshain zu Berlin, woselbst die Märzgefallenen ruhen, ist eine regelmässige Zentralanlage, nämlich ein Quadrat, an dessen vier Seiten die Gräber symmetrisch geordnet sind. In der Mitte ist ein kreisrundes Rasenbeet und als Erinnerungszeichen hat man städtischerseits genau in dessen Mitte eine Linde gepflanzt, die sich im Laufe der Jahrzehnte zu einem weithin wurzelnden, weithin schattenden, recht ansehnlichen, schönen und gesunden Baum entwickelt hat. Mit Recht hat man die Linde bevorzugt und nicht hier, wie es seit 1866 mit Vorliebe geschieht, eine Eiche gepflanzt, denn die Linde ist der eigentliche deutsche Erinnerungsbaum, uralte Mal-Linden finden sich über ganz Deutschland verstreut, die Linde ist aber besonders ein Friedhofsbaum, so recht ein Zeichen des Gottesfriedens auf den Gottesäckern. Der Märzgefallenen-Friedhof ist dem Magistrats-Kuratorium für das Bestattungswesen, Vorsitzender zur Zeit der Unterfertigte, die gärtnerische Pflege dem Städtischen Garten-Direktor Herrn Mächtig unterstellt und wird gewissenhaft besorgt. Um die Zeit vom 17. bis 19. März pflegt der Friedhof von vielen Tausenden aufgesucht zu werden, welche, nach polizeilicher Anordnung, um Gedränge zu vermeiden, auf den ziemlich engen Wegen in einer bestimmten Richtung gehen müssen. Wenn nun zuvor Frostwetter gewesen und dann zu jener Besuchszeit Thauwetter eingetreten ist, dann werden die Wege, trotzdem sie vorher sorgfältig in Stand gesetzt, neu befestigt und bekiest sind, unter den Tritten so vieler Zehntausende, leicht sehr schmutzig; das vermag aber keine menschliche Kunst zu ändern und liegt unabänderlich an unseren Witterungsverhältnissen. Von diesen abnormen Zuständen abgesehen, erscheinen die Wege des Friedhofs sehr gut gehalten.

Zu III.

Ein ausgiebiger Fonds zur Unterstützung hinterbliebener Angehöriger der Berliner Märzgefallenen ist allerdings aufgebracht worden. Am 17. Oktober 1850 erklärte der Gemeinderat sich damit einverstanden, dass die Deputation zur Unterstützung der März-Verwundeten aufgelöst und der bisher von derselben verwaltete Fonds an die Armen-Direktion zu regulativmässiger Verwaltung überwiesen wurde. Der Magistrat traf am 22. dess. die nötigen Massregeln. Diese Deputation hatte sich eine eigene gedruckte „Geschäfts-Ordnung für die städtische Deputation zur Unterstützung der in den Märztagen Verwundeten und der Hinterbliebenen“. [Berlin, Buchdruckerei von C. A. Schiementz & Co., (Commandantenstr. 76) 1849] am 6. September 1848, genehmigt vom Magistrat am 18. Januar 1849, gegeben.

Die noch jetzt bei den Akten der Armen-Direktion befindliche Nachweisung der an März-Verwundete und Hinterbliebene bewilligten Unterstützungen und Pflegegelder nach dem Satze pro Dezember 1850^a unterscheidet A. Wittwen Gefallener: 73 mit 340 Thl. 15 Sgr. — B. Eltern Gefallener: 9 mit 23 Thl. — C. Uneheliche Kinder und Waisen: 12 Parteien mit 15 Kindern, darunter eins unehelich, mit 34 Thl. — D. Arbeitsunfähige Verwundete: 52 (darunter eine Frau) mit 316 Thl. — Ausserdem wurden noch an 13 ausserhalb Berlins Wohnende 24 Thl. gezahlt. Auf die Haupt-Armenkasse wurde der Unterstützungsfonds am 25. Dez. 1850 mit 45 825 Thl. in fünfprozentigen Berliner Stadtoptionen und einem 3½ prozentigen Pommerschen Pfandbrief über 25 Thl. übergeführt. Ursprünglich waren über 100000 Thl. gesammelt, wobei sich die Deutschen des Auslandes, auch Amerikas, beteiligt hatten. Diese Summe war durch Zahlungen aus dem Kapital selbst inzwischen erheblich verringert worden. Am 30. August 1870 war nur noch ein Bestand von 4 Thl. 4 Sgr. 9 Pf. da, welcher ausgeschüttet und damit der Fonds überhaupt aufgelöst wurde.

Berlin, den 18. Mai 1897.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Personalien.

Unser Ausschuss-Mitglied Herr Geheime Baurat G. Bluth, Landesbaurat der Provinz Brandenburg und Provinzial-Konservator derselben, sowie unser Mitglied Herr Oberstlieutenant a. D. Zoellner, Bürgermeister von Havelberg, feierten im Mai d. J. ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Der Vorstand hat diesen verdienten Mitgliedern schriftliche Glückwünsche ausgesprochen und dafür Dankschreiben erhalten.

Der Obmann - Stellvertreter des Ausschusses Herr Dr. Georg Galland, bisher Privat-Dozent an der Technischen Hochschule, hat den Charakter als Königlicher Professor erhalten.

Die Kirche in Gross-Beeren.

Von A. Parisius, Pastor.

Wenn ich jetzt versuchen will, Ihnen einen Abriss der Geschichte unserer Kirche zu geben, muss ich notwendig zunächst von der alten vor dieser auf diesem Platze stehenden Kirche sprechen. Die Nachrichten über dieselbe beruhen hauptsächlich auf Aufzeichnungen des Pastors Joachim Gottlieb Leonhard Kortum, welcher von 1752—1785 Pastor von Gross- und Klein-Beeren gewesen ist. Die Akten der allgemeinen Kirchenvisitationen von 1540—42, 1578—79, 1600 bringen, soweit ich sie bis jetzt einsehen konnte, wohl allerlei sonstige Nachrichten über Gross- und Klein-Beeren, aber gerade nichts über die Kirchengebäude.

Pastor Kortum meldet, dass die alte Kirche im Jahre 1508 erbaut sei, wie an einem alten Pfeiler in Mönchszahlen zu lesen gewesen sei. Ob die Inschrift mehr als die Jahreszahl enthielt, geht aus Kortums Worten nicht hervor. Bezeichnete sie aber nicht ausdrücklich das Jahr 1508 als das der Erbauung, so kann es sich sehr wohl nur um

eine grössere Reparatur gehandelt haben. Pastor Schulze nämlich, der die Ruine der alten Kirche noch Jahre lang vor Augen gehabt hat, denn er war seit 1812 hier Pastor, schreibt in seinen Aufzeichnungen gelegentlich des Kirchenbaues, dass die alte Kirche aus Feldsteinen erbaut gewesen sei. Dieser Umstand lässt den Schluss auf ein viel höheres Alter zu, also auf ein solches, wie das der Kirchen von Klein-Beeren und Heinersdorf, deren Grundmauern wohl bis auf das 13. Jahrhundert zurückweisen. Um 1508 baute man die Kirchen hier zu Lande meist aus Backsteinen, wie Ihnen die von Klein-Machnow zeigt. Unser ältestes Kirchensiegel, welches die Ruine der alten Kirche zeigt, giebt kein deutliches Bild mehr.

Die alte Kirche war eine der ersten im Lande, welche auf Grund der Teltower Einung im April 1539 der lutherischen Lehre geöffnet wurde. Hans und Christoph von Beeren, die damaligen Besitzer von Gross-Beeren, gehörten — ersterer ausdrücklich als auf Gross-Beeren wohnhaft bezeichnet — zu den Unterzeichnern jenes denkwürdigen Aktenstücks.

Jene alte Kirche, mag sie nun 1508 neu erbaut oder nur umgebaut worden sein, hat auch den dreissigjährigen Krieg überdauert. Als der grosse Kurfürst im Jahre 1675 die Verwüstungen der schwedischen Invasion untersuchte, fand er die Kirche zwar nicht zerstört, aber verwüstet und vernachlässigt, das Pfarrgehöft niedergebrannt. Ob das durch die schwedische Invasion geschehen ist, ist jedoch nach dem Folgenden sehr zweifelhaft. Der Kurfürst fand, so wird erzählt, auf dem Kirchhof den Küster und fragte ihn nach dem Namen des Dorfes, Patrons und Predigers. Da hörte er, dass seit 3 Jahren kein Prediger im Orte sei, da das Pfarrhaus abgebrannt und Patron und Gemeinde zu arm seien, es wieder aufzubauen. Da sprach der Kurfürst, wofern der Patron nicht bauen wollte, wolle er selbst bauen. Bis 1676 war durch das Eingreifen des Kurfürsten alles in Ordnung und in Johann Heyde aus Cöpenick ein neuer Pfarrer gewonnen. Dessen Nachfolger wurde 1706 Mag. Blume aus Helmstedt, welcher bis 1751 im Amte war und 1752 in dem schon erwähnten J. G. Z. Kortum aus Aschersleben einen Nachfolger erhielt. Dieser hat den Untergang der alten Kirche mit erlebt.

Schon 1757 war auf dem Streifzuge des österreichischen Generals Haddick gegen Berlin unser Dorf von den Österreichern — wohl besonders Kroaten — geplündert, aber es war noch einigermaßen glimpflich davon gekommen. Schlimmer wurde es am 9. Oktober 1760 in der Nacht zum 10. Oktober. Es war die Zeit der schwersten Bedrängnis Friedrichs des Grossen im siebenjährigen Kriege. Der russische General Tottleben rückte gegen Berlin vor und nahm es nach einer heftigen Beschiessung trotz der heldenmütigen Gegenwehr eines Häufleins tapferer

Preussen ein. Österreicher und Sachsen kamen dazu. In diesen Tagen wurde der ganze Teltower Kreis von einer Flut von Kosaken und anderer irregulären Truppen überschwemmt. Diese hausten, wohin sie kamen, in der rohesten Weise. Auch hierher kam eine Streifpartie. In Klein-Beeren hatten sie die Kirche nur ausgeplündert, die samtene Altarbekleidung und andere Kostbarkeiten geraubt. Hier zündeten sie die Kirche an und hinderten jeden Löschversuch. So ergriff die auflodernde Flamme auch das Pfarrhaus, die damals dicht neben der Kirche stehende Schule und die nächsten Bauerngehöfte. Das ganze Kirchen- und Pfarrinventar, auch sämtliche Kirchenbücher und Akten, auch die grosse Privatbibliothek des Pfarrers Kortum wurden ein Raub der Flamme. Übrigens begnügten sich die Feinde nicht mit Raub und Brand, es kam ihnen auch auf Mord und Totschlag nicht an. So schossen sie den hiesigen Bauer Sitzke, den sie als Wegweiser mitgenommen hatten, einfach nieder. Einen alten Mann, den alten Wendland — was er eigentlich gewesen, ergibt sich aus dem Kirchenbuch nicht — misshandelten sie derartig mit Kantschuhhieben, dass er nach etwa 14 Tagen starb. Pastor Kortum erzählt auch von einem seiner Amtsbrüder, der ebenfalls infolge von Misshandlungen der Russen starb. Ein livländischer Offizier, der ihn im Sterben fand, sprach seine Verwunderung darüber aus, dass er nicht geflüchtet sei, und äusserte, dass sie von ihrer Kaiserin Elisabeth Befehl hätten, alles zu verwüsten, „in preussischen Landen nichts als Luft und Erde zu lassen“. Übrigens ist u. a. damals das Dorf Schöneberg gänzlich eingeäschert. Hier scheint sich die Verheerung durch Feuer auf die Kirche und die genannten Gehöfte der Umgebung beschränkt zu haben. Die Geschädigten mussten wohl ihre erlittenen Verluste berechnen, erhielten aber, wie Kortum schreibt, von Staatswegen keine Entschädigungen. Wahrscheinlich benutzte der König jene auch anderwärts aufgestellten Berechnungen nur, um beim Friedensschluss mit Österreich und Sachsen die Landesschäden festzustellen. Dabei werden wohl die von ihm in österreichischen und sächsischen Landen verursachten Schäden ihnen gleich gekommen und so die Rechnung aufgegangen sein. Dagegen wurde durch Privatwohlthätigkeit etwas gesorgt. Man sammelte in den nicht vom Kriege unmittelbar berührten Gegenden für die Geschädigten, aber allzuviel wird's nicht geworden sein.

Das Pfarrhaus wurde bald wieder aufgebaut, aber die Kirche, von der nach dem erwähnten ältesten Kirchensiegel nur die massiven Umfassungsmauern stehen geblieben waren, wieder aufzubauen, scheint es gänzlich an Mitteln gefehlt zu haben. Die Glocken waren beim Brande geschmolzen und in die Asche geflossen. Man suchte das Glockengut mühsam zusammen und liess mit Hilfe eines kleinen nach dem Kriege geretteten Kapitals von etwa 80 Thalern zwei neue Glocken daraus giessen, die man in einem Holzgerüst neben der Kirchenruine aufhing.

Das geschah 1767 und 1770. Die zersprungene grössere befindet sich jetzt im Märkischen Provinzialmuseum zu Berlin. Sie hat auf einer Seite die Inschrift:

In Feuers Gluth bin ich geflossen
Christian Meyer hat mich gegossen,

auf der anderen: Ex Flammis Russorum et Austriacorum iterum restituta anno 1767; darüber: Soli deo gloria. Die kleinere haben wir noch in Besitz. Sie trägt die Inschrift:

Soli deo gloria
In Feuers Glud bin ich zerflossen
Johann Christian Meyer hat mich gegossen
anno 1770.

Die Gottesdienste wurden zunächst in den unteren Räumen des Gutshauses gehalten. Da diese damals zugleich der Krugwirtschaft dienten, blieben unliebsame Störungen nicht aus. Deshalb wurde der Gottesdienst in ein anderes herrschaftliches Gebäude verlegt, welches auf der Stelle des jetzigen Gensertschen Gasthofes gestanden zu haben scheint. Wenigstens erwähnt Pastor Schulze, dass an seiner Stelle 1818 das neue Kruggebäude aufgeführt worden sei.

Pastor Kortum starb 1785. Die Pfarre erhielt der Kirchenrat Sannow in Teltow, der sie von Teltow aus mit verwaltete. Da so das Pfarrhaus leer stand, wurde nun der Gottesdienst in diesem abgehalten, bis es 1801 von neuem abbrannte. Jetzt richtete man im letzten Hause an der Potsdamer Strasse, an der Sandschelle, wo jetzt das neue zweistöckige Gutshaus steht, zwei Tagelöhner-Wohnungen zu einer grossen Stube ein und hielt hier die Gottesdienste. Im Jahre 1811 starb der Kirchenrat Sannow und die höchst verkehrte und unnatürliche Vereinigung der Pfarre von Gross- und Klein-Beeren mit der von Teltow hörte auf. Gross- und Klein-Beeren erhielten in Johann Ludwig Schulze wieder einen eigenen Pfarrer, der am 23. August 1812, genau ein Jahr vor der Schlacht bei Gross-Beeren, in sein Amt eingeführt wurde. Die Gottesdienste hielt er in der erwähnten grossen Stube. Er selbst fand ein Unterkommen auf dem Gutshof in Klein-Beeren. Lag doch das Pfarrhaus seit 1801 in Asche und dachte man nun erst daran, es wieder aufzubauen. Im Sommer 1813 wurde es so ziemlich im Rohbau fertig*), blieb dann aber auf Jahre so stehen und scheint erst 1816 bezogen zu sein. Der Wiederaufbau der Kirche schien in weitem Felde zu liegen.

Dieser überaus klägliche Zustand des kirchlichen Wesens so Jahrzehnte lang, hängt ganz unzweifelhaft mit dem Niedergang der Patronats-

*) So stand es während der Schlacht und wurde, wie es scheint, nur von der einen Vollkugel getroffen und unerheblich beschädigt, die über dem Haupteingang des neuen Pfarrhauses eingemauert ist.

familie von Beeren zusammen. Um 1760 hatte dieselbe in Klein-Beeren ihren Wohnsitz. Pastor Kortum hat nach Verbrennung der Kirchenbücher den Bestand aller Familien in die neuen eingetragen, so auch den der Patronatsfamilie. Danach waren 3 Kinder da, eine Tochter, geb. 1746, und 2 Söhne, Hans Heinrich Arnold, geb. 1747, und Carl Friedrich Hermann, geb. 1749. Der Vater besass Gross-, Klein- und Neu-Beeren, sowie Birkholz. Er starb 1769, erst 51 Jahre alt und ist in Klein-Beeren begraben. Die Familie war damals hoch angesehen und mit den ersten Familien des Landes durch Heirat verbunden. Die Tochter wurde noch vor des Vaters Tode Hofdame der Prinzessin von Preussen, der Mutter König Friedrich Wilhelms III. Der jüngere Sohn Carl Friedrich Hermann soll nach Th. Fontane als Kürassieroberst gestorben sein, gleichzeitig oder kurz vor ihm seine Söhne. Der Erbe der Güter wurde der ältere Sohn Hans Heinrich Arnold. Er scheint sie leichtsinnig verprasst zu haben und sicher ist, dass er ein zuchtloses, liederliches Leben führte. Vom Jahre 1785 an führt er den Namen Geist v. Beeren, wie es heisst, infolge Adoption eines Herrn v. Geist, vielleicht des Obersten in der Leibgarde v. Geist, der als Pate des jüngeren Bruders im Kirchenbuch genannt ist. Er ist unter dem Namen der tolle Geist v. Beeren bekannt. Eine Menge toller Streiche werden von ihm erzählt. Lief auch mancher gute Witz mit unter, so soll doch selbst die Menge der Ordnungsstrafen, die er sich in seinem Kampfe gegen die Behörden zuzog, dazu beigetragen haben, seine Vermögensverhältnisse zu zerrütten. Gegen Ende des Jahrhunderts waren Klein-Beeren und Birkholz der Familie schon verloren und auch der Besitz von Gross-Beeren und Neu-Beeren*) muss stark verschuldet gewesen sein. Wahrscheinlich standen diese Güter schon vor seinem Tode unter gerichtlicher Verwaltung und sicher war es nach demselben der Fall. Noch als fast sechzigjähriger Mann verheiratete er sich mit der blutjungen Tochter des Stadt- und Polizeipräsidenten Eisenberg in Berlin; wie es heisst, um seinen Bruder zu ärgern und ihm das Erbe zu entziehen. Er hinterliess bei seinem Tode, der 1812 erfolgte, eine Tochter, die jedoch schon 1823 im Dezember starb. Die Mutter verheiratete sich dann Anfang 1825 mit einem Major v. Ciriacy in Berlin. Eine bei Fontane erwähnte Überlieferung berichtet, sie habe sich mit einem französischen Offizier, den sie nach der Schlacht bei Gross-Beeren als Verwundeten gepflegt, verlobt, dieser aber sei vor der Verheiratung im Duell gefallen. Nach dem Kirchenbuche ist im Juni 1818 ein Hauptmann v. Willemer im 2. Westpreussischen Infanterieregiment, 24 Jahre alt, an den Folgen einer im Zweikampfe erhaltenen Schusswunde gestorben und

*) Auf der wüsten Dorfstätte Melwendorf oder Möllendorf zu Anfang des 18. Jahrhunderts errichtet.

hier beerdigt. Er wird als aus Frankfurt am Main gebürtig bezeichnet, könnte also, bevor er in preussische Dienste trat, recht wohl in französischen oder sächsischen Diensten gewesen sein. Jedenfalls war er zur Zeit der Schlacht erst 19 Jahre alt und überhaupt mindestens 4 Jahre jünger als Frau v. Beeren oder v. Geist, wie sie in der Regel genannt wird. Bestand eine Verlobung, so bleibt auffallend, dass die Verheiratung so weit hinausgeschoben wurde, falls nicht etwa die Mündigkeit des Bräutigams abgewartet werden sollte. In den Pfarrakten findet sich über ihn nur eine gelegentliche Notiz in einem Briefe, durch welche er aber nicht als Bräutigam der Frau v. Geist, sondern als Hausfreund bezeichnet wird.

Über den Bruder des tollen Geist und über dessen Söhne ergeben die Akten nichts. Dass ein Mann wie dieser tolle Geist von Beeren nichts für die hiesige Kirche that, lässt sich denken. Er war übrigens, wie es scheint, mehr in Berlin als hier, kümmerte sich um die kläglichen kirchlichen Zustände nicht, gab vielmehr der Gemeinde das denkbar schlechteste Beispiel zuchtlosen Lebens. Es musste erst Gross-Beeren noch einmal ein Opfer feindlicher Verwüstung werden, ehe es besser wurde und der Glaube des alten Pastors Kortum, „Gott wird auch für unsere in der Asche liegende Kirche sorgen“, Erfüllung fand.

Die Betstube im Tagelöhnerhause an der Sandschelle wurde am Tage der Schlacht übel zugerichtet. Sie war von den feindlichen Truppen als Pferdestall benutzt und sicher auch von Geschossen getroffen. Da der Raum für gottesdienstliche Zwecke fürs Erste nicht zu benutzen war, hielt man an den nächsten, auf die Schlacht folgenden Sonntagen den Gottesdienst unter freiem Himmel im Pfarrgarten. Dann ging man wieder in das Gutshaus. Das brachte mancherlei Unzuträglichkeiten mit sich. Pastor Schulze klagt in einem Bericht vom September 1814 an die Kirchen- und Schuldeputation zu Potsdam, dass seine Bemühungen um die Herstellung des bei der feindlichen Invasion des Vorjahres arg beschädigten, für die Abhaltung der Gottesdienste eingerichteten Hauses bisher vergeblich gewesen seien. Seit einem Jahre halte er den Gottesdienst im Gutshause; aber dort fänden sich viele Störungen und deshalb wollten viele nicht dorthin kommen. Die Sonntagsentheiligung nähme in Gross-Beeren überhand, auch hielte der Schulze vormittags während des Gottesdienstes Gemeindeversammlung, was doch recht gut nachmittags geschehen könnte. Auch das Gerüst, unter welchem die Glocken hingen, sei schadhaf geworden und bedürfe dringend der Reparatur, wenn kein Unglück passieren sollte. — Eine Wirkung dieses Berichtes ist nicht ersichtlich, aber von anderer Seite sollte Hilfe kommen.

Schon zwei Monate später, im November 1814, berichtet Pastor Schulze der Königlichen Regierung, dass die Vossische Zeitung aufgefordert habe zu Sammlungen für die Wiederherstellung der Kirche zu

Gross-Beeren als Denkmal des denkwürdigen Sieges und der dadurch bewirkten Rettung Berlins vor der feindlichen Eroberung. Auch er habe schon deshalb Anfragen, sowie Anerbietungen von Beiträgen erhalten. Übrigens seien nach dem Urteil der Sachverständigen die uralten Umfassungsmauern noch stark genug, das Gebäude zu tragen und somit eigentlich nur ein Ausbau erforderlich, zu dem vielleicht auch ein königliches Gnadengeschenk erbeten werden könnte, wie auch Patronat und Gemeinde beitragen würden. Schliesslich bittet er um Auskunft, wie er sich hinsichtlich der angebotenen Gaben verhalten solle. Ein Bescheid ist aus den Akten nicht ersichtlich. Jedenfalls wirkten die neuen Weltereignisse, die Rückkehr Napoleons von Elba, der Wiederausbruch des Krieges höchst störend. Als aber Napoleon bei Belle-Alliance geschlagen und für immer beseitigt war, als neuer Siegesjubel durchs ganze Land ging, da kam auch die Sache des Kirchenbaues mächtig in Fluss. Besonders trug das Siegesfest am 23. August 1815 dazu bei. Schon 1814 scheint Pastor Schulze eine kleine Erinnerungsfeier gehalten zu haben, wenigstens schreibt er nach der von 1816, dass er nun die dritte Feier gehalten habe. Aber die erste grossartige Feier geschah am 23. August 1815. Für Pastor Schulze völlig unerwartet erschien ausser einer nach Tausenden zählenden Menge eine zahlreiche Deputation des Berliner Magistrats und der Stadtverordneten, um an der Feier teilzunehmen. Nach derselben wurde eine Sammlung für die Wiederherstellung der Kirche veranstaltet und auch die Errichtung eines Denkmals ins Auge gefasst, zuerst in Form einer Tafel an der Kirche. Sofort kamen 232 Thaler zusammen, die dann durch weitere Beiträge, besonders durch die Sammlung beim Siegesfest 1816 zu einer Summe von über 800 Thalern anwuchsen. Der Magistrat von Berlin hatte das Geld in Verwahrung. Es wird Sie interessieren, dass Prinz Wilhelm, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm I., 1816 auch 20 Thaler beisteuerte, nach ihm sein Bruder der Kronprinz, nachmals König Friedrich Wilhelm IV., 30 Thaler.

Da bekam im Jahre 1817 die Angelegenheit auf einmal eine ganz neue Wendung. Der König, der Staat nahm die Errichtung von Siegesdenkmälern auf den wichtigeren Schlachtfeldern selbst in die Hand. Hierbei kam natürlich auch Gross-Beeren in betracht. Als es galt, den Platz für dasselbe zu bestimmen, befahl der König, dass es in der Nähe der Kirche zu stehen kommen sollte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, dass es in Gross-Beeren keine Kirche, sondern nur die Ruine einer solchen gäbe. Auf diese Mitteilung ordnete der König sogleich den Wiederaufbau der Kirche aus Staatsmitteln an unter Entbindung der Gemeinde und des Patronats von ihren sonstigen gesetzlichen Verpflichtungen.

Am Siegesfest 1817 wurde das neue Siegesdenkmal eingeweiht und bei dieser Gelegenheit durch einen Kommissar der Königlichen Regierung

öffentlich bekannt gemacht, dass der König der Gemeinde eine neue Kirche werde bauen lassen. Nun bedurfte es weiterer Sammlungen zu diesem Zwecke nicht. Die bisher zu diesem Zwecke gesammelten Gelder wurden, wie es scheint, den vaterländischen Vereinen zum Besten der Invaliden und der Witwen und Waisen gefallener Krieger übermittlelt. Jedenfalls geschah das von nun an auf eine Reihe von Jahren mit den bei diesen Festen gesammelten Beträgen. Später kamen solche in unsere kirchliche Armenkasse, deren Grundstock übrigens ein zweimaliges Geschenk des Königs von je 50 Thalern bildete. Die erste solche Gabe spendete er dem Pastor Schulze zum Besten der Armen, als er 1823 beim Herbstmanöver hier war.

Doch kommen wir auf den Bau zurück. Eine Reihe von Monaten verging natürlich, um den Bauplan und Kostenanschlag zur neuen Kirche festzustellen. Nach Plänen des berühmten Schinkel einigte man sich endlich darüber. Der Grundriss der alten Kirche wurde ganz erheblich überschritten. Diese mag etwa die Grösse des Mittelraumes der jetzigen gehabt haben. Das alte Gemäuer musste gänzlich abgebrochen werden. Am 8. Juni 1818 begann man mit dem Abbruch. Im inneren Raum fand man unter dem Pflaster drei Gewölbe, in welchen Särge standen, die aber bei der Berührung zerfielen. Die darin befindlichen Totengebeine wurden gesammelt und aufs neue der Erde übergeben. Von wem sie herrührten, konnte, wie es scheint, nicht ermittelt werden; jedenfalls von Mitgliedern des Geschlechts v. Beeren aus vergangenen Jahrhunderten.

Am 8. August 1818, also nach zweimonatlicher Arbeit, war die Baustelle soweit gereinigt und geebnet, dass mit der Aushebung des neuen Fundaments begonnen werden konnte. Am 23. August 1818, 5 Jahre nach der Schlacht, fand die feierliche Grundsteinlegung statt. Der Landrat des Kreises (v. Bandemer?), eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin und einige benachbarte Geistliche waren erschienen. Pastor Schulze, dem unmittelbar der Maurermeister Hecker aus Potsdam folgte, führte den Zug zur Stelle des Fundaments, wo der Grundstein seinen Platz finden sollte. Das war an der Grenzmauer zwischen dem Turm und der eigentlichen Kirche.

Nach dem Gesange des Liedes „Lobe den Herrn etc.“ hielt Pastor Schulze die Festrede, worauf die anwesenden Maurer unter Leitung des genannten Meisters den Grundstein vermauerten. Eine sauber gravierte Platte, auf der die Veranlassung des Baues angegeben war, und mehrere Münzen sind in den Stein eingelassen. Hierauf geschahen vom Prediger und den Deputierten je drei Hammerschläge auf den Stein und der Leiter des Baues, der königliche Regierungs-Bauinspektor Eytelwein aus Königs-Wusterhausen, richtete noch einige Worte an die Versammelten.

Mit dem Verse eines Lobliedes schloss diese Feierlichkeit, der unmittelbar die Feier des Siegesfestes folgte.

Binnen Jahresfrist war der Bau bis zum Richten gediehen. Dies fand am 23. August 1819 statt ohne weitere Feierlichkeit, als dass der ausführende Zimmermeister Rust aus Potsdam eine Rede „herlas“, wie Pastor Schulze sich ausdrückt. Doch wurden die Handwerker auf Kosten der Baukasse traktiert.

Man hatte gehofft, bis zum 23. August 1820 den Bau fertig zu stellen, um dann am Siegestage die Einweihung vorzunehmen. Aber es ging damals schon, wie es auch heute noch zu gehen pflegt, man wurde nicht fertig und musste einen anderen Tag zur Einweihungsfeier bestimmen. Am 9. Oktober 1820 waren sechzig Jahre seit der Einäscherung der alten Kirche verflossen. So wurde dann der diesem Tage vorangehende Sonntag, der 8. Oktober 1820 gewählt. (An Wochentagen sollten damals keine ausserordentlichen Gottesdienste gehalten werden.)

König Friedrich Wilhelm III. war bei dieser Feier nicht zugegen. Wohl aber erschien er tags zuvor, wie es scheint, ganz plötzlich und unerwartet mittags 12 Uhr, um den vollendeten Bau in Augenschein zu nehmen. Man war eben beschäftigt, den Fussboden noch einmal zu fegen und Kanzel und Altar zu schmücken, und der König trat deshalb auf eine Viertelstunde in das Pfarrhaus. — Die Arbeit in der Kirche wurde inzwischen schnell beendet, und von dem kräftigen Ertönen der Orgel begrüsst, betrat der König das Gotteshaus. Er sprach seine Zufriedenheit über den Bau aus und nahm den Dank des Ortspfarrers und der Kirchenpatronin, Frau v. Geist, die sich unterdessen auch eingefunden hatte, für das königliche Gnadengeschenk entgegen.

Am folgenden Tage geschah die eigentliche Einweihungsfeier. Die aus dem 1760 in die Asche geflossenen Metall, wie erwähnt, gegossenen Glocken, die so lange in einem elenden Gerüste neben der Ruine gehangen hatten und nun auf den Turm der neuen Kirche geschafft waren, läuteten den Festtag, einen schönen Herbsttag ein. Im Gutshause bei der verwitweten Frau v. Geist versammelten sich die Deputierten der Behörden, des Konsistoriums, der Regierung, des Kreises, der Stadt Berlin und andere hohe Gäste, auch Superintendent Pelkmann aus Berlin und der Ortspfarrer. Nach einem dort eingenommenen Frühstück begaben sich alle in die Kirche, von der gesamten Gemeinde gefolgt. Die Feier begann mit einem Lobliede nach der Melodie „Nun danket alle Gott“. Darauf hielt Pastor Schulze die Liturgie (das Altargebet, wie man damals sagte). Nach drei Versen des Hauptliedes bestieg Superintendent Pelkmann die Kanzel und hielt über Psalm 122, 1: „Ich freue mich dess, das mir geredet ist, dass wir werden in das Haus des Herrn gehen“, die Festpredigt. An dieselbe schloss sich eine von einem

Berliner Sängerkhor gesungene Festkantate. In einem solennen Festmahl im Hause der Frau v. Geist fand die Festlichkeit ihren Abschluss.

Etwa vier Wochen später traf noch als letztes Geschenk des Königs der neue Taufstein ein, welcher noch jetzt diesem Zwecke dient. Die Einweihung desselben gestaltete sich ebenfalls festlich. Am 17. Oktober 1820 war dem Pastor Schulze eine Tochter geboren und sie sollte der erste Täufling werden. Die Tochter des Königs, Prinzessin Alexandrine, und ebenso die Prinzessin Wilhelm, die Schwägerin des Königs, übernahmen eine Patenstelle. Die Prinzessin Wilhelm, damals die erste Dame des königlichen Hauses, hat sich bekanntlich in den schweren Kriegszeiten besonders durch Gründung und Leitung der vaterländischen Frauenvereine zur Pflege der Verwundeten verdient gemacht. Die Prinzessin Alexandrine ist die spätere Grossherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die einzige Schwester Kaiser Wilhelms I., die ihn überlebt hat. Prinzessin Wilhelm war bei der am 8. November 1820 durch Superintendent Pelkmann vollzogenen Taufe selbst anwesend und hielt das Kind über der Taufe. Natürlich erhielt die Kleine auch die Namen der hohen Paten: Alexandrine und Marianne*). Pastor Schulze unterlässt auch nicht zu bemerken, dass die Prinzessin einige Zeit im Pfarrhause zu verweilen geruht und seiner kleinen Tochter sehr wertvolle Andenken verehrt habe.

Vielleicht interessieren schliesslich auch die Kosten des Baues. Aus einer von Pastor Schulze aufgestellten Rechnung betragen die Gesamtkosten 16 000 Thaler, davon die des Abbruchs des alten Gemäuers 320 Thaler. Aus Kirchenmitteln sind 500 Thaler zugeschossen, alles Übrige ist, so viel ich sehe, aus der Regierungskasse bezahlt.

Sehr bald stellte sich heraus, dass der Bau sehr viele Reparaturen erforderte, und es war nun die Frage, wer diese bezahlen sollte. Zunächst wurde der Grundsatz aufgestellt, dass zwischen dem Bedürfnis einer einfachen Dorfkirche und dem Luxusbau zu unterscheiden sei. Für ersteres solle die Kirchenkasse aufkommen, für letzteren der Fiskus. Aber nun ergab sich bei jeder einzelnen Reparatur die Schwierigkeit festzustellen, was gehört zum Luxusbau und was zur einfachen Landkirche. Jahrzehnte lang entspannen sich aus jener Unterscheidung die widerwärtigsten Zwistigkeiten zwischen dem Fiskus einer- und Patron und Kirchengemeinde anderseits. Dieselben sind endlich durch einen Vertrag vom 31. Januar 1870 definitiv dahin beseitigt, dass ersterer $\frac{3}{4}$, die letzteren bzw. die Kirchenkasse $\frac{1}{4}$ der Reparaturkosten zu tragen hat.

Übrigens hatte vor Erbauung der Kirche die Umgebung derselben ein ganz anderes Aussehen. Nach einer Zeichnung des Pastors Schulze

*) Prinzessin Wilhelm hiess Maria Anna und war eine geborene Prinzessin von Hessen-Homburg.

nov 1818 ist die Einfahrt zur Pfarre ganz eng und es stehen vor dem Kirchhof 3 Gebäude: ein Tagelöhnerhaus gegenüber dem Gut, dann die Schule und der Küsterstall. Zwischen Tagelöhnerhaus und Schule geht's zum Kirchhof, zwischen Schule und Küsterstall zur Pfarre. Die Gebäude wurden weggerissen und der Platz der beiden Häuser zum Kirchhof, der des Stalles zur Einfahrt nach der Pfarre geschlagen. Hinter der Kirche (Nordseite) waren die Reste einer Kirchhofsmauer, die ebenfalls nun weggeräumt wurden. Darauf umzäunte man den ganzen Platz einschliesslich des Denkmals, wie es noch jetzt ist.

Der nördliche Kreuzarm der Kirche war bis vor kurzem vom gottesdienstlichen Raum durch eine Bretterwand getrennt und bildete die Sakristei. Von ihr aus führte eine Treppe auf die in der Mitte davor stehende Kanzel. Bei der vorjährigen Reparatur ist jene Bretterwand gefallen und der Kreuzarm in den gottesdienstlichen Raum hineingezogen. Nun erst wird derselbe seiner ursprünglichen Anlage gerecht und gewährt einen harmonischen Eindruck, den die künstlerische Ausmalung durch einen bewährten Dekorationsmaler vollendet. — Die Kanzel hat infolge dieser Veränderung ihren jetzigen Platz erhalten.

Doch ich breche ab. Sie sehen, wie eng die Geschichte unserer Kirche mit der des Dorfes selbst, ja mit der des Vaterlandes verknüpft ist. Bei dem denkwürdigen Übergange des Landes zur Reformation ist die alte Kirche der ersten eine, in welche die evangelische Lehre einzieht. Und die beiden grossen Entscheidungskämpfe um Preussens Existenz, der siebenjährige Krieg und die Befreiungskriege sind auch die Wendepunkte der Geschichte unserer Kirche. In der dunkelsten Zeit des siebenjährigen Krieges, als alles verloren schien, sinkt die alte Kirche in Trümmer und Asche, die gewaltige Erhebung des Jahres 1813 feiert an ihrer Ruine ihren ersten Triumph und wird dadurch zum Anlass, dass sie in neuer schönerer Gestalt sich aus der Asche erhebt.

Sie steht vor uns als ein augenscheinlicher Thatbeweis, mit welchem Ernst die Edelsten und Besten unseres Volkes 1813 in den Kampf um die Existenz des Vaterlandes zogen, und nach errungenem Sieg dem die Ehre gaben, der mit uns war. So ist sie selbst im Verein mit dem Denkmal für die hier gefallenen Helden das vollkommenste Siegesdenkmal, das sich denken lässt, wie kein schlachtenberühmter Ort der Heimat es aufzuweisen hat.

6. (4. ausserord.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. Juni 1897, nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr
im Museum des Königlichen Botanischen Gartens.

Herr Geheimrat Friedel eröffnete die Sitzung im Hörsaal des Botanischen Museums und führte aus, dass es die Aufgabe unserer Gesellschaft sei, im Winter mehr die kulturgeschichtliche und im Sommer die naturgeschichtliche Seite der Heimatkunde zu pflegen. Alsdann besprach er kurz die neuen Pläne betreffend die Verlegung und Umgestaltung des Gartens. An der Hand eines Planes zeigte er, wie breit das Stück ist, welches durch die geplante Bebauung im Rücken und an den Seiten dem Garten entzogen werden soll. Längs der Pallasstrasse, der Elssholzstrasse und der Grunewaldstrasse sind Häuserreihen geplant, welche mit der einen Front auf die genannten Strassen und mit der anderen nach dem Garten gehen. Durch eine solche Anlage würde ein Hufeisen entstehen, welches seine offene Seite der Potsdamerstrasse zukehrt und das eine freie Fläche einschliesst, die dreimal so gross ist als der Königsplatz.

An diese Ausführungen schloss sich ein Vortrag des Herrn Professor Dr. Ascherson, unseres verehrten Ehrenmitgliedes, über die Geschichte des Gartens und des Museums. Diesem anregenden Vortrage, welcher auf die eingehende, gründliche Arbeit von Professor Urban, dem jetzigen Unterdirektor des Gartens*), Bezug nahm, entnehmen wir die wichtigsten Daten und weisen dabei gleichzeitig auf den Vortrag des Herrn Professor Dr. Müllenhoff**) hin. Die Gründung des Gartens fällt wohl in das Jahr 1679, und der Schöpfer desselben ist Friedrich Wilhelm, der Grosse Kurfürst. Drei seiner Ärzte, Elssholz, Panckow und Mentzel, waren als botanische Schriftsteller thätig gewesen. Der gärtnerische Leiter war der Holsteiner Michelmann, dessen Sohn und Enkel bis zum Jahre 1751 im Garten thätig waren. Unter Gundelheimers Verwaltung hob sich der Garten, er starb 1715; im Jahre 1744 erhielt Gleditsch die Aufsicht über den Garten. Im 18. Jahrhundert war es zuerst das mangelhafte Interesse des Soldatenkönigs für den Garten, alsdann die Drangsale der schlesischen Kriege, welche dem Garten schadeten. Er war durch Friedrich Wilhelm I. der Königlichen

*) Eichler, Jahrbuch des Kgl. Botan. Gartens und Museums I (1881), S. 1—164, Taf. I u. II.

**) Die Geschichte des Botanischen Gartens. Mtsbl. Jahrg. IV, S. 302.

Akademie unterstellt worden und dieser fehlten die Mittel zu einem energischen Vorgehen. Erst als mit der Gründung der Universität Berlin 1809 die Verwaltung des Gartens der Akademie abgenommen und der Garten direkt dem Ministerium unterstellt wurde, wurden reichere Mittel flüssig. Im Jahre 1801 übernahm Willdenow die Verwaltung, auf ihn folgten 1812 Link, 1851 Alexander Braun, 1878 Eichler und 1889 Herr Geheimrat Engler, der zeitige Direktor. Unter den Leitern der gärtnerischen Angelegenheiten sind zu nennen: Otto und Bouché, welche nacheinander den grössten Teil des Jahrhunderts hindurch (1805—1881) dem Garten ihre Kräfte widmeten.

Das Botanische Museum wurde 1818 gegründet, es hiess bis zum Jahre 1879 Königliches Herbarium und war untergebracht in der Potsdamerstrasse gegenüber dem Eingange zum Garten, später in der Universität und in einem Privathause der Friedrichstrasse. Im März 1880 erfolgte die Überführung der Sammlung in das heutige Gebäude. Unter den früheren Leitern desselben sind zu nennen von Schlechtendal, von Chamisso, Klotzsch und von Hanstein. Gegenwärtig ist Herr Professor Dr. Garcke erster Kustos desselben.

Auf diese Vorträge folgte der Rundgang durch den Garten und die Palmhäuser. Hierbei übernahm zuerst Herr Kustos Dr. Gürke die Führung. Schon auf dem Korridor und im Treppenhaus trifft man Sammlungsgegenstände. Wir erwähnen hier das Blatt einer Raphiapalme, das 20 m Länge erreichen kann. An der Wand des Treppenhauses sind zahlreiche merkwürdige Wachstumserscheinungen einheimischer Hölzer erläuternde Gegenstände befestigt, z. B. Knollen, Verwachsungen, Überwallungen, Querschnitte von Stämmen u. a. m.

Im ersten Stockwerk ist das Herbarium untergebracht, dasselbe ist nächst dem in Kew bei London befindlichen das bedeutendste der Welt und hat besonders in den letzten Jahren ausserordentlich an Umfang zugenommen, sodass es jetzt für einzelne Gebiete, wie für das tropische Afrika und auch wohl für das tropische Amerika, das Kew-Herbarium übertrifft. Die Pflanzen sind, nachdem sie durch eine Lösung von Quecksilbersublimat gegen die Angriffe der Insekten gesichert wurden, mit Papierstreifen auf je einen halben Bogen Papier befestigt. Die einer Art angehörigen Exemplare befinden sich in Umschlagsbögen und sind dann zu Mappen vereinigt, welche in Glasschränken liegend aufbewahrt werden. Ausser diesem „Generalherbar“ wird noch gesondert aufbewahrt das durch seinen Reichtum an Original Exemplaren ausserordentlich wertvolle Willdenowsche Herbar. Wir haben dem Herbarium keinen Besuch abgestattet, da für uns dort wenig zu lernen war. Durch den Platzmangel, der sich schon seit Jahren bemerkbar macht, ist man genötigt worden, in diesen Räumen Arbeitsplätze für die hier thätigen Beamten und Forscher einzurichten.

In dem zweiten Stockwerk sind diejenigen pflanzlichen Gegenstände ausgestellt, welche ihrer Natur nach nicht in Herbarium aufbewahrt werden können und welche entweder ein wissenschaftliches oder wegen ihrer Verwertbarkeit ein praktisches Interesse haben. Es sind also hier Früchte und Samen untergebracht, ferner Hölzer, Wurzeln, Rinden, Fasern und sonstige Rohprodukte, auch ganze Pflanzen und Pflanzenteile in Spiritus, endlich Präparate, Modelle und eine reiche Sammlung von Abbildungen.

Auf dem Korridor, an den Wänden und in einzelnen Schränken sind die wichtigsten pflanzlichen Naturprodukte und Charakterpflanzen der einzelnen pflanzengeographischen Gebiete aufgestellt. Die Wandflächen des Treppenhauses sind mit Stämmen von Palmen, Cycadeen, Baumfarne, Lianen, mit grösseren Fruchtständen und Früchten dekoriert, von denen die links befindlichen dem tropischen Amerika, die rechts aufgestellten dem indisch-malayischen Gebiet entstammen. Ausserdem ist die Wandfläche geziert von einem Gemälde, das ein Dorf in Sumatra darstellt, in welchem die Eingeborenen mit dem Ernten des Tabaks beschäftigt sind. Das Bild ist von Herrn Loeser, dem bekannten Tabakfabrikanten, geschenkt worden.

Eine zweite Abteilung ist in dem mittleren Vordersaal dieses Stockwerks untergebracht worden, sie umfasst die in den tropischen und subtropischen Ländern allgemeiner verbreiteten Kulturpflanzen. Dieselben sind geordnet nach ihren Heimatsländern. Zur Erläuterung finden sich ausser zahlreichen Abbildungen gedruckte Beschreibungen und Bemerkungen über das Vorkommen, den Anbau, die Gewinnungs- und Verwendungsweise der einzelnen Produkte. Die Mitte des Saales nehmen fünf Schränke ein mit den Produkten unserer Kolonien, nämlich aus Kamerun, Togo, Südwestafrika, Ostafrika und Neu-Guinea. Ausserdem ist hier das Modell des Botanischen Gartens von Victoria bei Kamerun aufgestellt. An den Wänden sind die Produkte nach den geographischen Gebieten angeordnet. Unter den aus dem indisch-malayischen Gebiet stammenden Pflanzen sind hervorzuheben der Manihot, die Jute, Bambus, Reis, die Brotfrucht, Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnüsse, Zimmt, Ingwer. Von den aus dem subtropischen Ostasien stammenden Kulturpflanzen sind die wichtigsten der Hanf, der Papiermaulbeerbaum und besonders der Thee. Von den aus dem Mittelmeergebiet und Vorderasien vorhandenen Pflanzen nennen wir den Flachs, unsere Getreide-, Gemüse- und Obstarten, ferner Mohn. Das subtropische Nord- und Central-Amerika hat die faserliefernden Agave-Arten und den Mais, und das subtropische Südamerika die Maniokpflanze, den Mate und die Chinarindenbäume geliefert. Aus dem tropischen Südamerika zählen wir auf den Kakao, die amerikanischen Kautschukbäume, die Orleanspflanze und die Ananas. Aus Westindien und Central-Amerika

heben wir hervor die Batate, den Melonenbaum, die Vanille, das Campecheholz. Im tropisch-afrikanischen Waldgebiet sind von Kulturpflanzen einheimisch die Ölpalme, die Kolanuss, die kautschukliefernden Landolphia-Arten, während das afrikanisch-arabische Gebiet besonders durch den Kaffee, die Negerhirse oder Durra und das Papyrusschilf repräsentiert wird.

Dieser Saal hatte uns verhältnismässig lange aufgehalten; wir durchschritten dagegen die Sammlungen der systematischen Abteilung etwas schneller. In dieser ist die Hauptmasse der Objekte untergebracht und zwar nach dem natürlichen System, mit den niedrigsten Pflanzen, den Kryptogamen beginnend, an die sich die Gymnospermen und dann die Monokotyledonen und Dikotyledonen anschliessen. Die Mehrzahl der hier aufgestellten Objekte haben rein wissenschaftlichen Wert, sie sollen teils zur Erläuterung der Eigenschaften der einzelnen Pflanzenfamilien dienen, teils stellen sie wissenschaftliches Untersuchungsmaterial dar. Nur ein Teil dieses Materials ist in den Schaukästen ausgestellt, der grösste Teil liegt dicht aufeinander gehäuft in den Schiebkästen. Unser liebenswürdiger Führer machte uns noch auf manchen interessanten Gegenstand in dieser Fülle aufmerksam.

Die letzte Abteilung, welche erst in jüngster Zeit zusammengestellt worden ist und allmählich noch erweitert werden soll, umfasst eine Anzahl technisch wichtiger pflanzlicher Objekte. Es sind hier z. B. die Gerbstoffe, die Farbstoffe, die fetten und die ätherischen Öle, die Balsame, die Gummiarten, die Kopale und daraus hergestellte Lacksorten, die Guttapercha und die Kautschuksorten, die Fasern vereinigt, und hieran schliesst sich eine sehr vollständige Tabakssammlung.

Von einzelnen ausserhalb der genannten Abteilungen befindlichen Sammlungen und Objekten waren besonders erwähnenswert eine ausgezeichnete von Prof. Schweinfurth geschickte Kollektion von Pflanzenteilen aus altegyptischen Gräbern der XVII. bis XXII. Dynastie (1700—1200 v. Chr.), ferner Pflanzenreste aus Pfahlbauten von Robenhäusern und ein Stück Querschnitt des kalifornischen Mammutbaumes, welcher einen Umfang von 28 m und ein Alter von 1400 Jahren besass.

Nun übernahm Herr Dr. Graebner, welcher sich der Gesellschaft schon durch seinen interessanten Vortrag über die Märkische Heide bekannt gemacht hatte, die Führung durch das Alpinum und die gesamte Anlage, welche die Aufgabe hat, die Pflanzenwelt der nördlich gemässigten Zone in ihrer Zusammensetzung und in ihren charakteristischen Zügen dem Besucher vorzuführen. Jeder, der mit offenen Augen die Natur durchwandert, weiss, dass gewisse, meist sehr konstante Pflanzengemeinschaften immer wiederkehren, deren beständige Zusammensetzung durch klimatische Verhältnisse, Bodenbeschaffenheit, zum Teil auch durch geologische Ursachen bedingt sind.

Unsere Wanderung begannen wir mit dem Gebiet der japanischen Flora. Es treten uns hier bekannte Arten unter den Laubhölzern entgegen, wie Eichen, Ahorn, Ulmen, Linden, Birken, Magnolien, und unter den gebüschbildenden Pflanzen Rhus, Cornus, Lonicera. Es gehört auch hierher der in Japan kultivierte Ginkgobaum mit den merkwürdigen hellgrünen, dreieckigen Blättern, die an der Spitze breit sind, er ist ein Verwandter des Taxus. Aus dieser Flora stammen viele unserer schönsten Zierpflanzen. Nach dieser Gruppe betraten wir das Gebiet der Hochgebirge, den Himalaya und die Alpen. Die hochstämmigen Arten verlieren sich, es bilden sich lockere kleine Gruppen niedriger Stämmchen. Längs des Baches treffen wir das typische Buschwerk subalpiner Weiden, deren Bestände mit Alpenrosengebüschen abwechseln. Dazwischen wuchern hohe Stauden von Eisenhut, Sauerampfer, Steinbrech, hier und da auch kleinere Kräuter, z. B. Veilchen. An trockenen Stellen setzt sich das Buschwerk aus alpinen Rosen, Gaisblatt und Faulbaum zusammen. Derselben Region gehören auch die sehr ausgedehnten Knieholzbestände an. Die alpine Region zeigt allenthalben habituell dasselbe Aussehen. Felsenpflanzen und Arten grasiger Matten herrschen vor und bilden eine niedrige Vegetation. Die alpinen Matten werden von kurzhalbmigen Rasen gebildet, zwischen dem sich eine in allen Farben prangende Flora ansiedelt. Die Stauden liegen mit ihren Stengeln und Blättern dem Boden dicht an und bilden häufig gedrängte Rosetten. Die wenigen vorhandenen Holzgewächse, als deren Typus die Gletscherweiden gelten können, besitzen mehr den Habitus kriechender Stauden, als den von Sträuchern. Leider war die Farbenpracht schon etwas im Schwinden begriffen, immerhin gaben einzelne Stellen noch eine Vorstellung von dem Blütenreichtum. Die alpine Flora gliedert sich in drei durch den Untergrund bedingte Bezirke, die Centralalpen, welche aus Granit und Urgestein bestehen und die nördlichen und südlichen Kalkalpen. Zu den Pflanzen der Voralpen gehört der Alpenmohn, die Alpenaster, die Aurikel, die Gentianen. Zu den allgemein verbreiteten Pflanzen der Centralalpen gehören viele Steinbrecharten, Wiesenraute, Hahnenfuss, Weidenröschen, Habichtskraut u. a. Von den Alpen wanderten wir durch die Sudeten und das Mährische Gesenke in die Vorgebirgswiesen, den Vorgebirgswald bis hinab in die Auen der Ebene.

Nach der Besichtigung dieses Prachtstückes des Gartens, das einzig in seiner Art ist, übernahm Herr Professor Dr. Volkens die Führung durch die verschiedenen Gewächshäuser. Zunächst wurde das Victoriahaus in Augenschein genommen. In demselben herrschte das feuchtwarme, echt tropische Klima des Amazonenstromes. Das Glanzstück ist die brasilianische Seerose, welche dem Hause den Namen verschafft hat. Ihre Blätter hatten schon einen Durchmesser von $\frac{1}{2}$ m, während derselbe bis zu ihrer Reife auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 m heranwächst. Neben dieser

Pflanze gedeihen am Rande noch die Papyrusstaude, das Zuckerrohr, der Reis und in Töpfen die Siempflanze, welche die Eigenschaft hat, bei der Berührung ihre Blättchen zusammenzufalten und ihre Blattstiele herabzusenken.

Das imposante Palmenhaus eröffnet uns die Vorstellung eines tropischen Urwaldes. In der Mitte des Hauses fallen uns zunächst zwei Fächerpalmen von überraschenden Dimensionen auf, daneben stehen auch Fiederpalmen, deren Kronen das Dach berühren. Einer zweiten Pflanzenfamilie gehören die Pandanus-Arten an, die mit ihren Luftwurzeln wie auf Stelzen zu stehen scheinen. An der Westseite des Mittelbaues wachsen zwei Bambusen, welche uns von den tropischen Formen dieser Grasgruppe eine Vorstellung gewähren. Weiterhin sind noch zu erwähnen der Kaffeebaum und die Sagopalme, endlich zwei kolossale Exemplare eines Säulenkaktus und mehrere prächtige Zapfenpalmen (Cycas), deren Mark zur Gewinnung einer Art Sago benutzt wird, während die Blätter bei Leichenbegängnissen als Palmen dienen.

Besondere Aufmerksamkeit beansprucht das Orchideenhaus. Die hier beherbergten Pflanzen sind zum grössten Teil im Stande, von der Luft und deren Wassergehalt zu leben. Sie werden daher in Torfmoos kultiviert, teils in Töpfen, teils in lockeren, durchbrochenen Kork- und Holzkästen, welche von der Decke des Glashauses herabhängen. Von den ausländischen gewährt nur die Vanille dem Menschen Nutzen, die übrigen werden allein ihrer merkwürdigen Blüten wegen kultiviert. Allerdings giebt es auch keine zweite Pflanzenfamilie, deren Blüten so kostbare Farben, so zarte Gerüche und so abenteuerliche Gestalten bei ziemlicher Grösse aufzuweisen haben.

Das von uns zuletzt besuchte Haus ist für tropische Nutzpflanzen eingerichtet worden. Die Pflanzen sind in Gruppen geteilt nach den Stoffen, welche sie liefern, und die Schildchen geben über ihre Aufgabe Auskunft. Wir machen hier auf den Kakaobaum, den Kaffeebaum, den Theestrauch, den Zimmtbaum, Pfefferstrauch, Chinabäume, Ölpalme, Gummibaum aufmerksam.

Beim Verlassen des Gartens durchschritten wir endlich noch grosse Gruppen von Gewächshauspflanzen, welche während des Sommers im freien Lande nach geographischen Gesichtspunkten ihre Aufstellung finden, und welche dazu dienen, das Bild von der Verbreitung der Pflanzen auf der Erde zu vervollständigen. Auf dem Rückweg passierten wir zunächst die Neuseeländische Gruppe. Es sind hauptsächlich Holzgewächse und Baumfarne, daneben ist der neuseeländische Flachs, eine wichtige Gespinnstpflanze, zu nennen. Die Australische Gruppe zeichnet sich aus durch eine doppelte Vegetation. Im Westen spielt die Formation der „Scrubs“ eine grosse Rolle; es sind dies fast undurchdringliche Buschwälder aus klein- und schmalblättrigen Gewächsen, und nur die

Eukalyptus-Bäume erreichen eine ansehnliche Höhe. Auch der Artenreichtum ist hier sehr gering. Anders verhält es sich in Ostaustralien. Obwohl auch hier die Kasuarinen und die Akazien vorherrschen, so sind doch auch alle übrigen Familien vertreten. Interessant sind die Gruppen mit den Cappflanzen, unter ihnen fallen die Erikaarten am meisten in die Augen, aber auch einige weitere Familien nehmen ein haidekrautartiges Aussehen an, dadurch, dass sie immergrüne, schmale, kleine Blätter besitzen. Nahe am Ausgang ist eine prachtvolle Gruppe aus Cacteen zusammengestellt, während eine Gruppe von Fettpflanzen den Schluss macht, unter denen die Agaven die Hauptrolle spielen.

Für einen Besuch des „Systems“ war leider die Zeit schon zu weit vorgeschritten. Diese umfangreichste und wichtigste Abteilung des Gartens zieht sich neben der Potsdamer Strasse hin. Sie hat die Aufgabe, eine Übersicht über fast alle höher stehenden Familien des Pflanzenreichs zu geben und dadurch eine Vorstellung von der Verwandtschaft der Pflanzen unter einander hervorzurufen.

Zum Schluss sei es gestattet, allen Herren, welche sich bei dem Besuch des Gartens belehrend beteiligt haben, den Dank der Gesellschaft auch an dieser Stelle abzustatten.

7. (5. ausserord.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Sonntag, den 27. Juni 1897.

Wanderfahrt nach Havelberg.

Begünstigt vom herrlichsten Wetter unternahm die „Brandenburgia“ unter reger Beteiligung am 27. Juni die längst geplante Wanderfahrt nach Havelberg. Kurz nach 12 Uhr langten die Teilnehmer auf dem Bahnhof in Havelberg an und wurden von dem Bürgermeister, Herrn Oberstlieutenant a. D. A. Zöllner, einem Mitgliede der „Brandenburgia“, in der alten „Bischofsstadt am Fusse des heiligen Havelberges“ herzlich willkommen geheissen. Herr Geh. Rat Friedel dankte im Namen der Gesellschaft für den liebenswürdigen Empfang, worauf sich die Teilnehmer, begleitet von der Jugend Havelbergs, durch die Bahnhofstrasse an der St. Annenkapelle vorüber, nach den Anlagen auf dem Domberge begaben.

Die St. Annenkapelle, vor dem Steinthor am Fusse des Lehmberges gelegen, ist ein kleines, achteckiges Backsteingebäude mit spitzem Ziegeldach und wird zur Zeit zur Aufbewahrung von Totengräber-

Gerätschaften und zur Bergung der im Gemeindebezirk aufgefundenen Leichen benutzt. Die Kapelle, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts erbaut wurde, diente anfangs als Gotteshaus für die Hospitaliten von St. Anna und später als Begräbniskapelle; der bei der Kapelle befindliche Kirchhof wurde 1822 geschlossen und in neuerer Zeit vom Verschönerungsverein planiert und mit Sträuchern versehen, so dass die von wildem Wein umrankte und von Gebüsch umgebene Kapelle einen traulichen Eindruck hervorruft. Die St. Annenkapelle soll, wie man vielfach angegeben findet, von dem Domprobst Christian Wultzke († 1525) gegründet sein, doch dürfte dies auf einem Irrtum beruhen, da die Inschrift auf dem Grabsteine des Propstes, welche zu dieser Annahme Veranlassung gegeben hat, falsch gedeutet worden ist. Die Inschrift auf dem im südlichen Seitenschiffe des Doms befindlichen Grabstein (reg. sub 39 No. 30) lautet: . . . dominus Christianus Wultzke prepositus ecclesie Havelbergensis fundator hujus capelle sante anne und bezeichnet den Probst, wie die Worte hujus capellae beweisen, nur als Stifter einer der heiligen Anna geweihten Seitenkapelle im südlichen Seitenschiff des Doms, in welcher sich die Gruft und der Grabstein befinden, nicht aber als Stifter der St. Annenkapelle vor dem Steinthor.

Nach flüchtiger Besichtigung der Annenkapelle erfolgte der Aufstieg nach den Anlagen, woselbst nach kurzer Wanderung im Garten des Domrestaurants ein kleiner Imbiss eingenommen wurde. Darauf lenkte die Gesellschaft ihre Schritte nach dem hervorragendsten Bauwerk von Havelberg, nach dem altehrwürdigen Dom.

Der Dom von Havelberg erhebt sich auf einem ziemlich hochgelegenen Hügelplateau dicht am Ufer der Havel und schaut drohend ins Land hinein. Die kraftvollen, massigen Formen des Doms und der sich anschliessenden Stiftsgebäude deuten mehr auf eine zur Verteidigung erbaute Feste, als auf ein Gotteshaus hin, und dieser burgartige Charakter der ganzen Anlage tritt noch mehr hervor, wenn man von weit ab, beispielsweise vom Elbdeich oder von der Sandauer Chaussee aus, einen Blick auf den Dom wirft. Der steinerne Unterbau des Turmes, welcher sich im Westen breit und massig vor das Kirchenschiff vorlagert, ist einem Bergfried vergleichbar und weist mit seinen schmalen, Schiesscharten ähnlichen Fensteröffnungen auf ferne, kriegerische Zeiten zurück. Der Mangel der schlanken Türme, an deren Stelle ein Glockenhaus aus Backsteinen mit einem Dachreiter getreten ist, vermehrt den burgartigen Charakter; der Schmuck zweier Türme, deren Bau die Havelberger schon lange sehnlich wünschen, würde dem Dom ein mehr kirchliches Gepräge verleihen und sicher nicht zum Nachteil des interessanten Bauwerkes. An den Turm schliesst sich die 65 m lange und 24,5 m breite dreischiffige Kirche an, welche in gotischem Stil aus gemischtem Material — teils Bruchsteine, teils Ziegel — erbaut und durch einen abgesetzten,

polygonen Chor geschlossen ist. An das südliche Seitenschiff lehnen sich im Viereck die Stiftsgebäude an.

Betritt man durch das Hauptportal des Westturmes das Innere des Doms, so verschwindet der erste Eindruck, der die Erinnerung an frühere Kämpfe wachrief, gänzlich und macht einer feierlichen, weihevollen Stimmung Platz, wenn man diese herrliche Architektur, die schlanken, zu bedeutender Höhe aufsteigenden Pfeiler des Mittelschiffs, diese kunstvollen Chorschranken, diesen imposanten Chor mit seinem gewaltigen Altarbilde und seinen prächtigen Glasmalereien erblickt. Verstärkt wird dieser weihevolle Zauber, wenn, wie bei unserem Besuche, die Töne der Orgel durch die weiten Hallen dahinbrausen.

Neun gewaltige, reich gegliederte Backsteinpfeiler tragen das Kreuzgewölbe des Mittelschiffs, welches durch seine Höhe von 19 m die Seitenschiffe (Höhe 7,5 m) fast um das Dreifache überragt. Zur Verbindung der einzelnen Pfeiler dienen zwei Reihen spitzbogiger Arkaden, von denen die unteren auf ihrem Scheitelpunkt eine mit einfacher Brüstung versehene Laufgalerie — meist fälschlich als Büsser- und Martergang der Mönche bezeichnet — tragen, während die oberen die reich profilierten, mit dreiteiligem Maasswerk versehenen Fenster des Mittelschiffs enthalten. An dem vierten Pfeiler, linker Hand vom Westeingange aus, befindet sich die im Barockstil gehaltene, reich vergoldete Kanzel, die im Jahre 1693 erbaut worden ist. Der Fuss der Kanzel wird von Wolken umhüllt, aus denen Engel aufsteigen, welche die Brüstung tragen; der Schalldeckel wird gleichfalls von zwei Engelsingestalten gestützt und ist mit Laubgewinden und Blumenvasen verziert. Zwischen dem sechsten und siebenten Pfeiler wird der hohe Chor vom Predigtraum durch einen mit Skulpturen und Maasswerk reich geschmückten Lettner getrennt.

Vor dem Lettner hielt Herr Dr. Gustav Albrecht den folgenden Vortrag „Zur Geschichte des Bistums Havelberg“:

Hochansehnliche Versammlung!

Eine althistorische Stätte ist es, auf welcher sich der Dom von Havelberg erhebt. Wütender Kampf hat hier oben getobt, ehe es den Deutschen gelang, festen Fuss zu fassen auf der Kultstätte altwendischen Göttertums, ehe die Anhänger Gerowits anbetend zum Kreuze des Christengottes aufblickten.

Bereits in vorwendischer Zeit müssen die germanischen Bewohner der Mark hier auf dem Hügelplateau eine Siedlungsstätte besessen haben, wie mannigfaltige Funde von Hausgerät und Töpferware mit germanischem Typus andeuten, aber wohl schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts haben sie ihre Niederlassung auf dem Havelberge verlassen, um sich im Süden des germanischen Landes am Rhein und an der Donau geeignetere Länder zur Besiedlung auszuwählen.

Die verlassenen Heimstätten der Germanen wurden von den Slaven in Besitz genommen und auch um diesen hochgelegenen Punkt der Havel-landschaft herum siedelten sich Einwanderer aus dem Stamme der Wilzen an. Hoch oben auf der Kuppe des Berges wurde eine Kultusstätte zu Ehren des Kriegsgottes Gerowit angelegt, während der Werder in der Havel durch Pfahlwerk und Steinpackungen zu einem festen Eiland umgeschaffen und daselbst unter dem Schutze der Berg-feste eine Ansiedlung begründet wurde.

Zwei Jahrhunderte hindurch lebten die neuen Bewohner ungestört an den Ufern der Havel und gingen ruhig ihren friedlichen Beschäftigungen, der Jagd und dem Fischfang, dem Ackerbau und der Bienen-zucht nach, nur zuweilen wurden sie durch Fehden einzelner Stämme untereinander aus ihrer Ruhe aufgerüttelt. Aber schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts drang die Kunde von den siegreichen Zügen des grossen Frankenkaisers weithin durch die wendischen Gaue und veranlasste die Wenden, ihre Westgrenze, welche durch den Lauf der Havel gekennzeichnet wurde, an den schwächeren Punkten stärker zu befestigen. Obwohl die Havel in jener Zeit mit ihren ausgedehnten Sumpfgebieten, deren Spuren ja heute noch in den Verzweigungen des Havelländischen Luchs zu erkennen sind, eine fast unüberschreitbare Grenzscheide bildete, gab es doch einige schwache Punkte, wo die Ausläufer niedriger Hügelketten das Havelbett einengten und den Übergang erleichterten, so bei Brandenburg, Plaue, Pritzerbe, Rathenow und Havelberg. Diese strategisch wichtigen Punkte wurden nun im Anfang des 9. Jahrhunderts durch mehr oder minder starke Befestigungen geschützt, andere weniger gefährdete Punkte der Grenzlinie durch wallartige Aufwürfe gesichert, wie beispielsweise bei Döberitz, Gülpe und Jederitz, wo sich die Spuren derartiger Burgwälle noch jetzt finden.

Auch das Heiligtum des Gerowit auf dem Havelberge wurde durch starke Mauern befestigt, um den Bewohnern der Ansiedlung unten auf dem Werder und am Abhange des Burgberges, dem sogenannten Wendenberg, bei einem plötzlichen Überfall Zuflucht und Schutz zu gewähren. War der Ort durch die beiden Flussläufe, Elbe und Havel, welche sich etwa eine Stunde nordwestlich von Havelberg vereinigen, und durch Sümpfe und ausgedehnte Lachen geschützt, so zeigte doch das Schicksal der gleichfalls durch Wasser und Sumpf gesicherten Burg Branibor, welche Kaiser Heinrich I. 928, mitten im Winter, eroberte, als strenger Frost eine Brücke über das sumpfige Gelände geschlagen hatte, dass dieser natürliche Schutz dem kühnen Wagemut der christlichen Eroberer gegenüber nichts nützte. Und sicher vor feindlichen Einfällen waren die Bewohner auf dem Werder bei Havelberg nicht mehr. Schon Markgraf Bernhard hatte 929 bei Wallislewo, dem heutigen Wallsleben, und bei Lunkini, dem heutigen Lenzeu, vielleicht eine Tagereise von

Havelberg entfernt, die Redarier, einen wendischen Volksstamm, aufs Haupt geschlagen und seit 938 dehnte der gefürchtete Markgraf Gero seine Eroberungszüge immer weiter die Havel abwärts nach Norden aus. Schwere und langwierige Kämpfe haben in jener Zeit stattgefunden, ehe die Deutschen in den Havelniederungen festen Fuss fassen konnten — die Geschichte jener Kämpfe ist, wie ein alter Schriftsteller sagt, mit Blut geschrieben — aber schliesslich muss die Unterwerfung der wendischen Gaue längs der unteren Havel zwischen Brandenburg und Lenzen doch gelungen sein, denn Kaiser Otto I. gründete nach der Angabe des Chronisten Saxo, bereits 939 an Stelle der alten Kultusstätte in der Burg Havelberg einen bischöflichen Sitz, um in den nördlichen Teil des Slavenlandes durch die Macht der Kirche Zucht und Ordnung, Kultur und christliches Leben einzuführen. Wir sind über die Einzelheiten der Kämpfe und der Unterwerfung dieses nördlichen Teils nicht unterrichtet, aber so viel die am 9. Mai 946 zu Magdeburg vollzogene Stiftungsurkunde des Bistums Havelberg erkennen lässt, muss der unterworfenen Besitz ziemlich umfangreich gewesen sein, wenn auch zu berücksichtigen ist, dass ein grosser Teil der dem Bistum verliehenen Besitzungen erst erobert werden musste. Der Urkunde zufolge sollte die Diözese Havelberg das Gebiet umfassen, welches im Osten von der Peene, im Westen von der Elbe, im Norden von der Ostsee und im Süden von der Stremme, einem Flüsschen zwischen Pritzerbe und Rathenow, begrenzt wurde. Thatsächlich haben aber die Bischöfe nur die Priegnitz, das Land Ruppin, einige angrenzende Landesteile von Mecklenburg und Pommern und das Gebiet zwischen Elbe, Havel und Stremme unter ihrer Verwaltung gehabt.

In der erwähnten Stiftungsurkunde wird auch der Name Havelberg zum ersten Male erwähnt und zwar als „civitas et castrum Havelberg“. Die deutsche Form des Namens weist darauf hin, dass die Deutschen bereits festen Fuss auf dem Plateau gefasst und den Ort germanisiert hatten. Wann die Eroberung durch die Deutschen vor sich gegangen ist, lässt sich bei dem Mangel an Nachrichten nicht feststellen, aber wahrscheinlich 938 oder 939 durch Gero, darauf deutet die Angabe des Annalisten Saxo hin; für das Jahr 927, wie Berghaus (Landbeh. I, 619) annimmt, liegt kein triftiger Grund vor. Ferner ist es verfehlt, weil keine slawische Form für den Namen Havelberg vorkommt, den Ort als eine aus der Ottonenzeit stammende deutsche Kolonie zu bezeichnen; auf den altgermanischen Ursprung deuten die oben erwähnten Funde hin, auf die slavischen Bewohner gleichfalls verschiedene Fundstücke und der Name Wendenberg, welchen früher der Teil der Stadt, längs der Weinbergstrasse führte und dessen Bewohner sich auch heutzutage noch hauptsächlich mit Fischerei und Schifffahrt beschäftigen. Schliesslich lässt auch der ganze Verlauf der uns bekannten Geschichte

des Bistums klar erkennen, dass Havelberg eine alte slavische Niederlassung gewesen ist.

Das 946 gegründete Bistum Havelberg war, wie auch die andern um jene Periode gegründeten märkischen Bistümer und Stifter, eine Missionsstation im heidnischen Wendenlande. Unter dem Schutze der kleinen Besatzung auf dem Burgberge zogen der Bischof und seine Stiftsgenossen in ihrem Sprengel umher und predigten den unwohnenden Heiden die lautere Lehre von der Herrlichkeit des dreieinigen Gottes. Sicherlich werden sie bei ihrer begeisterten Hingebung für das Werk Christi manche Erfolge errungen und zahlreiche Heiden zu der neuen Lehre bekehrt haben, andererseits aber erregte ihr frommer Glaubenseifer den Grimm der wendischen Priester und Häuptlinge, welche die Bevölkerung gegen die Eindringlinge und Glaubensfeinde aufwiegelten. Mehr als einmal hat deshalb die Missionsstation auf dem Burgberge bei Havelberg den Ansturm der empörten Wenden aushalten müssen, und wenn sie durch die kleine deutsche Besatzung tapfer verteidigt und von Kaiser Otto I. thatkräftig geschützt wurde, beispielsweise 955 durch den Sieg über die Obotriten an der Raxa (in der Nähe von Wittstock), so erlag sie doch einem erneuten Angriff der Wenden bei dem allgemeinen Aufstande im Jahre 983. Die Burg wurde am 29. Juni 983 erobert, die Besatzung niedergemetzelt, das kleine hölzerne Kirchlein in Brand gesteckt und der Ort dem Erdboden gleichgemacht. Am 1. Juli desselben Jahres fiel auch Brandenburg in die Hände der Slaven.

Zwar unterwarf Kaiser Otto III. um 991 die Wenden wieder und eroberte Brandenburg und auch Havelberg zurück, aber seine Bemühungen, das Christentum wieder einzuführen, waren erfolglos, und anderthalb Jahrhunderte hindurch waren die Havelberger Bischöfe von Udo bis Gumpert gezwungen, ausserhalb ihrer Diözese zu residieren, und blieben ohne Macht und Einfluss auf ihre Unterthanen.

Erst unter Albrecht dem Bären gelang es den Bischöfen, wieder festen Fuss im Havelberger Bistum zu fassen. In welchem kirchlichen Zustande sich aber der bischöfliche Sprengel in damaliger Zeit befunden hat, geht aus einem Bericht über die Missionsreise des Bischofs Otto von Bamberg hervor, welcher im Jahre 1128 bei seiner zweiten Bekehrungsreise zu den Pommern auch Havelberg berührte. Er fand die Bewohner der Stadt, deren Mauern mit zahlreichen Fähnchen geschmückt waren, bei einem rauschenden Feste zu Ehren des Kriegsgottes Gerowit, dessen Heiligtum sich ja seit den ältesten Zeiten auf dem Havelberge befunden hatte. Das Christentum war also vollständig ausgerottet worden. Der in Havelberg residierende Häuptling Witikind war zwar dem Namen nach Christ, musste sich aber dem Willen seiner Unterthanen beugen und die Ausübung der heidnischen Feste gestatten.

Bischof Otto von Bamberg versuchte sofort, vom heiligen Eifer erfüllt, die Bekehrung der Wenden anzubahnen, und es gelang ihm auch, sie zur Annahme des Christentums geneigt zu machen, indem er versprach, ihnen einen frommen und duldsamen Geistlichen als Verwalter des Bistums zu senden. Der neuernannte Bischof Anselm, ein glaubenseifriger und energischer Prämonstratenser aus der Schule Erzbischofs Norberts von Magdeburg, wollte indes von Duldsamkeit nichts wissen und veranlasste den Kaiser Lothar, im Jahre 1132 einen Kriegszug gegen die Wenden des nördlichen Landes zu unternehmen. Dieser Zug hatte den gewünschten Erfolg, Havelberg wurde erobert, Witikind vertrieben, seine Unterthanen zum Gehorsam gezwungen und das Bistum wiederhergestellt. Bischof Anselm begann sogleich den Bau einer neuen steinernen Kirche. Diese wurde aber vor ihrer Vollendung, während der Bischof 1136 als kaiserlicher Gesandter in Konstantinopel weilte, von den Söhnen Witikinds, die sich empört und Havelberg erobert hatten, wieder zerstört und der wendische Götze an Stelle des Kreuzes Christi wieder aufgerichtet. Zwar unternahm Albrecht der Bär im folgenden Jahre 1137 einen Rachezug gegen die Slaven und vertrieb die Söhne Witikinds aus Havelberg, seine Fehde mit den sächsischen Fürsten hinderte ihn aber, seine Siege erfolgreich auszunutzen, und erst 1144 konnte Anselm es wagen, dauernd seinen Wohnsitz in Havelberg aufzuschlagen und ein ständiges Domkapitel zu gründen. Der Bau der Kirche und der Stiftsgebäude schritt nun rüstig vorwärts. Bereits 1148 konnte in einer Kapelle der im Bau begriffenen Kathedrale eine bedeutungsvolle Handlung, die Taufe des Pommernfürsten Ratibor vorgenommen werden, 1169 wurde der Bau vollendet und 1170 in Gegenwart Albrechts des Bären und vieler anderer Fürsten und Prälaten vom Erzbischof Wichmann von Magdeburg feierlich eingeweiht. Bischof Anselm, der den Besitzstand seines Bistums nach Kräften gesichert und durch Ansiedlung niederländischer Kolonisten in seinem Sprengel segensreich gewirkt hatte, erlebte die Vollendung seines Werkes nicht mehr. Im Jahre 1154 war er als Erzbischof nach Ravenna berufen worden und hatte bereits 1158 das Zeitliche gesegnet.

Die bischöfliche Stiftskirche, welche die fleissigen Prämonstratensermönche in mehr als zwanzigjähriger Arbeit erbauten, war eine mächtige, dreischiffige Basilika im Rundbogenstil. Die Seitenschiffe, deren Grundmauern zum Teil heute noch stehen, und vermutlich auch das Mittelschiff, waren an der Ostseite gerade geschlossen; die von kreuzförmigen Pfeilern getragene Decke des Hauptschiffes war eine einfache Balkendecke. Der Westturm war aus Hausteinen breit und massig angelegt und hauptsächlich zur Verteidigung bestimmt, ein mit drei kleinen Rundbogenfenstern gezielter Backsteinaufsatz nahm die Glocken auf. Die Westseite hat sich ziemlich unverändert erhalten. Noch heute streckt

sich der breite steinerne Unterbau des Turmes trutzig dem Besucher entgegen und weist mit seinen schmalen Fensteröffnungen auf jene kriegerische Zeiten zurück. Der Kirche entsprechend waren denn auch die im geschlossenen Viereck sich anreihenden Stiftsgebäude im einfachen romanischen Stil erbaut und mit starken Befestigungen umgeben.

Eine derartige Befestigung geistlicher Stifte war in jenen unruhigen Zeiten äusserst notwendig, denn nicht nur die aufständischen Wenden, auch die christlichen Feinde und Gegner des Bischofs und des Markgrafen von Brandenburg bedrohten oftmals den stillen Bischofssitz auf dem Havelberge. Auch in späteren Jahrhunderten muss eine Befestigung der Stiftsgebäude noch notwendig gewesen sein, denn auf dem Merianischen Stich von Havelberg von 1652 finden wir das Gebiet des Domhofes mit starken Mauern und von Wall und Graben umgeben.

Die stattliche Befestigung konnte es jedoch nicht hindern, dass der Dom und wohl auch die Stiftsgebäude im Jahre 1269, wie das Kopiaibuch des Domkapitels von 1748 angiebt, von Feinden zerstört und durch Brand verwüstet wurden. Die Wiederherstellung der Baulichkeiten erfolgte unter Bischof Heinrich II. (1270—90) in den nächsten Jahren und zwar in dem neuen germanischen Baustil: die alte flachgedeckte Basilika wurde in eine altgotische Hallenkirche mit Gewölbedecke verwandelt und dementsprechend auch die anliegenden Baulichkeiten, der Kreuzgang, das Refektorium und der Kapitelsaal in demselben Stile restauriert.

Eine weitere grössere Bauausführung erfolgte unter der Regierung des Bischofs Johann III. (Wöpelitz, 1385—1401), welcher auch die ganze Kirche mit prächtigen Skulpturen ausschmücken liess. Ihm verdankt der Dom die prachtvollen Chorschranken mit dem Lettner, die Wölbung der Seitenschiffe und den Umbau des hohen Chors. Die Mittel zu diesem Verschönerungsbau entnahm der Bischof den Einkünften aus dem heiligen Blute zu Wilsnack, von denen ein Drittel allein für die Bauten des Havelberger Domkapitels bestimmt war. Bischof Johann erlebte die Vollendung des von ihm begonnenen Werkes nicht mehr, er starb 1401 und wurde im hohen Chor bestattet. Ein prächtiger Sarkophag bezeichnet seine Ruhestätte.

Erst 1411 wurde der Umbau des Doms vollendet und von dem Nachfolger Johanns, dem Bischof Otto von Rohr, eingeweiht. Seit jener Zeit ist der Dom trotz vielfacher Verwüstungen, namentlich zu Zeiten des dreissigjährigen Krieges, im Innern und Äussern ziemlich unverändert geblieben, erst in neuerer Zeit wurde er einer gründlichen Renovation unterzogen.

Seit 1144, in welchem Jahre, wie erwähnt wurde, Bischof Anselm ein ständiges Domkapitel gegründet hatte, waren Bischöfe und Domherren ihrer Aufgabe, die heidnischen Wenden zu bekehren, mit uner-

mühdlichen Eifer nachgekommen. War das Werk auch mühselig und beschwerlich und oftmals von Gefahren begleitet, so krönte doch schliesslich ein herrlicher Erfolg die Bestrebungen der Geistlichen und das Bistum Havelberg wurde eine Hochburg des christlichen Glaubens im märkischen Lande. Wie sich der Umfang des bischöflichen Besitzes durch fromme Stiftungen immer mehr erweiterte, so wuchs auch das Ansehen und die Macht des Bischofs und des Kapitels in hohen Masse und die Stimme des Havelberger Bischofs hatte einen gar gewichtigen Klang im Rate der adligen Herren aus der Priegnitz und aus Ruppin. Diese suchten deshalb den Havelberger Bischof stets auf ihre Seite zu ziehen und holten seinen Rat in allen wichtigen Angelegenheiten ein. Keine geistliche Stiftung wurde ohne vorherige Genehmigung des Bischofs ins Werk gesetzt, die Klöster Marienfluss und Heiligengrabe, die Kathedralen zu Wilsnack und Wittstock verdanken zum grössten Teil den Havelberger Bischöfen ihre Entstehung. Der grösste Anteil aus den Einkünften dieser geistlichen Stifter, namentlich aus dem Wunderblut zu Wilsnack, floss natürlich in den Seckel des Bistums und setzte die Bischöfe in den Stand, die herrlichen Bauten, welche wir heute noch mit Bewunderung betrachten, zu errichten, nicht allein den Havelberger Dom auch die Wallfahrtskirche in Wilsnack und die Marienkirche in Wittstock, ferner die Burg daselbst und die Plattenburg bei Wilsnack. Andererseits gestatteten diese ergiebigen Einkünfte den Bischöfen auch eine ausserordentliche Prachtentfaltung und eine umfangreiche Hofhaltung. Wenn der Bischof von Havelberg mit grossen Gefolge über das Land reiste oder Einzug in seine Burg Wittstock hielt, dann strömte das Volk stundenweit herbei, um dem pomphaften Zuge zuzuschauen und dem Prälaten wie seinem Landesherrn zuzujubeln — das Havelberger Bistum bildete eine Macht im Kleinen in der Priegnitz. Es war daher nicht wunderbar, dass bei dem bekannten Streite des ersten Hohenzollern mit den Adligen der Priegnitz sowohl der Kurfürst wie die Quitzows sich bemühten, den mächtigen Kirchenfürsten für sich zu gewinnen, der damalige Bischof Otto von Rohr zog in diesem Falle das Aussichtsvollere dem Ungewissen vor und trat auf die Seite Kurfürst Friedrich I., welchem hierdurch ein mächtiger Rückhalt und Anhang geschaffen wurde, denn auch die andern geistlichen Herren traten, so weit sie es noch nicht gethan, zu ihm über. Auch in der Folge haben sich die Havelberger Bischöfe als treue Bundesgenossen und Ratgeber der Hohenzollern erwiesen, sowohl der durch seinen Streit um das Wilsnacker Wunderblut bekannte Bischof Konrad von Lintdorf als auch der streitbare, von seinen Feinden als „de Köster von der Wilsenack“ bezeichnete Bischof Wedego (Gans Edler zu Puttlitz), der sogar den Kurprinzen Johann 1477 auf seinem Heereszuge gegen den Herzog von Sagan begleitete.

Sämtliche Bischöfe haben ihre Macht und ihre angesehene Stellung benutzt, um den Besitz des Bistums in erheblicher Weise zu mehren, und als nach Einführung der Reformation und Auflösung des Bistums Havelberg ein Teil der bischöflichen Tafelgüter in kurfürstliche Domänen umgewandelt wurde, blieb für das bis 1817 bestehende evangelische Domkapitel noch ein so stattlicher Besitz übrig, dass jeder der Domherren eine ausgiebige Präbende erhalten konnte.

Die Reformation wurde 1545 in der Stadt Havelberg eingeführt, das Domkapitel trat nach langen Streitigkeiten 1561 über. Noch 1535 hatte Kurfürst Joachim II. im Havelberger Dom die Messe gehört und knieend das ihm von Bischof Busso dargereichte Marienbild geküsst, indem er gelobte, die bischöfliche Kirche in ihren Rechten allzeit zu schützen, vier Jahre später trat er bereits zum evangelischen Glauben über und befahl den märkischen Bischöfen und Äbten die neue Kirchenordnung einzuführen. Während der Brandenburger Bischof Matthias von Jagow dieselbe ohne Zögern annahm, weigerten sich die Bischöfe von Lebus und Havelberg beharrlich, dieselbe anzunehmen und gingen deshalb ihrer Würden verlustig. Bischof Busso starb 1548 hochbetagt als getreuer Katholik zu Wittstock. Nach seinem Tode wurde zwar der Sohn des Kurfürsten, der evangelische Markgraf Friedrich, vom Domkapitel zum Bischof gewählt und der evangelische Gottesdienst in der Havelberger Parochie eingeführt, aber das Domkapitel weigerte sich hauptsächlich auf das Betreiben des Domdechanten Peter Conradi beharrlich zur neuen Lehre überzutreten. Erst als nach dem Tode des Markgrafen Friedrich 1552 die Wahl eines katholischen Bischofs verhindert und die Verwaltung der bischöflichen Tafelgüter einem kurfürstlichen Hauptmann übertragen worden war, sah das Domkapitel schliesslich ein, dass fernerer Widerstand vergeblich sei, und trat 1561 zum evangelischen Glauben über. Der grösste Teil des bischöflichen Besitzes wurde 1571 in kurfürstliche Domänen verwandelt und damit dem Havelberger Bistum ein Ende bereitet.

Diese in kurzen Zügen geschilderte Geschichte des Bistums Havelberg ist zugleich eine Geschichte der Stadt Havelberg. Erst seit 1561 bilden der Dom und die Stadt zwei getrennte Gemeinwesen und ihre Geschichte ist infolgedessen meist getrennt zu behandeln. Viel ist indes nicht zu berichten. Der dreissigjährige Krieg brachte, wie auch an anderen Orten, viele Schrecknisse über Havelberg. Kaiserliche, Dänen und Schweden lagerten abwechselnd in der Stadt und brandschatzten sie mit ungeheuren Kontributionen. Am 16. Mai 1626 wurde die Stadt vom Domberge aus von den Dänen vollständig in Brand geschossen. Sie erholte sich von diesem Unglück sobald nicht wieder und ein weiterer grosser Brand 1658 vernichtete, was von alten Gebäuden noch vorhanden gewesen war. Deshalb sind, obwohl Havelberg auf eine beinahe tausend-

jährige Geschichte zurückblickt, nur wenige Spuren seines hohen Alters vorhanden. Die ältesten Zeugen aus früherer Zeit sind der Dom mit seinen zahlreichen Kunstwerken und Grabdenkmälern, die St. Laurentiuskirche aus dem 13. Jahrhundert und die St. Annenkapelle aus dem 15. Jahrhundert, ferner einige alte Giebelhäuser mit Inschriften aus dem 17. Jahrhundert. Aber diese wenigen Zeugen genügen, um uns einen Einblick in das Leben der alten Bewohner von Havelberg, in den Kunstsinne und die Prachtentfaltung der alten Bischöfe und Domherren zu gestatten. —

Nach dem beifällig aufgenommenen Vortrage wies Herr Geh. Rat Friedel auf die Verdienste des Herrn Bürgermeisters Zöllner um die Lokalgeschichte von Havelberg hin und sprach seinen Dank für die Freigebigkeit des Herrn Bürgermeisters aus, welcher jedem Mitgliede der „Brandenburgia“ ein Exemplar des Domgrundrisses nebst Verzeichnis der Kunstwerke und eine synchronistische Tabelle zur Geschichte des Bistums verehrt hatte.

Unter Führung des Herrn Küster Aue nahm die Gesellschaft hierauf die Kunstwerke und Baulichkeiten des Doms in Augenschein. Zuerst wurden die aus dem 14. Jahrhundert stammenden Glasmalereien des nördlichen Seitenschiffs besichtigt. Diese Malereien, welche von dem Königlichem Institut für Glasmalerei in Charlottenburg renoviert worden sind, verteilen sich auf 7 Fenster und enthalten Darstellungen aus der Geschichte des Heilandes von der Darstellung im Tempel bis zur Auferstehung; die Umrahmungen der Bilder und die unteren Felder sind mit architektonischen Gebilden in prächtiger Farbenwirkung ausgefüllt. Im südlichen Seitenschiff befinden sich ferner zwei farbige Fenster, deren Malereien aus alten Überresten von Fenstern des nördlichen Schiffes zusammengesetzt und von dem obengenannten Institut kunstvoll ergänzt sind, sie enthalten Darstellungen aus der Geschichte Johannes des Täufers und aus der Marienlegende. (Diese Fenster waren auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 in der Heilige-Geist-Kirche in Alt-Berlin ausgestellt). Beachtenswert sind ausserdem die vier neuen farbigen Glasfenster des hohen Chors, die von den Familien von Rohr, von Jagow, von Saldern und von der Stadt Havelberg gestiftet wurden und Szenen aus dem Alten und Neuen Testamente (Moses, vom Sinai mit Gesetzstafeln kommend; Elias, im feurigen Wagen gen Himmel fahrend; Taufe und Auferstehung Christi) darstellen; den Fond bilden Teppich- und Grisaillemuster. Das mittelste Chorfenster, welches durch den Hochaltar fast völlig verdeckt wird, soll nach Entfernung desselben gleichfalls eine farbige Darstellung der Kreuzigung Christi erhalten.

Hierauf wurde der hohe Chor und die denselben umgebenden Chorschranken besichtigt. Den vorderen, dem Predigtraum zugekehrten Teil der Chorschranken bildet der mit Skulpturen reich geschmückte Lettner,

welcher, in der Mitte quadratisch vorspringend, ein erhöhtes Lesepult, den Ambon, bildet; unter demselben befindet sich der kleine Altar, der zu den gewöhnlichen Amtshandlungen benutzt wird. Der Ambon wird von zwei Heiligengestalten gestützt und zeigt auf seiner Vorderseite den Heiland als Weltenrichter in Arabeskenumrahmung. In den Zwickeln der beiden durch den Lettner führenden Gitterthore ist einerseits die Verkündigung, andererseits die Krönung der Maria dargestellt. Die Aussen-seiten der erwähnten Schranken, welche den Chor in Süden, Westen und Norden abschliessen, sind mit figurenreichen Skulpturen geschmückt, welche an der Südseite, der Sakristei gegenüber, mit dem Einzuge Jesu in Jerusalem beginnend, Szenen aus der Passionsgeschichte und der Verherrlichung Christi darstellen und mit dem jüngsten Gericht abschliessen. (Über den Inhalt der einzelnen Szenen s. Zöllner, Chronik von Havelberg I, 309 f.) Zwischen den einzelnen Szenen stehen unter Baldachinen Statuen der Apostel, des Heilandes, der Mutter Gottes, der Maria Magdalena und des Bischofs Johann Wöpelitz, des Erbauers der Schranken; Baldachine und Postamente sind stets verschiedenartig verziert. Ueber dem Lettner, etwa in halber Höhe des Kirchenschiffs, erhebt sich auf einem Querbalken ein kolossaler Crucifixus nebst den Gestalten der Maria und des Johannes, ein Bildwerk, das einen erhabenen Eindruck ausübt.

Durch die Gitterthür des Lettner gelangt man in den hohen Chor. Reichgeschnitztes Chorgestühl mit biblischen Figuren, phantastischen Gestalten und vielfach verschlungenen, zierlichen Laubgewinden bezeichnet die Sitze der Domherren zu beiden Seiten des Chors; es stammt nach Adler aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. An der Innenseite des Lettner steht ein zweisitziger Bischofsstuhl aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, ebenfalls mit Schnitzereien verziert, welche auf der südlichen Seite die Anbetung der Schlange durch Moses (wegen der bekannten Strahlen auf dem Kopfe häufig als Teufel erklärt) und Aaron, sowie ein auf einem Schwein reitendes nacktes Weib, Symbol der Sünde und Üppigkeit, auf der nördlichen Seite drei musicierende Engel darstellen. Vor diesem Stuhl befindet sich, von einem eisernen Gitter umgeben, der Sarkophag des Bischofs Johann Wöpelitz, welcher auf seiner marmornen Deckplatte die Gestalt des Prälaten in vollem Ornat zeigt. Zu den Füßen der Figur liegt ein kleiner schlafender Hund oder Löwe, welcher ziemlich verstümmelt ist, so dass das Volk ihn für einen Lindwurm ansah, und diese Auffassung, sowie der Umstand, dass sich am Haupte der Figur des Bischofs im Marmor ein kleines Loch befindet, führten zu der Sage, dass der Prälat durch den Stich eines Lindwurms getötet worden sei. In der Nähe des Sarkophags, mehr nach dem Hochaltare zu, steht der Taufstein in Kelchform, an welchem sich in feiner Meisselung Darstellungen der Empfängnis der Maria, der Geburt, Taufe

und Auferstehung des Heilandes befinden. Das Taufbecken ist unbedeutend.

Zum Hochaltar steigt man auf einigen Stufen hinauf. Dicht hinter denselben sind drei kräftige Steinkandelaber aufgestellt, welche gleichfalls aus der Zeit des Johann Wöpelitz stammen. Während der mittelste in Form eines gotischen Türmchens gebildet ist, stellen die beiden anderen gotische Rundsäulen dar, an welche sich je drei Mönchsgestalten: ein älterer Prämonstratenser, ein Novize und der Küchen- resp. Kellermeister anlehnen; eine tüchtige Arbeit, welche den Humor der mittelalterlichen Steinmetzen veranschaulicht.

Der Hochaltar ist neueren Datums: er wurde laut der in Alexandrinern abgefassten Inschrift (abgedr. b. Becker, Bist. Havelberg, S. 43 ff.) im Jahre 1700 vom Domdechanten Heinrich von Estorff und seiner Gemahlin zum Andenken an ihren verstorbenen Sohn errichtet. Die Mitte des Hochaltars nimmt ein sehr einfaches Gemälde, die Einsetzung des Abendmahls, ein, welches von zwei mächtigen korinthischen Säulen flankiert wird, neben denen sich die lebensgrossen Gestalten des Moses und Johannes Baptista erheben. Die Bekrönung des Altarbildes bildet eine Allegorie der göttlichen Liebe, von Engelsköpfen und Lichtstrahlen umgeben, zu deren Seiten die Figuren, Glaube und Hoffnung, gelagert sind. Der mächtig emporstrebende Hochaltar verdeckt zum grössten Teil die schlanken Chorfenster, welche wie erwähnt, bis auf das mittelste mit neuen, farbenreichen Glasmalereien geschmückt sind.

Ausser dem Hochaltar und dem vor dem Lettner stehenden kleinen Altar sind noch sieben steinerne Nebenaltäre in den Seitenschiffen und den Kapellen der letzteren vorhanden. Diese stammen aus katholischer Zeit, waren einzelnen Heiligen gewidmet und enthalten zum Teil noch die Statuen, mit denen sie geziert waren. So erblickt man auf einem in der nördlichen oberen Zwillingskapelle die drei gut erhaltenen Figuren der Jungfrau Maria, der heiligen Agnes und einer unbekanntenen Heiligen, auf einem andern an der nördlichen Aussenseite der Chorschranken eine Pietas nebst den Gestalten der heiligen Katharina, des Johannes und eines Propheten auf der einen, der heiligen Margaretha, des Laurentius und des St. Petrus mit Tiara und Schlüssel auf der anderen Seite und andere mehr. (Die verschiedenen Bildwerke zählt Zöllner a. a. O. I, 308 f. auf.) In den Seitenschiffen, den Seitenkapellen und im Kreuzgange sind ferner zahllose Grabsteine ehemaliger Bischöfe und Prälaten, sowie edler Herren und Frauen aufgestellt, welche zum Teil früher den Fussboden der Kirche bedeckten und durch die Tritte der Kirchenbesucher vielfach abgeschliffen und unleserlich geworden sind. Sie stammen aus dem 13.—16. Jahrhundert und zeigen die Verstorbenen teils in eingravierten Umrissen, teils in flachem Relief, mit entsprechender Umschrift. Es würde zu weit führen, wollte man nur einen Teil derselben anführen

oder beschreiben, wir müssen uns daher darauf beschränken, nur einige der historisch wichtigsten hervorzuheben und in Bezug auf die übrigen auf andere Beschreibungen verweisen (Zöllner, Chronik I, 294 ff., Becker Bistum Havelberg S. 50 ff., Schwebel, Kulturhistor. Bilder S. 58 ff.)

Hinter dem hohen Chore stehen die Grabsteine der Bischöfe Hermann († 1291) und Johann († 1292), zweier Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Askanien. Der erstere ist mit Fürstenhut, Krummstab und Bibel dargestellt, neben seinem Haupte der brandenburgische Adler und der sächsische Rautenkranz, der andere in ähnlicher Bekleidung ohne Krummstab, da er vor der Consecrierung starb; ausser dem Adler liegt der Stier von Mecklenburg am oberen Ende der Grabplatte. In einer Seitenkapelle lehnt an der Wand der ziemlich abgetretene Leichenstein des Bischofs Wedego von Puttlitz, († 1487), des „Kösters von der Wilsenack“, bekannt durch seine vielfachen Fehden mit Herzog Heinrich von Meklenburg; an anderer Stelle befinden sich noch weitere Steine dieses berühmten Geschlechts der Edlen Gänse von „putlist“, ferner Grabsteine derer von Buch, von Schlabrendorf, von Quitzow, von Beust u. a. — Bischöfe, Dompröbste, Ritter und Frauen. Sehr viele dieser Steine stehen auch an der Wand des Kreuzganges aufgerichtet, welcher sich im Süden der Kathedrale innerhalb der Stiftsgebäude herumzieht. Dieser Kreuzgang zeichnet sich durch eigenartige Gewölbezusammensetzungen, schöne Säulenkapitäl und zierliche Ornamente aus; namentlich das Portal, welches von der Kirche in den östlichen Teil des Kreuzganges führt, ist seiner Verzierungen wegen äusserst interessant. Die Wände des Kreuzganges waren ehemals mit Malereien aus der Geschichte des Stifts geziert, wurden aber, wie auch die Ornamente und Kapitäl, unter der Administration des Kurprinzen Johann Georg mit dicker, weisser Tünche überzogen und dabei sicherlich vollständig vernichtet. Der vom Kreuzgang und der Kathedrale umschlossene Domfriedhof diente in früherer Zeit zum Begräbnisplatz der Domherren und Stiftsbrüder, weshalb er auch den Namen Mönchskirchhof führte und später bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein zur Beisetzung der Beamten des Doms; 1826 fand die letzte Beerdigung daselbst statt. Dieser hoch mit Gras bewachsene Platz bildet in seiner Umrahmung der alten Klostergebäude, der Kathedrale und des traulichen Kreuzganges einen malerischen Anblick, zumal im Schein der Abendsonne, wenn die hohen Fenster des Kirchenschiffs vergoldet erscheinen und einzelne Sonnenstrahlen über das verwiterte Gemäuer und die Säulen des Kreuzganges dahinhuschen. Friedlich muss es sich hier oben ruhen, wo die alten Bischöfe und Ritter ihrer Auferstehung entgegenharren und das Geläut der Domglocken über die Grabhügel dahinklingt.

Die im Viereck erbauten Stiftsgebäude dienen jetzt zumeist weltlichen Zwecken. Das östliche Gebäude enthielt zur Zeit des Bistums

die Kapitelsstube, das Archiv und die Bibliothek, das westliche diente Wirtschaftszwecken und enthielt ausser Vorratskammern Zellen der Stiftsbrüder und einen Gefängnisraum. Das südliche Haus ist auch jetzt noch das interessanteste, da es den sogenannten Paradiessaal, das grosse Refektorium, umschliesst, ein Gemach von 30 Meter Länge, 8 Meter Breite und 4,5 Meter Höhe, welches durch seine kunstvollen Kreuz- und Sterngewölbe ausgezeichnet ist. Die Wände und Gewölbekappen dieses historischen Raumes sind vor kurzem durch ornamentale und figürliche Malereien ausgeschmückt worden und dieser Schmuck erhöht nach seiner Vollendung die Gesamtwirkung des Ganzen in hohem Grade. Der Saal, welcher ehemals als Speise- und Versammlungszimmer der Stiftsbrüder benutzt wurde, wird jetzt als Aula der Schule und zum katholischen Militärgottesdienst verwendet. In einem Schranke an der Westseite befindet sich eine kleine Sammlung von prähistorischen Funden.

Von den Fenstern des Paradiessaales, sowie von der Brüstung des Domberges hat man eine entzückende Fernsicht auf das umliegende Land. Dicht unter uns gucken die roten Dächer der Weinbergstrasse aus dem buschigen Grün hervor, das die Berglehne entlang klettert; vor uns liegt die Stadt auf der von der Havel umflossenen Insel; von Südosten her schlängelt sich die Havel durch die grünlich schimmernden Wiesen in zahllosen Armen dahin und setzt ihren Weg in gerader Richtung nach Norden fort, wo sie zwischen Quitzövel und Werben in der Nähe der alten Wahlstatt Pritzlawa in die Elbe mündet. Die breite Wasserfläche der Elbe ist bei hellem Wetter stellenweise ebenfalls sichtbar: westlich wird sie vom Mühlenholz verdeckt, südlich aber, bei Sandau, dessen umfangreiche Basilika sich kraftvoll vom Horizonte abhebt, schimmert das glitzernde Silberband des Flusses zu uns herüber. Weit hinein ins Land, in die Altmark und Priegnitz, schweift unser Blick, und die alt-historischen Stätten, welche aus verschwommener Ferne herübergrüssen, wecken ebenso viele Erinnerungen aus der tausendjährigen Geschichte Havelbergs und der Mark Brandenburg in uns. Dort im Süden die alte Kaiserburg Tangermünde, daneben der Stendaler Dom, weiter nördlich die Wahlstatt Walsleben, dann Arneburg, Osterburg und Sandau, westlich die Johanniterkomthurei Werben und der Rittersitz Quitzövel, im Norden die gewaltige Kathedrale von Wilsnack, ferner Wittenberge und Perleberg — welche Epochen märkischer Geschichte ziehen beim Ausblick auf diese Orte an unserm Geiste vorüber! Wahrlich, hier oben auf der Höhe des Domberges ist ein sehr geeigneter Ort, um sich in die Vorzeit unseres Heimatlandes zu versenken, über diese Berglehne, über diese Niederung sind so mannigfache Kriegsstürme hinweggebraust, hier oben gewinnt alles wieder Leben und tritt deutlich wahrnehmbar vor unser Inneres.

Die steinerne Domtreppe, die alte „Scharre“, hinab begaben sich die Mitglieder über die Laufbrücke noch der eigentlichen Stadt Havelberg, auf dem Werder in der Havel. Der Stadtteil auf der Anhöhe am rechten Ufer des Flusses wurde erst 1876 dem Gemeindebezirk von Havelberg einverleibt; früher bestanden daselbst sieben selbständige Gemeinden:

1. Die Gemeinde Dom-Havelberg nebst der Domäne Wöplitz,
2. Die Gem. Saldernberg } (jetzt Mittelstrasse),
3. Die Gem. Köperberg } (j. Weinbergstr.),
4. Die Gem. Neuberg } (j. Weinbergstr.),
5. Die Gem. Wendeburg mit Heinottenberg } (j. Weinbergstr.),
6. Die Gem. Schönberg (j. Untere Havelstrasse),
7. Die Gem. Sperlingsberg (j. Obere Havelstrasse).

In der Inselstadt wurde der Stadtkirche, welche dem Heiligen Laurentius geweiht ist, ein Besuch abgestattet. Herr Oberpfarrer Jacob gab hier einen kurzen Überblick über die Geschichte des Gotteshauses und erklärte die Denkmäler derselben.

Die Stadtkirche ist ein stattlicher Backsteinbau aus dem Ende des 13. Jahrhunderts mit dreischiffigem Langhaus und polygon geschlossenem Chor, welcher schon äusserlich durch ein niedrigeres Dach erkennbar ist. Der massive Turm an der Westseite trägt eine welsche Haube und zeigt, neben dem reich gegliederten Portal eingemauert, ein einfaches Memorienkreuz und eine Steintafel von 1459, mit der Kreuzigung, unter welcher der knieende Donator dargestellt ist. Ihre jetzige Gestalt erhielt die Pfarrkirche durch einen um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgten Umbau, bei welchem mehrere Teile der Umfassungsmauern, sowie viele Strebepfeiler und der obere Teil des Turmes erneuert werden mussten. Das Innere wurde 1854 völlig ausgebaut und dabei die gerade Decke in ein Kreuzgewölbe umgewandelt, auch die innere Ausstattung würdig renoviert.

Von den in der Kirche befindlichen Grabsteinen ist der eines im Jahre 1537 verstorbenen Herrn von der Schulenburg, rechts vom Hochaltar, wegen seiner Ausführung bemerkenswert. Er zeigt den bärtigen Ritter in voller Rüstung, die linke Hand auf dem Schwertgriff, neben ihm in langem Gewande seine Ehefrau mit Haube und Halskrause und am Fusse die Kinder des Ehepaares, sieben Knaben und zwei Mädchen, in absteigender Grösse. Ferner an der südlichen Wand der Kirche der in Farben restaurierte Stein des im Jahre 1559 verschiedenen Bürgers Hovemann mit den Gestalten des Ehepaares und seiner vier Kinder, sowie der gut gearbeitete Grabstein des Handelsherrn Jacob Rodatz († 1759) mit sinniger Inschrift. Der Kuriosität halber seien hier einige

Inschriften anderer Grabsteine erwähnt, so der des Joachim Friedrich Pein, auf welchem zu lesen steht:

„Unter diesem Leichenstein
 „Ruh' ich Pein ohn' alle Pein,
 „Und erwarte mit den Meinen
 „Selig für Gott zu erscheinen.“

und der des Herrn Nibbe, welcher die Inschrift trägt:

„Gottesfurcht, Bescheidenheit,
 „Liebe, Treu, Aufrichtigkeit
 „Wollen ihren Sitz auch haben,
 „Wo Herr Nibbe liegt begraben.“

Ausserdem befinden sich im Innern der Kirche und der Turmhalle verschiedene Grabsteine und Bildnisse früherer Pfarrer der Stadtkirche. An das alte Havelberger Patriziergeschlecht der Curdes, welchem mehrere Bürgermeister entstammen, erinnern ebenfalls verschiedene Leichensteine, sowie eine schreinartige Gedächtnistafel, welche ziemlich versteckt an der Wand eines Portales hängt und wegen ihrer Malereien und tiefgefühlten Inschriften Beachtung verdient. Die Tafel ist dem Gedächtnis eines dreijährigen Kindes, welches 1676 starb, geweiht und drückt den Schmerz der Eltern um den Verlust des Sohnes aus. Der Rektor und der Konrektor der Havelberger Schule haben sich bemüht, in lateinischen und deutschen Versen dem Schmerze der Eltern und ihrem eigenen Mitgefühl in wohlthuender Innigkeit Ausdruck zu geben.

Nach Besichtigung der Stadtkirche begab man sich zum Hotel Kronprinz, wo ein Festmahl die Mitglieder der „Brandenburgia“ und die Honoratioren der Stadt vereinigte. Den ersten Trinkspruch auf Seine Majestät den Kaiser, unsern Markgrafen, brachte Herr Geh. Rat Friedel aus, darauf hob Herr Bürgermeister Zöllner die Verdienste der „Brandenburgia“ um die Erforschung und Pflege der Landes- und Altertumskunde hervor. Herr Oberstabsarzt Maass brachte ein Hoch auf die gastfreie Stadt Havelberg aus, Herr Gymnasialdirektor John aus Havelberg feierte die anwesenden Damen.

Nach dem Mittagessen wurde von einigen Teilnehmern die alte Kirche St. Spiritus auf dem Salzmarkt besichtigt. Das kleine Gebäude stammt aus dem 14. Jahrhundert und zeigt sich als einschiffiger Backsteinbau ohne Gewölbe, ehemals mag es jedoch solche besessen haben.

Die Fensterlaibungen des Gebäudes sind sehr fein profiliert und auch das spitzbogig umrahmte Portal zeichnet sich durch seine Laibung aus, welche einen tauartig gewundenen Rundstab und mit Masken und Ranken ornamentierte Thonplatten aufweist. Das Hospital zum Heiligen Geist wurde der Ueberlieferung nach — Urkunden sind nicht vorhanden — auf Veranlassung des Beguinenordens gegründet und die Hospitalitinnen

waren zum Krankendienst verpflichtet. Jetzt hat das Hospital den Zweck, alten, bedürftigen Bürgerwitwen Wohnung und Unterhalt zu gewähren, die Zahl derselben beträgt sechs, ausserdem gewährt die Anstalt noch drei Nebenpräbenden ohne Wohnung.

Die Mehrzahl der Teilnehmer hatte sich inzwischen teils zu Wagen, teils zu Fuss nach dem westlich von der Stadt, idyllisch gelegenen Mühlenholz begeben, wo unter den kräftigen, schattigen Eichen des Schützenhauses der Kaffee eingenommen wurde. Nachdem darauf eine photographische Aufnahme der Gesellschaft seitens des Mitgliedes Herrn Telge stattgefunden, trat man einen Spaziergang durch das Mühlenholz zum nahen Elbdeich an, auf dem man eine Strecke entlang wanderte, um gegenüber dem altmärkischen Dorfe Räbel einen Blick auf die Elbe und die Elbniederung zu werfen. Nach rückwärts bot sich ein interessanter Blick auf die langgestreckte Stadt Havelberg, über welcher der Dom imponierend hervorragte. Vom Elbdeich aus sieht man genau, welche machtgebietende Stellung die Burg und später das Bistum Havelberg eingenommen hat, wie die Besitzer des Havelberges die umliegende Niederung völlig beherrschten und eine Einnahme der hochgelegenen Burg, zumal bei hohem Wasserstande, von der West- und Südseite aus einfach unmöglich war.

Nach einem kleinen Imbiss im Mühlenholz begaben sich die Teilnehmer wieder zur Stadt zurück und durch dieselbe nach dem Bahnhof, von wo aus unter den Hochrufen der Bevölkerung, um 9 Uhr 5 Min. die Rückfahrt nach Berlin erfolgte.

Charlottenburg, im Juni 1897.

Dr. Gustav Albrecht.

Kleinere Mitteilungen.

Tagesmittel der Temperatur zu Berlin. Die Tagesmittel sind von Herrn Hellmann aus den 48jährigen Aufzeichnungen von 1848 bis 1895 berechnet und zeigen die bekannten Unregelmässigkeiten im jährlichen Gang, unter denen acht wegen ihres numerischen Betrages besonders erwähnenswert sind, nämlich die zu kalten Perioden: 9. bis 14. Februar, 11. bis 16. März, 11. bis 19. Juni, 16. bis 21. Juli, und die zu warmen Perioden: 13. bis 16. August, 27. bis 30. September, 23. bis 25. November und 13. bis 17. Dezember. Bemerkenswert ist das Fehlen jeder Einwirkung der bekannten Kälterückfälle im Mai (11. bis 13.), woraus Herr Hellmann schliesst, dass ihre Eintrittszeit viel grösseren Schwankungen ausgesetzt ist, als die Kälterückfälle in der Mitte des Juni zeigen, die den Beginn unserer Sommerregenzzeit bezeichnen — der kälteste Tag ist durchschnittlich der 13. Januar mit

— 2°, der wärmste der 23. Juli mit 20°; die absoluten Extremwerte des Tagesmittels waren einerseits der 22. Januar 1850 (—19,1°) und der 10. Februar 1855 (— 19°), andererseits der 20. Juli 1865 (29,5°). Stellt man die Maxima und Minima der Tagestemperatur nach Dekaden zusammen, so erkennt man gewisse längere Abschnitte des Jahres, in denen ungefähr dieselben Extreme eintreten können. So sieht man, dass z. B. vom letzten Drittel des November bis zum ersten des März nahezu gleich hohe Extreme (9,1° bis 11,5°) erwartet werden können. Von der zweiten Dekade des März bis zur dritten des Mai steigen die Maxima ununterbrochen und stark an, während sie von da bis zur Mitte des Juli wieder annähernd gleich bleiben (25,1° bis 26,8°); von der zweiten Dekade des August ab tritt sodann ein entschiedener Rückgang der Maxima ein. Die niedrigsten Tagesmittel sind in der wärmsten Periode des Jahres, nämlich von der dritten Dekade des Juli bis zur dritten des August, nur geringen Schwankungen unterworfen. Das Stationärbleiben der Extreme ist in beiden Fällen durch trübes, bewölktetes Wetter bedingt, das während der ganzen Winterperiode vom Ende November bis Anfang März ungefähr gleich hohe und im Sommer gleich niedrige Tagesmittel bringen kann.

Bücherbesprechungen.

Die Herkunft des Märkischen Diluvialsandes. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1896. Bd. XLVII. S. 229.

Man hat sich bisher mit der Erklärung begnügt, dass unsere einheimischen Sande nordischen d. h. skandinavischen Ursprungs wären. Herr Keilhack fiel der ausserordentliche Unterschied in der Zusammensetzung des skandinavischen und des einheimischen auf. Während der Sand von Upsala aus $\frac{3}{4}$ und mehr aus Feldspat und anderen Mineralien besteht, enthalten unsere Diluvialsande Quarz in solcher Menge, dass derselbe $\frac{3}{4}$ bis $\frac{3}{10}$ des Ganzen auszumachen pflegt. Die von Herrn Keilhack untersuchten Sande enthalten im Mittel: die schwedischen 31 pCt. Quarz und 69 pCt. andere Mineralien und die einheimischen 80 pCt. Quarz und 20 pCt. andere Mineralien. Man kann fast sagen, die schwedischen seien auf ihrem Wege bis zu uns durch Quarz verdünnt worden.

Da nun der Quarzreichtum schon in Pommern beginnt, so bleibt nur der Schluss übrig, dass das nordische Inlandeis auf seinem Wege von Skandinavien nach Deutschland und Gebiete der heutigen Ostsee gewaltige Ablagerungen von Quarzsanden angetroffen, zerstört und in seine Grundmoräne aufgenommen haben muss.

Die Quarzsande gehören der märkisch-pommerschen Braunkohlenbildung an, so dass man annehmen darf, es habe in jener Zeit eine Festlandverbindung zwischen Schweden im Deutschland bestanden.

Aus diesen Untersuchungen ergibt sich daher der wichtige Schluss, dass weniger als die Hälfte, vielleicht nur ein Drittel des gesamten Diluviums aus Skandinavien selbst stammt, dass vielmehr der grösste Teil in Gegenden aufgenommen worden ist, die uns näher liegen.

Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Altertümer aus dem Kreise Teltow.

Von

Wilibald von Schulenburg.

(Vortrag gehalten in der Brandenburgia-Sitzung am 18. März 1896.)

Bevor ich auf gewisse Altertümer aus dem Kreise Teltow eingehe, werde ich einige Mitteilungen machen über die Gegend, in der sie sich vorgefunden haben und zu einem geringen Teile noch vorfinden.

Wenn man von Zossen aus die Strasse nach Sperenberg verfolgt, so kommt man zuvörderst nach dem Dorfe Mellen an dem grossen See gleichen Namens. In Mellen haben sich, in der Gegend bereits eine Seltenheit, noch mehre altertümliche Gehöfte erhalten. Es wird der Hof durch einen hohen Bretterzaun von der Dorfstrasse abgeschieden. Auf dem Hofe selbst liegt das geräumige Wohnhaus, aus Fachwerk wie früher die meisten Häuser hier, mit einem Strohdach, und in seiner Längsrichtung, also mit der vordern Giebelseite, nach der Dorfstrasse zu. Zwischen Wohnhaus und Zaun liegt der Spieker, ein kleines Gebäude mit Strohdach, zur Aufbewahrung von allerhand Sachen, ebenfalls mit dem Vordergiebel nach der Strasse zu. Der Spieker ist hier im Aussterben. In vielen Dörfern wird man vergeblich nach einem solchen suchen. Doch findet man ihn auch in Niederdeutschland, so an der unteren Elbe. Ebenso im Aussterben, indess noch vorhanden in Mellen, ist die Schur, ein scheunenartiges Gebäude mit hohem Thordurchgang. Dann findet man noch in Mellen, wie allerdings auch in andern Dörfern, die hübschen alten Stallgebäude aus Fachwerk mit vorstehendem Trempel und einem Strohdach. Am Ausgange von Mellen steht eine ungewöhnlich schöne alte Linde von gewaltiger Grösse. Sie sollte beim Bau der Kunststrasse niedergehauen werden und nur der warmen Fürsprache des damaligen Landrats ist ihre Erhaltung zu danken. So erzählt man allgemein. Eine grosse alte Linde steht auch in Kummersdorf bei Sperenberg, vor der Oberförsterei. Daraus kann man sich eine Vorstellung machen, wie einst die Linden das Land in alter Zeit geschmückt haben. Unmittelbar hinter der grossen Linde von Mellen dehnt sich der

See aus. Er wirkt erfrischend wie jede grosse Wasserfläche, aber seine flachen Ufer sind, im grossen ganzen genommen, keineswegs malerisch, dazu fehlt es ihnen zu sehr an älteren Bäumen und Baumgruppen.

Von Mellen kommt man nach Saalow. Im Wiesengrunde rechts von Saalow sieht man noch ein Stück Erlenhochwald, um so mehr zu schätzen, als Erle und Weide jetzt fast geächtet sind, und doch wirken sie landschaftlich so schön bei uns. An demselben Wiesengrunde führt jenseit Saalow ein Weg entlang, der noch mit sehr alten Maulbeerbäumen bestanden ist, wie die Landleute sagen: vom alten Fritz her. Wir verfolgen den Weg nach Gadsdorf. Das Gelände steigt hinter Saalow bei der Mühle an und dehnt sich aus zu einer weiten bergigen Erhebung, die ihre Höhepunkte findet in zwei bekannteren Bergen, dem Domberg und dem (Saalower) Höllenberg. Zwischen beiden führt der Weg durch. Dieses bergige Gelände ist jetzt mit dürrer Kiefernwalde bestanden, früher standen vermutlich auch Eichen hier. Denn die ganze Landschaft westlich war vormals reich an schönen alten Eichen. Sie sind fast alle in den letzten vierzig, fünfzig Jahren niedergehauen worden. Jetzt ist die Gegend in dieser Hinsicht verarmt. Domberg soll die richtige Form sein, doch wird auch Doberg gesagt. Vielleicht kommt das Wort aus dem Deutschen, vielleicht aus dem Wendischen. Dann könnte man denken, hiess Domm einst duby, die Eichen. Im deutschen Volksmunde wurde daraus Duben und, bei dumpfer bequemer Aussprache, Duhm, doch mag es auch anders zusammenhängen. Ich kenne zwei Männer, die noch die wilde Jagd auf dem Domberge gehört haben, wie das Blasen auf einer Kindertrompete, aber nichts gesehen. Auch soll ein gemauerter Gang vom Domberg nach dem Saalower Höllenberg führen.

Der Höllenberg (225 Fuss über Meer) fällt auf der Westseite einige hundert Schritte weit steil ab. Dieser Abfall schimmert im Herbst und im Frühjahr in rötlicher Färbung weithin sichtbar. Es kommt daher, weil er mit Heidekraut bestanden ist und mit Bucksbart, einer Grasart. Dazu gesellt sich als drittes Finkenposch oder Finkenmoch, wie die grauen Moose hier heissen, weil die Finken ihre Nester davon bauen. Posch und Moch, Worte für Moos im Kreise Teltow, gebrauchen manche gleichmässig für einander, andere machen Unterschiede. Mir scheint, als wenn die alten Leute früher das Wort Moos nicht gebraucht haben. Moch ist das slavische und wendische Wort für Moos, davon die Namen Mochwitz und Mochow und die Mochheide, südlich Linow, in der Forst bei Baruth. In dem Kräuterich dieses Abhanges sieht man die wilden Kaninchen laufen; auch ein schwarzes bemerkte ich. Von der Höhe hat man eine hübsche Aussicht und sieht im Herbst bei der Neubestellung die Ackerstücke in allen Schattierungen von Schwarz bis Weiss unter sich liegen. Diesem Höllenberg gegenüber, auf etwa

Luderbusch sich hinzieht, blühen in stiller Pracht die weissen Blüten der Plumpen (*Nymphaea alba*). Früher sollen hier die natürlichen „Wasserlöcher“ reich an Fischen gewesen, seit der Nutheregulierung der Fischbestand geschwunden sein.

Einige hundert Schritte weiter kommt man nach dem Dorfe Gadsdorf, platt gesprochen Goadsörp. Durch Gadsdorf führt die „Chaussee“⁺ von Trebbin nach Sperenberg. Früher hatte das Dorf als Fahrweg nur einen Ein- und Ausgang. Es war rund gebaut und am südlichen Ende, nach Sperenberg zu war nur eine Jazze (Gasse), auf der das Vieh zur Weide getrieben wurde, und die Pferde nach der nahen Nachtbucht. Die Nachtbucht besteht heute aus sieben Gehöften, früher aus einem schönen Hain, von dem noch alle älteren Leute mit einer wahren Begeisterung sprechen. Es waren darin alte Eichen, Rüstern, Elsen und Birken, und viel Unterholz. So werden namentlich genannt Faulbaum, Henderschkene und Malineken. „Das Holz der Eichen war wie Eisen; solch Holz giebt es nicht mehr.“ Es waren Laubgänge ausgetreten und wer nicht bescheid wusste, fand sich nicht wieder heraus. Viele Vögel sangen darin, Nachtigallen, Drosseln, Grasmücken und Staare. Jetzt giebt es keine Nachtigallen mehr in der Gegend, vor acht bis zehn Jahren waren die letzten im Dorf und im Gebüsch an den Sumpfwiesen. Auch habe ich keine einzige Schwarzdrossel bemerkt, doch giebt es viel Drosseln in der Kummersdorfer Forst. Ebensowenig sah ich Staare nisten, wenschon sie in grossen Schwärmen umherzogen. Gelegentlich der „Separation“, nach 1848, wurde die Nachtbucht niedergehauen und heute sind an ihrer Stelle dürre Grasanger, unfruchtbare Wiesen und leichter schlechter staubiger Ackerboden. Aber das ganze weit ausgedehnte Gelände heisst noch heute Vogelgesang im Munde des Volkes und bewahrt im Namen die Erinnerung an die einstige Herrlichkeit.

Auf dieser Seite des Dorfes, 500—600 Schritte lang bietet die Chaussee einen merkwürdigen Anblick. Sie ist auf beiden Seiten bepflanzt mit einem fremdartigen Baum, der seine hässlichen Äste und Zweige wie Gespensterarme in die Luft streckt. Noch Mitte Mai (1895) sah ich die Blätter unentwickelt, während unsre Bäume und Sträucher schon im frischen Maiengrün prangten. Schatten giebt er auch nicht und an den langen Dornen, so klagen die Landleute, verwunden sich die Kinder. Er ist also hässlich, unnütz und schädlich. Wie mir Herr Professor Ascherson freundlichst mitteilte, ist es *Gleditschia Triacanthos*. Als Eingang in ein märkisches Dorf erwartet man Linden, oder andere heimatische Bäume.

Eine halbe Stunde von Gadsdorf liegt das Dorf Lüdersdorf, im Volke gesprochen Lühdsörp. Oben, nördlich vom Dorfe, der Twarchberch (Zwergberg), auch auf der Generalstabskarte verzeichnet; etwa zwischen beiden das Gut Wilhelminenau, neueren Herkommens. Drei-

⁺ ist gewissig Dorfau. Gadsdorf hier nicht liegen

viertel Stunden von Lüdersdorf. gegen Norden, Christinendorf. Zwischen diesen drei Dörfern erhebt sich ein bergiges Gelände. Es muss von Bedeutung gewesen sein im Altertum für die Ansiedlung, auch in Hinsicht auf Schutz und Verteidigung. Als ich in den letzten Jahren zufällig hier war, hörte ich eines Morgens Kanonendonner und als ich dem Schall nachging, sah ich die Höhen südlich von Christinendorf von mehren Regimentern Fussvolk besetzt und Geschütze im lebhaften Feuern. Ein Landmann, der sich zu mir gesellte, — er hatte den ganzen Krieg 1870 und 71 mitgemacht — erklärte mir, diese Stellung sei uneinnehmbar und setzte die Gründe auseinander. Es schien, als sollte er Recht behalten, denn der Feind versuchte den linken Flügel zu umfassen. Ob dieser Angriff als gelungen betrachtet wurde, ist mir unbekannt geblieben. Ich habe früher einmal gehört, 1866 sei die Nuthelinie zur Verteidigung, für Berlin, ins Auge gefasst worden, falls unglückliche Ereignisse eintraten, was in jedem Kriege vorkommen kann. Ob es richtig war, weiss ich nicht. Noch jetzt ist das ganze Berggelände zwischen den drei Dörfern rings von sumpfigen Wiesen umgeben, früher von offenen Morästen und Seen. Über den Rücken der Erhebung zieht sich die „Chaussee“ von Trebbin nach Sperenberg, beschwerlich für das Lastvieh, wegen ihrer Steigungen und Senkungen. Sie folgt dem Laufe der alten Landstrasse, und jedenfalls ging hier auch im Altertum ein Verbindungsweg. Denn vormals legte man die Wege über die Höhen, wie in unserer Zeit durch die Niederungen.

Wenn man beim nördlichen Ausgang von Gadsdorf einen Feldweg verfolgt, so gabelt sich dieser nach einigen hundert Schritt. Der linke Seitenweg heisst Weidemarkweg; der rechte Dahrenweg, weil er durch eine Feldmark führt, genannt die Dahren.

Das Wort Dahren mag deutsch oder wendisch sein. Wendisch heisst dar die Gabe, das Geschenk, darjenje das Geben; ein Dorf in der sächsischen Oberlausitz im deutschen Volksmunde Dahren, im wendischen Darin, das Schmalherleitet vom Eigennamen Dara, der Geber. Es giebt noch ein Landstück hier nach der „Chaussee“ zu, nahe dem jetzigen Kirchhof, das die „kurzen und die langen Bahren“ heisst. Bahren mag auch deutsch oder wendisch sein. Baran heisst wendisch der Widder, und nach Zwahr die Ramme und der grosse Hammer in den Öl- und Eisenhammern. Ein Dorf bei Sorau in der Niederlausitz heisst wendisch Baran und deutsch Bahren. Doch hängt es vielleicht ganz anders zusammen. Landleute sagten mir, dass früher in Lüdersdorf ein Mann lebte, der Bahr hiess und „von den Wenden abstammte“. Noch fand ich ein Landstück, genannt die Gliene. Der Boden ist dort zum Teil lehmig. Glina heisst wendisch Lehm, davon Glienicke u. a. Dies sind die einzigen wendischen Flurnamen, die ich um Gadsdorf herum gefunden habe. Herr Dr. Hammer hat, in seinen Schriften über

die Ortsnamen der Provinz Brandenburg, den Namen Gadsdorf aus dem wendischen gat erklärt. Noch heute heisst in der serbischen Sprache der lausitzer Wenden gat der Teich. Ebenso dürfte man auch das deutsche Wort Gat zur Erklärung herbeiziehen. Trotz aller Nachforschungen sind mir auch keine Altsachen aus wendischer Zeit zu Gesicht gekommen.

Am Weidemarkwege linker Hand liegt zunächst der spitze Berg, ein häufiger Name mit ähnlicher Bedeutung wie Scharfenberg. Jetzt zu einem Teile abgestochen, zeigt er am Wege eine steile weisse Sandwand so recht wie ein „witten“ Berg ins Land hinein. Hinter dem spitzen Berg liegt ein Sumpf, das Kerkluch, hochdeutsch Kirchluch. Beziehungen zur Kirche waren nicht nachweisbar, sind auch nicht wahrscheinlich, da die nächste Kirche in Christinendorf liegt. Eine mehr als siebzigjährige „kluge Frau“ aus Thyrow, Grossmutter Becker, eine Allraune, die neben einem ausgezeichneten Gedächtniss eine vorzügliche Erzählergabe besitzt, wie man sie in jüngeren Kreisen jetzt vergeblich sucht, meinte, das Kerkluch heisse daher, weil die Leute zur Kirche da vorbeigehen, und thatsächlich sind solche Namen so entstanden. Ich glaube aber nachweisen zu können, dass hier der Name Kerkluch viel älter ist und eine ganz andere Bedeutung hat.

Hinter dem Kerkluch liegt ein Kiefernstangenholz, etwa 500 mässige Schritt lang, genannt das Hobrechtsche. Im Beginn desselben sieht man ganz flache sandige Erhebungen, genannt Twerchberje. Vor 50, 60 Jahren noch waren hier Hügel. Darin sah ein alter Mann, als Kind, Töpfe und Scherben und Knochen und „Ziegel“ (wohl rot gebrannte Scherben) und einen „Gang“, der hineinführte, und mit einem Steine bedeckt war. Seine Aussage wurde mir gegenüber von „Gebildeten“ als Schwindel bezeichnet, aber sie hat sich glänzend bewährt. Das Hobrechtsche ist erst, seit angeblich 36 Jahren, bewaldet. Früher wurde es beackert mit Ausnahme der Twerchberje, weil sie zu „berjich“ waren, also wohl lange Zeit hindurch.

Hinter diesem Kieferngehölz liegt der Klappbusch. Busch heissen auch hier Sümpfe und Niederungen, wenn sie mit Laubholz bestanden sind, mag dies jung oder alt sein, im Gegensatz zur Fichtenheide oder Heide, die in der Mark vorzugsweise aus Kiefern besteht. Ich erfuhr, dass der Klappbusch so hiesse, weil früher hier eine Pflanze wuchs, deren Blätter man kiepenweise schnitt und an die Schweine verfütterte, die davon fett wurden; dann dass sie wie Löffel aussahen. Da wurde klar, dass es die Blätter der Schlangenzunge waren, der *Calla palustris*, die auch in Büchern Schweinekraut heisst und nur vereinzelt noch im Klappbusch wächst, weil er nicht mehr so wasserreich ist wie vordem. Dagegen sah ich die Klappe in grosser Menge, in Beeten, von 15—20 Fuss Länge, in offenen Sumpflöchern der Kummersdorfer Forst.

Hinter dem Klappbusch, nach Norden zu, steigt das Gelände bergig an und heisst Weidemark.

Westlich vom Klappbusch liegt, ebenfalls schon auf bergiger Erhebung, ein Kieferngehölz, auch genannt das Hobrechtsche und zu dem erstgenannten gehörig. Ich werde weiterhin das Land zwischen Kerkluch und Klappbusch „Hobrechtsche I“, und das westlich vom Klappbusch gelegene „Hobrechtsche II“ nennen.

In der Nähe beider liegt ein runder Sumpf, Springluch, vereinzelter Sprintluch, genannt. Spring heisst Quelle, die hier sein sollen. Sprint heisst auch ein ausgetrockneter Teich an der Mühle beim Dorfe Wittstock. In der Altmark, fand ich, machte man einen Unterschied zwischen Spring und hamelflötigen Stellen. Spring bezeichnet dort eine Quelle, die sichtbar aus der Erde vorquillt, hamelflötige Stellen sind feuchte, nasse Stellen im Acker oder Gelände, weil eine Quelle unter der Erde ist.

Auf der rechten Seite des Weidemarkweges hebe ich hervor die Sandkute (Sandgrube) von Bauer Weber, die Äcker von Bauer Weber und das wüste sandige Landstück Steenstückn (Steinstücken), so genannt, weil viele Steine hier waren, jetzt zum Teil mit Kiefernpflanzen besetzt; früher, etwa noch vor 50—60 Jahren, beackert, seitdem als Acker aufgegeben. Hinter Steinstücken liegt eine Wiese, die früher durch eine schmale Niederung mit dem Klappbusch verbunden war.

Hinter derselben liegt der Hörzeberg oder Herzeberg. Wie ich das erste Mal den Namen hörte, dachte ich unwillkürlich an den Hörselberg und die schöne Frau Holla. Hörze, Herze heisst hier bei den Landleuten die Hirse. Dieses z hörte ich auch in mehreren andern Worten, so mehrmals von alten Leuten Mi^ze, statt des üblichen Mi^se. Eine Mi^se heissen die doppelbördigen Grasraine zwischen Äckern. Oft zieht sich in der Mitte der Mi^se ein Graben hin, sei es ein trockner oder nasser. Für Mi^se hörte ich vereinzelt auch Schönung, nicht von schön, sondern für Schonung. Küzel heisst hier ganz allgemein der Wockenstock, unzweifelhaft von dem wendischen Worte kužel (= Rocken). Es hat sich sogar im deutschen Volksmunde ein Zeitwort küzeln davon gebildet. Wenn ich, um die Bedeutung festzustellen, alte Frauen oder junge Mädchen darnach fragte, so ging immer ein stillvergnühtes Lächeln über die Gesichter. Es war nämlich früher Brauch und ist es noch jetzt, wenn „die Jungen“ (d. h. junge Männer) abends in die Spinnstube treten, dass sie den Wocken vom Wockenstock abziehen. Die Spinnerin muss ihn dann mit einem Kuss wieder einlösen, das heisst küzeln. Ebenso heissen frei stehende junge Kiefern, die sich deshalb nach allen Seiten üppig entwickeln und anderwärts Kuseln (kurzes u und weiches s) oder Kuscheln genannt werden, hier auch Kuzeln. In Berlin hört man, allerdings nur im gröberen Volkston, aber das giebt ihm im vorliegenden

Falle Wert, du-zig (kurzes u) für dumm, und ebenso Nu-ze (kurzes u) für Nase. Frauen in Berlin hörte ich kleine Kinder mit dem beständig wiederholten „bu-ze, bu-ze“ einwiegen. Es wird deshalb das z, das hier im deutschen Volksmunde auftritt, zum Teil wenigstens, aus dem Slavischen herkommen. Beiläufig bemerkt, spricht man hier auch neuschierich statt neugierig, wie ich, früher, in Hinterpommern im Rügenwalder Bezirk abwechselnd Jarmund und Żarmund hörte u. d. m. Wenigstens ein älterer märkischer Schriftsteller schrieb Hirsche. Herr Geheimrat Friedel hat seiner gedacht im Anschluss an den Vortrag des Herrn Professor Ascherson über die Bluthirse in der Mark. Ich vermute, dass die Leute früher, wenigstens hier und da, Hirze sprachen, und nicht Hirsche. Wenn es nicht geschrieben wurde, mag es daran liegen, dass man, wie früher überhaupt, das Volkstümliche besonderer Beachtung nicht für wert hielt, oder den Unterschied zwischen sch und z nicht heraushörte, oder aber weil man kein entsprechendes Buchstabenzeichen hatte. Für wissenschaftliche Zeitschriften bei uns ist die Einführung des Buchstaben z durchaus notwendig. Er ist schon seit langer Zeit üblich in der wendischen Bauernschrift der Lausitz. Es ist doch zu umständlich, jedesmal auf die Aussprache des j im Französischen hinzuweisen. In seiner Abhandlung über die Mundart des Kreises Guben*) verzeichnet Herr Dr. Kupka Hirsche für Hirse. Auf Anfrage teilte mir Herr Gander mit, dass sowohl in Guben selbst, in der Crossener Vorstadt wie in der Werdervorstadt, und auch nördlich von Guben, z. B. in Coschen, Hirze gesprochen wird.

Ein jetzt 85 Jahre alter Greis, Grossvater Schulze, noch vor kurzem eine lebende „Chronik“ dieser Gegend, dessen Erinnerungen leider nicht niedergeschrieben wurden, sagte mir vor einigen Jahren, dass der Hirseberg früher zum Lehnschulzengute in Gadsdorf gehörte und die Nutzniesser jährlich einen Scheffel Hirse dafür geben mussten, wie heute „Rente“. Im vorigen Jahr war sein Gedächtnis bereits erloschen und er wusste nichts mehr davon. Thatsache ist, dass der Hirseberg früher beackert wurde an den Seiten, nur die Höhe war bewaldet, und man Hirse und Buchweizengrütze dort baute. Jetzt habe ich Hirse und Buchweizengrütze hier nirgends mehr gesehen; Buchweizen nur noch als Grünfutter im Herbst für das Vieh.

Hinter dem Hirseberg dehnt sich eine weite Sumpfwiese aus, die auf drei Seiten den Höllenberg umfasst. Sie hat in ihren verschiedenen Teilen verschiedene Namen. Meist wird sie schlechtweg unter einem ihrer Teilnamen „die Fulsei, die faule See“, auch Fäulensee vereinzelt, genannt. Sie liegt 124 Fuss über Meer. Ein Blick auf diesen Wiesengrund lehrt, dass hier einst ein langgedehnter See war, auch zeigt es

*) Niederlausitzer Mitteilungen. III. 371.

der Name an. Faule See, oder ähnlich, heissen öfter zuwachsende Wasserflächen. Faul heisst dieses Gelände, weil es keinen festen Grund hat und der Boden schwankt.

Jener Grossvater Schulze stiess vor langen Jahrzehnten in der faulen See, die früher nasser war, mit dem Fuss gegen einen harten Gegenstand. Es war die Spitze von einem Kahn, der im Sumpfe lag.

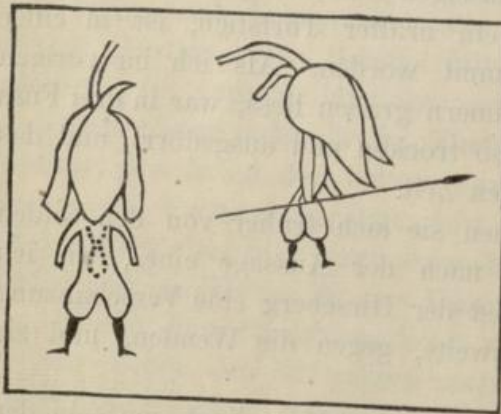
Im weiteren Umfange ist der Höllenberg, auch heute noch auf der vierten Seite gegen Norden, von Sumpfwiesen umgeben. Es muss in der Vorzeit ein sehr stattlicher Berg gewesen sein. Noch jetzt fällt er auf zwei Seiten, gegen Süden und Westen, ziemlich steil ab. Tiefe Schluchten sind hier durch Regengüsse eingerissen. In unserer Zeit verliert der Berg sehr an Masse, auch verflacht er mehr. Es hat dies wunderbarer Weise einen rein landwirtschaftlichen Grund. Aus verschiedenen Ursachen wird in den Bauernheiden viel Mull oder Müll geharkt, das heisst Streu, nämlich Nadeln und was sonst noch von den Kiefern abfällt. Deshalb fehlt dem Erdboden die fruchtbare Narbe, von Moos ist überhaupt nichts mehr zu sehen. Er ist so glatt wie ein Tanzsaal, hier wie in den sonstigen Bauernheiden. Alles fruchtbare Erdreich wird fortgeschwemmt. Nach andauernden Regen zeigt der Berg, wie andere Höhen, fast eine ähnliche Erscheinung wie, bei ruhiger See, der flache Grund des Meeres und unserer Landseen, wo man im Sande einen vollständigen Abdruck von dem Netzwerk der Wellenbewegung sehen kann, nur dass hier, so zu sagen, die Wellenkämme aus dem Antrieb der fruchtbaren Bodennarbe bestehen. Infolge davon wird das Holz immer schlechter. Das Holz aus den Bauernheiden hat viel weniger Holz- und Geldwert als das aus der benachbarten königlichen Kummersdorfer Forst. Das ist die Folge des übermässigen Streuharkens. Ein Wasserloch am Fusse des Höllenberges, ein uralter Torfstich, ist in einer Gewitternacht mit Sand zugeschwemmt worden. Als ich im vorigen Sommer auf dem Berge nach Altertümern graben liess, war in drei Fuss Tiefe der Boden noch wie Asche, so trocken und ausgedörrt, und das war in der ersten Hälfte der trocknen Zeit.

Nach vereinzelter Aussage haben sie sich früher von den beiden Höllenbergen aus beschossen, und nach der Aussage eines, wie ich hinzufüge, belesenen Landmannes, „ist der Hirseberg eine Verschanzung gewesen, und der Höllenberg die zweite, gegen die Wenden, und sie haben gekämpft.“

Hier am Höllenberge, der 206 Fuss über Meer liegt, muss in der Vorzeit die Landschaft wunderbar schön gewesen sein. Denn Erhebungen springen hier und da vor und schnitten ein in die Wasserfläche. Früher war hier mehr Laubholz; uralte Eichen zeigten ihre breitgewölbten Kronen. Diese und die Berge spiegelten sich in der klaren Wasserfläche der Seen mit ihren geschwungenen Umrisslinien.

Viele Vögel sangen in den Bäumen und Büschen, die schmalen Kähne der Bewohner eilten über das Wasser und Fischer fingen mit leichter Mühe die Fische am Schilfgelege oder im Röhricht. Jetzt ist das alles verschwunden, die Landschaft verödet und verarmt. Nur wenn im Herbst die Abendsonne mit ihrem milden Glanz die Wipfel der Kiefern auf dem Berge erleuchtet, während unten die Wiesen schon im kühlen Schatten liegen, dann gewinnt auch diese Landschaft noch einen Reiz. Bedenkt man, wie reich die Mark an solchen Gegenden ist, so kann man sich mit voller Sicherheit vorstellen, wie reich sie einst an Naturschönheiten, an anmutigen, lieblichen, aber auch grossartigen Bildern war. Von „Sandbüchse“ keine Spur. Es liegt in der Hand der Menschen, das wieder aus ihr zu machen. Das Laubholz ist gänzlich im Schwinden, und mit ihm das Wasser und die Fruchtbarkeit. Nur am Saam der Sumpfwiesen sieht man noch Eichen, Elsen, Rüstern, Hainbuchen, Birken und Espen, und von Büschen Werft und Weiden, Faulbaum, Älen, Schneeball, Spillbaum, Hendrischken, Haselnüsse und Brombeeren. Je mehr man die Büsche von Jahr zu Jahr niederhaut, desto mehr schwinden die Singvögel. Darin finden sie Schutz vor ihren Feinden und können nisten. Dazu kommt, mit den Schnellfeuerwaffen, die Vertilgung unsrer deutschen Sänger in Italien und Südtirol. Sind sie ausgerottet, wird der Schaden nicht ausbleiben. In den sumpfigen Wiesen am Höllenberg waren immer Schildkröten; noch im letzten Sommer wurde eine gefangen, ebenso vormals eine im pflanzenreichen Pule des Dorfes bemerkt.

Das Gras dieser Sumpfwiesen taugt nicht viel, dagegen wird im Frühjahr das Auge vielfach durch die Pracht der Kuckuksblumen erfreut. Die alten Leute wussten noch, dass bei einer Art an der Wurzel eine



weisse Hand ist und eine schwarze. Die weisse Hand ist grösser, das ist die Gotteshand, und die schwarze, das ist die Deibelshand. Diese Wurzel wurde früher zu mancherlei gebraucht. Der Liebhaber hat hier Gelegenheit, sich einen kleinen weissen und schwarzen Gott aus der Wurzel zu schnitzen, den beliebten bely bog und den cerny bog, den weissen und den schwarzen Gott der Wenden. Auch bemerkt

man vielfach die prächtige *Orchis militaris*, die jedem Blumentisch zur Zierde gereichen würde, in Büchern Helmert genannt, weil die einzelne Blüte einem grossen Helme gleicht, unter dem man den ganzen Kriegsmann sieht, mit seinem Rumpf und den beiden Armen und Beinen, wenn man will auch noch Knöpfe und Zierrat auf dem Wamms. Ich

habe nebenbei eine solche Blüte, einen solchen kleinen Helmerding, etwas vergrössert nach der Natur gezeichnet, und unten noch Füsse hinzugefügt. Man ersieht daraus, wie das Volk, auch ohne grossen Aufwand von Einbildungskraft, manche Erscheinungen der Pflanzenwelt lebensvoll gestalten kann. Es wäre wünschenswert, wenn einmal ein Pflanzenkenner, mit volkstümlichem Sinne begabt, die „mythologischen“ Beziehungen unserer Pflanzenwelt nach dieser Richtung hin klarlegte. Es würde das eine wertvolle Ergänzung des mythologischen Wissens bilden, denn bisher waren unsere Mythologen wohl nicht pflanzenkundig.

Auf Wiesen nördlich vom Höllenberg, und südlich von Gadsdorf an der Strasse nach der Forst zu, bemerkt man mehrfach Hexenringe; unbeachtet und ohne Namen hier im Volke. Doch hatte der grösste nur 11 Schritt Durchmesser, während ich in Oberbayern an einer Leite einen „Hexentanz“ sah von 35 Schritt Durchmesser und einem Alter von mindestens 30—40 Jahren. Auf den Wiesen hatte ich auch mannigfaltige Gelegenheit, mich im eignen Heiligenschein zu sehen. Bekanntlich, wenn man im Herbst morgens früh bei niedrigem Stand der Sonne vor ihr steht und der Schatten auf thaunasses Gras fällt, bildet sich um den Kopf ein lichter Schein, zurückgeführt auf die Strahlenbrechung in den Thautropfen des Grases. Ohne auf die Tierwelt einzugehen, bemerke ich nur, dass in dieser Gegend zwei seltener gesehene Vögel vorkommen, die Trappe und der schwarze Storch.

* Es hatten sich hier noch allerhand bemerkenswerte Sitten, Gebräuche, Anschauungen und sonstige Überlieferungen erhalten, weil die Ortschaften, bisher mehr abgelegen vom Grosstadtverkehr und den Eisenbahnen, in der bisherigen Einfachheit und dem früheren schlichten Wesen verblieben. Doch vollzieht sich ein vollständiger Wandel in unseren Tagen. Mancherlei von Grossschulzendorf habe ich bereits in meinem „Wendischen Volkstum“ gebracht. Nur das hebe ich hervor, dass sich das Plattdeutsch der ganz alten Leute, nach meinem Gehör wenigstens, in der Klangfarbe bemerkenswert abhebt von der Sprache der jüngeren Leute. So hörte ich bei greisen Leuten für hochdeutsch „kommen“ nicht nur „köamen“, sondern fast „kwamen“, wie im Holländischen. Noch will ich bemerken, dass hier in gebildeteren Kreisen die Volksforschung vielfach, trotz ihrer heimatlichen Bedeutung, nur geringer Achtung sich erfreut. Meine Nachforschungen galten in diesen Kreisen als oberflächliche Spielerei. Alte Leute, die noch Sagen wissen, werden einfach als „Lügner“ und „alte Schwindler“ bezeichnet. Also so ungebildet ist man in gebildeten Kreisen noch in dieser Hinsicht, dass man alte, von der Wissenschaft hochgeschätzte Überlieferungen, die zum Teil zurückgehen in das graue Altertum unseres Volkes, zum Teil in die ältesten Zeiten der Menschheit überhaupt, als Lügen einzelner Leute

brandmarkt und schlecht macht, so dass sich schon niemand mehr damit hervortraut.

Ich gehe nun zu den Altertümern selbst über.

1. Oben auf dem Gadsdorfer Höllenberg fand ich die letzten Spuren von einem alten germanischen Rundwall, alten Männern bekannt unter dem Namen „alte Schanze“, angeblich aus dem Schwedenkriege, länglich-rund, lang etwa 140—150 mässige Schritt, breit 110—120 und in der Mittellinie des ehemaligen Walles 480—490. Der Wall ist ganz verwaschen, der Rundwall selbst nach innen zu flach schüsselförmig. Ich habe im Jahre 1894 mehrmals hier nachgraben lassen. Es fanden sich an drei, vier Stellen im Innenraum germanische Scherben, alles ganz kleine Bruchstücke nur; einmal an einer Stelle im Wall ein Scherben; ausserhalb des Walles an einer Stelle Scherben und kleine Knochenstücke von Leichenbrand. Die anwesenden Landleute meinten, dass die Erde zur Aufschüttung unten von einer ebeneren Stelle des westlichen Abhanges des Höllenberges entnommen sei.

2. Der Hirseberg, 20—30 Fuss etwa hoch, und lang etwa 200 kleine Schritt, ist getrennt nach Westen hin durch eine 15 Schritt breite Mulde von einer anderen bergigen Erhebung. Vielleicht war hier einst ein Graben, doch ist das nur Vermutung. In seiner Lage erscheint er fast wie ein Vorwerk zum Höllenberg. Vor Jahrzehnten wurden hier Steine herausgenommen und zum Chausseebau verkauft; dabei kamen Gräber zum Vorschein. Ich habe wiederholentlich mir berichten lassen über dieselben von Landleuten, die damals als Gräber beim Steinesuchen thätig waren. Nach ihren Aussagen ergibt sich folgendes. Es waren hier etwa 12—15 vorgeschichtliche Gräber vorhanden, die sie für Wohnungen der Zwerge hielten und als solche erklärten. Sie sagten: „Sie waren wie Backofen, später ist das Dach eingebrochen und Sand darüber geweht.“ Auf dem Lande bestehen die „Backen“, wenigstens wenn sie so zu sagen vorschriftsmässig sind, aus dem runden Lehm- oder Steinmantel und zwei kurzen Mauern vor dem Ofenloch, den „Windkehrern“, die verhindern sollen, dass Funken und Feuer nicht so ausfliegen. Das ist das Bild, das bei dem genannten Vergleiche den Leuten immer vorschwebt. Dass Tote hier beerdigt, davon wussten sie nichts, auch jetzt nicht. Jedes Grab bestand aus einer kreisrunden Mauer, aus grossen Feldsteinen gelegt, etwa 2—2½ Fuss hoch und ebenso breit. Dieselbe hatte eine Öffnung, einen Ausgang; wie ich feststellen konnte, nach Westen. Von diesem Ausgang führte ein Gang nach aussen, etwa 10 Fuss lang und 3 Fuss breit, auf jeder Seite mit einer Mauer eingefasst. Vertiefungen in der Erde wurden mir noch als die „Rinnen von diesem Gang“ gezeigt. In der Mitte der runden Mauer war eine Fläche von Steinen. Manchmal lag auch noch so ein Stein darauf, „der von der Mauer darauf gefallen war“. In der Mitte fanden sich „Töpfe,

Scherben, Knochen, Gehirn (d. h. Schädel), alles von der Erde eingedrückt; es heisst auch: „in der Mitte ein Topf mit kleinen Knochen“. — Auch soll einmal ein Ring von Messing sich dabei gefunden haben (?) — Mehrmals fanden sich kleine „Pfeifen von Thon“, eine Spanne lang (etwa 17—18 cm); auch „Asche“ von Brandherden. Es sollen mehr als 100 (?) Schachtruten Steine ausgegraben sein. Ein „Naturforscher“ war zugegen. Soweit die Aussagen. Alle diese Gräber sind bei dem Steinegraben zerstört worden. Ich habe bei wiederholentlichem Nachsuchen noch germanische Scherben gefunden, meist rötlich gebrannt, zum Teil von grossen Gefässen. Es zeigen diese Gräber denselben Grundriss wie die Steinkammergräber in Dänemark und Schleswig-Holstein. Ich hatte schon in meinem Vortrag über die Lutschen der Niederlausitz hingewiesen darauf, dass auch im Spreewald, wenigstens in einem Dorfe Boblitz daselbst, die Lutschen (Zwerge) solche Löcherchen (d. h. Wohnungen, hier Gräber) hatten, „wie Backöfen in die Erde hinein“. Sicherlich darf man einen Zusammenhang zwischen solchen Gräbern annehmen.

Die Angabe von den Pfeifen könnte wunderlich erscheinen. Ich bemerke aber, dass ich auf dem vorgeschichtlichen Friedhof zu Müschen (1878?) ebenfalls zwei Thongeräte*) fand, aussehend wie grosse Tabakspfeifen, an einem Hauptgrabe, deren Zweck bis jetzt noch nicht mit Sicherheit erklärt ist. Sie wurden von mir der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde übergeben. Der Pfeifen wegen erwähne ich, dass sich in jenem Grabe zu Müschen, und zwar neben die grosse Toturne gelegt, ein runder Gegenstand von Sandstein vorfand, so frisch und neu, wie ich ihn aus der Erde nahm, als wäre er eben aus einer Werkstatt gekommen.

3. Das Landstück Steinstücken war noch in den letzten Jahren auf der vordern Hälfte vielfach mit Scherben von germanischen Gefässen bedeckt. In der nördlichen Ecke lag ein grosser Steinhaufen. Diese Steine hatten in der Erde gelegen und waren ausgegraben worden. Sie stammten von dem Grabe einer, sicherlich hervorragenden, Persönlichkeit, denn ich fand unten an einem der ziemlich grossen Steine noch die Reste von einer Toturne und von Leichenbrand mit dem grauen Sande einer hiesigen tieferen nassen Bodenschicht festgeklebt, „angebacken“. Im vorigen Jahre wurde eine „Chaussee“ von Trebbin aus über Lüdersdorf gebaut. Dazu, zum Verkauf, sollten wieder Steine auf Steinstücken ausgegraben werden. Mittels eines eisernen Suchers konnten wir, ich und der Sohn des Besitzers, einen grossen Steinkreis in der Erde feststellen. Mein Vorschlag, ihn gleich freizulegen, wurde wegen dringender Feldarbeiten abgelehnt. Ich musste dann wieder auf einige Tage nach Berlin, wo sich mein Aufenthalt verzögerte. Vorher aber

*) Abgebildet in der Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen. 1879. XI. 442.

hatte ich mir das bestimmte Versprechen geben lassen, dass vor meiner Rückkehr der Steinkreis auf keinen Fall ausgegraben würde. Als ich wiederkam, waren die Steine ausgegraben und der Steinkreis zerstört. Es war Regenwetter inzwischen gewesen und da hatte man diese Arbeit vorgenommen. Ich habe alsdann wiederholentlich an dieser Stelle nachgraben lassen. Aus alledem, was ich selbst noch sah, ergab sich folgendes.

Der Steinkreis lag in der Erde, ziemlich hoch von Flugsand bedeckt. Er bestand aus einer länglich runden Mauer, von Osten nach Westen im Durchmesser (soweit festzustellen war) 13 m, von Norden nach Süden 10,5 m. Das Gemäuer war $2\frac{1}{2}$ —3 Fuss hoch und ebenso breit, sehr sorgfältig und glatt gelegt aus grossen Feldsteinen, von denen viele 3—4 Fuss und länger waren, die meisten so gross, „dass nur zwei, drei Mann sie heben konnten“. Sie mussten meist in der Erde mit dem eisernen Hammer zerschlagen werden, um sie herauszubekommen. Die Lücken zwischen den grossen Steinen waren mit kleinen ausgefüllt. Mir wurde gesagt, dass 6 Fuhren Steine, zu zwei Pferden die Fuhre, hier herausgekommen sind. Der Kreis hatte zwei Ausgänge, scheinbar etwa 4 Fuss breit, zwischen beiden ein Stück Steinmauer etwa 5—6 Fuss lang. Beide Ausgänge lagen nach Westen, der sinkenden Sonne zu, der eine nach meiner Bestimmung in der Mittellinie nach S. W., der andere gegen Nordwest. Wie ich, es war wohl am Tage Allerseelen (2. Nov.), im Steinkreis stand und die Sonne schon sehr niedrig war, sah ich sie von meinem Standpunkt aus genau in einer Linie mit der Mitte des südwestlichen Ausganges. Die Erscheinung war so auffällig, dass ich meinen ländlichen Begleiter darauf aufmerksam machte und auch dieser sein Staunen kundgab. In der Mitte, etwa 4 Fuss tief, fand ich Knochen, Scherben und ein Stück von einem kleinen flachen Gefäss. Es war also ein Grab in der Mitte. Ebenso lagen 47, meist faust- bis kopfgrosse Steine, nur 4—5 waren grösser, auf dem Quellboden, aber nicht als Pflaster. Weshalb? lautet hier die Frage. Ein zweites Grab fand ich ausserhalb, 2 Fuss westlich vom Kreise, in einer Tiefe von 4 Fuss. Es war die Füllung von einer grossen Toturne, bestehend aus Knochenasche und sehr hart gewordenen grösseren Knochenstücken von Leichenbrand. Die „Urne“ war nicht mehr vorhanden. Es fanden sich nur wenige Scherben, und zwar von verschiedenen Gefässen, neben dem Leichenbrand, also war das Gefäss vergangen. Diese Überreste von den beiden Gräbern fanden sich schon im nassen schweren grauen „Seegrund“ oder „Seeboden“, wie ihn mein Gefährte nannte. Nun kann man überall erkennen, dass die Alten die Verstorbenen nicht im nassen Boden, im Grundwasser, beigesetzt haben. Es sollten eben die irdischen Überreste der Toten möglichst lange erhalten bleiben. Die Seele weilt auch bei der Ruhestatt des Toten. Wenn jetzt die Gräber im Nassen lagen, so folgere ich, dass der Wasserstand hier ein anderer ist als vor

2000—2400 Jahren, entweder weil der Grundwasserstand damals ein niedriger war, oder aber, weil eine Senkung des Geländes inzwischen stattfand. Auch sonst findet man in der Mark deutliche Beweise, dass in der Vorzeit einmal jetzige nasse Gründe trocken waren. Noch bemerke ich, dass ich Wurzel- und Stammstücke, vermutlich von jungen Kiefern, in einer Tiefe von 4 Fuss und mehr vorfand.

Als ich zuerst die Durchmesser des Steinkreises, abschreitend mit kleinen Schritten, mass, ergaben sich für den längeren 20 Schritte, insoweit überhaupt diese Messung möglich war nach den Rändern des Grabens, der entstanden bei Herausnahme der Steine. Diese Zahl 20, also auch 21, fiel mir auf, weil darin die heilige 7 enthalten ist. Als ich später Beckmann nachschlug, ersah ich, dass ihm ebenfalls die Zahl 7 bei alten Steinkreisen aufgefallen ist. So fand er, dass von vier Steinkreisen auf einem Felde bei Arendorf unweit Frankfurt die Länge bei jedem „sich etwa auf 21, die Breite auf 14 Fuss“ belief, und lässt dahingestellt, „ob man dadurch die 7 Planeten oder Tage in der Woche oder sonst etwas habe wollen vorstellen“.

Ich halte es für zweifellos, dass das Grab inmitten des grossartig angelegten Steinkreises ein Fürstengrab gewesen ist. Entsprechend den Verhältnissen im Altertum ist es auch nicht bloss ein Grab, sondern ebenso ein Heiligtum gewesen. Die Ahnen standen in hoher Verehrung, sie waren die guten Geister des Hauses und der Familie. Noch heute finden wir den Ahnendienst bei vielen Völkern*). Wir müssen uns vorstellen: in der Mitte lag der Grabhügel mit den Gebeinen des hohen Verblichenen. Rings um ihn herum war ein breiter Gang und diesen umschloss die niedrige Steinmauer. Die runde Form der Mauer wird auch ihren guten Grund gehabt haben. Sie umfasste geweihten Boden, böse Einflüsse blieben aussen gebannt. Im Schutze der christlichen Kirchen, geweiht durch ihr Heiligtum, wurden Gräber und Kirchhöfe angelegt. Der heilige Kreis ist gewiss zuerst der Sonne und vielleicht dem Mond entlehnt. Beider Hof führt ausserdem dem Menschen den Kreis vor Augen. Erhalten, mit seiner bedeutenden Bannkraft und seiner schützenden Abwehr ist noch der Zauberkreis unserer Sagen. Die Angehörigen knieten nieder am Grabe, beteten und brachten Opfer dar. Als ich in der Mitte vom nordwestlichen Ausgang des Steinkreises

*) M. von Brandt berichtet „vom chinesischen Hofe“ (in der Unterhaltungsbeilage der Deutschen Warte, 21. Sept. 1894): „Für einen der Neujahrstage lautete das Programm: Um 4 Uhr morgens begibt sich Seine Majestät in den ausserhalb des Palastes gelegenen Ahnentempel, um dort die vorgeschriebenen Opfer zu bringen; um $\frac{1}{4}$ vor fünf Uhr wird Seine Majestät Weihrauch in der Halle des Confucius und vor dem Altar des Gottes der Heilkunde verbrennen... Nach den in der Peking-Zeitung veröffentlichten Hofnachrichten hatte der Kaiser in einem Monat... fünfmal in dem Ahnentempel seine Andacht verrichtet, zweimal um Schnee gebetet“ u. s. w.

graben liess, fand sich in 2 Fuss Tiefe ein schwarzer schmieriger klebriger Kohlenfleck, etwa einen halben Fuss mächtig und 2 Fuss in der Weite. Vielleicht war es eine Opferstätte. Es ist sehr zu bedauern, dass dieses merkwürdige Denkmal des Altertums, vielleicht das letzte in hiesiger Gegend, vernichtet worden ist. Bei sorgsamer Betrachtung und Vermessung desselben wären sichere Ergebnisse nicht ausgeblieben, die wieder Rückschlüsse auf ähnliche Denkmäler gestattet hätten.

Auf den Äckern südlich von Steinstücken, ebenso wie Steinstücken selbst dem Krüger Schulze in Gadsdorf gehörig, sah ich vorgeschichtliche, germanische Scherben und Knochen von Leichenbrand in ausserordentlich kleinen Bruchstücken, jedenfalls durch Pflug und Egge so zertrümmert, in weiter Ausdehnung verstreut. Also auch hier waren Gräber.

Auf dem Weidemarkwege, wo er an Steinstücken vorbeiführt, fand ich ein Stück von einem Bronzeschwert. Ebenda und weiter nach Süden sowohl auf dem Wege selbst wie im Gekränge der eben erwähnten Äcker eine Anzahl kleinerer Stücke Eisenschlacke. Ich bemerke, dass der Weidemarkweg früher nicht hier war, sondern, beim Kirchluch, durch das Hobrechtsche westwärts abbiegend, dort am Westrande des Kieferngehölzes entlang ging, dann umbog und am Südrande des Klappbusch wieder ostwärts führte.

4. „Auf Bauer Weber seinen Acker“ befand sich früher ein Kreis von Steinen gesetzt, etwa 10 Fuss weit, die Mauer etwa 1—1½ Fuss hoch. Im Kreis war ein zerfallener Topf, Scherben und „Asche“. Nach anderen Angaben waren es eine Anzahl verschiedener Mauern, wie Backofen. Die Angaben waren sehr schwankend. Jedenfalls ist alles zerstört worden. Ohne Zweifel war es ein Grab oder Gräber.

5. In Bauer Weber seine Sandkute, am spitzen Berg, östlich des Weidemarkweges, sind seit längerer Zeit, wie es heisst, menschliche Gerippe beim Sandholen ausgegraben worden, auch Schädel mit vielen Zähnen; Kinder haben mit Pustrohren in die Augenhöhlen geschossen. Die Leute meinen, sie wären aus dem dreissigjährigen, oder aus dem siebenjährigen Kriege; andere: es wären Franzosen aus dem Franzosenkrieg im Anfang dieses Jahrhunderts; noch andere, die Menschen wären wohl bei einer Seuche massenhaft da eingegraben worden. Ich selbst habe noch vor zwei Jahren weissgebleichte Arm- und Beinknochen in dieser Sandgrube gesehen. Mir scheint aber ausgeschlossen, dass sie der Franzosenzeit angehören, denn es sind weder Knöpfe, noch Tuchreste noch Haar u. d. gefunden worden. Vorgeschichtlich sind sie auf keinen Fall. Sie gehören wohl den letzten Jahrhunderten an.

6. Das Hobrechtsche I, das Kieferngehölz zwischen Kerkluch und Klappbusch, gehörte früher zur Gadsdorfer Feldmark, jetzt aber zum Gute Wilhelminenau, im Besitze des Herrn Stadtbaurat Hobrecht. Ich

erhielt im vorigen Jahre in Berlin Mitteilung, dass hier Steine ausgegraben und viele alte Töpfe dabei gefunden wurden. Ich konnte aber damals vorläufig nicht von Berlin abkommen. Es sollte nämlich eine „Chaussee“ von Trebbin über Lüdersdorf bis zur „Chaussee“ Trebbin-Sperenberg gebaut werden. Dazu mussten die anliegenden ländlichen Besitzer bedeutende Steinmengen auf ihre Kosten aufbringen. Zu diesem Zwecke waren auch hier zwei Steingräber beschäftigt. Sie gruben zuerst Steine aus in dem Kieferngehölz westlich des Klappbusch, ebenfalls Herrn Baurat Hobrecht gehörig, jetzt also nicht mehr Gadsdorfisch. Da sie in „Akkord“ arbeiteten, gebot es ihr Vorteil, möglichst schnell vorzugehen, weil sie sonst zu ihrem Schaden kommen konnten. Sie fanden hier viele vorgeschichtliche Gräber ziemlich tief, sorgfältig mit Steinen ausgesetzt, und die Gefässe vielfach gut erhalten. Sie zerschlugen sie aber alle, weil sie glaubten, es wäre Geld darin. Da sie aber kein Geld fanden, wurde ihnen das langweilig, und sie stellten die Gefässe, die trotz der Eile der Arbeit ganz herauskamen, unter die Bäume. Wenn dann mittags der kleine Junge des einen kam, „zertöpperte“ er sie mit einem Stock, was ihm viel Freude machte. Nachdem sie dort fertig waren, gruben sie Steine aus in den Twerchberjen (Zwergbergen), im Hobrechtschen unmittelbar am Kerkluch. Auch hier waren Gräber, und zwar reichhaltige, mit Steinen ausgesetzt, und ganz gut erhalten, weil, wie schon erwähnt, diese Hügel nicht beackert worden sind. Als sie hier fertig waren, gingen sie weiter vor, nordwärts, in dem Stangenholz. Zu der Zeit kam ich aus Berlin hierher. Ich fand zahllose Scherben unter den Bäumen vor und vielfach runde weisse leuchtende Flecke. Es war der Inhalt der zerschlagenen Totenurnen, die zerstreuten Gebeine der Germanen, die an der Sonne bleichten und bloss in Wind und Wetter dalagen. Ich unterwies die Steingräber, wie sich zu verhalten und war bemüht, den entstehenden Zeitverlust fortan durch kleine Geldentschädigungen zu ersetzen. Obwohl an harte und rauhe Arbeit gewöhnt, zeigten beide Männer nunmehr rühmenswerte Geschicklichkeit und Sorgfalt bei der Herausnahme der Gefässe. Aber leider war nicht mehr viel zu finden. Denn in diesem Stangenholz bis zum Klappbusch hin waren die Gräber fast alle sehr flach, weniger sorgfältig mit Steinen ausgesetzt und alle Urnen ausnahmslos zertrümmert, wie die Ansicht war: durch den Pflug in früherer Zeit. Was ich an bemerkenswerten Scherben und zum Teil ganz erhaltenen Gefässen, dann meist sehr groben Töpfen, vorfand, sammelte ich und nahm es unter meine Obhut. Als bald darauf Herr Baurat Hobrecht selbst kam, stellte ich ihm diese Gegenstände zur Verfügung. Herr Baurat Hobrecht überliess sie aber mir und gestattete auch weiteres Nachgraben im Hobrechtschen, wofür ich hiermit öffentlich besten Dank sage. Es wäre mir ja lieber gewesen, wenn Herr Baurat Hobrecht diese Altertümer unter seine Obhut ge-

nommen hätte, denn ich weiss von früheren eignen Sammlungen her, welche Umstände, Mühen und Zeitverlust demjenigen daraus erwachsen, der mit einer gewissen Liebe und Zuneigung den heimischen Altertümern gegenübersteht.

Trotzdem die nun eröffneten Gräber nach der gewöhnlichen Auffassung nur sehr dürftig waren, boten sie bei genauer Beobachtung doch immerhin eine ganze Menge bemerkenswerter Einzelheiten. Ich werde aber nicht auf alles eingehen, vielleicht findet sich später Gelegenheit, darauf zurückzukommen, und werde nur einige Dinge hervorheben.

Mir erzählten die Gräber, dass im Gehölz westlich vom Klappbusch, an einer Stelle in der Erde nur Scherben lagen. Dies fiel mir auf. Es gelang, die Stelle zu finden. Die Grube wurde wieder ausgeräumt und bei sorgfältiger Untersuchung des Bodens fand ich 25 bearbeitete Knochenstückchen, zum Teil Bruchstücke von Knochenpfeilen, zum Teil von anderen Gegenständen. Knochenpfeile sind in der Mark bisher nur selten erst in Brandgräbern gefunden worden, vielleicht liegt es auch an der mangelhaften Beobachtung. Ohne weiter auf die Knochenpfeile einzugehen, bemerke ich nur, dass Tacitus in der *Germania* (46), nachdem er die deutschen Volkstämme beschrieben, zum Schluss die Peuziner, Veneter (Wenden) und Fennen (Finnen) erwähnt, und von den wilden und in elender Dürftigkeit lebenden Fennen hervorhebt, dass sie, aus Mangel an Eisen, ihre Pfeile mit einer Knochenspitze versehen (*solae in sagittis spes, quas inopia ferri ossibus asperant*).

Der Steingräber Hansche zeigte mir ein Stück Eisenschlacke, das er in einem Grabe gefunden und ich hatte die Freude, schon am nächsten Tage in Gräbern mehre Stücke Eisenschlacke vorzufinden, ein grosses und kleinere. Nähere Angaben mögen für später vorbehalten bleiben. Es dürfte dieser Fund eine gewisse Bedeutung haben. Denn die Eisenstücke — und von Eisen scheint die Masse zu sein — wären also dann bearbeitetes Eisen. Daraus folgt, dass die Bewohner das Eisen kannten und dass sie es bearbeitet haben. Dann haben sie naturgemäss auch Waffen und Werkzeuge damals geschmiedet. Wenn von alledem nichts erhalten blieb, so muss man darin die Wirkung des Rostes in unserem nassen Gelände sehen. Ich habe auf dem alten Friedhof zu Müschen mit vor-slavischen Gräbern ebenfalls Stücke Eisenerz gefunden, und ganze Haufen jedenfalls vorgeschichtlicher Eisenschlacken haben sich auf dem Schlossberg zu Burg gefunden. Beim Schlossberg zu Burg steht nicht fest, welcher Zeit sie angehörten, denn er war germanisch und slavisch. Probestücke von beiden habe ich dem Museum für Völkerkunde übergeben, sie sind aber dort fortgeworfen worden, so dass ein Vergleich nicht mehr möglich ist. Kleine Stücke Erzsclacken, dem Anschein nach Eisen, sah ich vielfach liegen am Weidemarkwege, am Rande von Steinresten und ebenso im Gekränge des nächstliegenden

Ackers, nach Süden zu. Heutzutage scheint in der allernächsten Umgebung kein Sumpfeisen mehr zu Tage zu treten. Soviel ich feststellen konnte, wussten die Landleute grade hier nichts mehr von Raseneisenstein. Doch habe ich hier eine Probe ausgestellt von Sumpfeisen aus der Kummersdorfer Forst, etwa drei Viertel Stunden von den Gräbern. Als Herr Förster Balke (1895) dort im sumpfigen Gelände Löcher ausheben liess, stiess man auf eine Schicht Eisen. Es können die alten Bewohner, in den Jahrhunderten vor Christus, hier wohl nur Sumpfeisen verarbeitet haben. Über das Vorkommen des Raseneisensteins habe ich bereits Mitteilungen gemacht in meinem Vortrage über den Spreewald.

Ich muss hervorheben, dass die Gräber mit dem Eisen nicht zu entfernt von einander lagen und dass das Eisen nur an dieser einzigen Stelle in Gräbern vorkam, im südlicheren Teile des Hobrechtschen nach dem Kerkluch zu.

Es fragt sich: weshalb that man jene Eisenstücke in die Gräber? Nur an die Stelle von Steinen? oder aber aus einem andern besondern Grunde? Vielleicht darf man sich für die letztere Annahme entscheiden. Um alte Gebräuche aus einer bestimmten Gegend zu erklären, wird man immer am besten thun, zuvörderst etwa dort noch bestehende ähnliche Gebräuche zum Vergleich heranzuziehen. Hier auf den Dörfern war und ist es noch Brauch, dass man, unter Umständen, den Toten gewisse Dinge mit ins Grab gab, und auch noch giebt. So, um von unsrer Zeit zu reden, legten sie einer alten lahmen Frau, die immer an einem gelben Krückstock gegangen, wie sie starb, 91 Jahre alt, den Stock mit in den Sarg; in manchen Dörfern angeblich grosse Ketten und Armringe und Broschen, „wer was hatte dazu“, den verstorbenen Töchtern; hier Kindern allerhand Gedenksprüche, auf die Brust der Toten, z. B.:

Du warst ein Gast auf Erden
Nur eine kurze Zeit.
Der Himmel wird Dir werden
Dort in der Ewigkeit.

Nun ruhe sanft in Frieden,
Bis an den jüngsten Tag.
Einst folgen Deine Lieben
Dir dort in den Himmel nach;

einem alten Manne, der immer eine lange Pfeife rauchte, die Pfeife; Frauen, wenigstens in entfernteren Dörfern, Schlüssel; einem Mann, der noch die Franzosenkriege mitgemacht, wurde das Rasiermesser „ut'n Kriech“ und seine Brille von den Angehörigen mitgegeben; einem Trinker eine Branntweinflasche; und einem Geizhals ein Thaler in die Hand gedrückt. Jedenfalls werden ungewöhnliche Beigaben in vorgeschichtlichen Gräbern auf besondere Beziehungen in Leben und Thätigkeit des Toten hindeuten. Hier also könnte man vielleicht denken, dass die Verstorbenen heidnische Schmiedemeister waren oder Besitzer einer Eisenschmelze, Gewerbetreibende in Erzen oder Eisenwaaren oder dergleichen. Indessen mag es auch ganz anders zusammenhängen.

Nicht allzu weit von den Gräbern mit diesen Eisenbeigaben hatten die Steingräber ein flaches Lager von Eisen- (?) Schlacken, 1½ Fuss tief in der Erde, nah am Graben des Weidemarkweges, vorgefunden. Einen Teil davon, ungestört in der Erde verblieben, konnte ich selbst noch herausnehmen lassen. Es ergab sich nun nach allem, dass dieses Lager eine Ausdehnung von etwa 6 Fuss Länge und 3 Fuss Breite gehabt hatte und dass die Eisenschlackenstücke flach wie ein Pflaster, mehr oder weniger als handhoch, jenachdem, nebeneinander gelegen hatten. Nur ein Stück ganz fester schwerer Eisenschlacke fand sich, die übrigen waren leichter. In mehren Stücken fand sich noch halbverkohltes Holz, dessen Art sicher zu bestimmen wäre, auch schwarze Holzkohle, ebenso waren Löcher sichtbar, wo solche gewesen. Die zwischen gelegten Holzstücke sind, zum Teil wenigstens, eckig gewesen. An manchen Schlackenstücken war in Hitze geschmolzener Thon. Eine fachmännische Beurteilung dieser Funde steht noch aus. Ich selbst bin, durch anderes fort-dauernd in Anspruch genommen, auch nicht dazu gekommen, sie eingehend und sorgfältiger in Augenschein zu nehmen. Dicht neben diesem Schlackenlager, gegen Süden, war eine kleine Stelle „wie von einer alten Ziegelei“, wie die Landleute sagten, das heisst einzelne kleine Stücke roter Ziegel lagen zwischen lebhaft braun gefärbter Erde. Landleute, die vorbeikamen, meinten, die Schlacken wären „Schmiedekoten“. Schmiedekoten nennen die Landleute, hier wenigstens, die Eisenschlacken, die sich als Abfall in den Schmieden ergeben. Wenn ich mich recht entsinne, werden auch in Rüdersdorf die wertlosen Abfallstücke vom Kalk Koten von den dortigen Bergleuten genannt. Der Schmidt auf dem Kietz sagte dagegen „Eisenschlacken“. Die Schmiede haben die Gewohnheit, solche, wenn sie sich angesammelt, irgendwo in einem stillen Winkel zu vergraben, damit sie nicht „im Wege“ sind. Dass die Schlacken des Lagers solche Schmiedekoten sind, erscheint mir ausgeschlossen. Was sollte vormals ein Schmidt vom Kietz, wenn es in den früheren Jahrhunderten überhaupt einen dort gab, soweit hierher laufen, um seine Koten zu vergraben! Zudem würden es wohl schwerlich die Bauern gelitten haben, dass ihnen jemand grade in den Acker solchen Abfall schüttete, und dieses Stück Land zwischen Kerkluch und Klappbusch, mit Ausnahme der Twerchberje, wurde vormals beackert, wie bereits erwähnt. Mir ist wohl bekannt, dass die Bauern vordem, also auch in früheren Jahrhunderten, hier in unserer Gegend, wenn sie beim Pflügen Steine fanden, sich nicht viel Umstände damit machten, sondern einfach ein Loch machten, die Steine hinein und Erde darüber thaten und dann drüber weg pflügten. Denn damals war die Landbestellung nicht so sorgfältig wie heute und sie pflügten sehr flach. Jetzt wird immer tiefer gepflügt. Zu erinnern ist auch daran, dass der Weidemarkweg früher nicht hier entlang führte. Wo er jetzt ist, auf

der Strecke zwischen Kerkluch und Klappbusch, war damals Acker. Also Schmiedekoten aus der Neuzeit scheinen hier ausgeschlossen. Alles in Betracht gezogen, möchte ich glauben, dass dieses Schlackenlager vorgeschichtlich war, wie die Gräber südlich und nördlich davon, und alles sonstige, was hier gefunden worden ist von mir. Zudem finden sich in den Schlackenstücken der Gräber ebenso Reste von Holzkohle oder deren Stellen wie in den Schlackenstücken des Lagers. Ich nehme deshalb, bis auf weiteres, an, dass hier in der ersten Hälfte des Jahrtausends vor Christus eine Eisenschmelzhütte war, und wenn hier eine sicher nachgewiesen werden kann, dann waren sie auch sonst, weiterhin in der Mark.

Auf dem Boden einer Tasse fand ich ein Kreuz eingezeichnet. Solche Kreuze an vorgeschichtlichen Gefässen kommen östlich und westlich der Elbe vor und manche Forscher wollen sie als „Fabrikmarke“ erklären. Ich habe hier, obwohl ich alle ganz oder teilweise erhaltenen Gefässe und eine Unmenge von Scherben genau angesehen, nur dieses einzige Kreuz gefunden. Ebenso habe ich in Müschen hunderte von ganzen oder zerschlagenen Gefässen und tausende von Scherben mehrmals durchsucht und nur ein Kreuz an einem Gefässboden vorgefunden; ingleichen auf dem Schlossberg zu Burg nur auf einem Scherben ein Kreuz bemerkt. Eine Sammlung von ausgesuchten Schlossbergscherben, die ich mühevoll zusammengesucht, ist im M. f. V. entweder fortgeworfen oder ins Ausland verschenkt worden, so dass ich das Stück zum Vergleich nicht mehr betrachten kann. Doch ersehe ich aus einer Zeichnung von demselben, dass es vermutlich kein Bodenstück war. Ausserdem besass ich vom Schlossberg das Bruchstück eines länglichen durchbohrten Steinbeils (jetzt im M. f. V.), das an einer Seite ein eingeschnittenes Kreuz zeigt. Ein gleiches Kreuz zeigt ein Steinbeil aus dem Kreise Sagan (Schlesien), im Besitze des Herrn von Werthern zu Berlin. Es ist die Annahme zulässig bis auf weiteres, dass in diesen Fällen hier das Kreuz ein Wahrzeichen des Glaubens war. Auch in unserem Heidentum tritt schon das Kreuz auf, am bekanntesten in der Form des Hakenkreuzes.

In einer Totenurne fand ich Sand, der hier und da glänzte, was mir auffiel, obwohl unser weisser Sand diese Erscheinung am Lichte zeigt. Unter der Lupe ersah ich kleine glänzende Teilchen. Bei weiterem Ausräumen der Urne fand ich Bruchstücke von Glasperlen und auch ganz erhaltene, trotzdem sie im Feuer gewesen. Bruchstücke von solchen klebten ferner an einem Stück Hirnschale und an anderen Knochen vom Schädel an. Auch Herr Doktor Olshausen, dem ich später diese Stücke vorzeigte, hielt sie für Glasperlen. Daraus folgt also, dass auch dieser abgelegene, von Morästen und Seen umgebene Winkel im Kreise Teltow schon in den Jahrhunderten vor Christi Geburt Handelsverkehr hatte,

jedenfalls im Verkehr stand mit dem Ausland. Ferner nehme ich an, dass in dieser Urne die Gebeine einer germanischen Frau beigesetzt wurden. Denn mit Perlen schmückten sich auch im Altertum wohl mehr die Frauen als die Männer. Jedenfalls war es ein Halsgeschmeide gewesen, von einer vornehmen Frau. Denn nur einmal haben sich solche Perlen hier vorgefunden.

Ich habe nun aus dieser Urne die besser erhaltenen Knochen, die sämtlich im Feuer gewesen, namentlich aber alle Wirbelknochen, festgemacht mit einer Auflösung von Fischleim und Wasser. Es war dies eine sehr zeitraubende Arbeit, denn ich habe die meisten Knochen allmählich, nacheinander, 6—8 mal mit einem Stäuber so bespritzt, weil sie sehr mürbe waren und bei starker Befeuchtung auseinandergeflossen wären. Dazu kam, dass es an den genügenden Vorbereitungen fehlte. Die menschliche Wirbelsäule hat 33 Wirbel. Die 5 Kreuzwirbel sind im Kreuzbein verwachsen, aber bei alten Gerippen werden sie lose. Manche Wirbel hatten noch Querfortsätze. Es gelang mir, 24 Wirbel in der Urne aufzufinden. In einem besonders dazu eingerichteten langen schmalen Kasten habe ich aus später hartgemachtem Sande eine Unterlage für diese Wirbel ausgeformt, so dass sie, darauf ruhend, mit ihrer Aussenseite, einigermassen in grader Linie, die Wirbelsäule zur Anschauung bringen. In demselben Kasten habe ich ebenso 19 Wirbel aus einer andern Urne, die einem germanischen Manne angehören mögen, aneinander gereiht. Es ist mir nicht bekannt, ob derartige Versuche bereits von anderen gemacht worden sind. Ich habe dann aus beiden Urnen, indes getrennt für sich, noch Stücke von Arm- und Beinknochen, Hand- und Fussknochen, vom Becken, Rippen und Schädel, sowie zwei Gebissstücke mit Zahnkammern, festgemacht. Ich habe in der Perlenurne ein Zahngebiss, mit sechs Zahnkammern, erhalten können, genau so an der Innenwand der Urne, wie es sich in der Erde befand. Doch fanden sich hier, soweit ich gesammelt habe, mit Ausnahme eines Kinderzahns, nur Zahnwurzeln. Auf dem vorgeschichtlichen Friedhof zu Müschen im Spreewald fand ich dagegen in Urnen nicht bloss die Wurzeln, sondern auch die Kronen der Zähne, und zwar von Back-, Eck- und Schneidezähnen; letztere sehr schön erhalten, wie denn auch jetzt die Alten auf dem Lande behaupten, dass die Leute früher bessere Zähne hatten. Ich fand in Müschen ein wohl erhaltenes Kiefernstück, einen Gelenkkopf in die Breite glatt durchschnitten, vorzüglich erhaltene Fingerglieder, ein Stück Knochen, scheinbar mit einer Verwundung durch Bronze u. d. m., was alles der vorgeschichtlichen Abteilung im Museum für Völkerkunde übergeben und dort fortgeworfen wurde. Vielleicht wäre anzunehmen, dass man bei sorgfältigerer Behandlung der Knochenreste in gewissen Totenurnen und Festmachen derselben, unabhängig von Beigaben, der Entscheidung der Frage nähertreten könnte: ob Mann

oder Frau, die Gebeine von mehren Verstorbenen u. a., in einer Urne beigesetzt wurden. Ich will noch bemerken, dass ich beim Ausräumen der Totenurnen mich mit Erfolg der langen rundgebundenen Staubpinsel bedient habe, die weich wie sie sind, das mürbe Gebein schonen. Zu feinerer Arbeit dienten die feinen Malerpinsel aus Eichhornhaar.

In einer Urne fanden sich beim Durchsieben des betreffenden Inhalts mehre Krümel, grau glänzend wie Erz, aber sehr leicht. Bei einer chemischen Untersuchung, die gütigst Herr Dr. Radau vorgenommen, wurden sie als Koaks festgestellt. Erst beim drittmaligen Durchsieben von Sand und Knochenasche einer Urne zu Müschen fand ich s. Z. zwei kleine perlförmige Stückchen von einem weisslichen Metall, das wie Silber oder Zinn aussah. Eine nachträgliche Untersuchung war nicht möglich, da sie im Museum für Völkerkunde weggeworfen worden sind. Jedenfalls finden sich noch mehr derartige Überreste, als beachtet werden.

In einer Tasse vom Hobrechtschen fand sich eine weisse Masse, die mehr als eine Erdart denn als Knochen erscheint. Vielleicht verdient derlei Beachtung. Ich fand s. Z. neben der Haupturne in dem Pfeifengrab zu Müschen ein oder mehre mittelgrosse Gefässe, die zum Teil oder ganz mit einer weissen Erdmasse (Kalkmergel?) angefüllt waren. Ein Vergleich ist nicht mehr möglich, da im Museum für Völkerkunde die weisse Masse entfernt und weggeworfen worden ist.

7. Auf den Dahren, der erwähnten Feldmark, die östlich gelegen ist von Steinstückchen und den südlich angrenzenden Äckern, und von diesen geschieden ist durch einen dazwischenliegenden Wiesenstreifen, sind schon seit Menschengedenken Urnen mit Leichenbrand und sonstige alte „Töpfe“ ausgepflügt und gefunden worden. Das Land gehört jetzt dem Kossäten Zernicke. Neben anderen berichtete mir auch jene alte Frau, Grossmutter Becker, darüber: „Auf den Dahren haben wir Schüsseln und Scherben gefunden und eine Unmasse Feldsteine als wie ein Fundament. Da haben die Leute gesagt: „Hier wird wohl der Kirkhof (Kirchhof) gewesen sein, das ist von de Zwerje. Es waren da Knochen und Stücke von det Jehirn (Schädel) und Schüsseln, manchmal 4–6 in einander. Die, wo Knochen drin waren (die grossen Totenurnen) waren man schlechte und stachen sich inzwei. Das war vor 35 Jahren.“ Aber ich habe darüber viel ältere Nachrichten. Genau wie von der alten Frau geschildert, verhielt es sich auch im Hobrechtschen. Die eigentlichen Urnennester, ähnlich verpackt, waren alle mürbe, da wo ich sie noch zu sehen bekam. Im vorigen Jahr, gerade zur Zeit, als ich im Hobrechtschen I mit den Altertümern beschäftigt war, hat der Kossät Zernicke, in einer Entfernung von da, dass ich ihn hätte sehen können, mehr als eine „Mandel alter Töpfe“ zerpflügt. Ich konnte nachträglich nur noch das Bodenstück einer Totenurne retten.

Handwritten note: In der Tasse vom Hobrechtschen fand sich eine weisse Masse, die mehr als eine Erdart denn als Knochen erscheint.

8. Auf der Weidemark, da wo sie sich unmittelbar nördlich vom Klappbusch ausdehnt und bergig erhebt, vormals z. T. wenigstens Besitz des ehemaligen Bauern Schulze, und z. T. jetzt noch Besitz des Bauern Schwitzke, sind zu verschiedenen Zeiten alte Gräber aufgefunden worden, auch zwei Bronzenadeln, und ein halb zerbrochenes Steinbeil. Auf dem Lande des früheren Bauern Schulze daselbst — jetzt ist diese Bauernwirtschaft nämlich zerteilt und verkauft — waren „runde Steinpflaster, 2 Fuss unter der Erde, 2 Fuss hoch und 2 Fuss breit, von Steinen gesetzt, in der Mitte eine Schüssel mit Knochen.“

Alle diese Gräber oder Friedhöfe lagen auf Gadsdorfer Feldmark. Rechnen wir den Höllenberg und den Hirseberg nicht mit ein, so ergibt sich von Norden nach Süden gerechnet, den Klappbusch mit eingeschlossen, westlich von dem ja aber auch Gräber waren, eine Entfernung von etwa 700 kleine Schritt und von Westen nach Osten, allerdings bezüglich der Breite nur in einem Streifen, etwa von 500 Schritt. So weit waren die Gräber verstreut, also eine wahrhaftige Totenstadt. Die Gräber auf dem Hirseberg, der Steinkreis auf Steinstücken — es soll noch ein zweiter Steinkreis nach schwankenden Angaben dort gewesen sein — und das oder die Gräber auf dem Bauer Weberschen Acker, sind jedenfalls Fürstengräber gewesen, sie ruhten da umgeben von ihren „Völkern“. Deshalb habe ich die Gebeine aus der Mitte des Steinkreises, von mir hier ausgestellt in dem Kasten mit Glasdeckel, bezeichnet als „die Gebeine eines germanischen Fürsten, vom Volkstamm der märkischen Semnonen“, auf deren alte Sitze hierselbst, nach ihrer eignen Stammsage, ich hingewiesen habe in meinem Vortrage über den Spreewald.

Ich möchte nun behaupten, dass alle grösseren heidnischen Friedhöfe angelegt waren an einem Wege. Ein solcher war notwendig, um die Leiche nach dem Grabe zu tragen, und für das Leichengefolge. Aus der Feststellung solcher alten Friedhöfe würde man also unter Umständen kartenmässig auch die Wege von denselben nach den etwaigen Ansiedlungen verzeichnen können. Wir finden das auch bei andern Völkern des Altertums. Am bekanntesten ist ja bei Rom die alte Gräberstrasse, die Via Appia, an der lang hingestreckt die oft kostbaren Gräber der alten Römer sich ausdehnen. Noch neuerdings hat Herr Professor Hirth aus dem Innern Chinas berichtet, dass er dort an Seiten der schmalen Wege die Reihen der Gräber fand.

Vielleicht ist aber, nebenbei, noch ein andrer Grund bisweilen massgebend gewesen. Mich brachte darauf vor fast zwanzig Jahren, als ich wendische und auch deutsche Volkslieder im Spreewald sammelte, der Schluss eines wendischen Volksliedes. Es hat denselben Stoff als Inhalt wie Hero und Leander, von Schiller nach einer griechischen Sage behandelt. Wäre unser unsterblicher Dichter mehr im deutschen Volkstum als im griechischen zu Hause gewesen, hätte er sicher eine

der schönen niederdeutschen Fassungen beachtet. Am Schluss heisst es da:

„Zakopšo naju při droze,
Žož šykne luže mimo du.“

„Begrabt uns beide am Wege, wo alle Leute vorbeigehen“, und weiterhin: „Wer dann bei uns vorbei geht, der wird also sprechen: Hier liegen zwei junge Leute begraben allein um ihrer Liebe willen.“ Das junge Mädchen, das in diesem Liede freiwillig dem Geliebten in den Tod folgt, will am Wege mit ihm begraben sein, damit ihr beider Gedächtnis unter den Menschen erhalten bleibt. In Böhmen, im Salzburgerischen und in Oberbayern sind noch die Totenbretter üblich, bezeichnet mit dem Namen des Toten und geweiht durch zwei Kreuze. Immer werden sie an viel begangenen Wegen angebracht, sei es an Bäumen, Häusern oder sonstwie. Sie werden auch über Gräben und Bäche gelegt, damit der Andächtige genötigt ist, beim Überschreiten des Brettes liebevoll im Gebet ihrer zu gedenken. Ähnlich ist es mit den Martertäfelchen, so vielfach im Gebirge, wo Menschen verunglückten. Der Wanderer soll für sie, jäh aus dem Leben geschieden, ohne die Gnadenmittel der Kirche, nunmehr in den Qualen des Reinigungsfeuers, zum besten der Seelen, ein stilles Gebet verrichten. Ähnlich wird man auch in unserem Altertum Wert darauf gelegt haben, dass wenigstens vereinzelte Gräber an belebten Wegen lagen, wo die Menschen ihrer gedenken konnten.

9. Ich habe ferner vorgeschichtliche germanische Scherben gefunden auf dem Acker am Westabhang des Gadsdorfer-Höllenberges.

10. Einen desgleichen östlich des Dahrenweges, am südlichen Ende der dortigen sandigen Bergerhebung. Sehr viele Steine sollen früher auf den daselbst angrenzenden Äckern gewesen sein.

11. Mehre Scherben im Garten südlich von der Fachwerkscheune des Lehnschulzengutes in Gadsdorf.

12. Desgleichen eine Anzahl Scherben am nordwestlichen Abhang des Windmühlenberges, östlich vom Kietz bei Gadsdorf.

13. Allerhand Altertümer, Knochen und alter „Kram“ sollen gefunden worden sein in den Bahren, Landstücke, gelegen westlich vom Hobrechtschen nach der Chaussee hin, in der Gegend, wo jenseit derselben der jetzige christliche Kirchhof liegt.

Dies sind die vorgeschichtlichen Altertümer von der Feldmark von Gadsdorf, ausgenommen die beiden Hobrechtschen Kieferngehölze, westlich und südlich vom Klappbusch, die jetzt zum Gute Wilhelminenau gehören. Einzelheiten über alle diese Fundstätten mitzuteilen, wird vielleicht später Gelegenheit sein.

Die von mir noch aufgefundenen Altsachen habe ich dem Märkischen Museum übergeben.

Es giebt eine Behörde oder Vereinigung zur Erhaltung der Kunstdenkmäler und Altertümer in der Mark Brandenburg. Leider ist ihr Dasein den Landleuten gänzlich unbekannt. Will sie ihren Zweck hinsichtlich der Altertümer erreichen, dann müssten jährlich zweimal entsprechende Bekanntmachungen stattfinden in Kreisblättern, oder sonstigen kleinen Landzeitungen, aber nicht in Gelehrtendeutsch und nicht in Gerichtsdeutsch und nicht in Beamtendeutsch, wie Kungebungen oft genug erfolgen, denn um diese drei Sprachen zu verstehen, dazu gehört eine besondere, stark fremdgeistige, Fach-Vorbildung. Die Hinweise müssen abgefasst sein in einfachem, schlichtem, klarem und das heisst gutem Deutsch, wie es die Landleute sprechen und verstehen. Das eine Mal müsste der Erlass im Winter erfolgen, die einzige Zeit, wo der sonst mit Arbeit überhäufte Landmann Musse hat zum Lesen. Dann müsste man, in sehr beschränkter Auswahl, buntfarbig auf Tafeln, Altertümer zur Anschauung bringen. Eine Tafel wäre in der Schule, und eine im Krug aufzuhängen. Denn auf der „Bierbank“ wird noch immer viel besprochen und abgemacht, genau wie bei den Germanen zur Zeit des Tacitus. In Oesterreich hat man solche Tafeln längst hergestellt.

14. Ein vorgeschichtlicher Kirchhof, gut beglaubigt, war nördlich von Lüdersdorf auf dem Zwergberg. Es sind dort ausserordentlich viel Steine herausgegraben worden. Im Jahre 1894 oder 1895 lagen da so viele Steine aufgehäuft, dass ich von weitem glaubte, eine alte Burgmauer zu sehen.

15. Alte Gräber sind desgleichen gewesen östlich von Christinendorf.

16. Nach allerdings nicht ganz verbürgten Aussagen wären Scherben gewesen auf dem runden Lanzenberg südlich von Wittstock, der allein für sich liegt. Ich bin mehrmals dort vorbeigekommen, habe ihn aber nicht untersucht.

17. Eigentümliche Brandherde, mit Steinen, von Sand überweht, der Jetztzeit wohl nicht angehörig, sah und untersuchte ich, östlich vom Gehöft des Besitzers Lutze, am Fuss des Domm- oder Doberges, zur Feldmark von Saalow gehörig.

18. Von Dergischow, nordöstlich von Saalow gelegen, führt in der Richtung nach Westen, eine sandige Strasse beim Kirchhof vorbei. Etwa 400 Schritt weiter biegt rechts ein Weg von derselben ab. Dieser stösst, nordwärts, auf den Weg, der von Nächst-Neuendorf nach Werben führt. Etwa hundert Schritt von diesem Werbener Wege, also südlich von demselben, und zwar rechts von jenem nordwärts führenden Wege, ist eine Kieferschonung des Schulzen Schultze. Hier sind beim Kiefernsetzen „Stücker“ 10 (?) Gräber gefunden worden. Einen Fuss tief im Sande lag ein grosser, auch kleinere Steine, darunter war ein „Kranz“ von Steinen, in dem die Urne mit Knochen stand, zugedeckt mit einer Schüssel, Oft standen um die Steine noch andere Töpfe herum. Meist waren sie

zerdrückt. So die Aussagen. Ich habe diese Stelle selbst besucht unter Führung des ältesten Sohnes des Herrn Schultze. Beim Nachgraben fanden sich die Überreste von einem Grab. Wie berichtet wird, hat hier in der Nähe der frühere Nachtwächter Klaus (vor 20—30 Jahren?) Steine herausgenommen und viele Urnen, auch „eiserne Sachen“ gefunden und an einen Kaufmann in Zossen verkauft.

19. An der Nordseite des Dorfes Kliestow bei Trebbin führt ein Feldweg entlang. Wo er an den Wiesen endet, führt ein zweifellos, ehemals künstlich erhöhter Weg oder Fahrdamm in grader Linie auf einen Burgwall*), und zwar an die Südseite. Die Entfernung beträgt 300 Schritt. Der Burgwall ist aufgeschüttet auf einer natürlichen Erhebung, die sich auf zwei Seiten mindestens ebenso lang wie der Burgwall selbst erstreckt. Dem Anschein nach war der Burgwall innen gefüllt — es ist dies auch ersichtlich aus der Erde, dem Boden, oben im Burgwall — und diese Füllung überragt von dem Wall, der jetzt etwa 2—5 Fuss (?) hoch ist. Jetzt ist der Innenraum sehr uneben, höher und tiefer. Die Süd- und Nordseite des Walles sind noch sehr gut erhalten, an einigen Stellen vielleicht noch in der ursprünglichen Höhe, die Ostseite dagegen bereits sehr abgetragen, noch mehr aber die Westseite, an der unmittelbar, wenigstens jetzt, die grade gelegte Nuthe vorbeifliesst. Die Lage in den noch jetzt nassen Wiesen an der Nuthe ist sehr geschützt. Der Durchmesser von S. nach N. beträgt etwa 70 kleine Schritt, von O. nach W. etwa 60 Schritt, die Höhe des Walles vielleicht 15—18 Fuss und die Breite des Grabens etwa 18 Fuss. Der Graben ist noch deutlich in seiner Vertiefung zu erkennen. Landleute bei Kliestow sagten mir: Es war früher eine Burg darauf. Raubritter haben da gehaust. Es ging ein unterirdischer Gang vom Burgwall bis da, wo jetzt der Schornstein der Dampfschneidemühle (Trebbin) ist, genau bis zum Schornstein.“ Genannt wurde er „Burgwall“ und „Borchfall“. Eigentümer des Burgwalls ist der Bauer Sieweke in Kliestow. Es wurde auch von der Absicht des Besitzers gesprochen, das Erdwerk ganz abzutragen. Ich konnte den Burgwall von Kliestow aus trocknen Fusses erreichen, da eine ungewöhnlich lange Trockenheit im vorigen Jahre gewesen war. Der Burgwall ist oben bestanden mit Buschwerk. Es stehen dort Haselsträucher, Eichen, eine Esche, Spillbaum, Hainbuche und wilde Rosen. Unter den Kräutern fielen mir auf in einer gewissen Üppigkeit, am 3. Oktober, Rainfarren (*Tanacetum vulgare*), Beifuss, Flockenblume (*Centaurea jacea*) und Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratensis*), welch letzteren auch Herr Professor Ascherson bestätigte.

*) Wie ich nachträglich erfahre, hat Herr Geheimrat Friedel bereits diesen Burgwall eingehend untersucht.

Was nun den Namen Höllenberg anbetrifft, im besondern den des Gadsdorfer, so ist bekannt, dass nach christlicher Auffassung alle Heiden in die Hölle kamen. Als Radbot, Herzog der Friesen, getauft werden sollte, er hatte bereits einen Fuss im Wasser, und ihm gesagt wurde, dass alle seine Ahnen in der Hölle wären, da zog er seinen Fuss wieder zurück und sagte, dann wollte er lieber mit den Seinen in der Hölle sein, als mit den Christen im Himmel, und blieb Heide (Wolff, Sagen). Hier auf dem Gelände, in der Nähe vom Höllenberg, lagen die Scharen der heidnischen Germanen beerdigt, für die Christen späterer Zeit waren sie in der Hölle, also wird der Berg seinen Namen wohl daher haben. Vielleicht kommt noch anderes dazu. Denn Hel war bei den alten Deutschen die Göttin der Unterwelt, die Göttin der Toten, u. a. m. Holle, Hölle, Höhle, Hel sind sicherlich oft für einander eingetreten. Die Überlieferung vom Höllenberg mag unmittelbar aus dem germanischen Heidentum durch das Mittelalter hindurch, in unsere Zeit gekommen sein. Die Wenden und auch die ersten Christen in dieser Gegend sahen noch viel deutlicher die alten Grabhügel und germanischen Anlagen. Ist die Überlieferung vom Höllenberg uralt, dann wäre sie ein Beweis, dass einer dem andern immer wieder davon erzählte, dass also hier die Bevölkerung ständig sich folgte.

Wir werden schliessen dürfen, auf Grund anderer ähnlicher Erscheinungen, dass „Höllenberg“ bei uns öfter als alter Name solcher Berge alte heidnische vorgeschichtliche Friedhöfe anzeigt. Es wird sich erweisen, ob die Annahme oft oder nur für einzelne Fälle berechtigt ist. In dieser Hinsicht möchte ich hinweisen auf die mir nur aus der Generalstabkarte bekannten „Hollberge“ südlich von Treuenbrietzen und „Hell-Berge“ östlich von Treuenbrietzen, im Kreise Zauche-Belzig. Östlich von den Hellbergen dehnt oder dehnte sich früher wenigstens ein dem Anscheine nach sumpfiges Gelände aus, genannt der Zarth. Hier, wo es sich wesentlich um Deutsch oder Wendisch handelt, darf der Name Zarth vielleicht als wendisch angesehen werden. Zart heisst noch im heutigen Serbisch der Niederlausitz der Teufel. Aus der Form des Namens könnte dann wohl hervorgehen, dass es sich hier um eine persönliche Gestaltung der Vorzeit handelt, um den Teufel selbst in Person, also etwa um ein heidnisches Götterbild, das vielleicht sogar im Sumpf dort versenkt sein mag. Ein solches Götterbild, aus Holz geschnitzt, aufgefunden in einem Moore bei Friesack, wird aufbewahrt im Museum für Völkerkunde. Südlich von Treuenbrietzen liegen die Holl-Berge. Es dürfte sich also verlohnen, den Hollbergen und dem Zart bei Treuenbrietzen eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken. Bei den Hollbergen ist eine „Landwehr“ und aus dem Zart fliesst das „Wendewasser“ ab. Vielleicht wäre festzustellen, ob so genannt, weil es sich wendet oder von den Wenden her. —

Zweimal, nicht weit von einander, kommt hier der Name „Twerchberch, Twarchberch“ (Zwergberg) vor und beide male bezeichnete er einen vorgeschichtlichen Kirchhof. Wir dürfen annehmen, dass er weiterhin in der Mark dieselbe Bedeutung hat. Durch Nachforschen wäre er weiter festzustellen, was vermutlich die Kenntnis von den alten Gräbern erweitern würde. Ich wies hin in meinem Vortrage über die Lutchen, worauf auch schon Haupt in seinem Sagenbuch der Lausitz aufmerksam machte, dass der Name Lutchenberg (richtiger geschrieben Luttchenberg), deutsch Zwergenberg bedeutend, auf heidnische Gräber hinweist, und in beiden Fällen, in den Zwergbergen, wie in den Lutchenbergen, handelt es sich um voroslavische Gräber, für uns germanische.

Noch muss ich der Riesen in dieser Gegend gedenken. Riesen sind gewesen auf dem Höllenberg bei Gadsdorf und auf dem Osswinkelberg bei Wittstock. Der Osswinkelberg liegt an der Kunststrasse von Wittstock nach Grossschulzendorf, unmittelbar südlich derselben. In der Nachtucht bei Gadsdorf lagen früher „mächtige“, grosse Steine, noch jetzt sieht man einzelne da an den Häusern. Diese Steine haben die Riesen vom Höllenberg nach der Nachtucht geworfen. Die Riesen vom Osswinkelberg haben Sand in der Schürze „durch den Moor“, jetzt Wiesen, bei Wittstock getragen. Dabei riss die Schürze und der Sand fiel herunter. Daraus ist die „Bienenhorscht“ entstanden. Auch den Schlossberg bei Burg, der, ursprünglich germanisch, später erst einen wendischen Burgwall trug, haben drei Riesenweiber in Schürzen zusammengetragen. Von Riesen habe ich sonst auch nicht das Geringste unter den Wenden zu Burg gehört, nur von diesen Riesenweibern des Schlossberg wussten sie. Also in zwei Fällen finden wir die Riesen in Beziehung mit germanischen Anlagen auf Bergen in der Mark. Vielleicht waren und sind auch Altertümer auf oder an dem Osswinkelberg. Nicht allzufern von ihm lag der Eulenspiegelstein.

Vorgeschichtliche Friedhöfe heissen in Deutschland u. a. Heidenkirchhöfe, Kirchhöfe und, in Westdeutschland nachweisbar, auch Kirche (Kerke). Es wird deshalb das Kerkluch (Kirchlug) am Spitzenberg, unmittelbar an den Zwergbergen und jenem ausgedehnten Gräberfelde, vermutlich nach dem vorgeschichtlichen Kirchhof so heissen. Wir haben demnach vier volkstümliche Namen mit vorgeschichtlichen Beziehungen hier, nämlich: Höllenberg (Heldenberg?), Zwergenberg, Kerkluch und Riesen.

20. Bärensgraff, Berensgrab.

Eine gute Viertelstunde südlich von Gadsdorf dehnt sich die Kammersdorfer Forst aus. Im nördlichen Teile derselben, am Sicherheitsgraben, im legen Gelände daselbst, bildet der Wald eine ausgedehnte Parklandschaft vorherrschend von Elsen, untermischt mit Birken. Hier sieht man noch ein Stück Erlenhochwald, dem selbst der erlenberühmte

Spreewald nichts Gleiches an die Seite stellen kann. Auch diesem Erlenhochwald sind schon die Tage gezählt. Leider zu spät erst entdeckte ich im Walde bei Alexanderdorf ein Waldinneres, so urwaldartig und so schön, wie ich niemals etwas Ähnliches sah, weder in der norddeutschen Tiefebene noch im gebirgigen Süden. Alte Elsen und Birken wölbten unter dem Himmel ihr grünes Dach; manche lagen gegen einander. Dazwischen tiefschwarze Wasserspiegel, zu denen, von den Höhen herum, Hollunder und Brombeergesträuch träumerisch niederneigten und in der ernsten Tiefe sich spiegelten, über der die roten Beeren des Nachtschatten glänzten, oder Wasserflächen überzogen mit lichtigem Pflanzengrün und umsäumt von Blättern und Dolden des Schierling. Hier spielten die Finken, badeten und kamen zur Tränke; Finkenkrug mochte man es nennen. Farren schoss mannshoch empor, Kräuter und Sträucher wucherten in üppiger Fülle. Doch überall konnte der Blick durch Lichtungen schweifen; dazu das goldige Sonnenlicht, das um Zweige und Blätter spielte. Zahllose Vögel sangen im Laubwerk, durch das der heisse Tag nicht drang. Hoch oben an den Stämmen hämmerte und pochte der stattliche Grünspecht und unten kamen die „Illinge“ zu zweien, dreien hervor und eilten einer hinter dem andern durch das Gras davon, während vertrauensvoll in nächster Nähe die Rehe im Gebüsch sich bargen. Wenn aber die Holderbeeren sich schwärzten, dann waren im Unterholz alle Zweige und Blätter beständig bewegt von all den Drosseln und kleinen Vögeln, ein fortwährendes Wegeilen und Kommen, doch auch das Eichhorn legte sich in den Hinterhalt und die Katze, der schlimmste Feind, schlich unher durch das Strauchwerk. Ein unbeschreiblicher Waldzauber ruhte über dem Ganzen und märchenhafte Schönheit lag ausgebreitet. Zwanzig Maler hätten zu gleicher Zeit hier malen können, ganze Bilder und Einzelheiten. Im vorigen Herbst ist alles niedergehauen worden, eine unsagbare Fülle von Schönheit. Alle guten Worte waren vergeblich. „Die Bäume müssen herunter, das ist alles höheren Ortes schon so bestimmt.“

Wie ganz anders verfährt man in Bayern, auch grade in den Forsten, und wie lohnt sich das durch den Fremdenverkehr, während unsere Landschaft immer öder und ärmlicher wird, nicht durch sich, sondern durch die Schuld der Menschen. Aber wie schön muss einst die Mark gewesen sein in alter Zeit! —

Doch erinnert dieser Wald an die verwunschnen Wälder in Sagen und Mären, die man nur betreten konnte mit Gefahr für Leib und Seele. Ähnlich hier, denn er umfasst den grossen „Artillerie“-Schliessplatz.

Ich hörte von verschiedenen alten Männern (Grossvater Schulze und Köppen, Vater Heinrich u. a.), dass in einem abgelegenen Teile der Kummersdorfer Forst früher „drei Gräber“, „drei flache Grabhügel“ waren. Noch vor 30—40 Jahren hat jeder „Tackene“ (Zacken) darauf

geworfen. Grosse Haufen Reisig haben da gelegen (nach einzelnen: fuhrenweise). Die zwei ersten Gräber waren etwa 100 Schritt (nach anderer Angabe 50 Schritt von einander entfernt, das dritte lag weiter (300 Schritt). Diese Gräber hiessen „Bärensgraff“. Es waren drei Brüder. Die sind in Streit gekommen und haben sich verwundet und sind alle drei da tot verblieben. Der jüngste war der stärkste. Der ging noch weiter, und sein Grab war auch weiter entfernt. Es sollen drei Jäger gewesen sein, nach andern: drei Hirten, die haben mit ihren Schafen den Wald „behütet“, nach vereinzelter Angabe: drei Musikanten. So die Sage. Ich habe im vergangenen Frühjahr mit dem Kossäten Wilhelm Heinrich Vater, der hier oftmals auf der Fahrt nach Luckenwalde durchgekommen, die Gräber selbst noch sah, und durch gutes Gedächtnis und volkstümlichen Sinn sich auszeichnet, diese Stätte aufgesucht. Es lagen eine ganze Anzahl Reisighaufen unter den Bäumen da, aber sie schienen sämtlich von Holzsuchern herzurühren, wenigstens war kein Unterschied festzustellen. Eine längliche, natürliche sandige Erhebung dort heisst „Grabwall“.

Es ist klar, dass es sich hier um „tote Männer“ handelt, um drei, während man sonst nur einen sieht. Ich selbst habe einen „toten Mann“ aufgesucht vor Jahren in einem Walde der Oberlausitz. Grüne Zweige, hingeworfen von Vorüberkommenden, lagen auf dem Hügel, auch ein Block Eisenschlacke, den ein Fuhrmann hinzugefügt. Ein Schweinehändler sollte da erschlagen sein.*) Es giebt und gab Leute des Namens Behrend hier auf dem Lande, in der Umgegend, aber solche Beziehungen zu Bärensgraff erscheinen vollständig ausgeschlossen. Auch die Sage von den drei Brüdern ist allgemeiner in der Mark. Erst neuerdings hat Karl Gander, der hervorragendste Volksforscher zur Zeit in der Niederlausitz, in seinen vortrefflichen Sagen des Stadt- und Landkreises Guben, diese Sage vom Kampf zweier oder dreier miteinander mehrfach dort festgestellt. Im „Forstrevier Grimnitz, Schutzbezirk Kölln“, bei Joachimsthal (Kreis Angermünde) war und ist (?) ein Hünengrab, von 16 Steinen im Viereck ausgesetzt, und im Volke Bärenskirchhof**) geheissen. Beim Nachgraben fand man dort Urnen und eine Bronzefibel. Es knüpft sich daran eine Sage. Der Jäger Barend sollte nach einer Verkündigung durch ein starkes wildes Schwein seinen Tod finden. Auf Geheiss des Kurfürsten bleibt er von der Jagd zurück. Als er aber am Abend vom Wagen mit dem erlegten Wild die Sau herunterlangen will, entgleitet sie seinen Händen und reisst ihm mit dem Gewehr den Leib auf, dass die Eingeweide herausquellen. Jedesmal, wo er in qualvollem Schmerze zusammengebrochen, hat man einen Stein

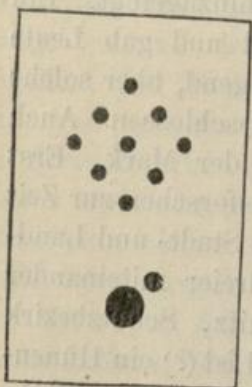
*) Vergleiche mein Wendisches Volkstum, 111. Anm. 3.

**) W. Schwartz, in der Zeitschrift für preussische Geschichte. 1867.

gesetzt, und einen besonderen da, wo er tot niedersank. Schon Grimm*) hat den Jäger Behrend mit dem Gotte Wodan verglichen, der im wilden Jäger bei uns fortlebt und den Namen Hackelbärend führt, und nach einer schwedischen Sage wurde Odin von einem Keiler getötet. Anderweitig giebt es auch „Bärenhügel“. Wenigstens eröffnete Herr Dr. Götze einen solchen „Bärenhügel“ bei Wohlsborn im Grossherzogtum Sachsen-Weimar. Darin vorgefundene Gebeine deuteten auf Menschenopfer. „Der Name „Bärenhügel“, schreibt Herr Dr. Götze**), „ist wohl nicht von „Bär“ abzuleiten, sondern reiht sich an die in Norddeutschland ziemlich häufigen „Bornhöcks“ an, welche meist auch Grabhügel sind. Es liegt hier das Wort „brennen“, englisch „to burn“, angelsächsisch „birnan“ (intrans.) und „baernan“ (trans.) zu Grunde; es sind also Hügel, welche mit grossen Feuern in Zusammenhang gebracht werden.“ Ich führe dies hier an, weil es ergibt, wie wertvoll es ist, auf solche alten volkstümlichen Namen zu achten.

Ich habe leider nicht feststellen können, ob etwa unter „Bärensgraff“ Altertümer in der Erde sich befanden.

21. Der Uhnschpeelschteen. Früher lag bei Wittstock der Eulenspiegelstein oder Eujenspielstein, platt im Volke genannt Uhnschpeelsteen. Er lag etwa 2 km östlich von Wittstock, und etwa 500 Schritt südlich von der Strasse ab, die von Wittstock nach Grossschulzendorf führt, fast an der Grossschulzendorfer Gränze, auf einem Felde des Bauern Bergemann, grade mitten auf der Schönung oder Miese dieses Ackerstücks. Er war nach einer Angabe etwa 10—12 Fuss lang und 6—8 Fuss breit und ragte drei Fuss über die Erde hervor. Ob diese Masse annähernd stimmen, muss dahingestellt bleiben. Es heisst auch: er war fast ebenso breit wie lang und rundlich. Oben, auf der Seite, wo er höher war, war ein grosses „Loch“ ausgehöhlt wie eine Schüssel oder Napf und etwa 1—1½ Zoll tief. Rechts von diesem grossen Loch, aber etwas mehr nach vorn, war eine kleinere wie eine Untertasse. Ein paar Fuss ab von der grösseren Vertiefung, nach dem anderen Ende zu, waren 9 kleinere Löcher, so gross „wie Kegellöcher“ (d. h. wie die Kegel unten breit sind, etwa einen guten Schuh von einander entfernt und jedes etwa 1½ Zoll tief. Diesen Stein hat der Steinschläger Rathmann im Jahre 1848 mit Pulver gesprengt und es sind die Bruchstücke vermauert in einem Stallgebäude des Bauern Bergemann in Wittstock. Er soll ergeben haben 2—3 Schachtruten, etwa 15—18 Fuhren



*) Grimm, Mythologie. 1876. II. 767—770.

**) Zeitschrift für Ethnologie. 1893. Verhandlungen 142—146.

Stein. Diese Beschreibung gebe ich, in der Hauptsache, nach den wiederholentlichen Berichten des Vater Heinrich aus Wittstock. Doch haben mir noch mehre der angesehensten Bewohner von Wittstock das Vorhandensein des Steines bezeugt.

Die „Rede“ (Sage) war: „Uhnspeel hat auf dem Stein Schuhe geflickt und Kegel geschoben (auf den 9 Löchern). Das kleinere Loch war der „Pechnapp“, wie ihn die Schuster brauchen; in dem grossen hat er gesessen“, oder, nach anderer Fassung: „In das grosse Loch hat er sein Schusterwerkzeug rein gelegt, wenn er Schuhe geflickt.“ Eine alte Frau sagte mir, dass früher in Gross-Schulzendorf (?) die Jungen sich Kegeln gemacht haben, wie ein Finger so lang, von Holz, neune, mit dem König, und dass sie gesagt haben zu einander: „Will'n wi man nã'n jroten Steen löpen unn Keeln schieben“, oder „nã'n Soltpu'l.“ Sie sagten auch immer: „Da kommt einer und botzelt (auf dem Stein!)“, dem wollten sie „helfen schmieten“. Botzeln sagte man früher statt kegeln. — Es würden sich bei eingehender Nachforschung in Wittstock, Grossschulzendorf und Glieneck sicherlich genauere Nachrichten noch ergeben.

Es scheint, der Uhnspeelsteen war ein alter Opferstein, ein altes Heiligtum. Neun ist eine heilige Zahl. Dazu kommen die vertieften Näpfe und Schalen. Auch erscheint verdächtig, dass Eulenspiegel*) hier Schuhe geflickt. Wo gewisse Persönlichkeiten unsrer Sage mit Schuh oder Schustern zu thun haben, darf man, unter gewissen Umständen, dem Vorgang vielleicht höhere Bedeutung zumessen. Ich habe bereits früher auf eine Schusterei des Teufels hingewiesen**) im Hinblick auf das Teufelsloch im Teufelskopf am Hintersee in Oberbayern und füge dem hinzu, dass auch in den Pyrenäen Roland seinen Stiefel durch den Fels geworfen, wodurch eine Schlucht entstanden. Ich will indessen keine weiteren Vermutungen hier aussprechen. Es fehlt leider noch an einer zusammenfassenden Arbeit über diese alten Steindenkmäler der Mark. Es wäre eine leichte und sehr dankbare Aufgabe, in den wesentlichsten Angaben zusammenzustellen, was über solche Steine in Sagen der Mark und sonstigen Mitteilungen sich vorfindet. Es würden daraus ganz von selbst bestimmtere Gesichtspunkte sich ergeben.

Wir können uns vorstellen, dass dieser Opferstein einst dalag unter dem Schatten eines schönen alten Baumes, vielleicht einer Eiche oder Linde, vielleicht auch tempelartig geschützt durch ein Dach, umgeben von einem runden freien Platz, der wohl eingehegt war und das ganze umschlossen von einem heiligen Hain mit uralten Bäumen. Um den Stein versammelten sich dann die Gläubigen zum Gottesdienst,

*) Betreffs des Eulenspiegelsteins in Möllen möchte ich hinweisen auf die eingehenden Mitteilungen von E. Friedel in der Zeitschrift „Bär“. Berlin. 1894.

**) Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen. 1894. 252.

Gebete wurden verrichtet und Opfer wurden dargebracht. Oft war ein Heiligtum, wo ein grosser Stein war. Man hat in unsrer Zeit die Heiligtümer der Vorzeit zerstört und zerstören lassen, und jetzt sind andere daran, die Heiligtümer unserer Zeit zu zerstören.

Nach dem Vortrage teilte mir Herr General von Erkert freundlichst mit, dass im Russischen meshá (sh = französ. j) die Acker-Gränze heisst (sonst graniza Gränze) und mjésdu zwischen, und im Polnischen między (deutsch zu schreiben mi-éndszy) zwischen und dass die Tischler in Ostpreussen einen Einschnitt in Holz Mese nennen. Ich füge dem hinzu, dass im Oberwendischen mjeza (z = s), im Niederwendischen mjaza, Rain, Gränze bedeutet, ebenso von Pfuhl und Zwahr zurückgeführt auf mjez und mjazy, zwischen. Es ist deshalb das von mir aus dem Kreise Teltow erwähnte Wort Mi'se, gesprochen mit einem deutlichen Einschnitt zwischen i und e, aus dem Wendischen und entspricht auch im Sinn vollständig der mjaza und dem mjazy, weil es den Rain bildet am Acker oder sonstwie und gleichzeitig auch die Gränze.

Kleine Mitteilungen.

Geologie. Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft vom 6. Januar 1897.

„Herr Wahnschaffe sprach über Aufschlüsse im Diluvium bei Halbe an der Berlin-Görlitzer Eisenbahn.

Nahe bei der Station befinden sich drei tiefe Gruben der Vereinigten Halber Dampfziegeleien Aktiengesellschaft. Die daselbst abgebauten Thone bilden die ältesten Schichten des Diluvium und werden von den märkischen Braunkohlenbildungen unterteuft. Das Hangende des an einigen Stellen über 35 m mächtigen Thonlagers wird durch diluvialen Spathsand gebildet, der 6—10 m mächtig und in der am Rande der Diluvialhochfläche gelegenen Grube interglacialen Alters ist, dagegen in den beiden anderen in der Thalfläche befindlichen Gruben noch von jungdiluvialem Thalsande überlagert wird. Zwischen dem Thon und Sand bemerkt man eine aus oft sehr grossen und z. T. geschrammten Geschieben gebildete Steinsohle, die bis zu 0,5 m Mächtigkeit besitzt und als Rest eines zerstörten Unteren Geschiebemergels anzusehen sein dürfte. Der Sand zeigt nach unten zu häufig Einlagerungen von zerriebener Braunkohle und von Lignitgeröllen. Ausserdem kommen in ihm sowie in der Steinsohle zahlreiche Bernsteinstückchen vor. In der Steinsohle wurde vor kurzem eine sehr schön erhaltene, rechte Stange eines

Rentiergeweihs aufgefunden, die der Vortragende vorlegte, und welche ihm von Herrn Direktor Gieche für die Sammlung der geologischen Landesanstalt gütigst überlassen wurde. Sie zeichnet sich durch bedeutende Grösse aus, zeigt fast keine Spuren von Abrollung und dürfte auf die hocharktische Art, *Rangifer groenlandicus*, zu beziehen sein. Da auch Mammuthreste hier gefunden sind, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach bei Halbe das interglaciale Rixdorfer Niveau der grossen Säugetiere vorliegen..“

Sitzung vom 4. März 1897.

Herr Keilhack sprach über neuere Tiefbohrungen auf dem Fläming.

„Der Fläming ist der südwestliche Höhenrücken der Mark, an der Grenze der Provinz Sachsen. Er erhebt sich in seinem westlichen Teile auf mehr als 200 m Meereshöhe und macht völlig den Eindruck eines Gebirges. Es lag der Gedanke nahe, dass die Erhebung einem Kern von älterem Gebirge ihre Entstehung zu danken habe, um so mehr, da in geringer Entfernung von seinem westlichen Ende älteres Gebirge an zahlreichen Stellen die Erdoberfläche erreicht. Auf Grund dieser Annahme wurden schon vor 30 Jahren in der Gegend zwischen Wittenberg und Jüterbog einige Bohrlöcher gestossen. Das eine derselben, bei Kropstädt in 110 m Meereshöhe angesetzt, traf unter nur 7,8 m Diluvium das Miocän, welches in 130 m Tiefe, also 15 m unter Meeresspiegel, noch nicht durchsunken war. Im Gegensatz zu dieser Bohrung, die nur wenige Kilometer vom Südrande des Fläming entfernt ist, zeigen die weiter nach NO, also mehr in der Mitte des Fläming gelegenen Bohrungen bei Ottmannsdorf und Blönsdorf ein mächtig entwickeltes Diluvium. Am erstgenannten 100 m über Meeresspiegel gelegenen Orte wurde bis 82 m Quartär, bis 157 m Miocän, in letzterem, der 115 m Seehöhe besitzt, bis 90 m Tiefe nur Diluvium angetroffen. Die geologische Spezialaufnahme des nördlichen Teiles lehrte, dass nur an ganz wenigen Stellen vordiluviale Schichten zu Tage anstehen, und zwar Miocän im Osten, Oberoligocän weiter nach Westen hin und Mitteloligocän ganz im Westen hin bei Burg. Diese Beobachtungen ergaben eine quer über den Fläming ungefähr von Nord nach Süd verlaufende Grenzlinie für die Ausdehnung der miocänen märkisch-pommerschen Braunkohlenbildung und den breit bandförmigen Ausstrich der oberoligocänen marinen Bildungen zwischen jener Grenze und dem weiten nach Westen und Süden folgenden Gebiete, in dem der Septarienthon die unmittelbare Unterlage des Diluviums bildet.

Von Bohrungen der letzten 10 Jahre kommen folgende in Betracht:

1. Thalrand bei Lütte, unweit Belzig, ca. 50 m über Meeresspiegel. Das Bohrloch steht am Rande des sog. Gesundbrunnens, eines sehr wasserreichen Quellbeckens. Bis 32 m Tiefe wurden ausschliesslich grobe, nordische Grande erbohrt, die so kolossale Mengen von Druckwasser enthielten, dass die Bohrung nicht weiter geführt werden konnte.

3. Kalkgrube bei Belzig, 70—75 m über Meeresspiegel. Angesetzt in einem Aufschluss, der früher von mir als präglazial, jetzt als ältestes Interglazial gedeuteten Süsswasserkalke des Fläming. Die Bohrung hatte folgendes Ergebnis:

- 0—5 m Süßwasserkalk.
 5—20,7 „ feinkörniger Sand, umgelagertes Tertiär mit etwas kohlensaurem Kalk und deutlichen Beimengungen nordischen Materials.
 20,7—83 „ Tertiärer Sand, wahrscheinlich der miocänen Braunkohlenformation zuzurechnen.

Die Bohrung liefert den Nachweis, dass unter den Süßwasserkalken keine Moränenbildungen mehr folgen.

3. Hagelberg bei Belzig, ca. 180 m über Meeresspiegel.

0—9 m alter Brunnen	} Oberes Diluvium.
9—13 „ Geschiebemergel	
13—49 „ Sand	
49—51 „ Geschiebemergel	} Unteres Diluvium.
51—60 „ Grand	
60—62 „ Sand	
62—65 „ Grand	
65—73 „ Sand	
73—74 „ Grand	
74—95 „ Sand	

Auffällig ist das Vorwalten grober, fluvioglacialer Bildungen vor solchen von Grundmoränen.

4. Wiesenburg. Ganz dasselbe Verhalten zeigt die etwa 5 km westlich auf dem Grundstück der Wiesenburger Schlossbrauerei ausgeführte Brunnenbohrung, die in etwa 160 m Meereshöhe angesetzt ist. Sie lieferte bis 73 m Tiefe nur thonige und sandige geschichtete Bildungen diluvialen Alters und gar keine Grundmoräne und darunter Sand miocänen Alters.

5. In der Gegend südlich und südwestlich von Ziesar sind 8—10 km südlich vom Nordrande des Fläming im Interesse der Wasserversorgung der Stadt Magdeburg eine Anzahl von Bohrlöchern entlang der zwischen Dretzen und Küsel sich erstreckenden Quellen- und Gehängemoorzone niedergebracht worden, von denen ein grosser Teil in Tiefen von 10—20 m tertiäre Schichten miocänen Charakters angetroffen hat.

6. Eine Tiefbohrung bei Deetz unweit Nedlitz, einer Station der Wetzlarer Eisenbahn zwischen Belzig und Calbe, lieferte folgendes Profil:

0—2,5 m Geschiebelehm	} Diluvium.
2,5—6 „ Geschiebemergel	
6—8 „ desgl. durch Braunkohle dunkel gefärbt	
8—55 „ Feiner Quarzsand — Oberoligocän.	} Diluvium.
55—57 „ Grand	
57—60 „ Geschiebemergel	
60—80 „ Glimmersand — Oberoligocän.	
80—165 „ Septarienthon — Mitteloligocän.	
165—175 „ Reibungsbreccie.	
Von 175 m an Sandstein — Buntsandsteinformation.	

7. Bohrung bei Zieko, nördlich von Coswig, etwa 75 m über Meeresspiegel, hat folgende Resultate ergeben:

0—10,5 m Grand und Sand — Diluvium.

Das grobe Material ist überwiegend südlichen Ursprungs und besteht aus Milchquarzen und Kieselschiefern, enthält aber auch Feuersteine und anderes auf nordischen Ursprung hinweisendes Material.

10,5—11,5 m	Kohlensand	} Miocän.
11,5—11,9	„ Braunkohle	
11,9—15	„ Grand und Geröll, wie oben	— Diluvium.
15—15,3	„ Quarzsand	} Miocän.
15,3—15,8	„ Braunkohle	
15,8—21	„ Grand und Geröll, wie oben	— Diluvium.
21—22,1	„ Feiner Quarzsand	— Miocän.
22,1—24	„ Grand, wie oben	— Diluvium.
24—72,5	„ Quarzsand	— Miocän.
72,5—102,1	„ Glaukonitsand mit zahlreichen Phosphoriten	— Oberoligocän.
102,1—211	„ Septarienthon	— Mitteloligocän.

Die untersten 11 m von eigentümlich pappig-filziger Beschaffenheit mit zahlreichen, kleinen, speckig glänzenden, abgerollten Steinchen.

Von 211 m an Buntsandstein — Buntsandsteinformation.

Es tritt als weitere Bereicherung unserer Kenntnisse die seit langer Zeit bekannte Thatsache hinzu, dass der Südrand des Fläming bei Wittenberg, Coswig und Rosslau in einer Breite von etwa 10 km aus Miocän mit sehr geringer, meist nur wenige Meter betragender Quartärdecke besteht, dass dieses Tertiärgebiet sich bis etwa 120 m Meereshöhe erhebt und dass etwas westlich von Rosslau bei Brambach oberoligocäne Glaukonitsande und Eisensteine anstehen, die in das oben bereits erwähnte Oberoligocänband hineinfallen.

Alle Beobachtungen zusammengenommen gestatten den allgemeinen Schluss, dass über dem Meeresspiegel der Fläming einen Kern von älteren als tertiären Schichten nicht besitzt, und dass diese selbst in seinen südlichen Randgebieten bis ganz oder fast an seine Oberfläche, sowie bis zu beträchtlicher Meereshöhe emporreichen. Daneben findet sich noch eine zweite parallele Zone in einiger Entfernung vom Nordrande, wo jedoch der erreichte Höhenbetrag weit geringer ist, und der Zusammenhang der einzelnen Punkte viel weniger in die Augen fällt. Dagegen führt der dazwischen liegende Teil Quartärbildungen von grosser Mächtigkeit, und zwar sind es überwiegend fluvioglaciale, nur wenig Moränenbildungen. Nordsüdlich gelegte schematische Profile durch den Fläming geben also etwa das Bild einer schiefen Ebene, deren höchste Punkte am Südrande, deren niedrigste am Nordrande des Fläming liegen, und über deren mittleren Teilen die Mächtigkeit der Quartärbildungen am grössten ist. Dass der mächtige südliche Randwall dem heranrückenden Eise einen starken Widerstand bot und die diluviale Aufschüttung des Hohen Fläming veranlasste, ist wohl ziemlich

sicher; in welcher Weise dies aber geschah, ob durch Bildung und Ausfüllung eines grossen Stausees oder in Form von Sandr-Aufschüttung entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis. Auf den Widerstand, den der südliche Randwall dem Vorrücken des Eises entgegen stellte, ist jedenfalls auch die merkwürdige Wechsellagerung quartärer und tertiärer Schichten in den Bohrlöchern Zieko und Deetz zurückzuführen.“

Strassennamen. Badstabe: In Wriezen a. O. giebt es eine schmale Gasse, welche im Volksmunde diesen Namen führt und deren Bewohner Badstabiner genannt werden. Christian Samuel Ulrich sagt hierüber in seiner Beschreibung der Stadt Wriezen und ihrer Umgegend, Berlin 1830, auf S. 30: „Von dem Jahre 1324 an bis 1373 hatte sich die fürchterlichste Pest des Morgenlandes, der Aussatz, auch in der Mark verbreitet, und man nahm daher zu dem schon aus der heiligen Schrift bekannten Mittel des Badens seine Zuflucht. Auch in Wriezen wurden Badestuben errichtet, und das Baden hier, wie überall, mit allen Ereignissen des Lebens in Verbindung gebracht; kein Paar ward getraut, ohne vorher das Brautbad genommen, zu keiner feierlichen Handlung ward gegangen, ohne vorher gebadet zu haben. Die Handwerker gingen alle Sonnabend ins Bad, und die Meister gaben den Gesellen an diesem Tage eine Stunde früher Feierabend. Der Ort, wo diese Anstalt war, führt noch heute den Namen der Badstuben, die bis auf die neueren Zeiten das Eigentum eines zunftmässigen Baders waren, der einen bestimmten Zins an die Kämmerei zu entrichten hatte, selbst nachdem das Baden längst aus dem Gebrauch gekommen war.“

Denkmalspflege in Preussen. Die von der Staatsregierung angeregte einheitliche Organisierung der Denkmalspflege ist nunmehr von sämtlichen Provinzial-Verbänden angenommen und in allen Teilen der preussischen Monarchie, mit Ausnahme des Regierungsbezirks Wiesbaden, durchgeführt worden. Es sind Provinzial- bzw. Bezirks-Kommissionen zur Erforschung und zum Schutze der Denkmäler gebildet, denen der betreffende Oberpräsident und zumeist der Landesdirektor, Delegierte des Kreis Ausschusses, des Konsistoriums, der bischöflichen Organe sowie Mitglieder der grösseren Geschicht- und Altertumsvereine angehören, und welchen als sachverständiger Beirat und zugleich als staatlicher Delegierter der Provinzial- bzw. Bezirks-Konservator zur Seite steht. Letzterer fungiert, ebenso wie die Mitglieder der Denkmäler-Kommissionen, im Ehrenamt. Zu Provinzial- bzw. Bezirks-Konservatoren sind ernannt: für die Provinz Ostpreussen der Architekt Adolf Bötticher zu Königsberg, für die Provinz Westpreussen der Landesbauinspektor Heise in Danzig, für die Provinz Brandenburg der Landesbaurat, Geh. Baurat Bluth in Berlin, für die Provinz Pommern der Gymnasialdirektor Prof. Lemcke in Stettin, für die Provinz Posen der Landesbibliothekar und Direktor des Provinzialmuseums Dr. Franz Schwarz in Posen (Sohn unseres Ehrenmitgliedes W. Schwartz), für die Provinz Schlesien der Landbau-Inspektor Lutsch in Breslau, für die Provinz Sachsen der Archiv-Assistent Dr. Theuner in Magdeburg, für die Provinz Schleswig-Holstein

der Gymnasial-Oberlehrer Prof. Dr. Haupt in Schleswig, für die Provinz Hannover der Direktor des Provinzial-Museums Dr. Reimers in Hannover, für die Provinz Westfalen der Provinzial-Bauinspektor Ludorff in Münster, für den Regierungsbezirk Kassel Dr. Bickell in Marburg, für die Rheinprovinz der Privatdozent Dr. Paul Clemen in Bonn, für die Hohenzollernschen Lande der Architekt Wilhelm Friedrich Lauer in Sigmaringen. Da die Genannten für ihren Amtsbezirk in jeder Hinsicht den Konservator der Kunstdenkmäler in Berlin vertreten, so sind an sie auch alle bezüglichen Anzeigen und Anträge zu richten. Berlin ist speziell dem Konservator der Kunstdenkmäler des Preussischen Staats, der gleichzeitig die staatliche Instanz für die Aufsicht über die Thätigkeit der Provinzial-Konservatoren bildet, unterstellt, z. Z. dem Geheimen Ober-Regierungsrat und vortr. Rat im Kultusministerium R. Persius.

Weinbau in der Provinz Brandenburg. I. H. W. Dahlen-Wiesbaden, Generalsekretär des Deutschen Weinbauvereins, macht für 1895/96 folgende Angaben über die Weinbauflächen von Preussen in Hektar:

Preussen insgesamt	20393,3, hiervon in Ertrag	17292,9
daran beteiligt:		
Brandenburg (Reg.-Bez. Frankfurt a. O.)	432,1
Posen		114,9
Schlesien		1429,6
Sachsen		796,8
Hessen-Nassau		2927,3
(wovon Reg.-Bez. Wiesbaden 2823,8)		
Rheinprovinz		11592,6
(wovon Reg.-Bez. Coblenz 7743,5, Reg.-Bez. Trier 3616,8,		
Reg.-Bez. Köln 226,2, Reg.-Bez. Aachen 6,1).		

Der Anteil, den die Provinz Brandenburg nimmt, ist um so beträchtlicher, als hier nur der Regierungsbezirk Frankfurt aufgeführt wird, wahrscheinlich weil die Weinerzeuger dort keltern und ihr Erzeugnis auch nach ausserhalb verkaufen. Der produktive Rebenbau ist aber auch in dem Regierungsbezirk Potsdam, welcher in jener Statistik übergangen ist, noch immer recht beträchtlich. Namentlich fallen hier gute Tafel-Trauben in Betracht, die oft hohe Preise erzielen. Alles in allem genommen, braucht sich unsere Provinz Brandenburg im Weinerzeugungskonzert des preussischen Staats seiner Stellung unter den preussischen Provinzen nicht zu schämen.

II. Potsdamer Rebensaft. In Johann Gottfried Seumes Spaziergang nach Syracus findet sich aus dem Jahr 1801 in dem Bericht über Znaym in Mähren die folgende Stelle: „Hier in Znaym musste ich zum ersten Mal Wein trinken, weil der Göttertrank der Germanen in Walhalla nicht mehr zu finden war. Der Wein war, das Mass für vier und zwanzig Kreuzer, sehr gut, wie mir Schnorr versicherte; denn ich verstehe nichts davon und trinke den besten Burgunder mit Wasser wie den schlechtesten Potsdamer.“ Damals, im Anfange des 19. Jahrhunderts, und noch Jahrzehnte

später wurde der Rebensaft von den Weinbergen Potsdams und Umgegend (Caputh, Werder, Glindow etc.) noch nach ausserhalb versendet. Zwischen den Jahren 1851 und 1856 habe ich zum öfteren in Werder bei Potsdam ganz leidlichen weissen Wein getrunken, den die Herren Ziegeleibesitzer August Schnetter und Maurermeister Hermann Stechow auf ihren Weinbergen innerhalb der eigentlichen Stadt, also auf der Insel Werder gekeltert hatten. Als Weinsuppe oder als Grundstoff einer Waldmeister- (Mai-), Erdbeer- oder Pfirsich-Bowle machte sich dieser leichte, wohl bekömmliche Wein ganz gut.

E. Friedel.

Die Irrlichter und Irrwische. Im Anschlusse an den von Herrn W. v. Schulenburg in Nr. 11 „des Monatsblatts“ v. J. 1897 unter vorgenannter Spitzmarke gebrachten Artikel möchte ich mir gestatten (abgesehen von meiner persönlichen Ansicht, die dahin geht, dass wir es bei den Irrlichtern mit stark phosphorescierenden Würmern oder Käfern zu thun haben dürften, wie ja das von uns Norddeutschen vorzugsweise auf der Insel Helgoland beobachtete „Meeresleuchten“ auch auf kleine Seetiere, Infusorien, Polypen, Seesterne etc. etc. zurückzuführen ist), auf eine Stelle im Heine zu verweisen, in welcher bereits dieses Thema behandelt wird, wengleich Heine dasselbe nach Dichterart nur vergleichsweise heranzieht.

Heine schreibt nämlich in der Abhandlung über „Shakspeare's Mädchen und Frauen“ (1838) (Siehe: Heinrich Heines Sämmtliche Werke. Hamburg. Hoffmann & Campe 1867. Band III Seite 175):

„Die Dichter präsentieren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders, wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O lasst uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie sind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Rasen und Lauben so prächtig hervorglänzen, dass man glauben sollte, sie seien die Sterne der Erde... dass man glauben sollte, sie seien Diamante und Smaragde, kostbares Geschmeide, welches die Königskinder, die im Garten spielten, an den Büschen aufgehängt und dort vergassen... dass man glauben sollte, sie seien glühende Sonnentropfen, welche sich im hohen Grase verloren haben, und jetzt in der kühlen Nacht sich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rote Flammengestirn sie wieder zu sich heraufsaugt... Ach, suche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelsteine und Sonnentropfen! Statt ihrer siehst du ein armes nichtfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht, dessen Anblick dich anwidert, und das dein Fuss dennoch nicht zertreten will, aus sonderbarem Mitleid.“

B., d. 20. VI. 97.

H. Seide.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Ein Bruchstück aus der ältesten Geschichte Brandenburgs.

Von Dr. Carl Platner.

Das Jahr 1150 bildet den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte der Mark und der Stadt Brandenburg. In diesem Jahre starb der letzte wendische Häuptling Pribizlaw, der sich schon zum Christentum bekehrt hatte, und der deutsche Markgraf Albrecht der Bär konnte infolge eines Erbvertrags das Havelland und die wichtige Feste Brandenburg in Besitz nehmen.*) Wohl war schon über zwei Jahrhunderte früher, i. J. 928, die Brandenburg von König Heinrich I. erobert worden; wohl hatte zwanzig Jahre nachher Otto der Grosse hier ein Bistum für die Havelgegenden gegründet; aber die deutsche Herrschaft hatte damals nur eine sehr kurze Dauer gehabt. In dem grossen Wendenaufstande des Jahres 983 war zuerst Havelberg überfallen worden, hierauf war die Brandenburg verloren gegangen. Alle militärischen und kirchlichen Anstalten der Deutschen im Osten der Elbe waren auf mehr denn anderthalb Jahrhunderte hinaus vernichtet worden. Wechselvolle Grenzkriege zwischen Deutschen und Wenden hatten dann diese ganze lange Zeit erfüllt, soweit nicht das deutsche Reich mit seinen eigenen inneren Wirren beschäftigt war; die Bischöfe von Brandenburg, ebenso wie die von Havelberg, hatten durchweg im Westen der Elbe auf gesichertem deutschen Boden geweiht**), und wenn die Brandenburg zwischendurch einmal, wie in den Jahren 991 und 1100, von einem tapferen deutschen Markgrafen erobert wurde, stets hatten sich die Wenden sehr bald wieder in ihren Besitz gesetzt. Bis zu den Tagen Albrechts des Bären also waren die Deutschen noch durchaus nicht im stande gewesen, vom Westen der Elbe her etwa durch neue Ansiedelungen auf die inneren Bevölkerungsverhältnisse der Havelgend irgendwie einzuwirken: dazu

*) O. v. Heinemann, Albr. d. Bär S. 107. 179.

**) G. W. v. Raumer, Regesta hist. Brand. Nr. 379 u. viele der folgenden Nummern; Forschungen zur Brandenb. u. Preuss. Gesch. I, 385 ff.

hatte sich die wendische Herrschaft viel zu stark erwiesen. Selbst nachdem Albrecht der Bär das Land in Besitz genommen, konnte ihm die Brandenburg noch einmal streitig gemacht werden, und er war genötigt, sie am 11. Juni 1157 mit stürmender Hand wieder zu erobern, was nur unter grossem Blutvergiessen geschehen konnte.

Bischof Wilmar errichtete nun i. J. 1165 das Brandenburger Domkapitel. Bei dieser Gelegenheit übereignete Markgraf Otto, Albrechts des Bären ältester Sohn, den dazu herbeiberufenen Prämonstratenser-Chorherrn eine Kirche, die wahrscheinlich schon von dem oben erwähnten Fürsten Pribizlaw, als er sich zum Christentum bekehrte, erbaut worden war: die Marienkirche auf dem Harlungeberg bei Brandenburg*). Die Wenden hatten ehemals auf dieser Anhöhe das Bild ihres Götzen Triglaw errichtet, und dennoch hatte sich hier der deutsche Name Harlungeberg erhalten; er wurde um die Mitte des zwölften Jahrhunderts von den Deutschen vorgefunden, als ihre Herrschaft eben erst in diesen Gegenden Fuss zu fassen anfing. Es war kein erst jetzt eingeführter Name, er wurde vielmehr sehr bald durch den neuen Namen Marienberg verdrängt.

Von dieser Anhöhe eröffnet sich uns ein weiter Blick in entlegene Fernen. Wie sie jetzt das Kriegerdenkmal zu Ehren der grössten Siege der Neuzeit trägt, um deren Andenken den kommenden Geschlechtern vor Augen zu halten, so führt uns ihr alter Name Harlungeberg in die graue Vorzeit zurück und hat dafür gesorgt, dass die Erinnerung an längst verschollene Volksstämme doch nicht völlig entswinde. Suchen wir diese Erinnerung ein wenig aufzufrischen.

Um den Harlungeberg her liegt zunächst das weite, reich bestellte Feld der altdeutschen Heldensage ausgebreitet. Vor unserem geistigen Blicke taucht jenes königliche Geschlecht der Harlunge auf, das in die gotische Stammsage tief verflochten war**). Der Gotenkönig Ermanarich, so hören wir alte Sänger unseres Volkes erzählen, liess sich von seinem treulosen Ratgeber Sibich verleiten, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüten und insbesondere seine beiden Neffen, die Harlunge Embrica und Fritla, gefangen zu nehmen und durch den Strang zu töten. Diese Harlungensage muss im ganzen Mittelalter allgemein bekannt gewesen sein; in solchem Sinne wird sie in zahlreichen Quellenschriften erwähnt. Das älteste Zeugnis dafür findet sich schon in dem angelsächsischen Wanderersliede***), jenem überaus merkwürdigen Heldengedichte, das in seinen Urbestandteilen noch ganz auf dem Grunde von Anschauungen

*) Bestätigungs-Urk. des Bischofs Wilmar v. J. 1166 in Riedel's Cod. dipl. Brdb. I, T. 8, S. 107. Vgl. R. Schillmann, Gesch. der Stadt Brandenb. a. d. H. 110. 141.

***) W. Grimm, Die deutsche Heldensage, an vielen Stellen.

****) Vidsith, Deutsche Übertragung von L. Ettmüller, Zürich 1839.

und Zuständen der festländischen Heimat der Angelsachsen ruht und uns mitten hinein in das bewegte Getriebe der Völkerwanderung versetzt. Der weitgewanderte angelsächsische Sänger will auf seinen Fahrten durch die Gebiete der deutschen Geschichte und Heldensage auch den König Ermanarich und die Herelinge (Harlunge) besucht haben. Wie sehr uns aber auch seine Stabreime anziehen mögen, noch wichtiger ist für uns, dass der älteste Teil der Pegauer Annalen, die früher sogenannte *Vita Wiperti**), um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Genealogie des Grafen Wiprecht von Groitzsch unmittelbar an die Harlunge anknüpft. Dabei wird der Wohnsitz des Vaters der Harlunge geradezu nach Brandenburg verlegt, ebendahin, wo um dieselbe Zeit unser brandenburgischer Harlungeberg zum ersten Mal aus dem Nebel der Vorzeit emporsteht. Man dachte sich eben damals den Wohnsitz der Harlunge meist noch im Osten der Elbe. Auch in der Gegend von Brandenburg selbst muss die Erinnerung an diesen bedeutenden Teil der deutschen Heldensage noch lebendig gewesen sein; der Name Harlungeberg würde sich sonst schwerlich erhalten haben.

Aber die Aussicht von dieser Anhöhe gestaltet sich noch umfassender. Der Name der Harlunge hängt aufs engste zusammen mit dem Volksnamen der Heruler, und wir werden somit an einen deutschen Volksstamm erinnert, der im Laufe der Völkerwanderung in den verschiedensten Teilen von Europa aufgetreten ist: bald an der Ostsee, bald am schwarzen Meere, bald an den Küsten von Gallien, bald in den Ebenen der mittleren Donau, endlich auch in Italien. Seine Wohnsitze, von denen die verschiedenen Wanderscharen zu verschiedenen Zeiten ausgingen, haben wir jedenfalls in der Nähe der schon von Tacitus erwähnten Avionen zu suchen; mit diesen in Gemeinschaft werden Heruler in den Jahren 289 und 291 als beutelustige Eindringlinge in Gallien genannt. Der uns hierüber berichtet hat, der Panegyriker Mamertin, setzt zu ihrer Charakteristik noch hinzu: *Chaviones Erulique viribus primi barbarorum, locis ultimi.**)* Die Sitze dieser Völkerschaften, deren Kriegshaufen sich in solcher Weise zusammengesellten, müssen wir uns demnach fern von den römischen Grenzen, in naher Nachbarschaft zu einander denken, und da die Avionen zu dem alten Bunde der Nerthus-Völker gehörten, der etwa das heutige Schleswig-Holstein, Mecklenburg und die anstossenden Gebiete umfasste, so haben auch ihre Waffengefährten, die Heruler, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts ungefähr in denselben Landstrichen gewohnt. Ebendahin weist uns dann zwei Jahrhunderte später ein Ausdruck des Sidonius Apollinaris aus der Regierungszeit des westgotischen Königs Eurich:

*) Pertz, M. G. SS. XVI. 234.

***) Kasp. Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 477. 478.

Herulus imos Oceani colens recessus. Er deutet auf die Heimat der Heruler an der Ostsee.

Die nächste Nachricht von den Herulern betrifft zwar einen Volksteil, der im fernen Südosten von Europa auftaucht, aber sie weist uns schliesslich doch wieder in den Norden zurück. Schon seit den Tagen des Kaisers Gallienus waren Heruler am schwarzen Meere unter den gotischen Völkern aufgetreten und hatten an deren Raubzügen durch die griechischen Küstenländer teilgenommen; sie müssen sich also sehr zeitig von dem Kern ihres Volkes abgesplittert haben. Dann war dieser herulische Volksteil, einer Nachricht des Jordanis zufolge, die wieder an die Harlungensage erinnert, von dem Gotenkönig Ermanarich in einer unglücklichen Schlacht grossenteils aufgerieben oder doch der gotischen Herrschaft unterworfen worden (um 360). Die Nachkommen der Überlebenden hatten sich dann zwischen der mittleren Donau und den Karpathen niedergelassen. Hier gerieten sie um 495 in Kampf mit den aus ihrer nördlichen Heimat ausgezogenen Langobarden, die sich damals auf ihrer Wanderung nach dem Süden in den weiten Ebenen, welche „Feld“ hiessen, zeitweilig niedergelassen hatten.*) Die Heruler wurden vollständig von den Langobarden besiegt; ihr König Rodulf fiel in dem Kampfe. Die Hauptmasse der Geschlagenen sah sich hierauf nach längeren Irrfahrten genötigt, i. J. 512 den römischen Grenzfluss, die Donau, zu überschreiten und im Römerreiche Zuflucht zu suchen; ein kleinerer Teil dagegen weigerte sich dessen. Diese Minderzahl der Heruler bestand unstreitig aus den ersten und tüchtigsten Männern; sie beschlossen, in die entferntesten Länder des Erdkreises zu entweichen. Nach dem Bericht des byzantinischen Geschichtschreibers Prokop von Cäsarea, der sich jedenfalls auf die Erzählung herulischer Söldner im Heere des oströmischen Feldherrn Belisar gründet**), nach diesem den Ereignissen also sehr nahestehenden Berichte wandten sich die freiheitsstolzen Heruler von der Donau hinweg nach Norden und Nordwesten. Unter der Anführung vieler Prinzen von königlichem Geblüte durchwanderten sie der Reihe nach die verschiedenen slavischen Völkerschaften, kamen dabei durch vieles unbewohnte Land, gelangten dann zu den Warnen, sowie weiterhin zu den Dänen, und fuhren schliesslich nach der Insel Thule hinüber, wo sie sich neben dem zahlreichen Gauten-Volke niederliessen***). Wir werden somit an die Ostsee,

*) Paulus Diaconus, Hist. Langob. I, 20; vergl. F. Dahn, die Könige der Germanen II, S. 9. Anm.

**) F. Dahn, Prokopius v. Cäs. S. 15 ff. 26. 60 ff.

***) Procopius, de bello Goth. II, 15. An diese Erzählung knüpfen sich noch weiter reichende Folgerungen, auf die wir jetzt nicht zurückkommen wollen. Es sei auf den im Korrespondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Jahrg. 1893, Nr. 2, 3 u. 4, abgedruckten Vortrag hingewiesen.

in die Gegenden, wo die Stammsitze der Heruler lagen, zurückgeführt.

Ein höchst merkwürdiger Reisebericht!

Zwar die Insel Thule verdankt ihre Erwähnung wohl nur der Phantasie von Prokops herulischen Gewährsmännern, bei denen aus weit älterer Zeit noch die Erinnerung an ihre skandinavische Herkunft lebendig war und nun in die Erzählung von der Fahrt ihrer reisigen Volksgenossen mit hereinspielte. Aber dass diese letzteren überhaupt nach Norden und Nordwesten abgezogen sind, um dem Römerdienste zu entgehen, kann keinesfalls bestritten werden, und was sie über die von ihnen berührten Länder und Völker durch Vermittelung der anderen Heruler überliefert haben, ist im höchsten Grade lehrreich. Besonders wichtig für uns ist ja schon der Umstand, dass sie überhaupt daran denken konnten, eine so weite Fahrt nach dem Norden zu unternehmen; denn wenn sie etwa nicht gewusst hätten, dass sie dort oben Stammesgenossen treffen würden, so wäre ihre Fahrt in die Ferne überhaupt nicht zu erklären. Bei den Ostsee-Herulern suchten sie Aufnahme und Heimat; dieser Grundstock ihres Volkes, von dem ihre eigenen Vorfahren einst ausgegangen waren muss also damals noch irgendwo in Norddeutschland zu finden gewesen sein, wahrscheinlich in der Nähe der Warnen, die im heutigen Mecklenburg wohnten.

Von den Ostsee-Herulern hat sich aus derselben Zeit noch eine andere Spur ihres Daseins erhalten; nur hatten sie sich allmählich auch etwas mehr landeinwärts nach Thüringen hin ausgebreitet, oder es war vielmehr wohl nur eine Abteilung ihres Volkes dorthin gezogen. Der Ostgotenkönig Theodorich sandte i. J. 507 an den König der Heruler, den König der Warnen und den König der Thüringer einen gemeinschaftlichen Brief (aufbewahrt in Cassiodors Varien III, 3), der nach seiner ganzen Ausdrucksweise, sobald man ihn mit Aufmerksamkeit liest, nicht anders verständlich ist, als indem man sich die von diesen Königen beherrschten Länder einander benachbart denkt. Die drei Könige werden durchaus als zusammengehörig betrachtet, und am Schlusse seines Briefes sagt Theodorich: *ut vos, qui nostrum sequimini, Deo juvante, dispositum, unus vos complectatur assensus*. Diese Worte lassen ein gemeinschaftliches Auftreten der Könige erwarten, welches nur möglich war, wenn ihre Reiche sehr nahe bei einander lagen*). Demnach kann die Existenz eines Heruler-Reiches in unmittelbarer Nähe des thüringischen und des warnischen Reiches am Anfang des sechsten Jahrhunderts durchaus nicht bezweifelt werden.

Eine genauere Angabe, wo sich dieses Heruler-Reich wohl befunden haben mag, wird vielleicht zu ermöglichen sein, wenn wir das halbe

*) Forschungen zur deutschen Gesch. XVII, 459 Anm. 2.

Jahrtausend überspringen, während dessen die Wenden ihre Herrschaft über die Länder im Osten der Elbe begründet und behauptet hatten. Da scheint in dem Geschichtswerke des Domherrn Adam von Bremen aus der Mitte des eilften Jahrhunderts eine verblasste Erinnerung an Heruler aufzutauchen. Der genannte Geschichtschreiber, ein für seine Zeit mit aussergewöhnlich umfassendem Blicke begabter Mann, bietet uns eine genaue Übersicht über die slavische sowohl wie über die skandinavisch-nordische Völkerwelt. In seiner Beschreibung des Wendenlandes nennt er unter den übrigen slavischen Völkerschaften zwischen Elbe und Oder auch die Hevelder an der Havel; über dem Worte Hevelder aber ist in zweien der besten Handschriften seines Werkes die Notiz hinzugefügt: vel Heruli*). Das ist natürlicherweise nicht so zu verstehen, als ob die beiden Namen Hevelder und Heruler einander gleichgestellt werden sollten; sondern es tritt hier eine Spur zu Tage, dass in derselben Gegend, wie die Hevelder, einstmal Heruler sesshaft gewesen waren. Ja, es hatte sich wohl neben den wendischen Haveländern strichweis ein Grundstock herulischer Bevölkerung aus jener früheren Zeit erhalten, und die Daheimgebliebenen hatten mit ihrem Namen ein gewisses Bewusstsein ihrer nationalen Eigenart unter der langen Herrschaft der Wenden nicht ganz verloren**). Diesem Reste der Heruler also verdanken wir im Havellande auch die Fortpflanzung der Harlungensage, die zugleich am Harlungeberg bei Brandenburg einen festen Stützpunkt gewonnen hatte. Sie erscheint uns jetzt wie ein Nachklang aus dem alten, längst vergessenen Heruler-Reiche an der Havel.

Dazu fügt sich folgendes. Im angelsächsischen Wanderersliede, das wir schon oben einmal angeführt haben, und dann auch in dem Epos Beowulf (Vers 521)***) wird eine Völkerschaft der Brondinge erwähnt, und zwar an der erstgenannten Stelle unmittelbar neben den Warnen. Der Name der Brondinge leitet uns in altgermanische Göttersagen hinauf: er knüpft den Adel der Brondingefürsten an einen Göttersohn, der unter den beiden Namensformen Brand und Brond†) in den mythischen Genealogien mehrerer angelsächsischen Königsgeschlechter als ein Sohn

*) Adam Br. II, 18, bei Pertz M. G. SS. VII, pag. 312 nota e.

***) In der Sitzung des Vereins für die Geschichte der Mark Brandeb. am 12. Dezbr. 1894 (Forschungen zur Brandb. u. Preuss. Gesch. VIII, 638) machte der Gymnasialdirektor Dr. Schwartz darauf aufmerksam, dass gerade im Havellande noch heutzutage verschiedene uralte deutsche Bezeichnungen für gewisse Amphibien fortleben und von einem in das Altertum zurückreichenden selbständigen Deutschtum Zeugnis geben. Auf die dortigen Überreste heidnischen Volksglaubens, die zu demselben Schlusse führen, hatte er schon früher hingewiesen. Vgl. auch Forschungen zur Deutschen Gesch. XVII, 488 ff.

***) Grein, Biblioth. der angels. Poesie I, 269 (in der neuen Bearbeit. v. Wülcker I, 167).

†) A und O wechseln im Angelsächsischen häufig mit einander.

des Bældäg (des nordischen Baldr) und als Enkel des obersten deutschen Gottes Woden (oder Wuotan) erscheint*). Wegen der doppelten Namensform dieses ihres Stammheros können die Brondinge ebensogut Brandinge heissen. Um aber wieder auf historischen Boden zu kommen, so lesen wir in der Langobarden-Geschichte des Paulus Diaconus (II, 3) auch von einem König der Brenten, Namens Sinduald, der ehemals abenteuerlustig mit Odoaker nach Italien gekommen war und später am Kampfe des oströmischen Feldherrn Narses gegen die Ostgoten teilnahm. Es heisst von ihm weiter: er sei noch vom Stamme der Heruler übrig geblieben; bei Agathias (I, 20. 21. II, 7. 9) wird er einfach als Führer der Heruler bezeichnet. Neben ihm und seinen Herulern gedenkt Agathias auch einer Schar Warnen unter Wackar und Theudibald, die ebenfalls unter Narses Dienste thaten. Dort im fernen Italien gesellten sich demnach Brenten und Warnen ebenso zu einander, wie oben in Norddeutschland die Brondinge und Warnen des Wanderersliedes neben einander auftreten und als benachbarte Völker angesehen werden müssen. Brenten und Brondinge stehen überhaupt in engster Beziehung zu einander. Im Beowulf (Vers 2807) findet sich das Wort „brenting“, das ein Seeschiff bedeuten soll und von dem Adjektiv bront oder brant und dem Substantiv brond oder brand hergeleitet wird. Dieselbe Etymologie wie für dieses Gattungswort muss natürlich auch für den Eigennamen Brenting gelten, der in der That als Personen-Name in einer angelsächsischen Urkunde des Jahres 944 vorkommt**); er ist aber zugleich nichts Anderes, als die patronymische Erweiterung von „Brenten“. Die Namen Brenten und Brondinge kommen also schliesslich auf ganz dasselbe hinaus; beide haben denselben Ursprung, beide bezeichnen einen und denselben Volksverband.

Aus der oben angeführten Nachricht des Paulus Diaconus geht nun aufs deutlichste hervor, dass die Brenten als eine Abteilung der Heruler, wohl die Gefolgschaft eines herulischen Fürstengeschlechtes, anzusehen sind. Sie haben in den ältesten Wohnsitzen des Heruler-Volkes, dort in der Nachbarschaft seiner ersten Waffengefährten, der Avionen, das Andenken auch ihres Namens und Daseins den Heimstätten späterer Geschlechter untilgbar aufgedrückt. In Nordschleswig und dem südlichen Jütland weist eine grosse Zahl von Ortsnamen, die mit Brand, Brönd, Brend beginnen***), auf die Gegend hin, wo wir die frühesten sicher erkennbaren Sitze der Brondinge und somit überhaupt der Heruler suchen dürfen. Nachher zog dieses Volk oder nur ein Teil desselben

*) J. Grimm, Deutsche Mythol. 1. Aufl. Anhang.

***) Kemble, Cod. dipl. aevi Saxonici II, 250. III, 422. Es ist beide Male dieselbe Flurbeschreibung.

***) Nordalbing. Studien I, 154.

weiter nach Süden; wir fanden am Anfang des sechsten Jahrhunderts ein Heruler-Reich in der Nähe der Thüringer, und eine spätere Andeutung wies uns an die Havel. Sollten die Brondinge nun nicht auch in diesen späteren Sitzen eine Spur ihres Daseins, eine Erinnerung an ihren Namen hinterlassen haben? Auf diesem nur von ganz vereinzelt Lichtstrahlen erhellten Wege finden wir so doch eine Spur, die uns zu einem Aufschluss über Bedeutung und Herkunft des Namens der Stadt Brandenburg leitet. Man will zwar diesen Namen gewöhnlich aus dem Slavischen erklären und hat eine Form Brannibor (oder Brennabor) ersonnen; aber auch abgesehen von der Thatsache, dass die Brandenburg einen selbständigen slavischen Namen führte (Szgorzelcia), muss man doch sagen: so gut unsere mittelalterlichen Gewährsmänner andere slavische Namen richtig überlieferten, würden sie es wohl auch mit dem Namen Brannibor gethan haben, wenn er ursprünglich so gelautet hätte*). Es ist durchaus nicht einzusehen, wie sie dazu gekommen sein sollten, gerade diesen Namen zu verändern und ganz willkürlich einen D-Laut, der ihm ursprünglich gefehlt hätte, in seine Mitte einzufügen. Die älteste Form, in der er überliefert ist, findet sich in dem Stiftungsbrief Ottos I. für das Brandenburger Bistum vom Jahre 948**); sie lautet „Brendunburg“ und ist sehr leicht und einfach auf ein althochdeutsches Brentonoburg zurückzuführen. Sie bezeichnet also eine Burg der Brenten.

Schon durch den nahen Harlungeberg hatte Brandenburg uns an Heruler gemahnt. Dieselbe Stadt lässt uns jetzt um ihres eigenen Namens willen genauer noch auf eine Ansiedelung der herulischen Brenten, der älteren Brondinge, schliessen. Sie knüpft ihren Namen, zugleich mit demjenigen ihrer Begründer, an jenen mythischen Stammheros Brand, den Sohn des Gottes Balder, den Enkel Wuotans; und es hat einen tiefen Sinn — einen tieferen noch, als es demjenigen, der diesen Anspruch that, selbst wohl bewusst war —, wenn i. J. 1170 auf einem feierlichen Botding***) einer der obersten Hausvasallen des Markgrafen Otto I. in Bezug auf die Brandenburg sagte: *prae caeteris castris totius Marchiae Brandenburg gloriosum ejus nomen est et famosum.*

*) Ähnlich äussert sich auch R. Schillmann, *Gesch. der Stadt Brdbg.* S. 21.

***) Riedel, *Cod. d. Brand.* I T. VIII, pag. 91. Die Eroberung der Brandenburg durch Heinrich I. ist zwar früher geschehen, aber später aufgezeichnet worden; denn der älteste Gewährsmann für dieses Ereignis, der Niedersachse Widukind, hat sein Geschichtswerk nicht vor 967 geschrieben.

***) Riedel, *Cod. d. Brand.* I T. IX, pag. 2.

Kaiser-Wilhelm-Medaillen.

Von Dr. Gustav Albrecht (Charlottenburg).

Zum Andenken an die 100jährige Wiederkehr des Geburtstages Sr. Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm I. hat die Berliner Medaillen-Münze von L. Ostermann, vorm. G. Loos (Holzmarktstr. 6 u. 7; Inh. A. Krüger) zwei Medaillen schlagen lassen, welche infolge ihrer künstlerischen Ausführung geeignet sind, ein treffliches Erinnerungszeichen an die Hundertjahrfeier zu bilden.



• Die grössere der beiden Medaillen hat einen Durchmesser von 50 mm und ist in der neuen französischen Manier, ohne hervorstehenden Rand und mit mattem Grunde, hergestellt; sie zeigt auf der Vorderseite das mit einem Lorbeerkrantz geschmückte Brustbild des greisen Kaisers im Hermelinmantel und die Umschrift

WILHELM I DEUTSCHER KAISER KOENIG VON PREUSSEN

GEB. 22 MÄRZ 1797

GEST. 9 MÄRZ 1888

auf der Rückseite die auf einem Kissen über gekreuztem Reichsschwert und Scepter ruhende Kaiserkrone, von einem Lorbeer- und einem Eichenzweig umrahmt und das Datum

22 MÄRZ 1897.

Die kleine Medaille hat die Grösse eines preussischen Thalers und zeigt wie dieser auf der Vorderseite den nach rechts gewendeten Kopf des Kaisers mit derselben Umschrift wie die grosse Medaille. Auf der

Rückseite befindet sich ein auf Lorbeerzweigen ruhendes, von der Kaiserkrone gekröntes W und die Inschrift

1797. 22 MÄRZ. 1897.

Diese beiden Medaillen bilden den Abschluss einer Reihe von Denkmünzen, welche die Berliner Medaillen-Münze*) auf bemerkenswerte Ereignisse im Leben Kaiser Wilhelms I. hat schlagen lassen. Im ganzen sind es 13 verschiedene Medaillen, welche die erwähnte Firma zu einer Sammlung vereinigt hat und an Liebhaber zu erheblich ermäßigtem Preise ablässt.

1. Auf die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar im J. 1829.

(D. 43 mm. C. PFEUFFER FEC.)



Avers: Doppelbildnis des hohen Paares — die Prinzessin in der charakteristischen Haartracht der zwanziger Jahre — mit der Umschrift: GUILERMUS BORUSSIAE ET AUGUSTA VINARIAE PRINCIPES.

Revers: Über einem von Lorbeer- und Rosenzweigen umkränzten Sockel mit dem preussischen und dem sächsischen Wappen die Inschrift:

SOLLEMN.
NUPTIARUM
AUGUSTAR. CELEBR.
D. XI. M. JUN.
A. MDCCCXXIX.

*) Die Berliner Medaillen-Münze wurde im Jahre 1776 von dem Kgl. Münzmeister Daniel Loos in der Neuen Friedrichstr. 56 gegründet. Von diesem übernahm sie 1819 sein Sohn Gottfried Bernhard Loos, der sie 1843 an Franz Ludwig Ostermann abtrat. Letzterer verkaufte die Münze 1879 an Emil Krüger, unter welchem sie 1884 nach der Holzmarktstr. 6 u. 7 verlegt wurde. Der jetzige Inhaber seit 1895 ist der Sohn des vorigen, Arthur Krüger.

2. Auf die Aufnahme des Prinzen Wilhelm von Preussen in die Loge und die Übernahme des Protektorats über dieselbe im Jahre 1840. (D. 45 mm.)

Avers: Porträt des Prinzen mit der Umschrift:

FRID. GUIL. LUD. PRINCEPS BORUSSORUM.

Revers: An einem Eichenstumpf angelegt drei Wappenschilder der grossen Loge, darüber der preussische Adler mit Krone und Palmenzweig; auf dem Stumpf ein Kissen mit Maurerinsignien. Die Umschrift lautet: PROTECTOR ORDINIS LATOMORUM PER BORUSSOS FLORENTIS. Auf einem unteren Abschnitt: INITIATUS BEROLINI D. XXII. MAII MDCCCXL.

3. Auf die silberne Hochzeit 11. Juni 1854. (D. 50 mm.)

Av.: Porträts des Prinzen und der Prinzessin mit der Umschrift:

FRIEDR. WILH. PR. V. PREUSSEN.

AUGUSTE. PRINCESS. V. PR. G. PR. v. SACHSEN.

Rev. Über einem mit Fackeln geschmückten Altar reihen sich die Ehegatten, beide in römischem Patrizierkostüm, die Hände und werden von Hymen bekränzt; neben dem Prinzen Wilhelm steht sein Sohn



Friedrich Wilhelm, neben der Prinzessin Augusta die Tochter Luise (jetzige Grossherzogin von Baden), beide gleichfalls in römisches Gewand. Zu Füssen des Prinzen Friedrich Wilhelm sitzt ein Adler mit dem Spruchbande: „Suum cuique“. In einem unteren Abschnitte befinden sich das preussische und sächsische Wappen, von einem Bande mit der Inschrift: 1829. 1. Juni. 1854 umschlungen.

4. Auf das 50jährige Dienstjubiläum des Prinzen von Preussen 1857. (D. 44 mm. K. Fischer fec.)

Av. Kopf des Prinzen mit schmalen Backenbart. Umschrift:

FRIEDR. WILHELM PRINZ V. PREUSSEN.

Rev.: Prinz steht in römischem Ritterkostüm, mit der Krone auf dem Helm, auf einem Felsen; eine sitzende Borussia mit Speer und fliegendem Mantel, zu ihren Füßen der preussische Adler, hält in der erhobenen Rechten eine Viktoria, welche dem Prinzen einen Kranz auf Haupt drückt.

Umschr.: NACH 50 DIENST-JAHREN 1857.

5. Auf die Krönung 1861. (D. 43 mm. F. Staudigel fec.)

Av.: Das von den Krönungsthalern bekannte Doppelporträt des Königspaares mit der Umschrift:

WILHELM KOENIG AUGUSTA KOENIGIN V. PREUSSEN.

Rev.: Auf einem auf Stufen erhöhten und mit Lorbeerkränzen geschmückten Thron in antiken Formen sitzt das Herrscherpaar, bekleidet mit den Insignien der neuen Würde. Zu Füßen des Thrones, auf dessen Stufen der preussische Adler, in den Fängen die Verfassung von 1850 haltend, sitzt, kniet eine Borussia in griechischer Gewandung, die Hände huldigend zu dem gekrönten Paar erhoben. Neben dieser Gestalt steht eine Opferschale mit brennender Flamme; der Sockel der Schale trägt die Inschrift: MIT GUT UND BLUT. Die Umschrift auf der Rückseite lautet: ZUR KRÖNUNG D. 18 OCTBR. 1861.

6. Auf die Einigung Deutschlands. (D. 55 mm. W. Kullrich fec.)

Av.: Kaiser Wilhelm steht, Hand in Hand mit dem König von Sachsen und dem König von Baiern, umgeben von den deutschen Bundesfürsten. Über dieser Gruppe befindet sich die Zahl 1870. Auf einem unteren Abschnitt befinden sich die Worte: WIR WOLLEN SEIN EIN EINIG VOLK VON BRÜDERN IN KEINER NOTH UNS TRENNEN UND GEFAHR.

Rev.: (H. Weckwerth fec.)

Die Kaiserkrone und die Zahl 1871 von Palmen und Eichenzweigen umrahmt.

7. Auf die Enthüllung der Siegessäule am 2. September 1873. (D. 61 mm.)

Av.: Porträt des Kaiser Wilhelm mit Umschrift: WILHELM DEUTSCHER KAISER KOENIG VON PREUSSEN.

Rev.: Darstellung der Siegessäule, darunter 2 SEPT. 1873.

Umschrift: DAS DANKBARE VATERLAND DEM SIEGREICHEN HEERE.

8. Auf die goldene Hochzeit des Kaiserpaares am 11. Juni 1879. (BURGER INV. — KULLRICH fec. — D. 61 mm.)

Av.: Auf einem einfachen, mit Greifen als Armlehnen gezierten Sessel sitzt das hohe Jubelpaar Hand in Hand: Kaiser Wilhelm

im Hermelin mit Krone und Scepter, Kaiserin Augusta in idealer Gewandung mit Schleier und Diadem. Vor dem Paare steht Hymen mit



brennender Fackel und reicht ihm die goldenen Lorbeerkrone dar. In einem Abschnitt unter dieser Darstellung eine von dickem Lorbeerkranz umrahmte 50 und das Datum 11. Juni 1879.

Rev.: (E. Weigand sc.)

Auf einem aus Lorbeer- und Rosenzweigen geflochtenen Kranze liegen aneinander gelehnt das preussische und das sächsische Wappen mit der Königskrone und einem Spruchband — 11. Juni 1829 —. Darüber befindet sich die Inschrift: ZUR GOLDENEN HOCHZEIT, darüber die Kaiserkrone.

9. Auf das 25jährige Regierungsjubiläum des König Wilhelm am 2. Januar 1886. (D. 70 mm. W. Uhlmann sc. O. Schultz fec.)

Av.: Profilporträt des Königs in grosser Generalsuniform mit der Umschrift: WILHELM DEUTSCHER KAISER KOENIG V. PREUSS.

Rev.: Auf den Flügeln und Fängen des Reichsadlers liegen die Verdienstkreuze von 1864 und 1866 und das Eiserne Kreuz von 1870, auf dem Brustschilde Königskrone, Scepter, Schwert und Apfel und eine XXV. Der Adler wird von der Kette des Schwarzen-Adler-Ordens umrahmt; auf dem erhabenen, mattgehaltenen Rand der Denkmünze zieht sich die Umschrift herum: GOTT WAR MIT UNS IHM SEI DIE EHRE. 1861. 2. JANUAR. 1886.

10. Auf das 80jährige Dienstjubiläum am 1. Januar 1887. (D. 38 mm).

Av.: Brustbild Kaiser Wilhelms im Interimsrock mit der Umschrift: WILHELM DEUTSCHER KAISER KÖNIG V. PREUSSEN.

Rev.: Einfacher Eichenkranz, welcher das Datum 1. JANUAR 1887

umschliesst. Um den Kranz umlaufend: ZUR ERINNERUNG AN DAS 80 JÄHR. DIENST-JUBILÄUM.

11. Auf den 90jährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms I. (D. 48 mm. W. Uhlmann sc. — O. Schultz fec.).



Av.: Schön ausgeführtes Brustbild des Monarchen in Kaiserkrone und Hermelinmantel mit der Umschrift:

WILHELM DEUTSCHER KAISER
KÖNIG V. PREUSSEN.

Rev.: Sitzende Borussia in griechischer Gewandung, den linken Arm auf den Schild gestützt, im rechten Arm die Lanze, in der Hand einen Lorbeerkrantz.

Umschrift:

ZUR ERINNERUNG AN DEN 90 JÄHR.
GEBURTSTAG 22. MÄRZ 1887.

12a. Auf den Tod Kaiser Wilhelms am 9. März 1888. (D. 70 mm. W. UHLMANN sc. — O. SCHULTZ fec.).

Av.: Trefflich ausgeführtes Brustbild des Verschiedenen im Hermelinmantel, auf dem Haupte einen Lorbeerkrantz mit der Umschrift:

WILHELM DEUTSCHER KAISER KÖNIG V. PREUSS.

Rev.: Trauernde Germania am Sarge Kaiser Wilhelms I.



Der Hintergrund zeigt die von schmalen Rundbogenfenstern erhellte Apsis einer Kapelle, zu deren Seiten sich in Nischen die Gestalten des

des Glaubens und der Hoffnung erheben. Am unteren Ende des Sarkophags, der mit der Kaiserkrone und mit Lorbeerguirlanden geziert ist, sitzt links der Engel des Todes, auf die umgekehrte Fackel gestützt, während rechts die trauernde Germania einen Lorbeerkranz auf den Sarkophag niederlegt. Eine kleine Engelsgestalt, in die Posaune stossend, fliegt zur Wölbung der Kapelle empor.

Auf einem unteren Abschnitt: 9. MÄRZ 1888.

12b. Auf den Tod. (D. 38 mm).

Av.: Gleiche Prägung wie Avers von Nr. 10.

Rev.: Kreuz mit den Daten:

22. MÄRZ 1797 — 9. MÄRZ 1888

und der Umschrift:

ICH UND MEIN HAUS WOLLEN DEM HERRN DIENEN.

(Anlässlich der Hundertjahrfeier waren diese Medaillen, von denen sich auch Exemplare im Kgl. Münzkabinet befinden, in der Sammlung des Märk. Provinzial-Museums ausgestellt.)

Tiefwerder und der Faule See.

Von W. Pütz.

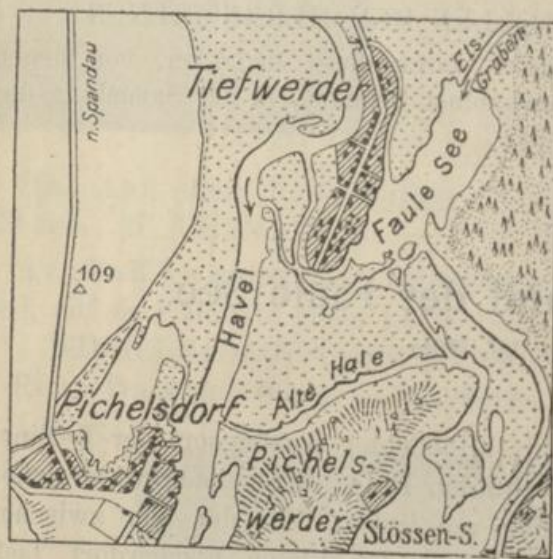
Unweit nördlich von der als allbeliebter Ausflugsort der Berliner Bevölkerung sich eines wohlberechtigten Rufes erfreuenden walddreichen Insel Pichelswerder erstreckt sich am linken Ufer der hier zwischen moorigen Wiesen dahinziehenden Havel das kleine Fischerdorf Tiefwerder. Einsam und bislang scheinbar vergessen von den seine niedrigen Häuschen allseitig umflutenden Wogen des Verkehrs heimelt es den Wanderer an wie ein Nachklang jener vergangenen Tage, da auch in der Nähe unserer Hauptstadt die Bezeichnung „Dorf“ noch etwas anderes als ein nur politischer Begriff war.

Tritt der Ort solchergestalt in Gegensatz zu dem etwa einen Kilometer südlich am jenseitigen Flussufer liegenden Pichelsdorf, dessen weitaus grösster Teil sich infolge der Pferdebahnverbindung zu einer Vorstadt von Spandau entwickelt hat, so lenkt der Vergleich mit dieser durch das merkwürdige Naturereignis einer plötzlich entstandenen Insel*) in der Wissenschaft bekannt gewordenen Ortschaft das Augenmerk auf eine ebenfalls landbildende, aber im Gegensatze zu jenem „akuten“ Fall mit der langsamen Sicherheit des „steinhöhlenden“ Tropfens vor sich gehende Erscheinung.

*) Brandenburgia Heft 12. März 1896.

Alle im Handel befindlichen Kartenblätter zeigen auf der Ostseite des Dorfes ein etwa 600 Meter langes, 200 Meter breites Gewässer, der „Faule See“ genannt, das mit nordost-südwestlicher Richtung an den Ort unmittelbar herantretend, die volle südliche Hälfte desselben bespült, während zwei von hier nach der Havel gehende Gräben die wasserumflossene Lage dieses „Werders“ vollenden. Ein derartiges Situationsbild, welches in untenstehender, nach der v. J. 1867 herrührenden Messtischaufnahme des Generalstabes gezeichneten Skizze wiedergegeben ist (Fig. 1), entspricht jedoch nur noch zum Teil dem gegenwärtigen Zustand der Dinge, der an Stelle des Sees eigentlich nur eine Fortsetzung des vom Nordende des Dorfes herabkommenden Grabens bis zu dem

Fig. 1.



1 : 25000.

weiterhin nach dem Stössensee mündenden Wasserlauf aufweist. Den Faulen See aber, der sich, wie Fig. 2 zeigt, nur als eine fennartige Verbreiterung des Elsgraben, jenes von der Spree östlich von Ruhleben ausgehenden, in den Stössen-See mündenden und auf diese Weise eine Verbindung zwischen Spree und Havel diesseits Spandau bildenden Wasserarms darstellt, vermag das Auge vom Dorfe aus überhaupt nicht mehr zu erblicken; denn gerade dort, wo ehemals (Fig. 1) seine Fluten bis an die südliche Dorfhälfte heran-

reichten, sehen wir heute schon festes, nahe an 100 Meter breites Wiesensland und als letzten kümmerlichen Rest des Sees nur eine unscheinbare Wasserrinne. Letztere gewinnt aber durch den Umstand an Bedeutung, dass die Fischer zwei von hier bis dicht an das Dorf gezogene Gräben offen halten (s. Fig. 2), um nicht die unmittelbare Verbindung mit dem sowohl durch seinen Fischreichtum, wie durch den Überfuhrtdienst zwischen Pichelsberg und Pichelswerder ihre wesentlichste Erwerbsquelle bildenden Stössensee zu verlieren.

So sehen wir in diesen unscheinbaren, künstlichen Wasserarmen gewissermassen ein Stück Dorfgeschichte „im Kampf ums Dasein“ widerspiegelt, im Verlauf dessen die Fischer mit „zunftgemäsem“ Gleichmut die unabwendbare Thatsache hinnahmen, dass man heute dort Heu erntet, wo sie in ihrer Jugend auf leichtem Kahn zum Fischfang auszogen.

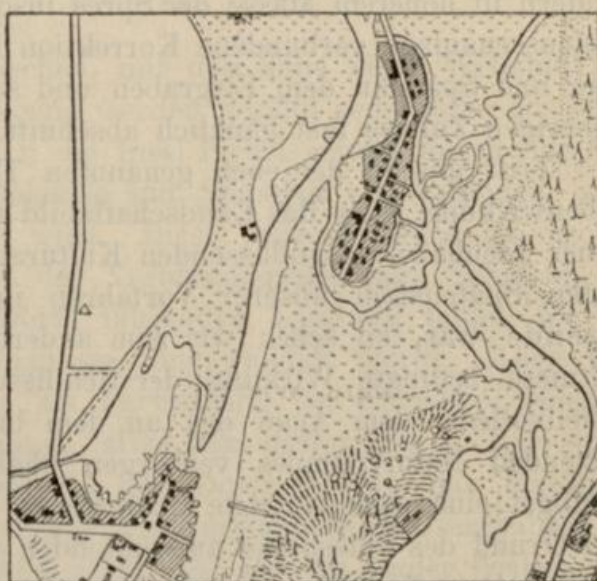
Wohl verwandelt das Hochwasser, welches nach niederschlagreichem Winter die vielen Niederungen der Mark zur Frühjahrzeit meilenweit überflutet, zuweilen auch hier das ganze Wiesenland in einen bis zum hohen Grunewaldsaum reichenden See, aber dieser vorübergehende Zustand vermag an der Thatsache nichts zu ändern, dass hier in der kurzen Frist von etwa 30 Jahren eine Landbildung von mindestens 2500 Quadratmeter vor sich ging, und dass dort, wo vordem ein See von etwa 50,000 Quadratmeter Flächengehalt sich ausdehnte, heute von einem solchen überhaupt nicht mehr die Rede sein kann.

Eine weitere Abweichung der heutigen Situation von derjenigen des Kartenbildes v. J. 1867 finden wir in der südwestlichen und südlichen Umgebung des Dorfes.

Von den zwei Gräben, die dort (Fig. 1) von der Havel ausgehend und nahe unterhalb des Dorfausganges sich kreuzend in den Faulen See einmündeten, ist nur noch einer vorhanden, und jener breite, dicht vor dem Pichelswerder das Wiesengelände durchquerende, von den Fischern die „alte Hale“ genannte Wasserarm, der noch vor 20 Jahren schwer beladene Heukähne trug, ist heute nur am östlichen Ende in seinen letzten Spuren durch einen Streifen hohen Schilfwuchses nachweisbar, dessen in immer fester werdender Verfilzung begriffenes Wurzelwerk einen Blick in die Werkstätte der unablässig schaffenden Natur gestattet.

Forschen wir nach dem Grunde dieser Erscheinung, die sich gemäss unserer Schilderung theils als Wasserschwind, zum Teil aber auch als Landzuwachs darstellt, so ergeben sich drei in ihrer Wirkung einander ergänzende Faktoren. Als erste, ziemlich klar zu Tage tretende Ursache wird ein Vorgang anzusehen sein, dem schon manches märkische Gewässer teilweise oder gänzlich zum Opfer ward, und der z. B. zwischen dem nur etwa 13 Kilometer nach S.W. entfernten Fahrlander — und dem Schlänitz-See nachgewiesen ist*), welche beiden Gewässer noch in historischer Zeit einen einzigen See bildeten, heute aber nur durch einen etwa 4 Kilometer langen, zudem sehr von Versandung bedrohten Schiffs-

Fig. 2.



1 : 25000.

*) Berendt, Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg. Berlin 1865.

Kanal verbunden sind. Dieser Vorgang, welchen der volkstümliche Ausdruck „zuwachsen“ sehr treffend bezeichnet, besteht darin, dass zunächst die überaus üppige Wasserflora durch Verfilzung der Wurzeln sog. Schwimmheben bildet, die vorerst wirkliche, schwimmende Inseln von meist nur wenigen Fuss Durchmesser sind und dann an irgend einer Stelle des Ufers zur Ruhe kommen. Allmählich wird nun der bislang vom Wasser eingenommene Zwischenraum zwischen diesen „Heben“ und dem Grunde des Sees durch Schwemmsand ausgefüllt, der sich mehr und mehr festigt und mit der Zeit trocknes Land bildet.

Begünstigt wird dieser natürliche Vorgang durch die beiden anderen, auf menschlicher Thätigkeit beruhenden Faktoren, nämlich den Dampferverkehr und die Flussregulierung und zwar nicht nur der Havel, sondern in höherem Masse der Spree insofern, als die mit einer grossen Schleussenanlage verbundene Korrektur ihrer Ufer zwischen Charlottenburg und Spandau dem Elsgraben und somit auch dem Faulen See den bisherigen Zufluss fast gänzlich abschnitt.

Tritt uns in der eben genannten Thatsache nur eine interessante Nebenwirkung jener das Landschaftsbild im allgemeinen nicht zur Freude seiner Liebhaber beeinflussenden Kulturarbeit entgegen, welche seit dem ersten Spatenstich unserer Vorfahren im wesentlichen eine trockenlegende war, so sehen wir zum andern eine durch die örtlichen Verhältnisse bedingte Wirkung der Schiffsschraube, von deren weiterem, unheilvollem, dem Auge des an dem buntbelebten Flussbilde sich ergötzensden Naturfreundes verborgen bleibendem Einfluss diese Blätter unlängst eine sehr beredete Schilderung brachten.*) Es sind dieselben den Grund des Flussbettes aufwühlenden und die Fischbrut vernichtenden heftigen Dampferwellen, welche immer neue Sandmassen in den zur Havel mündenden und mit dem Reste des Faulen Sees in Verbindung stehenden Graben werfen, so dass die Fischer nur durch wiederholtes Ausbaggern das völlige Versanden dieses ihres nächsten und unmittelbaren Verbindungsweges zum fischreichen, weil bislang noch von keinem Dampferbeunruhigten Wasser des Stössen-Sees zu verhindern, im stande sind.

Eine Fahrt auf diesem nach unten sich allmählich verbreiternden Graben vermag den Naturfreund mit einer Fülle eigenartiger, durch die bedenkliche Nähe der Millionenstadt zu ganz besonderer Wirkung gesteigerter Reize zu fesseln.

Einem Festschmuck gleich säumt ein reicher Flor duftiger Teichrosen die im anmutigen Spiel ungezwungener Uferlinien den weiten Wiesenplan durchziehende Wasserstrasse, wo bald in kräftiger Silhouette das Querprofil des in mannigfaltigem Waldesschmuck prangenden Pichelswerder aufsteigt. Weithin begrenzt der dunkle Kiefernsaum des Grune-

*) Brandenburgia V. Jahrg. Nr. 6. S. 235 u. f.

waldes in markigem Gegensatz die lichtgrüne, wasserdurchblitzte Ebene und dort, wo die alten Föhren des Murellenberges, des nördlichsten der gegen das Havelthal vorgeschobenen Diluvialhöhen des Grunewaldes zur Niederung herabsteigen, mischt sich auch das leuchtende Gelb einer Dünenreihe in das charakteristische Farbenspiel märkischer Landschaft. Malerisch erhebt sich in reichem Blätterschmuck auf sanft ansteigender Bodenwelle das kleine Fischerdorf, und wo das bunte Gefüge von Strohh- und Ziegeldächern, schwellenden Baumkronen und freundlich aufblickenden Giebeln nebst dem in regelloser Willkür entstandenen Anhängsel von Stall und Schuppen und dem beweglichen Fischereigerät sich zu wirkungsvollen Einzelbildern sondert, erscheint auch hier und dort, wie eine Bestätigung für unser Empfinden und als „stimmungsvolle“ Staffage der Landschaft das luftige Zeltdach eines Jüngers der Palette in dem grünen Gelände.

Doch die Tage so idyllischen, mit der Nähe einer Weltstadt auf die Dauer unvereinbaren Behagens werden gezählt sein, wenn das schon seit Jahren schwebende Projekt, die Insel Pichelswerder durch eine feste über Tiefwerder führende Chaussee mit Spandau zu verbinden, seine Verwirklichung erlangt haben wird. Diese Verwirklichung ist insofern bereits zum Teil erfolgt, als der Verbindungsweg mit Spandau, der zugleich den einzigen zum Dorfe führenden Landweg bildet, im verflossenen Sommer in eine Chaussee umgewandelt wurde. Aber noch endet die Dorfstrasse, welche als Fortsetzung der Chaussee leider bei dieser Gelegenheit ihres schönen, alten Baumschmucks z. T. verlustig ging, als Sackgasse am Süden des Dorfes*), wo das malerisch-ungezwungene Ufergehänge des a. a. Orte erwähnten Wassergrabens der modernen Kunststrasse zur Zeit noch ein, auf die Dauer freilich ohnmächtiges Halt zuruft, während über das bisher noch unentwehte Wiesengelände nur ein verlorener Fusspfad den Naturfreund zu genussreicher Wanderung an den das Flussufer säumenden Weidenbüschen entlang nach dem Pichelswerder führt.

Auch hat jenes Strassen-Projekt, welches durch die inzwischen laut gewordene Absicht der Militär-Verwaltung, zur Entlastung der engen Strassen von Spandau eine Heerstrasse nach dem neuen Übungsplatz bei Döberitz in der Nähe von Tiefwerder über die Havel zu führen, eine Verschiebung erfahren hat, grossen Ereignissen gleich, bereits seine Schatten vorausgeworfen, in Gestalt einiger, den Dorfeingang verunzierender, moderner Zinshäuser. Welch ein unversöhnbarer Gegensatz,

*) Eine derartig abgeschlossene Lage bietet genügende Erklärung dafür, dass sich das in der Luftlinie nur etwa 2 Meilen von Berlin entfernte Dorf bis in die Gegenwart in ziemlich unveränderter uralter Eigenart erhalten und noch einige Reste alter Sitten bewahren konnte, die Anlass zu besonderer Mitteilung in diesen Blättern bieten.

diese nüchternen Mietskasernen, deren Stockwerke in solcher Umgebung fast zum Himmel schreien, und jene altersgrauen, behaglichen, mit dem Grund und Boden, sowie dem biederem Charakter ihrer Bewohner, ich möchte sagen, so organisch verwachsenen Dorfhäuser, unter deren anheimelnden, bemoosten Dach mit dem uralten, ehrwürdigen Hausrat der Väter auch deren schlichte Sitten sich forterbten von Geschlecht zu Geschlecht.

Unablässigen Wandel der Zeiten zu hemmen, giebt es nicht Macht noch Pflicht; aber nicht ohne Bedauern wird man in diesem in uralter, unverfälschter Eigenart sich fast vor den Thoren unserer Hauptstadt darbietenden Landschaftsbilde ein Stück märkischen Dorflebens dahinschwenden sehen, welches als lebendiges Verbindungsglied aus vergangenen Zeiten in die Wende unseres Jahrhunderts hineinragt.

Kleine Mitteilungen.

Berliner Aberglaube. (Aus der Praxis eines Geistlichen.) 1. Gespenst. Ein Handwerker, welcher nicht an ein ewiges Leben und kaum an Gott glaubt, weiss ganz bestimmt, dass eine Verwandte, welche ausserhalb gestorben ist, ihm und der ganzen Familie keine Ruhe lässt und hier im Hause spukt. 2. Das heil. Abendmahl. Eine Frau war lange nicht zum heil. Abendmahl gegangen. Da sie mit ihrem Anzug schlecht bestellt war, so bot man ihr an, ihr etwas Kleidung zu der Feier zu leihen. Darauf sagte sie: „Wenn ich die Sachen nicht behalten darf, dann nützt mir das Sakrament nichts“, und lehnte das Anerbieten ab.

3. Träume. Ein Kranker erzählte: Meine Krankheit ist mir durch einen Traum angezeigt worden. Mir träumte von sehr schmutzigem Wasser, und das bedeutet Krankheit. Klares Wasser aber zeigt Gesundheit und gute Tage an. — Feuer mit heller Flamme bedeutet grosse Freude, besonders baldige Hochzeit oder Geld. Man thut daher gut, in die Lotterie zu setzen. Dagegen bedeutet Rauch oder Flamme grosses Unglück und Tod.

4. Begegnung. Wenn einem bei dem ersten Austritt aus dem Hause ein altes Weib begegnet, so bedeutet das Unglück. Eine Frau glaubte, eine Bestätigung dafür anführen zu können. Als sie ausging, um eine Schuld einzufordern, begegnete ihr eine alte Frau. Sie wollte eigentlich umkehren, ging aber doch weiter, weil sie wenigstens einmal wieder ausgewesen sein wollte. Sie fand den Schuldner zwar zu Hause, er konnte aber nicht zahlen. Sie war nun fest überzeugt, dass die alte Frau ihrem Glück hinderlich gewesen. — Auf dem Lande gilt die Begegnung eines Hasen als unglückbedeutend. — Ein verwandter Aberglaube ist: Wenn jemand das Haus verlässt und er muss noch einmal umkehren, so bedeutet das Unglück.

5. Glück und Unglück. Als Zeichen des Glücks gelten alle möglichen Dinge, heilige und profane, denn der Glücksjäger ist in der Wahl nicht im geringsten peinlich. Bei einer Familie stand auf einer Komode ein Kruzifix. Die Hausfrau wurde gefragt: „Was denken sie sich beim Anblick dieses Kreuzes?“ Sie antwortete: „Wenn man dies ansieht, dann geht die Arbeit nicht aus.“ Eine evangelische Frau sagte: „Ich habe meinen Heiland immer bei mir, darum habe ich immer Glück.“ Darauf zog sie ein Marienbildchen aus ihrem Kleide und sagte: „Hier ist mein Heiland, welcher mir Glück bringt.“ — Man findet im Laden ungläubiger Leute die Inschrift: „Gott mit uns,“ weil das Glück bringen soll. — Sehr verbreitet ist ein Hufeisen, als Glück bedeutend oder Unheil abhaltend, vor die Thürschwelle genagelt, mit der offenen Seite nach aussen; es muss aber auf der Strasse gefunden sein. Vor einem Laden zieht es Käufer an. — Auch Pflanzen gelten als glückverheissend. Eine Frau näht ihrem Manne jedesmal, wenn er einen wichtigen Gang vorhat, Salz, Dill und Kümmel in die Hosentaschen, weil sie meint, er gewinne dann jeden Prozess und was er vornimmt, müsse gelingen. — An anderen Orten gilt dies als Schutz gegen Behexung. Zu Grunde liegt dabei die altheidnische Vorstellung von der wohlthätigen Zauberwirkung gewisser Pflanzen. — Den Gegensatz dazu bildet folgendes: Epheu gilt als unheilvoll. Ein Handwerker, dem es traurig ging durch Krankheit seiner Frau, Mangel an Arbeit etc., hörte von seinem Nachbar: „Ihr ganzes Unglück kommt von den beiden grossen Epheutöpfen, die Sie haben.“ Er warf sie deshalb in die Müllgrube, aber es ging ihm trotzdem nicht besser, sondern schlechter. — Brot. Manche Leute sagen, wenn man eine neue Wohnung bezieht, so muss man zuerst Brot und Geld hineschaffen, dann geht einem beides nie aus. — Manche meinen, es gebe Zank, wenn man Brot auf den Rücken legt. — Manche machen beim Anschneiden des Brotes drei Kreuze auf die untere Seite, weil sie meinen, dann gehe das Brot im Hause nie aus. — Ein Mann wendete immer sorgfältig die angeschnittene Seite des Brotes von der Thür weg, weil er fürchtete, das Brot gehe sonst zur Thür hinaus. — Handgeld etc. Manche Handwerker haben die Sitte, dass sie das Handgeld, d. h. das erste Geld, das sie am Tage einnehmen, anpusten oder auch anspucken, weil dadurch noch mehr Geld ins Haus komme. Es ist eine altheidnische Meinung, dass Anhauchen und Anspucken eine schützende Wirkung hat. — Manche Kaufleute verbrauchen von ihren neuangekauften Waaren nie zuerst etwas zum eigenen Bedarf, weil sie fürchten, dann den ganzen Rest auf dem Halse zu behalten. — Manche Leute meinen, wenn man Kehricht aus einer Stube in die andere über die Schwelle fegt, dann kommt Unglück ins Haus. Einige Geschäftsleute meinen: Je mehr Schmutz man in den Laden hineinkehrt, desto mehr Kunden kommen. — Manche Leute sagen: Wenn man Schuppen von einem Fisch, den man am Sylvesterabend gegessen hat, im Portemonnaie trägt, dann hat man immer Geld. (Die Schuppen bedeuten Geld.) — Andere sagen: Es bringt Glück, wenn man einen Hundezahn oder einen Sargnagel bei sich trägt.

6. Tagewählerei: Eine Hochzeit oder Taufe am Freitag soll Unglück bringen. Auch gilt es als verhängnisvoll, wenn eine Krankheit sich an

einem Freitag wendet. — Eine nicht ungebildete Frau, die sich auch zur Kirche hält, zieht nie Freitags ein neues Kleid an, beginnt auch nie an diesem Tage eine neue Arbeit, weil sie sonst kein Glück habe. Als Grund giebt sie den Charfreitag an. — Wenn eine Wöchnerin am Sonntag zuerst aufsteht, so wird sie schwer krank. — Weihnachtszeit. Manche Leute halten strenge darauf, dass in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr die Wäscheleine nicht auf dem Trockenboden ist, weil sonst jemand in der Familie stirbt. In Pommern hat man den Aberglauben: Wenn in dieser Zeit gewaschen wird, so stirbt der, dem die Wäsche gehört. Es liegt dabei ein heidnischer Gedanke zu Grunde, dass nämlich die in das Gebiet des Wodandienstes gehörige Zeit der Wintersonnenwende, in welche das Julfest fiel, die Zeit der Zwölfnächte von Weihnachten bis Dreikönigstag (6. Januar), verhängnisvoll sei.

Prediger Hausig.

(1882.)

Diese Formen des Aberglaubens sind in Berlin noch heut am Ende des 19. Jahrhunderts, selbst bei den sogenannten Gebildeten, gewöhnlich. Die sogenannten Aufgeklärten lachen über diese Dinge, abergläubisch sind sie deshalb nicht minder, der Aberglaube hat bei den „klugen“ Leuten nur eine mehr moderne, mehr rationalistische Form. In der That scheint der Aberglaube, namentlich der Animismus und der Fetischismus, von dem Vorstellungsvermögen der Menschheit nicht lösbar, vielmehr ein geistiges Zubehör des Homo sapiens zu sein, wie dies u. a. Adolf Bastian mit einem bewundernswürdigen Aufwand von Thatsachen überzeugend nachgewiesen hat.

E. Fr.

Wer hat die Polka erfunden? Eine Antwort auf diese öfters aufgeworfene Frage giebt die „Neue Musikzeitung“. Sie schreibt: In der Stadt Elbekosteletz in Böhmen lebte ein junges, hübsches Bauernmädchen, das in der unbefangenen Lust seines siebzehnjährigen Herzchens eine später weitberühmte „Erfindung“ machte. Die Kleine erfand nämlich die Polka. An den Sonntagnachmittagen hüpfte sie singend und mit anmutigen Bewegungen umher und dem Lehrer Neruda, der sie belauschte, gefiel das so sehr, dass er Rhythmus und Melodie aufschrieb und den neuen Tanz nach Prag schickte, wo er bald allgemeine Aufnahme fand. Nach Paris gekommen, wurde er aber erst berühmt und eroberte von dort aus die Welt. 1844 wurde er sogar auch, wie jede andere Berühmtheit, angefeindet, nämlich als „direkt unanständig“ in Lüttich verboten. Aber selbst diese Anfechtung hat die Polka siegreich überstanden, wenn auch neuere Tänze ihr starke Konkurrenz auf unseren Bällen machen. Vergl. hierzu die Mitteilungen über die Polka im Monatsblatt Bd. V, S. 151 von O. Pniower und S. 239 vom Unterzeichneten.

Berlin, 2. Februar 1897.

E. Fr.

Der Judentotschlag bei Grimnitz, Kreis Angermünde. Wenn man auf dem Kirchhof von Grimnitz steht, erblickt man nordwärts hinter den Wiesen den Wald. Dort liegt an der Strasse, die von Grimnitz kommt, ein Reisighaufen, „der Judentotschlag“ genannt. Vor vielen Jahren wurde an

der Stelle ein Jude erschlagen; er hatte nur 3 Pfennige bei sich*). Jeder vorübergehende Jude wirft noch heut einen Zweig auf den Haufen. Früher war der Haufen grösser; weil aber die Zahl der Juden in dem benachbarten Joachimsthal von Jahr zu Jahr abnimmt, wird er immer kleiner.

Die Stelle heisst auch „der tote Mann“ oder „der Schweden-totschlag“.

Nach mündlicher Mitteilung einer alten Frau in Joachimsthal am 8. Oktober 1896. Otto Monke.

Der Totschlag bei Branitz, Kreis Cottbus. Am 21. Juni 1888 fuhr ich in der Nähe von Branitz, dem bekannten durch die Gartenanlagen des Fürsten Pückler-Muskau verschönerten Herrensitz, mit unserem Mitglied Dr. Bolle zusammen. Bei einer Waldlichtung erblickten wir einen auffallenden Reisighaufen. Auf Befragen teilte uns der Kutscher mit, dass die Stelle „der Totschlag“ heisse. Dort sei ein Mensch vor langen Jahren umgebracht worden, seitdem würfen die Vorübergehenden Reisig auf die Stelle. Dem Oberförster sei das lästig geworden und er habe deshalb den Weg verlegen lassen. Das vermindere allerdings das Aufhäufen des Reisigs, ganz habe es aber trotzdem nicht aufgehört.

Das Hinwerfen des Reisigs soll ursprünglich den Toten bedecken, damit er dem Anblick entzogen wird und ihn die wilden Tiere nicht verzehren. Vielleicht könnte man auch gleichzeitig an das Material zur Feuerbestattung des Toten denken, welches auf diese Weise durch milde Gaben beschafft wurde. Jetzt ist die Sitte nur mehr eine symbolische.

*) Man denkt unwillkürlich an die Verse des 1827 von Adalbert von Chamisso gedichteten, in unseren Schulen von den Kindern noch jetzt mitunter aufgesagten Gedichtes „Die Sonne bringt es an den Tag.“

7. Da kam mir just ein Jud in die Quer,
Ringsum wars still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not;
Den Beutel her, sonst schlag ich dich tot!
Die Sonne bringts nicht an den Tag.
8. Und er: Vergiesse nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringts nicht an den Tag.
9. So rücklings lag er blutrot da;
Sein brechend Aug in die Sonne sah;
Nun hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag.
10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um;
Acht Pfennige, das war das ganze Geld,
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringts nicht an den Tag.

Der entsprechende Brauch kommt in holzarmen, aber steinreichen Gegenden in Gestalt des Aufhäufens von Steinen vor. Schon das alte Testament berichtet dergleichen von den Juden. Ähnlich bei den Kelten. Als ich am 9. Juni 1874 den baumlosen Mount Mangerton bei Killarney in Irland, begleitet von einem Führer John O'Dannaghue („Happy Jack“), bestieg, machte dieser auch auf einen Steinhaufen (irisch: Cain) aufmerksam, der an der Stelle eines Totschlags errichtet sei. Der Führer warf einen Stein dazu, ich folgte seinem Beispiel.

E. Friedel.

Fragekasten.

In einem Aufsätze „Walfische auf Reisen“ von Ludw. Maas (Danzig) in der Staatsbürg. Ztg. vom 9. 6. 97 heisst es:

„Die Nachrichten über an deutschen Küsten beobachtete Walfische gehen bis in das 12. Jahrhundert zurück. So zogen im Jahre 1325 zahlreiche junge Bartenwale die Trawe hinauf und zum Teil an Lübeck vorbei. Einige dieser verschlagenen Reisenden, die eine Länge von 20 und 24 Fuss hatten, wurden bei der Holstenbrücke in Lübeck erschlagen. Zwölf Jahre später trieb ein solcher „Fisch“ bei Nordweststurm und Hochflut bei Damerow auf der Insel Usedom an. Er gab 20 Lasten Fleisch zum Thransieden und seine Rippen wurden als Kuriosität nach Stettin, Stralsund und Brandenburg geschickt. Reste dieser Walrippen liegen noch in einem Privathause in Brandenburg.“

Diese Notiz ruft unwillkürlich den Gedanken wach, ob die bekannte „Ribbe“ am Molkenmarkt zu Berlin, über deren Ursprung man nichts Genaueres weiss, nicht auch aus jener Zeit stammt und durch einen ähnlichen Umstand wie die obenerwähnten Rippen nach Berlin gekommen ist. Kosmar in seinen „Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit“ (Berlin 1831) sagt S. 115, die „Ribbe“ sei aus Holz gemacht und hätte als Wirtshausschild gedient. Letzteres scheint sehr wohl glaublich, ersteres aber zweifelhaft. Ist die Rippe thatsächlich aus Holz, so erübrigt sich weiteres Forschen, ist sie aber echt, so wäre es interessant, festzustellen, woher die Rippe stammt. Der Verfasser der obigen Notiz giebt leider keine Quelle für seine Nachrichten an, vielleicht weiss jemand aus dem Leserkreise näheres darüber, besonders ob in Stadt Brandenburg wirklich noch Reste jener Rippen vorhanden sind.

Dr. G. Albrecht.

In einem kurzen Artikel „Berliner Kinder-Spiele“ im Lok.-Anz. vom 2. 6. 97 findet sich folgende Stelle:

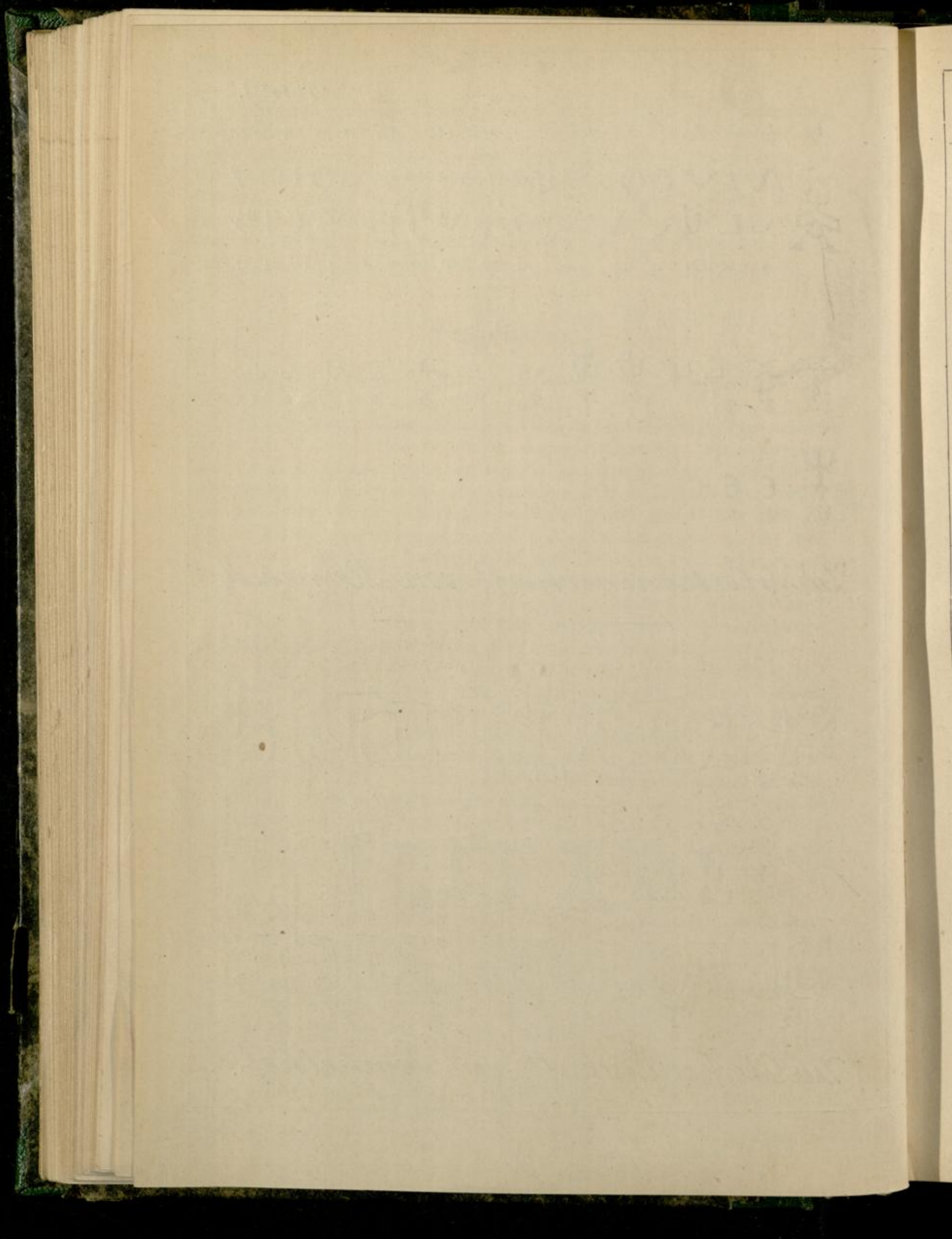
Knöpfe scheinen übrigens bei den Kindern ein Wertobjekt zu sein, welches eine bestimmte Valuta hat. Als Münzeinheit gilt der gewöhnliche Blech- oder Hosenkopf, „Gnidde“ genannt, ein Perlmutter- oder Steinnussknopf heisst „Orscht“ und gilt sechs Gniddes, während die „Oluche“, der Soldaten- bzw. der Livreeknopf aus Metall, den höchsten Preis hat und den Wert von drei bis vier Orschen repräsentirt.

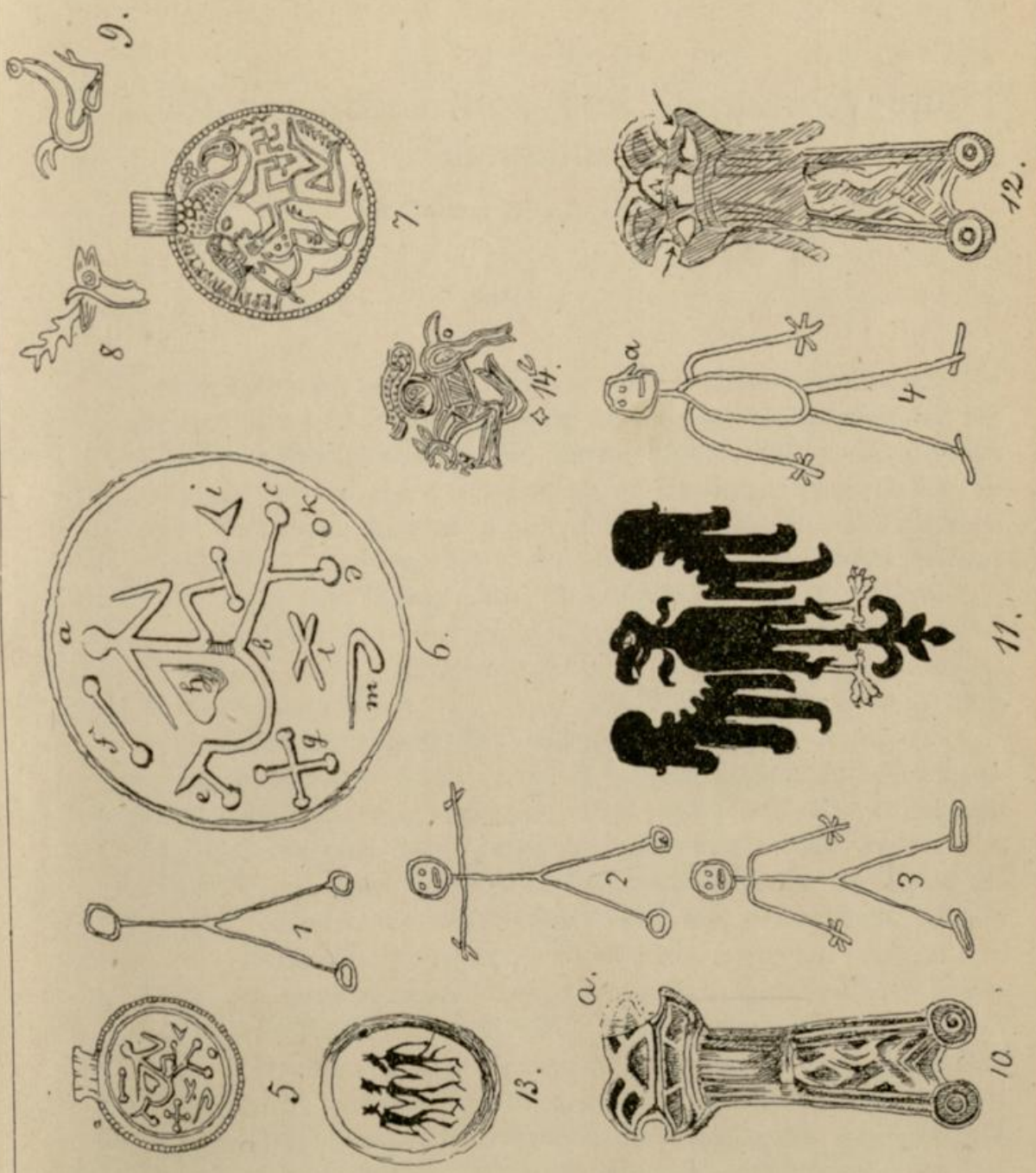
Woher mögen diese Bezeichnungen stammen?

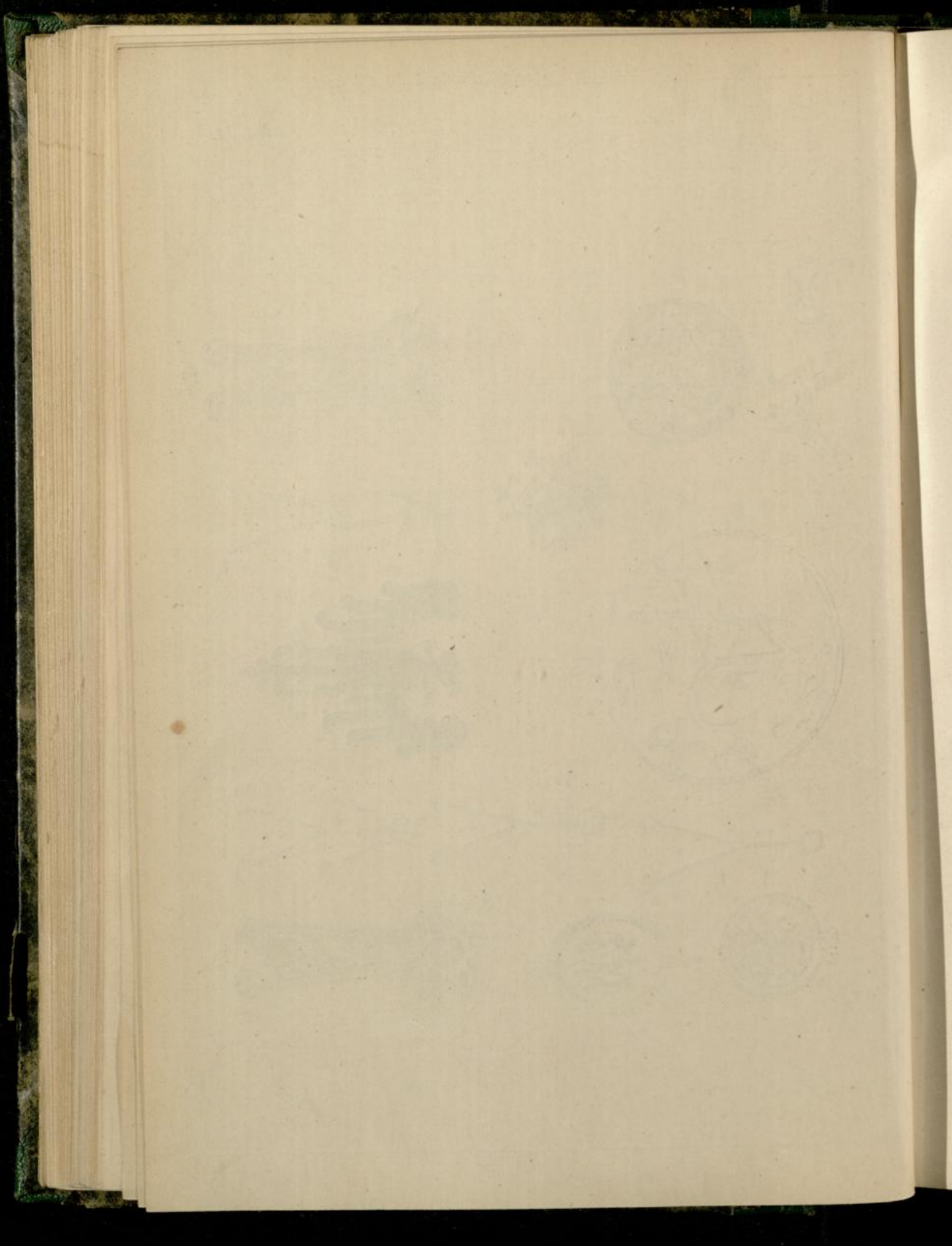
Dr. G. Albrecht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.







Die Glockeninschriften von Sternebeck und Tempelhof.

Studie von K. Altrichter.

Tafel I.

In meiner Eigenschaft als Archivar der Berliner Gesellschaft für Heimatkunde halte ich es in Anlehnung an die Geschäftsanweisung für die Königlichen Staatsarchivare für meine Pflicht, die archivalischen Schätze des mit der gedachten Gesellschaft im Zusammenhange stehenden Märkischen Provinzial-Museum durch Einzelarbeiten einem grösseren Kreise nutzbar zu machen. Ich habe dies schon seit Jahren gethan, als ich noch nicht den Vorzug hatte, dem Vorstande der Brandenburgia anzugehören und mache diese Anmerkung nur deshalb, um auf meine bisher auf diesem Gebiete gelieferten Arbeiten, die nicht ganz unbeachtet geblieben sind, hinzuweisen und damit die Erklärung abzugeben, dass ich in der Entzifferung rätselhafter Inschriften fortfahren werde, obschon es gelehrte Leute giebt, die sich von der Richtigkeit meiner Entzifferungen nicht glauben überzeugen zu können, ohne doch nur eine Andeutung von etwas Besserem oder Richtigerem zu machen im stande zu sein.

Es könnte leicht der Vorwurf einer ausschweifenden Phantasie erhoben werden, die mich diese oder jene Auslegung finden liess. Allerdings ist eine starke Phantasie dazu erforderlich, aber nur eine solche, deren Thätigkeit durch strenges Denken geregelt, im gewöhnlichen Leben als Kombinationsgabe bezeichnet wird. Abgesehen von mehrfachen anderen Spezialkenntnissen führt in erster Linie die Phantasie insofern zu einem Ergebnis bei der Entzifferung einer Inschrift, als sie den Arbeitenden befähigt, seinen Standpunkt um 6 und mehr Jahrhunderte zurückzuschrauben und mit den Männern jener Zeit sich in ihrem Denken und Empfinden zu identifizieren. Nur aus diesem heraus, der nach allen Richtungen dem Jugendlichen in der Entwicklung eines ganzen Volkes entsprechen muss, wird es möglich, annehmbare Lösungen zu finden.

Die Glocken, deren Inschriften in nachstehendem eine Erklärung finden sollen, hängen in Türmen, die räumlich weit getrennt liegen, der

eine im Nordosten, der andere im Süden Berlins. Dass ich beide Inschriften hier zusammenstelle, geschieht lediglich aus taktischen Rücksichten, nämlich wegen der Darstellung des Buchstaben E, denn im übrigen besteht weder inhaltlich, noch in der Schriftart der geringste Zusammenhang.

I.

Die Glockeninschrift von Sternebeck.

Herr Custos Rudolf Buchholz hat in dem Dezemberheft der Brandenburgia von 1896 die beiden Inschriften facsimiliert mitgeteilt. Nach denselben ist die beiliegende Tafel hergestellt, auf der ich zur Erläuterung, um darauf in dieser Arbeit hinweisen zu können, noch weitere Schriftzeichen und Schriftzeichen-Entwickelungen hinzugefügt habe.

Die Sternebecker Inschrift ist keine sogenannte Schablonenschrift, sondern stellt sich als eine handschriftliche Leistung dar. Darin liegt nun aber die Schwierigkeit der Entzifferung, dass die Schriftzeichen nicht durchweg die allgemein gang und gebe gewesene Form zeigen. Eine weitere Schwierigkeit bereiten die Abkürzungen, die nicht selten nur einen Buchstaben für ein Wort geben, zur Zeit ihrer Entstehung wahrscheinlich allgemein verständlich waren, jetzt aber ein Rätsel darstellen. Man braucht nur eine Handschrift aus dem vorigen Jahrhundert zu lesen zu versuchen und trotz der uns nahestehenden Schriftformen wird nicht selten, namentlich in den Abkürzungen, ein Nachdenken erforderlich werden, um den Wortlaut festzustellen. In meiner Eigenschaft als Handschriftenvergleicher lag mir erst kürzlich eine Urkunde aus dem Jahre 1777 vor, über die bezüglich einer Stelle heftiger Streit entstanden war, indem die eine Partei das gerade Gegenteil dabei herauslas von dem, was die andere behauptete.

Auf der beiliegenden Tafel umfasst die eigentliche Glockeninschrift die mit den Ziffern 1 bis 34 bezeichneten Buchstaben und Zeichen. Die beiden nächsten Zeilen enthalten Erläuterungen unter den Ziffern 35 bis 46; die in Parenthese gesetzten Ziffern weisen auf die entsprechenden der Inschrift hin.

Wenn man sich nun die vorliegende Inschrift um die Glocke laufend vorstellt, so teilt das verzierte A dieselbe, so dass leicht der Anfang festzustellen ist. Dieses A ist nicht nur anklingend an die Initialen mittelalterlicher Handschriften verziert; die Verzierungen selbst haben eine Bedeutung. Zunächst fällt der Abschluss nach oben auf, der eine stilisierte Flamme darstellt. In solcher wurde von Alters her das Vorhandensein der Erleuchtung durch den heiligen Geist zur Darstellung gebracht. Sie hatte sich im Laufe der Zeit zu einer Feuergarbe ausgewachsen, wie aus den Bildern der Bibel von Hans Holbein hervorgeht. Aber auch Moses und andere heilige Männer zeigen dieses Symbol.

auf ihrem Haupte, so dass die Annahme berechtigt ist, dass diese Flamme überhaupt auf die Heiligkeit einer Person hinweist. Das darunter befindliche etwas eingeknickte Parallelogramm ist nun nicht etwa eine Art Spruchband, sondern ein zusammengesetztes Schriftzeichen. Die untere Linie stellt den oberen Abschluss des A dar, wie es im früheren Mittelalter fast durchweg gemacht wurde und darüber ist eine Figur ähnlich wie ein Klammerhaken, wie ihn die Zimmerleute gebrauchen, gemacht. Sie ist in Figur 38 besonders dargestellt. Die Stiftungsurkunde des Magdeburger Domstiftes von 949 bringt in seinem am Schlusse stehenden „Amen“ dasselbe Zeichen als n. Die offizielle Schrift bediente sich in der Diplomatie für n und m nur eines einfachen Striches, den man über diesen Schriftzeichen vorangehenden Buchstaben setzte; diesen Gebrauch hat man missverständlicher Weise bis in die Gegenwart in so fern beibehalten, als man die Doppel-m und n durch die einfachen Buchstaben mit einem Strich darüber darstellt. Jetzt kann man, da der Strich schliesslich nur als Verdoppelungszeichen galt, in dem vorgeschrittenen Berlin sogar die Wahrnehmung machen, dass z. B. das doppelte a auf Firmenschildern durch a und einen Strich darüber geschrieben wird: „Wären“, statt „Waaren“.

Hiernach wäre im vorliegenden Falle Figur 1 als An mit dem Zeichen der Heiligkeit zu lesen. Da nun vielfach Glocken auf den Namen der heiligen Anna getauft wurden, so kann kein Zweifel darüber obwalten, dass der Name der heiligen Anna damit gemeint war, sodass „Sancta Anna“ als Name der Glocke zu lesen ist.

Wenn man zunächst die Zeichen 2 und 3 übergeht, so findet sich in 4, 5, 6 zweifelsohne die Abkürzung für „voco“, mithin „Ich, die heilige Anna, rufe . . .“. Es liegt wohl auf der Hand, dass in so arg abgekürzten Wörtern, wie sie mir in ähnlichen Inschriften schon öfter vorgekommen sind, das Objekt nicht allzuweit vom Subjekt und Prädikat entfernt stehen darf, weil es sich verlieren und die Lesbarkeit unmöglich machen würde. Deshalb finde ich in 2, 3 das Objekt und lese a. f. als agmen fidelium, „die Schaar der Gläubigen.“

Die Bedeutung des Folgenden folgt beinah von selbst aus der Bestimmung der Glocke in Verbindung mit dem eben erläuterten Eingang der Inschrift: Es folgen a. d. d. d. i. i. In diesen Zeichen machen sich doch einige Unterschiede bemerkbar, die ich nicht auf Zufall, sondern auf eine wohl überlegte Absicht zurückführen möchte. Ich fange von hinten an. Das dii ist in der Diplomatie die gebräuchliche Abkürzung für „domini“. Dieser Begriff in diesem Casus könnte sehr wohl in einer Glockeninschrift vertreten sein, wenn nicht das zweite i erkennbar von dem ersten dadurch abweiche, dass seine Spitze gegabelt ist und diese Gabelung auf das griechische Kreuz hinweise. Es wird diesem i unbedingt eine höhere Bedeutung beizumessen sein, als die einer

Deklinationsendung; es stellt einen Begriff für sich dar und ist mit dem di nicht als Endung zu verbinden. Eine ähnliche Beobachtung kann man an den 3. d machen. Das dritte, obschon ebenso gestaltet wie das vorhergehende, ist erkennbar grösser als dieses. Das erste d überragt nicht nur die beiden erwähnten, indem es so gross wie das davor stehende a gemacht ist; es ist auch vollkommener ausgestaltet, indem es sich durch sein vollkommeneres Untergestell als ein sogen. grosses D ausweist. Auch dass das a im Verhältnis zu dem a, Figur 1, einfacher gemacht ist, indem der Querstrich fehlt, weist darauf hin, dass dem ersten a wiederum ein höherer Wert inne wohnt als dem a No. 2 und 7. Das verschwindend kleine d, Figur 9, kann nur eine adverbiale Bestimmung zum Ausdruck bringen, wenn No. 10 ein Hauptwort ist. Ich lese diese Zeichen wie folgt:

a(d) d(omum) d(ie) d(omin)i J(esu).

Rätselhaft erscheint das folgende Schriftzeichen 13. Sieht man sich in den Schriftformen des Mittelalters nach einem ähnlichen Zeichen um, so bleibt man bei dem X wie es unter No. 35 dargestellt ist, als dem ähnlichsten stehen. Im wesentlichen ergeben die Enden der Figur 13 die Bestandteile der Form 35. Den wesentlichen Unterschied kann man nur in dem Verbindungsstrich zwischen diesen beiden Winkeln finden. Das Mittelalter kennt noch nicht den Horizontalstrich der heut nach der schulmässigen Form des grossen X diesen Buchstaben kreuzt. Ich glaube aber keinen Fehlgriff zu thun, wenn ich behaupte, dass dieser Querstrich sich aus einer Verbindungslinie, ähnlich der vorliegenden entwickelt hat und dass in dieser hier eine besondere Bedeutung nicht gefunden werden kann. Es ist immer zu berücksichtigen, dass eine vorherrschend handschriftliche Leistung vorliegt und in einer solchen ist der individuelle Geschmack massgebend. Es würde sonach kein begründetes Bedenken bestehen können, in der etwas gestreckten Figur 13 ein X zu erblicken und zwar, auf Grund des Querstriches, ein grosses X. Dieses ist aber noch bis heut die Abkürzung des Namens „Christus“.

In No. 16 und 20 erscheinen zwei Zeichen, die scheinbar übereinstimmend, doch bei genauer Vergleichung recht erhebliche Unterschiede zeigen. In No. 16 ist der erste Strich stark und gerade. Dasselbe gilt von No. 20, aber er ist durchzogen von einem wellenförmigen dünnen Strich, der mir den Eindruck zu machen scheint, als solle er den geraden starken Strich beseitigen und dann ersetzen und somit der Anfang dieses Zeichens ein anderer als in No. 16 sein. Der dritte Strich in No. 16 ist wieder stark, der entsprechende in No. 20 aber dünn. In seiner Abänderung weist das Zeichen 20 auf v in der Bedeutung von u hin. Wenn in No. 16 der erste Strich gerade ist und rechtwinkelig gegen die Grundlinie steht, so möchte ich darin ein l gelesen wissen und in der Verstärkung des zweiten Vertikalstriches die Andeutung

finden, dass ausserdem beide Striche mit ihrer Verbindungslinie als ein Zeichen zu lesen seien. Das möchte aber wieder $v = u$ sein. In No. 20 ist das l hinwegverbessert und zwar glaube ich dies um so eher annehmen zu müssen, als unter No. 19 ein l vorhergeht; der Schreiber also wahrscheinlich in seinem Eifer irrtümlich die Form lv geschrieben hat, indem er die schon einmal gebrauchte Form, die ihm also schon geläufiger war, wiederholte, weil er das bereits geschriebene l übersah, oder vergass, dass No. 16 lv bedeute. Er muss diesen Irrtum alsbald gewahr geworden sein, weil der zweite Vertikalstrich nicht verstärkt wurde.

In den Zeichen 14, 15, 16 lese ich hiernach „volu“ und 17, 18 „su“, so dass m. E. „voluntate sua“ gemeint gewesen ist.

No. 19 und 20 sind nach obigem als lu zu lesen. Das Zeichen No. 21 habe ich in No. 36 auf die Form zurückgeführt, die es in der mittelalterlichen Schönschrift hat und in der sie typisch geworden ist; es ist ein m. Ob nun der hochaufragende mittelste Strich eine besondere Bedeutung hat, ist schwer zu entscheiden. Fast möchte ich eine solche darin finden, dass derselbe nicht wie der erste und dritte mit einem kleinen Horizontalstriche abgeschlossen ist, sondern eine lanzenförmige Spitze hat. Nimmt man eine besondere Bedeutung an, so ist die nächstliegende die, dass der Spiess in der Mitte des Ganzen eine Art Axe vorstellt, um die das m sich dreht, so dass dasselbe einmal zu No. 20 und sodann zu No. 22 gehört. Eine ähnliche Erscheinung ist mir in den Abkürzungen bei rätselhaften Inschriften schon öfter aufgestossen, indem der Endbuchstabe einer Abkürzung zugleich der Anfang des folgenden Wortes war. So liegt auch hier augenscheinlich die Sache. Das Zeichen No. 22 kommt mir in seiner Zweiteilung so vor, als ob eine Gestalt wie Nr. 37 beabsichtigt gewesen, aber die Verbindungslinie zwischen Anfang und Ende nicht klar zum Ausdruck gebracht sei, so dass sie beim Kopieren am Original übersehen werden konnte. Der Abschluss gleicht dem d-Kopf in No. 8 und 10 und der Fuss hat die Lage wie der in No. 8, nur dass er rund und erheblich einfacher gestaltet ist. Ich lese No. 19—22 als lu(minis) m(un)d(i).

In der Stelle 23—25 kommt ein Zeichen No. 24 vor, das sich in 31. wiederholt. In No. 38, 39, 40 habe ich dasselbe in seine Einzelteile zerlegt dargestellt. Über No. 38 habe ich schon oben eingehende Anführungen gemacht. In No. 1 ist dieselbe Figur nach oben gekrümmt. Sieht man sich daraufhin No. 21 an, so ist dieselbe Figur nach unten gekrümmt und darauf, um n in m zu verwandeln, ein Strich gesetzt. Hier ist wie No. 39 auf den geraden Strich des n ein Strich gesetzt, mithin lese ich zunächst m. Dies ist, indem von dem geschichtlich begründeten m ausgegangen wurde, zugleich die Probe auf das Exempel hinsichtlich der No. 21. Es ist aber noch ein Strich, dem m-Strich ent-

sprechend, nur in entgegengesetzter Richtung gemacht. Dieser Strich ist aber nicht einfach, sondern bildet an seiner Spitze einen Winkel, der mit dem im Zusammenhange steht, den dieser Strich mit dem horizontalen n-Strich bildet, sodass die Figur 40 herauszulesen ist. Das ist aber die Grundform des e im Gegensatz zu der Grundform des c, Figur 5 und 32, jenes eckig, dieses abgerundet. Dass der übliche mittlere Querstrich fehlt, darf wenig überraschen. Denn der Strich ist erst zur Notwendigkeit geworden, als in einer späteren Zeit die scharfgeeckte e-Form sich zur abgerundeten c-Form abschliff und dieses Erkennungszeichen daher auch ganz willkürlich angebracht wurde, wie die authentischen Formen No. 44—46 erkennen lassen.

Das Zeichen 25 war mir zunächst rätselhaft, da im 9. und 10. Jahrhundert vielfach das o in dieser Weise hergestellt wurde. Zweifellose o-Formen sind aber in No. 6 und 15 enthalten. Ich ging deshalb weiter zurück und fand, dass in der Runenschrift das Zeichen No. (25) als Nasallaut geschrieben wurde. Dasselbe ist hier augenscheinlich missverständlich in ein Viereck zusammengezogen. Dass hier im geschichtlichen Mittelalter runische Schriftzeichen gelegentlich auftauchen, darf um so weniger auffallen, als auch in heutiger Schrift vereinzelt veraltete Schriftformen aus besonderer Vorliebe gebraucht werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Schreiber hat Raum sparen wollen, wie weiter gezeigt werden soll, und dass er deshalb die Form No. 38 nicht angewendet hat.

Das Kreuz No. 26 ist das übliche Schlusszeichen. No. 23—25 heisst hiernach, und dies wird durch das Schlusskreuz bestätigt, „Amen“.

Die Zeichen 27—30 sind ungemein gedrängt, dem „cit“ (No. 32—34) ist notwendig ein „fe“ vorzusetzen und No. 28 ist offenbar ein symbolisches Zeichen, denn in keiner Schriftart lässt sich ein ähnliches Zeichen auffinden. Hierin findet sich die Annahme bestätigt, dass dem Schreiber der Raum zu eng geworden war, seine beabsichtigte Inschrift vollständiger niederzuschreiben.

No. 27 ist wieder ein zusammengesetztes Zeichen. Ich lese zunächst ein v wie in No. 14 als f-Laut, daran ein s-artiges Zeichen, dazwischen einen dicken Punkt, so dass „vitus“-Veit erscheint. In No. 28 erscheint das Profil eines Vogels mit aufgehobenem Flügel. Wer sich der Siegelabdrücke preussischer Behörden, wie sie noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht so selten waren, erinnert, wird in No. 43 den Adler daraus wieder erkennen und wenn man sich diese Formen noch eckiger vorstellt, kommt annähernd die Figur 28, den Adler als von der Seite gesehen, heraus. No. 29 und 30 gehören zusammen, ich lese darin f und l. No. 31 ist nach No. 24 als me zu lesen und das „cit“ (No. 32—34) lässt sich unschwer zu „fecit“ ergänzen, so dass Vi(tu)s Avis f(i)l(ius) me (fe)cit zu lesen wäre. Im

frühen Mittelalter wurden Familiennamen, namentlich wenn sie in lateinisch verfassten Schriftstücken Aufnahme fanden, nicht selten latinisiert, eine Gepflogenheit, die sich in Gelehrtenkreisen noch viele Jahrhunderte lang erhalten hatte, so dass unser Glockengiesser wahrscheinlich im bürgerlichen Leben Veit Vogel hiess und „der Sohn“ zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Vater.

Die ganze Glockeninschrift würde hiernach lauten:

Sancta Anna agmen fidelium voco ad domum die domini Jesu Christi voluntate sua luminis mundi, Amen † Vitus Avis filius me fecit.

Ich, die heilige Anna, rufe die Schaar der Gläubigen zum Gotteshause am Tage des Herrn Jesu Christi nach seinem, des Lichtes der Welt, Willen, Amen † Veit Vogel der Sohn hat mich gemacht.

Oben habe ich angedeutet, dass der Schreiber der Inschrift mit dem Raum etwas ins Gedränge gekommen sei. Es dürfte deshalb doch geboten erscheinen, noch einen Blick auf die wahrscheinliche Herstellung der Glockeninschrift zu werfen. Den Schlüssel dazu bietet die Korrektur an Figur 20.

Wenn nämlich der dicke erste Grundstrich durch Versehen des Glockengiessers in den Mantel der Glocke gekommen wäre, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Stelle wieder mit der Formmasse zu füllen und darauf das richtige Zeichen, das in der schwachen Wellenlinie vorliegt, einzugraben. Das geschah aber nicht. Es muss hiernach angenommen werden, dass eine getreue Nachbildung einer Vorlage von der Hand eines Mannes vorliegt, der selbst weder schreiben noch lesen konnte und somit das ganze Zeichen auf die Glocke übertrug. Schon der Inhalt der Inschrift ergibt, dass der Pastor der Verfasser gewesen zu sein scheint. Ich denke mir die Sache so, dass dieser oder sonst eine des Schreibens mächtige Person auf einen dünnen Zeugstreifen, der genau die Länge des Umfanges der Glocke in der Höhe der Inschrift hatte, mit der vorher festgestellten Inschrift bemalte, dass dann dieser Streifen von dem Former oder Giesser gegen die Glockenform gelegt und die Figuren in die noch weiche Formmasse eingedrückt oder darauf durchpunktiert und später tiefer ausgearbeitet wurden. So wird es erklärlich, dass ein verbesserter Schreibfehler samt der Verbesserung an die Glocke kam und in Figur 22 eine nur schwach durchgedrückte Verbindungslinie beim Nachholen der Schriftformen übersehen und somit die Verbindung zwischen Kopf und Fuss des d nicht sichtbar wurde. Ein erfahrener Glockengiesser würde andernfalls unter Berücksichtigung der damals jedenfalls primitiven Herstellungsweise eine bessere Aufklärung schaffen können.

Bezüglich der Zeit der Herstellung dieser Glocke wird die Zeit der Herstellung der Glocke von Tempelhof annähernde Aufklärung geben.

II.

Die Glockeninschrift von Tempelhof.

Im Gegensatz zu der Inschrift von Sternebeck liegt hier eine Art Schablonenschrift vor. Ihre Zeichen unterscheiden sich zum Teil recht wenig von einander, zum Teil sind sie auf den ersten Blick gar nicht zu verstehen. Der Schlüssel dazu liegt aber schon im ersten Zeichen. Diese wunderbare Figur 2 mit dem dreieckigen Auge scheint keinem der bekannten Alphabete anzugehören und doch, wenn man dieses wie die folgenden Zeichen aufmerksam studiert, lässt sich eine Lösung des Rätsels finden.

Vorweg sei angeführt, dass die Kreuze 1 und 9 zweifellose Johanniterkreuze sind und auf den Stifter, den Johanniter-Orden, hinweisen. Es ist dies dieselbe Kreuzform, welche in dem Knauf des Paretzer Schwertes, das sich in den Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums befindet, wiederkehrt.

Der dreieckige Einschnitt in der Figur 2 in Verbindung mit den Ausbuchtungen des L (Figur 4) führte mich darauf, dass hier in jedem Zeichen zwei oder mehr Zeichen in einander gezogen und in eine neue Figur umgewandelt seien. Bei Figur 2 ist die linke Seite augenscheinlich die Grundform des S, während die rechte die Form des C andeutet. Im L (Figur 4) würde kaum mehr als eine Zierform hervortreten, wenn nicht in der Grundlinie zwei Einschnitte vorhanden wären, die einen nach unten gerichteten Bogen umgrenzen.

Ich habe nun nach diesen und ähnlichen Erscheinungen versucht, die Buchstaben festzustellen, die in jedem Falle zusammengezogen sind und in der Zeile unter der eigentlichen Inschrift die beiden Figuren durch Schraffierung des einen Zeichens den einen Buchstaben von dem anderen abgehoben dargestellt.

Darnach löst sich nach Anleitung der vertikalen Aussenkanten das Zeichen 2 in Sc auf. Figur 3 bot aber erhebliche Schwierigkeiten, weil vielleicht eine gewisse Symmetrie der Einzelformen dazu verleiten mochte, noch weitere symmetrische Ausgleichungen vorzunehmen, aber gerade nicht zur Erleichterung des Verständnisses. In der dritten Zeile habe ich die Zeichen der Figur 3 auseinander gehalten gezeichnet, weil eine Schraffierung der Figur in der zweiten Zeile die Sache nicht viel deutlicher gemacht hätte. Die oben erwähnte Ausgleichung besteht in einer Abrundung nach dem oberen Balken, der dort zugespitzt erscheint und in einem nicht recht motivierten geraden Abschluss gegen die Grundlinie. Wenn ich darin Ao gelesen habe, so hat mich dazu wesentlich die diplomatische Abkürzung für anno verleitet.

Hinsichtlich der Figur 4 habe ich schon die in der Grundlinie

hervortretende Ausbauchung und den auf der rechten Seite aufsteigenden schrägen Strich mit der knopfartigen Verdickung oben als führend angegeben. Das dadurch angedeutete o ist überaus klein und soll augenscheinlich nur erläuternd eine Endung in Bezug auf das o in Figur 3 und damit einen Zusammenhang zwischen Figur 3 und 4 andeuten. Das L ist in den römischen Ziffern das Zeichen für 50 und das o weist auf eine Ordnungs-Zahl in Verbindung mit anno. Ich lese anno quinquagesimo.

Figur 5 zeigt rechts unten keinen Ansatz, ihr Innenraum ist unten eben, oben gerundet. Der Dorn rechts oben ist der Schlüssel zu dem zweiten damit verbundenen Schriftzeichen. Ich lese darin eine Verbindung von d und i.

Figur 6 erschien wieder sehr schwierig, indem links oben eine Erweiterung erscheint, für welche ohne weiteres keine Erklärung zu erbringen ist, so weit man eine Absicht zum Grunde legen will. Die ungeschickte Form könnte aber dafür sprechen, dass hier eine ungewollte Erweiterung entstand, vielleicht, indem beim oder richtiger nach dem Eingraben der Figur in die Formmasse unbemerkt sich ein Stück derselben herauslöste und niederfiel. Es wäre auch denkbar, dass beim Einschneiden der C-Rundung schon ein Scherben der Masse gelockert wurde, der dann durch seine eigene Schwere sich löste und herabfiel. Der Hohlraum im Inneren der Figur 6 zeigt links eine Rundung wie das C in Figur 2, während die Umgrenzung rechts geradlinig ist; ausserdem tritt in der Grundlinie ein flacher Bogen nach unten hervor. Ich trug kein Bedenken, unter Benutzung der eben erwähnten Merkmale ein C in die Figur hinein zu zeichnen. Es bleibt dann, abgesehen von der eben erklärten Erweiterung, links oben eine dünne Vertikallinie übrig, die oben einen kurzen, unten einen sehr langen Balken als Abschluss hat; mithin die Grundform des L.

Wenn man nun von dem Vorliegen einer Zufälligkeit hinsichtlich der oben gedachten Verdickung sich nicht überzeugen kann und ich selbst vermag das nicht recht mit Rücksicht auf die von den alten Meistern angewendete Sorgfalt, die wohl alsbald eine Ausbesserung herbeigeführt hätte, und berücksichtigt, dass im Mittelalter die Schreibweise in der lateinischen Sprache doch manche Vergewaltigung erfuhr, ich erinnere nur an die Endung e statt ae, so könnte man, wenn man den nach links geöffneten Bogen als die Linie eines umgedreht gestellten c ansehen will, hier die Wiederholung des c erblicken und zwar in der Absicht des Schreibers, dieses c hintenanzustellen. Zuweilen deutet nämlich die Umkehrung auf den Wunsch hin, den umgekehrten Buchstaben zu versetzen. Ergänzt würde dies Verlangen noch durch den unteren Balken des L, der erkennbar nach links weiter als nach rechts geht. In dieser Verlängerung nach ungewöhnlicher Richtung erblicke

ich den Schlüssel zur Lösung des Zeichens. Die Lesung würde sonach so zu erfolgen haben, dass zunächst das weisse C erscheint, dann das L, welches durch seine Umstellung auf das umgekehrte C hinweist und dieses gewissermassen herumholt, so dass man Cle zu lesen hätte.

Derartige und in dieser Absicht ausgeführte Verstellungen kommen in ganz ähnlicher Weise in der Taufbrunneninschrift der St. Johanniskirche zu Thorn vor, nur dass dort die Sache noch verwickelter ist und der Inschriftenfertiger einen unverkennbaren Schlüssel beigab.

In Figur 7 ist die Verbindung eines a mit einem anderen Buchstaben unverkennbar. Hier bin ich nun bei dem Punkte angelangt, der mich veranlasste, die beiden vorliegenden Inschriften in ein und derselben Arbeit zu behandeln, einmal, weil hier ein ungewöhnliches Zeichen erscheint, das an der anderen Stelle unverkennbar auch vorhanden ist und zum anderen, weil der Gebrauch derselben Form auf eine räumlich nicht sehr verschiedene Zeit der Herstellung schliessen lässt.

In der Sternebecker Inschrift habe ich bei Figur 24 und 31 auf die e-Form hingewiesen, welche vom c sich nur dadurch unterscheidet, dass die Schenkel im Winkel nach rechts gehen, während die des c dies im Bogen thun, so dass ein Halbmond entsteht. Hier in Figur 7 gehen die Schenkel gleichfalls im Winkel nach rechts und die so gebildete Figur zeigt im wesentlichen nicht nur die e-Form der Sternebecker Inschrift, sie steht auch in demselben Gegensatze wie dort zu der hier auftretenden c-Form. Figur 8 könnte man lediglich als t ansprechen, indessen kann die Entwicklung der Grundlinie nach rechts nicht übersehen werden, namentlich, da die erkennbare Verdickung rechts am Fusse darauf hinweist, dass hier noch ein ferneres Schriftzeichen beteiligt sei. Der Form nach kann dies nur ein l sein.

In der dritten Zeile habe ich die einzelnen Figuren 2—8 auseinander gezogen dargestellt.

Ich lese dieselben wie folgt:

Sacrata (sc. campanula) anno Lo (quingagesimo) Dei
clemencia aedificati templi. Geweiht im 50. Jahre, nachdem
durch Gottes Gnade der Tempel erbaut war.

Hier ist nun nicht der Glockengiesser, wohl aber der Stifter, der Johanniterorden, durch die beiden Kreuze benannt.

Das ist eine recht sonderbare Inschrift in Bezug auf die Zeitbestimmung, kann man mit Recht einwerfen und doch ist diese Inschrift nicht so unwesentlich für die Zeitbestimmung. A. von Winterfeld schreibt in seiner „Geschichte des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem“ auf S. 645: „Die Tempelherren hatten bei ihrer Ausbreitung in den Marken bedeutend mehr Glück als die Johanniter,


zeigten jedoch auch mehr Fleiss und Strebbarkeit, indem sie, namentlich in der Neumark, viele Städte, Dörfer, Kirchen und Kapellen entweder selbst anlegten oder zu ihrer Anlage behilflich waren. Indem sie sich auf diese Weise in hohem Grade nützlich und verdient für das Land machten, erlangten sie zu gleicher Zeit für sich selbst eine grosse Anzahl von Wohnplätzen und ausgedehnte Distrikte und noch heutigen Tages sind viele Spuren ihrer Tempelhöfe erkennbar, wie uns auch noch mancher Ort in seinem Namen seine Erbauer nennt.“

Zu diesen Orten gehört auch Tempelhof bei Berlin.

Es mag zunächst dahingestellt bleiben, wann die Kirche und der Ort erbaut worden ist. Markgraf Waldemar hatte es nicht so eilig mit der Einziehung der Güter des Ordens, nachdem der Papst am 27. März 1312 denselben aufgehoben hatte. In seinen vielfachen Kriegen war ihm die stets kampfbereite Ordensritterschaft ein viel zu kostbarer Schatz, als dass er sich desselben ohne Not hätte entschlagen sollen. Erst durch den Vergleich von Cremmen vom Sonntag vor Lichtmess 1318 wurde die Angelegenheit geordnet und damit auch Tempelhof dem Johanniter-Orden zugewiesen. Es liegt nun wohl auf der Hand, dass die neuen Herren sich ihren Unterthanen verpflichten mochten und der Kirche des Ortes bald darnach eine neue Glocke verehrten. Im Jahre 1160 waren die ersten Tempelherren und Johanniter mit dem Markgrafen Albrecht ins Land gekommen. Sie werden in den ersten Jahrzehnten hinreichend mit kriegerischen Angelegenheiten zu thun gehabt haben, um an Werke des Friedens denken zu können. Es mag ihnen auch in Tempelhof anfangs eine Kapelle in ihrem festen Hause zu gottesdienstlichen Verrichtungen genügt haben, sodass sehr wohl erst um 1270 herum die eigentliche Kirche von Tempelhof entstand, sodass man füglich die Glockenschenkung und damit die Entstehung der Inschrift um das Jahr 1320 setzen kann. Zu bemerken ist, dass Tempelhof etwas mehr wie 100 Jahre später 1435 von dem Johanniter-Orden an den Rat der Stadt Berlin abgetreten wurde.

Der eben erwähnten Zeitbestimmung hinsichtlich der Glockeninschrift kommt folgende Erwägung zu Hilfe. In der St. Johanniskirche zu Thorn befindet sich ein massiver bronzener Taufbrunnen, dessen Inschrift überaus verwandte Schriftzeichen wie die Tempelhofer Glockeninschrift enthält, ja dort erscheint die Zusammenziehung von Schriftzeichen noch weit mehr ausgebildet als hier, so dass es mir ohne einen dort ziemlich deutlich angegebenen Schlüssel gar nicht möglich gewesen wäre, die Thorner Inschrift, welche eine lange lateinische Periode in Bezug auf die Taufe enthält, zu entziffern. Ich rechne, dass die Thorner Inschrift nur wenig älter als die von Tempelhof ist. Nun ist aber Thorn 1231 in dem altpreussischen Gau Kulm vom Landmeister Hermann Balk gegründet. Um 1271 wurde erst die Ringmauer vollendet. Da nun,

namentlich bei der feindlichen Nachbarschaft der Polen, die Befestigung der Stadt die nächste Sorge gewesen sein wird, so kann man wohl mit einiger Sicherheit annehmen, dass zuunächst die Kapelle in der Ordensburg dem religiösen Bedürfnis genügen musste und die Erbauung der kostbaren Johanniskirche erheblich später fiel. Dann aber wird ihre Ausschmückung, Altar, Taufbrunnen u. s. w. erst in die Zeit nach Vollendung des Kirchenbaues zu legen sein, so dass man auch wieder — unter Berücksichtigung der oft recht langen Bauzeit damaliger Zeit — auf die Zeit gegen 1300 kommen könnte.

Hinsichtlich der Schriftzeichen in Thorn greife ich nur das E heraus, das nicht wie in Figur 45 der beiliegenden Tafel, sondern gerade umgekehrt, also wie ein D mit einem Querstrich dargestellt ist. Dieser Querstrich weist augenscheinlich auf eine erkennbar ältere Zeit als die der Glockeninschrift von Tempelhof hin. Denn zweifellos steht fest — ich erinnere hier an die Grabsteinumschriften in der Havelberger Domkirche — dass die aus dem C entwickelte E-Form mit Querstrich und geradem Abschluss nach rechts einer uns näher liegenden Zeit angehört; die aus dem D entwickelte E-Form wie in Thorn daher, und weil sie in jüngerer Zeit nicht mehr vorkommt, einer älteren Periode angehören muss, sodass die gewinkelte Form ohne Querstrich sehr wohl als Übergangsform gelten kann. Darauf weist auch die oben erwähnte Zusammenziehung der Schriftzeichen. In der Tempelhofer Inschrift besteht sie in einer Aufeinanderlegung derselben und nur in No. 6 ist eine kaum bemerkbare Umkehrung angeordnet. In der Thorner Inschrift sind nicht nur Zeichen an einander angereiht, sondern nebenher noch in umgekehrter Ordnung zu lesen. Ich meine, dass das einfachere und klarer hervortretende immer einen Fortschritt, eine Entwicklung aus dem Unklaren darstellt. Diese Zeitfolge findet eine weitere Unterstützung in der Form des M. Aus dem , Figur 38 der beiliegenden Tafel, entwickelt, ist in Thorn ein M in der Weise hergestellt, dass entgegen der Sternebecker Inschrift ein mittelster Strich nach unten geht, dass dann aber diese Figur aufgerichtet ist, sodass, indem der erste Strich etwas länger geriet, dies Zeichen wie ein verkehrt gestelltes F erscheint. Eben dieselbe M-Form kommt in der Glockeninschrift von Mühlenbeck vor, welche ebenso wie die von Sternebeck eine handschriftliche Leistung ist und deshalb zeitlich jedenfalls dieser näher als der von Tempelhof steht, mithin mit Recht gefolgert werden kann, dass die Zeitfolge, obgleich die Thorner Inschrift eine Schablonenschrift ist, diese ist: Mühlenbeck, Thorn, Sternebeck, Tempelhof. Es würde demnach die Mühlenbecker Glocke als eine der ältesten der Mark angenommen, die Zeit von 1250 bis 1320 oder etwas später herauskommen, sodass die Sternebecker Glocke etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts oder mindestens im Laufe der 2. Hälfte desselben gegossen sein kann.

Dies Ergebnis deckt sich dann auch mit der Zeitschätzung, die Herr Custos Buchholz in seinem Bericht vom 9. Dezember 1896 gemacht hat.

Diese geschichtliche Abschweifung erschien mir notwendig sowohl zur Unterstützung meiner Lesung der Tempelhofer Inschrift, als auch zur annähernden Feststellung der Zeit der Entstehung beider Inschriften.

Der Rosenthaler Gold- und Silberfund.

Archäologische Studie

unter Berücksichtigung der Untersuchungen der Herren E. Friedel und Max Bartels
von **K. Altrichter.**

Tafel II.

Vorwort.

Im Jahre 1890 wurden bei Gelegenheit der Herstellung von Riesel-
feldern auf dem der Stadt Berlin gehörigen Gute Rosenthal augenschein-
lich vorgeschichtliche germanische Gräber aufgedeckt. Leider ist dabei
nicht mit der nötigen Vorsicht und Umsicht vorgegangen worden, sodass
als kulturgeschichtliche Funde nur ein mit einem Ohr versehener Gold-
brakteat und eine silberne Fibelplatte auf uns gekommen sind.

In der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin vom
25. Oktober 1890 hat Herr Geheimer Regierungs-Rat Friedel diese
Stücke vorgelegt und über den Fund eingehender berichtet, während
Herr Sanitätsrat Dr. Bartels das Ergebnis seiner Studien hinsichts des
Brakteaten in einem eingehenderen Vortrage kundgegeben hat.

Den Fundbericht habe ich, soweit er hier interessiert, wörtlich
aufgenommen.

Die Gestalt der Fibelplatte stellt eine Pflanzenform sicherlich nicht
dar. Sollte es ein Tier sein, so vermisse ich in der Friedel'schen Aus-
lassung jede Andeutung darüber.

Den allgemeinen Ausführungen des Dr. Bartels bezüglich der Brak-
teaten ist unbedingt beizupflichten. Was er hinsichtlich der ein-
zelnen Figuren des vorliegenden sagt, halte ich aber für bedenklich.
Er kommt zu dem Ergebnis, dass in den bildlichen Darstellungen des
Brakteaten der Niedergang dieser Art bildender Kunst zu finden sei,

indem verständnislos unzusammenhängende Teile eines früher klar und unverkennbar dargestellten Gegenstandes zusammengebracht seien. Dies Ergebnis will umso weniger einleuchtend sein, als diese Behauptung sich lediglich auf die Deutung selber stützt. Eine Deutung ist eine Hypothese und eine solche kann niemals Beweismittel sein. Jeder Beweis muss auf mehr oder weniger positiver Grundlage ruhen und das sind in erster Linie Thatsachen.

Diese Bemerkung in Verbindung mit der im ganzen recht gesuchten Erklärung der einzelnen Figuren veranlasste mich, mich mit dem ganzen Funde eingehender zu beschäftigen, der schon vorher mein lebhaftes Interesse erregt hatte.

Das Ergebnis meiner Studien enthalten die nachfolgenden Blätter, denen ich zur Erklärung eine Tafel mit erläuternden Entwicklungen sowohl von unten her nach dem Untersuchungsobjekt zu, als auch darüber hinaus zur Probe auf das Exempel beigegeben habe.

In der nicht unberechtigten Hoffnung, dass ich in diesem Hefte wenigstens einige Anregungen gegeben habe, die der Weiterentwicklung von berufener Seite wert erscheinen möchten, übergebe ich dasselbe hiermit einer wohlwollenden Öffentlichkeit.

Berlin, den 28. Februar 1897.

K. Altrichter.

I.

Fundbericht.

(Nach Seite 518 der Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin vom Jahre 1890).

Auf dem zu Berieselungszwecken seitens der Stadt Berlin angekauften, eine Meile nordwestlich von Berlin gelegenen Gute Rosenthal wurden im Sommer 1890 Planierungsarbeiten ausgeführt. In der Gegend des Weges von Rosenthal nach Franz. Buchholz, 700 m westlich vom Kreuzpunkt dieses Weges und der Strasse Niederschönhausen-Blankenfelde, wurden hierbei am 5. August 1890 einige vorgeschichtliche Funde gemacht:

a) 300 Schritte nördlich von dem Wege, auf der Spitze eines kleinen flachen Anberges, fand sich in der Erde eine in mehrere Stücke zerbrochene vorgeschichtliche Mühle, bestehend aus zwei rundlichen scheibenförmigen Steinen von 40 cm Durchmesser. Die obere dünnere Scheibe hatte in der Mitte ein durchgehendes Loch von 9 cm Durchmesser, welchem ein nur 4 cm tief in die untere Scheibe konisch eingearbeitetes Loch entspricht. Die ganze Mühle zeigte an der Abreibung

der Flächen sowohl, wie des centralen Loches*), dass sie sehr lange Zeit in Gebrauch gewesen ist. Diese zwei Mühlsteine unterscheiden sich auffällig von denjenigen, die unter den Wenden der Zeit vom 6. bis 12. Jahrhundert üblich waren und welche aus flachen, meist rundlichen Scheiben bestehen, die nicht selten oben und unten bearbeitet, häufig auch bis zu dünnen Platten abgearbeitet sind. Die vorliegenden, nach nordgermanischer Art hergerichteten Mühlsteine sind viel höher und dicker, mehr rundlich an den Aussenseiten und ähneln denen, die in Schweden, Dänemark, unter den Angeln, Friesen und Niedersachsen der jüngsten heidnischen Zeit vorkommen.

b) Südlich von eben diesem Wege, nur 30 Schritte von demselben entfernt, wurden einige Urnenscheiben beachtet und aufbewahrt, welche die Thontechnik der germanischen Zeit zeigen, was dadurch bestätigt wird, dass mehrere Scherben tiefe geradlinige Einschnitte, wie sie bei den Slaven fehlen, als ein röhes lineares Ornament zeigen.

c) Ungefähr 100 Schritte südwestlich von derselben Stelle (b) fanden sich, 1,20 m tief, in Abständen von 4—6 m, 3 einzelne menschliche Gerippe. Das zuerst gefundene war sehr morsch und wurde unbeachtet mit der Erde fortgeräumt, so dass es nicht mehr wiederzufinden ist. Das zweite war ebenfalls sehr zerfallen, die Knochen liess der Bauführer jedoch sammeln und aufbewahren. Am linken und am benachbarten rechten Oberschenkelknochen fanden sich Grünspahnsuren, eine Hindeutung, dass hier Bronzegegenstände gelegen haben. Nach Hrn. Sanitätsrat Dr. Bartels ist dies zweite Gerippe weiblicher Herkunft. Es spricht dafür der Winkel, welchen beiderseits, besonders rechts, der Schenkelhals mit dem Schaft des Schenkels bildet, ferner die verhältnismässige Breite des Kreuzbeins und des Beckens, die Schlankheit der Oberarme, die Kleinheit der Schulterblätter und ganz besonders die Zierlichkeit des Schlüsselbeins. An den Oberarmen bekunden stark entwickelte Knochenvorsprünge, den Ansatzstellen der Muskeln entsprechend, eine kräftige Ausbildung der Armmuskulatur, so dass die Arme wahrscheinlich zu anstrengender Arbeit benutzt worden waren. — Von dem defekten Schädel lässt sich wenigstens negativ aussagen, dass er nicht zu den Kurzköpfen zu rechnen ist.

Als noch ein drittes Skelet zum Vorschein kam und der leitende Baumeister davon erfuhr, ordnete derselbe an, dass dieses Gerippe unberührt gelassen und der Erdkegel stehen bleiben solle, bis das Märkische Museum benachrichtigt sei und dieses eine sachkundige Untersuchung

*) Das durchgehende Loch ist überall an dieser Art Mühlen weiter als das des unteren Steines, welches bestimmt ist, die Welle für den oberen Stein aufzunehmen; es ist auch mehr oder weniger trichterartig gestaltet, weil es zur Aufnahme der Körner bestimmt war. Durch die Drehung des Obersteins wurden diese zwischen die Steine gewälzt und dort geschrotet. Anm. des Verfassers.

vorgenommen habe. Zwei Metallstückchen, welche in der zuerst angegebenen Brustgegend des Skelets von den Arbeitern gefunden waren, wurden mit an das Museum gesandt. Diese beiden Metallstückchen erschienen im Museum von solcher Wichtigkeit, dass sofort ein Lokaltermin mit dem leitenden Baumeister verabredet wurde. Herr Custos Buchholz berichtet hierüber folgendes: Als er mit dem Baumeister dort ankam, war der Erdkegel samt dem darin befindlich gewesenen Skelet gänzlich verschwunden. Die Arbeiter sagten aus, am Tage vorher wäre der Amtsvorsteher aus Schildow mit dem Gendarm und dem Amtsdienner dort erschienen, hätte das Gerippe ausgegraben und, nachdem er daran nichts Verdächtiges erkannt, die sofortige Wiedervergrabung durch die Arbeiter, und zwar 1,5 m tief angeordnet. Da der ganze Boden auf 1,5—2 m abgegraben, auch einige der bei der Wiedervergrabung beschäftigt gewesenen Arbeiter nicht mehr zur Stelle waren, so konnten die Arbeiter nur ungefähr die Gegend angeben, wo das Gerippe liegen könne, einen bestimmten Anhalt dafür hatten sie nicht. Hiernach wurden noch 25 qm in einer Tiefe von 1,5 m durchgegraben, ohne dass das Gerippe wieder zum Vorschein kam, und die Arbeit musste endlich aufgegeben werden. Weitere Skelette haben, dies kann bestimmt ausgesagt werden, in der Nachbarschaft nicht mehr gelegen.

Was nun die beiden Metallstücke betrifft, so ist das eine ein durch einen geperlten Ring um den Rand verstärkter und mit einem Hängeöhr versehener goldener Brakteat von 2 cm Durchmesser mit dem aus Figur 5 ersichtlichen Gepräge . . . Das zweite Metallstück war 4,8 cm lang, auf einem Ende 2, auf dem andern 1,5 cm breit und gänzlich mit grünlichem körnigen Rost, auf der unteren Seite auch mit Spuren von Eisenrost bedeckt, so dass es als der Bügel einer Bronzefibula erschien . . .

Hier breche ich den Bericht ab, um später an anderer Stelle darauf zurückzukommen; aus dem Bericht des Herrn Bartels werde ich die die Momente herausgreifen, die einer besonderen Beleuchtung und Erörterung bedürfen. Vorläufig genügt das Mitgeteilte zu einem allgemeinen Überblick.

II.

Der Goldbrakteat.

Um ein möglichst klares Bild der auf der sehr kleinen Fläche durcheinander laufenden Linien zu gewinnen, zeichnete ich zunächst in Figur 6 eine mehrfache Vergrößerung der inneren Fläche des Brakteaten. Schon hierbei ergab sich, dass augenscheinlich in einer bestimmten Absicht das Öhr an einer Stelle angelötet war, die beim Niederhängen des Brakteaten die Darstellung verschob, so dass ihr Inhalt nicht ohne weiteres erkennbar war. Eine gewisse Symmetrie, die durch die Bogenlinie e b a mit ihren gewinkelten Ansätzen gegenüber dem gerade

darüber sitzenden Ohr angedeutet ist, in Verbindung mit der horizontal darüber liegenden Figur f ist allerdings geeignet zu übersehen, dass die senkrecht zu stellende Linie a b eine Hauptrichtung darstellt, die in Beziehung zu der fast horizontal verlaufenden Linie e b c steht. Diese Linien, welche die Hauptrichtungen jeder einfacheren bildlichen Darstellung angeben, sind nun mit ihren Erweiterungen in der That die Hauptfiguren, während die übrigen Linien und Figuren mehr oder weniger begleitende und erklärende Umstände vorstellen. Ich habe deshalb dieser Beobachtung entsprechend die Vergrößerung um einige Grade nach links herumgedreht und so die Grundlage für eine einfache und natürliche Erklärung des Ganzen gewonnen.

Mit Hrn. Bartels stimme ich durchaus darin überein, dass man es hier mit einer Darstellung aus der Siegfried-Sage zu thun hat; auch dass der von ihm angegebene Moment daraus festgehalten ist; endlich auch darin, dass die Herstellung einer jüngeren Zeit angehört als der sonst vielfach aufgefundener Brakteaten, aber nicht darin, dass man es hier mit einem „Endprodukt der Rohheit“ zu thun hat. Denn alles das, was er von diesen Erscheinungen als Eigentümlichkeit anführt, indem er sagt: „Es macht den Eindruck, als wenn die ungeschickten, verzeichneten Nachbildungen eines guten Vorbildes von immer ungeschickteren Händen kopiert worden seien, bis es endlich nur noch mit einer gewissen Anstrengung möglich ist, mit Sicherheit darüber ins Klare zu kommen, was von dem Künstler eigentlich gemeint worden ist“ findet sich in dieser Darstellung nichts; eher könnte man auf den Gedanken kommen, man habe eine Darstellug aus der frühesten Epoche dieser Kunst vor Augen. Dass dies Letztere nicht der Fall, werde ich später nachzuweisen versuchen und doch besteht ein Zusammenhang mit dieser frühesten Epoche, er ist aber künstlich zu einem Zwecke, der uns noch beschäftigen wird, hergestellt.

Zunächst wiederhole ich, was Herr Bartels S. 521 a. a. O. sagt, nachdem er die Darstellungen auf den Brakteaten in 4 Gruppen geordnet und auf vorkommende Verzeichnungen und Verundeutlichungen in den Figuren hingewiesen hat:

Bei diesen allerrohesten Kunstprodukten ist nun natürlicherweise der Phantasie des Betrachtenden ein sehr weiter Spielraum gelassen: denn aus solchen scheinbar unregelmässig über die Bildfläche verteilten Strichen und Punkten kann man alles Mögliche herausdeuten und herauslesen. Es scheint mir aber gerade für die Deutung der Zeichnungen auf den Goldbrakteaten als unumstössliche Regel*) festgehalten werden

*) Die hier aufgestellte Regel dürfte weder unumstösslich, noch richtig sein. Ich glaube nicht fehl zu greifen, wenn ich behaupte, dass man bei dieser Reihenfolge der Untersuchung leicht, von den herangezogenen Vorbildern beeinflusst, zu falschen Schlüssen geführt werden kann. Ich halte es für richtiger, ohne jeden Seitenblick

zu müssen, dass man in allererster Linie versuchen soll, ob sich nicht aus diesen rätselhaften Ornamenten einer der bereits bekannten Typen herauskonstruieren lässt. Erst wenn man sich von der absoluten Unausführbarkeit dieses Versuches überzeugt hat, soll man es wagen, einen neuen, bisher unbekanntem Typus darin erkennen zu wollen.

Wenn wir alles dieses im Auge behalten, dann wird es, wie ich glaube, auch ohne übermässige Schwierigkeit gelingen, die scheinbar ganz planlose Zeichnung des Goldbrakteaten von Rosenthal in das richtige Licht zu stellen. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, dass er als ein Ausläufer der dritten der vorher erwähnten Hauptgruppen (Menschen zu Fuss) angesehen werden muss. Allerdings kann ich nicht leugnen, dass er innerhalb dieser Gruppe das roheste Stadium repräsentiert, welches mir bisher zu Gesicht gekommen ist. Ich halte das Gepräge für die Darstellung eines Mannes zu Fuss und zwar, wie ich gleich hinzusetzen möchte, eines knieenden Mannes, welcher von allerhand Beiwerk umgeben ist. Als Vorbild für den Rosenthaler Goldbrakteaten muss eine Darstellung gedient haben, ganz ähnlich derjenigen, wie wir sie auf einem in Schonen gefundenen Goldbrakteaten finden (Figur 7) welcher vor George Stephens und Worsaae abgebildet ist.*) Die Bildfläche wird zum grössten Teile von einem Manne eingenommen, welcher auf den Knien liegt, jedoch so, dass sein rechtes Bein weiter vorgestreckt ist, als sein linkes. Die rechte Hand hat er zum Munde erhoben, der linke Oberarm ist nahezu horizontal nach hinten gestreckt, während der Vorderarm senkrecht nach unten gerichtet ist. Auf dem Kopfe hat der Mann einen absonderlichen kappenartigen Helm, welcher nach hinten in eine sich aufwärts krümmende Spitze ausläuft, die in einem Vogelkopfe endigt. Vor dem Gesicht des Mannes schwebt ein Vogel und am unteren Seitenrande der Bildfläche, ebenfalls vor dem Manne, erblickt man ein aufrecht auf dem Hinterteile sitzendes vierfüssiges Tier, höchst wahrscheinlich ein Pferd, dessen vier Beine gegen den knieenden Mann ausgestreckt werden. Das übrige Beiwerk ist für uns ohne Interesse (?); es besteht aus Runenzeichen, welche sich auf den einstigen Besitzer

auf ähnliche Erscheinungen, zunächst ein solches Bild an sich zu studieren und zu versuchen, festzustellen, ob überhaupt miteinander im Zusammenhang stehende Figuren, seien es solche von Menschen, Tieren oder anderen Gegenständen, dargestellt sind, oder ob man es mit einer Schrift zu thun hat, deren Zeichen einem gerade nicht gegenwärtig sind — ich denke dabei an alte arabische Münzen, deren Zeichen mit einiger Phantasie ebenso leicht in missgestaltete andere Figuren umgedeutet werden könnten — und dann im ersteren Falle, ob unter Berücksichtigung der ungefähren Zeit der Entstehung eine Regel festzustellen ist, nach der die Figuren entwickelt sind. Von diesem Gesichtspunkte aus bin ich z. B. bei der Entzifferung rätselhafter Inschriften immer zu befriedigenden Ergebnissen gelangt. Der Verf.

*) Eine im wesentlichen ähnliche Abbildung findet sich S. 647 in Friedrich v. Hellwalds „Der vorgeschichtliche Mensch“, Auflage 1880 abgedruckt. Der Verf.

beziehen, aus Gruppen von Punkten und offenen Dreiecken, aus einer Zickzacklinie und einem Hakenkreuz.

Vergleichen wir nun mit diesen Darstellungen den Brakteaten von Rosenthal, so müssen wir in dem rundlinigen grossen Dreieck den Kopf, in dem eingeschlossenen kleinen Dreieck das, wie so oft auf solchen rohen Brakteaten, übermässig grosse Auge*) erkennen; der senkrecht unten von dem grossen Dreieck abgehende Strich ist der Rumpf, und die sich unten an ihn ansetzenden schrägen Linien bedeuten die Oberschenkel, deren Kniegelenkgegend durch je einen dicken Punkt angedeutet ist. Der zweite Punkt unter dem rechten Knie ist der Rest des rechten Fusses, das offene Dreieck über dem linken Knie wird als der linke Fuss mit nach oben gerichteter, langgestreckter Sohle angesehen werden müssen. Höchst charakteristisch ist es, wie dieser als Fusssohle zu deutende Dreiecksschenkel in Form und Richtung mit der Fusssohle des Mannes auf den Brakteaten aus Schonen übereinstimmt. Über dem Kopfe schwebt ein an eine Hantel erinnernder Gegenstand; das ist wahrscheinlich der Rest von dem oberen Contour des Helmes. Der an der hinteren Spitze des grossen Kopfdreiecks befindliche Punkt mit dem daranhängenden, nach oben offenen Dreieck lässt sich unschwer als die Vogelkopfspitze am Helme des Vorbildes wiedererkennen. Den Anhang an dem vorderen Ende des Kopf-Dreiecks deute ich als Analogon des vor dem Gesichte schwebenden Vogels. Ganz deutlich ist der linke Arm, der hier auf dem Rosenthaler Brakteaten einen hantelartigen Gegenstand hält, von dem später noch die Rede sein wird. Schwer zu erkennen ist der rechte Arm; er ist von dem rohen Künstler in einfache Ornamentierungen aufgelöst worden, die sich als ein schräg liegendes und ein an den Enden mit Knöpfen versehenes Kreuz darstellen. Die an dem unteren Seitenrande der Bildfläche befindliche Bogenlinie, welche sich an ihrem oberen Ende gabelt, nimmt genau diejenige Stelle ein, auf welcher wir auf dem Vorbilde in ganz ebenso aufgerichteter Haltung das Pferd erblicken. Da aber an dem gleichen Platze auf anderen Goldbrakteaten anstatt des Pferdes ein drachenartiges Wesen auftritt, so haben wir die Wahl, ob wir in der Bogenlinie die Überreste eines Drachens oder eines Pferdes erkennen wollen.

Bei solchen rohen Kunstwerken, wie der Brakteat von Rosenthal, kann man natürlicherweise nicht mehr wissen, ob der, das ihm vorliegende edlere Vorbild kopierende Künstler sich noch klar darüber war, was für einen Gegenstand er zur Darstellung brachte, und ob er sich noch das Gleiche oder etwas anderes dabei gedacht hat. Das kann uns aber nicht daran hindern, dass wir heute die rohere Darstellung aus

*) Dem Berichterstatter hat augenscheinlich ein Kopf, wie ich ihn auf Figur 14 dargestellt habe, vorgeschwebt. Der Verf.

der vollkommeneren erklären. Für den Brakteaten von Schonen und seine Verwandten ist es nun Worsaae in der oben citierten Arbeit*) gelungen, durch eine Reihe von Vergleichsmaterial und Analogien die zweifellose Deutung zu finden. Ich kann hier selbstverständlich seine Erörterungen nicht wiederholen, sondern nur das Resultat seiner Forschung geben. Der knieende, behelmte Mann ist Sigurd Fafnirsbane, Sigurd der Fafner-Töter. Er ist in dem Augenblick dargestellt, wie er, neben dem Bratspiess knieend, das Herz des Drachen brät. Das Herzblut hat ihm die Hand verbrannt, die er im Schmerze zum Munde geführt hat. Das Lecken des Drachenblutes macht ihm den Gesang des vor ihm schwebenden, weissagenden Vogels verständlich, des Waldvögleins, um mit Richard Wagner zu sprechen. Das aufgerichtete Ross ist Grane, oder sollte die Bogenlinie auf dem Rosenthaler Brakteaten nicht ein Pferd, sondern einen Drachen bedeuten, dann ist es natürlicher Weise Fafner selber. Nun verstehen wir auch das hantelartige Instrument in der linken Hand des Mannes von Rosenthal; es soll wahrscheinlich den Bratspiess bedeuten. Übrigens ist der Vogelkopf am Ende des Helmes wahrscheinlich auch schon eine Verrohung**), denn auf anderen Darstellungen findet man an diesem Platze einen Vogel, im Baumwipfel sitzend, der dann also allmählich, unter gleichzeitigem Verschwinden des Baumes, mit dem Helm zu einem Stück geworden ist.

Zum Schluss möge noch ein Wort über die Zeit gestattet sein, welcher der Goldbrakteat von Rosenthal zugewiesen werden muss.

*) Dr. M. Bartels führte u. A. an: Les empreintes des bractéates en or, essai d'interprétation in Mémoires de la Société royale des Antiquaires du Nord; Nouvelle Série. 1866—1871. Copenhague. Pl. 16. (XIX) bei der ersten Erwähnung des Brakteaten von Schonen. D. Verf.

**) Nach meiner Auffassung hat man es hier überhaupt nicht mit einem Helm zu thun. Eine genaue Untersuchung des Männerkopfes auf dem Brakteaten von Schonen ergibt, dass dicht hinter dem Ohre, also etwa da, wo das Hinterhaupt endet, auch die Schraffierung aufhört, die scheinbar in dem sogenannten Helm angebracht ist. Ich erblicke in dieser Schraffierung das Haupthaar angedeutet. Um diesen behaarten Kopfteil zieht sich eine doppelte, durch kleinste Punkte angedeutete Perlenschnur, welche wahrscheinlich den königlichen Kopfschmuck andeuten soll. Die 5 grossen Punkte darüber sind nicht als eine am Helm befindliche Art Pompons aufzufassen, sondern stellen Baumblätter dar, welche den Wald symbolisch vorzustellen bestimmt sind, ebenso wie die 4 Punkte rechts über dem sog. Helm und die drei kleinen Punkte zwischen dem Mann und dem Drachen. Dass nur ein solcher vorliegt, bezeugen die dreizehigen Klauen. Ich glaube nun in dem zweiten Vogelkopf mit der daran hängenden Wellenlinie eine symbolische Darstellung zu erblicken. Der vor dem Gesicht des Mannes befindliche Vogel spricht etwas gegen die Stirn, den Sitz des Verstehens, hinten kommt dasselbe — deshalb ist ihm die Gestalt desselben Vogelkopfes gegeben — in gleicher Gestalt heraus. Es ist ihm nicht nur einfach durch den Kopf gegangen, sondern es ist auch verstanden worden und das ist meines Erachtens durch ein Herauswachsen des zweiten Vogels aus dem Männerkopf zur Dar-

Nach der wohl unbestrittenen Annahme der nordischen Archäologen sind die Goldbrakteaten in der Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angefertigt worden. Wir dürfen nun nicht vergessen, dass wir in den rohesten Ausführungen hier nicht die primitiven Anfänge einer aufblühenden Kunstübung vor uns haben, sondern im Gegenteil gerade die letzten Ausläufer einer verfallenden Kunst. Je roher also die Ausläufer sind, um so jünger, um so später müssen sie ausgeführt sein. Da nun der Rosenthaler Goldbrakteat fast alle seines Gleichen an Roheit der Ausführung übertrifft, so werden wir ihn naturgemäss auch als einen der allerjüngsten anzusehen haben. Er wird wohl sicherlich nicht vor dem 8. Jahrhundert, vielleicht sogar erst gegen das Ende desselben angefertigt worden sein.

Soweit der Bericht des Herrn Bartels.

Noch bevor mir der Inhalt der Verhandlung vom 25. Oktober 1890 zu Gesicht gekommen war, hatte ich Gelegenheit gehabt, im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin den Gold- und Silberfund von Rosenthal eingehend zu studieren. Ich hatte mir davon eine genaue Zeichnung gefertigt, um daran nach Zeit und Gelegenheit meine Betrachtungen fortzusetzen. Nach den mir von den Museumsbeamten mitgeteilten allgemeinen Fundverhältnissen war mir es zweifellos, dass es sich um Kunstprodukte aus vorgeschichtlicher Zeit oder mindestens aus einer Zeit handelte, die dieser sehr nahe lag. Deshalb erschien es mir notwendig, zunächst einen Standpunkt zu finden, von dem aus die Stücke

stellung gebracht. Dieses Verstehen ist aber eine bleibende Fähigkeit geworden, was darin seinen Ausdruck gefunden hat, dass man aus dem zweiten Vogelkopf eine Wellenlinie herausgehen liess. Die Wellenlinie bedeutet fließendes Wasser. Flüsse und Bäche fließen ohne je abzulaufen. Was aus dem Kopf des ersten Vogels kam, ging durch den Kopf des Mannes, wurde verstanden und dies Verstehenkönnen geht wie ein fließendes Wasser ohne je aufzuhören fort. Das Verstehen der Vogelsprache ist somit eine bleibende Fähigkeit. Wenn in anderen Darstellungen ein zweiter Vogel hinter dem Mann dargestellt ist, der auf einem Baume sitzt, so scheint dies auf die Darstellung der Edda (Hans von Wolzogen: „Die Edda“, Reclam No. 781—784, S. 299) hinzuweisen, nach der nicht weniger als 12 Adlerinnen nach Fafnirs Tötung durch Siegfried zu Worte kamen. Zwecks Raumersparnis erscheinen nur deren zwei in der bildlichen Darstellung. Zwar könnte man annehmen, obwohl kein erkennbarer Grund dafür vorliegt, dass dieser zweite Vogel in missverständlicher Auffassung des sogen. Helmes, als Verzeichnung, angebracht sei. — Übrigens ist der Drache als auf der Erde liegend aufzufassen. Dort liegen auch die durch drei Punkte angedeuteten Blätter, von denen eins, als Sigurd sich im Drachenblut seine Unverwundbarkeit holte, ihm zwischen die Schultern zu liegen kam, sodass er an dieser Stelle, wohin das Drachenblut nicht drang, verwundbar blieb.

Ich finde auch hier keine Spur der S. 523 „d. Verh.“ angedeuteten Verrohung, sondern die sorgfältigste Durchführung einer Hauptidee unter leisen Hinweisen auf nicht unerhebliche Nebenerscheinungen. D. Verf.

zu betrachten waren. Denn es ist notwendig, obwohl meist dagegen gefehlt wird, wenn man derartige Sachen erklären will, soweit figürliche Darstellungen in Frage kommen, dass man sich selber den Grad kultureller Bildung unterstellt, den annähernd die Leute gehabt hatten, die solche Gegenstände herstellten. Man muss alles vergessen, was Kunst und Handfertigkeit seit jener Zeit zu schaffen gelernt und wie der moderne Mensch sich durch Jahrhunderte hindurch währende Fortschreitung zu denken und zu sehen gewöhnt hat.

Ob nun die beiden vorliegenden Gegenstände keltischer, nordischer oder germanischer Herkunft sind, sie gehören auf jeden Fall dem Jugendalter einer Bevölkerung an, die nicht mehr auf den unteren Stufen der Entwicklung stand. Es handelt sich eben nicht um einen Schmuck- und einen Gebrauchsgegenstand roherer Herstellung, sondern um Stücke, die wiederum geziert waren, von denen die Ornamentierung des Brakteaten augenscheinlich eine sinnbildliche ist. Mithin hat man darin ein Spiegelbild von Vorstellungen und ihrer Darstellung zu erblicken. Ich versetzte mich deshalb in ein sehr frühes Jugendalter zurück, in eine Zeit etwa des Anfanges der Schulzeit und stellte mir vor, dass ein nicht unbegabtes Kind dieses Alters — d. h. nicht etwa ein Berliner Junge, der täglich schon sehr früh an Bildern und Bildwerken sein Vorstellungs- und Darstellungsvermögen bilden und erweitern kann, sondern etwa ein Dorfkind oder das Kind einer kleinen Stadt — versuchen möchte, das ihm am Nächsten Liegende, die menschliche Gestalt bildlich darzustellen. In Figur 1 bis 4 habe ich Formen gebracht, die die Hand solcher Kinder hervorzubringen pflegt und denen man nicht so selten an Zäunen und Planken, Türen und Wänden begegnet. Es ist wohl, ohne dass ich auf nähere Erklärungen eingehe, eine stufenweise Entwicklung zum Vollkommeneren erkennbar, wenn schon das Mangelhafte noch scharf hervortritt. In Figur 4 z. B. soll der Kopf im Profil stehen; deshalb ist bei a die Nase angesetzt, aber beide Augen sind angedeutet, weil eben der Mensch deren zwei hat und der kleine Künstler noch nicht erkannt hat, dass die Phantasie im Profil sich das Aussehen der anderen Gesichtshälfte ergänzt.

Wenn hier Erzeugnisse des Kunstsinnes im Kinde zur Darstellung gelangen, bringt Figur 13 Menschengestalten in schon etwas vollendeter Form und zwar wie sie auf den sogenannten Alsengemmen durchschnittlich ausgeführt sind. Es ist ein Kunsterzeugnis einer noch im Kindesalter hinsichtlich seiner Darstellungsfähigkeit stehenden Bevölkerung. Die Darstellung ist derjenigen in Figur 4 überaus ähnlich, nur wird die Figur natürlicher, Gliederung macht sich bemerkbar, nur die Verzeichnungen sind unverkennbar. Ich will damit keineswegs auf die Köpfe hindeuten, deren absichtlicher Darstellung ich eine besondere Bedeutung beimesse, sondern lediglich auf die Missverhältnisse in den

Gliedmassen. In Figur 7 tritt ein unverkennbarer Fortschritt hervor. Das Wichtigste ist am grössten, der Kopf des Mannes; mit dem Herabgehen der Bedeutung der einzelnen Stücke verringert sich ihre Ausführung. Ich will dies somit nicht als einen Mangel an Fähigkeit im Zeichnen aufgefasst wissen, sondern als die Folge eines Denkprozesses; ähnlich wie vom modernen Künstler Nebensächliches im Durchschnitt oberflächlich behandelt wird, ist die Sache auch hier aufzufassen. Deshalb könnte es auch in Figur 14 die Frage sein, ob man in dem Kopf auf einem Pferde das Erzeugnis einer heruntergekommenen Kunst oder die Absicht zu erblicken hat, dem Anschauenden das für die Darstellung Bedeutungsvollere, den mit einer besonderen Begabung erfüllten Reiter nur in seinem Kopf und das Pferd als notwendiges Attribut vorzuführen. Fast möchte ich mich für das letztere entscheiden. Warum? Der am Ende der Kopfbedeckung dargestellte Vogelkopf weist wieder auf Sigurd, der die Sprache des Vogels verstehen gelernt hat. Sigurd ist wahrscheinlich eine Symbolisierung des Baldur und das Pferd ein Asenpferd. Beide Stücke ergänzen sich und sind zu verstehen, ohne dass man den Reiter sieht. Es ist eine Art aphoristischer Darstellung. Ohne weiteres könnte man dies nicht als einen Niedergang der Kunst bezeichnen; es sieht mehr aus, als sollte durch eine solche Darstellung nur dem Wissenden etwas geboten werden, während der Nichtwissende nichts hineinzulegen und nichts herauszulesen vermag. Auf diesen Punkt komme ich später zurück*), da auch Anzeichen zur Unterstützung einer entgegenstehenden Ansicht vorliegen. Wenn man nun von dem angedeuteten Standpunkt aus die Zeichnung des Rosenthaler Goldbrakteaten, die in Fig. 6 vergrössert dargestellt ist, betrachtet, so drängt sich einem ganz von selbst die Erkenntnis auf, dass man es hier mit einer Linearzeichnung nach Analogie von Figur 1 bis 4 zu thun hat. Die Punkte finden, ohne dass man darnach sucht, eine Erklärung, nur lässt sich bemerken, dass Gliederungen hervortreten, die starke Anklänge an die Gestalten in Figur 13 enthalten. Die Ausführung selbst aber ist so überaus regelmässig und in gewissem Sinne schön, dass man sich von vornherein versucht fühlt, die Zeit der Herstellung in diejenige nach Anfertigung der Alsengemme zu stellen. Doch darüber später einige Bemerkungen.

Den Fall gesetzt, die Linien auf Figur 6 bedeuten Leiber oder Glieder, die Punkte Köpfe oder Endglieder, Hände, Füsse oder dergleichen, so lässt sich das Gewirr wie folgt auflösen:

Nimmt man bei Punkt a den Kopf eines Menschen an, so ist ohne weiteres klar, dass seine geradlinige Fortsetzung bis zu der schraffierten

*) Die Bilder 8, 9, 14 sind aus Hellwald's „Der vorgeschichtliche Mensch“ S. 647, Fig. 13 ist S. 248, Band von 1888 der Verh. der anthrop. Gesellsch., entnommen.

Stelle den Leib, während die oben rechts und links abgehenden Linien die Arme darstellen. Der Leib setzt sich über der schraffierten Stelle in einer gewinkelten Linie fort, die unten quer das oben erwähnte hantelartige Zeichen trägt. Dass der Winkel Ober- und Unterschenkel darstellt, darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen. Bezüglich der Hantel folgere ich so. Sieht man die Punkte als Endgliedmassen an, so dass darin die Füße einer menschlichen Figur zu erblicken wären, so könnte mit einiger Phantasie in dem Strich je bis an den Unterschenkel sehr wohl der eigentliche Fuss dargestellt sein, so dass die Füße auffallend auswärts gestellt und die Schenkel eng aneinanderstehend zu denken sind. Nach meiner Auffassung liegt die Sache aber anders. Durch den Strich zwischen den beiden Punkten möchte angedeutet sein, dass die Füße in einiger Entfernung von einander stehen, aber zu den im Winkel als eine einzige Linie gezeichneten Extremitäten gehören, so dass die ganze Figur als mit gespreizten Beinen sitzend aufzufassen ist. Wo sie sitzt, zeigt die schraffierte Stelle an. Diese verbindet das Gesäss des Mannes mit der mehrfach gebrochenen Linie *e b c* und daraus in Verbindung mit der eigentümlichen Fussdarstellung folgt, dass der Mann auf dem durch die gebrochene Linie dargestellten Körper mit gespreizten Beinen sitzt. Was ist das nun für ein Körper? Wenn man in *c* den Kopf annimmt, so stellt *d* die Lage der Ober- oder Vordergliedmassen dar, während man in dem Punkt bei *e* die Lage der unteren oder hinteren Glieder zu erblicken hat, die analog der gebrochenen Linie, welche die Schenkel des Mannes darstellt, durch je einen Strich mit dem Körper verbunden sind. Da hinten und vorn nur je ein Punkt gezeichnet ist, so will der Künstler im Gegensatz zu den Füßen des Mannes sagen, dass die Füße der Gestalt nebeneinander wie die entsprechenden Glieder liegen. Die im Körper dargestellte Gestalt ist nicht schwer zu erraten. Von *c* ausgehend zeigt Hals und Oberkörper zunächst eine gerade Linie; der übrige in einen spitzen Schwanz endigende Körper ist aus krummer und gerader Linie gewinkelt, an welche letztere sich die Hinterglieder ansetzen: Halb Vierfüsser, halb Schlange erscheint hier die Drachengestalt, welche wahrscheinlich einem krokodilartigen Tier der Mammutzeit entnommen ist und die durch Fabeleien durch ungezählte Jahrhunderte auch noch Flügel erhalten hat, wie die Kunst den Drachen stilisiert.

Die Hauptdarstellung umfasst nun folgendes: Der Drache liegt, die Beine von sich gestreckt, auf der Erde, darauf sitzt mit darüber gespreizten Beinen ein Mann.

Was thut dieser Mann noch? Die eine Hand führt er nach dem Kopf, den anderen Arm hat er von sich gestreckt. Dazwischen liegt ein Gegenstand *h*. Es sieht so aus, als sei dieser Gegenstand unter den Arm geklemmt, als ob die Hand sich scheute, um ihn zwecks Fest-

haltens herumzugreifen, was sehr einfach durch eine mässige Winkelung des Armes darstellbar gewesen wäre. Das Ding h muss sonach eine Eigenschaft besitzen, die eine Berührung mit der Hand nicht wünschenswert macht.

Während alle Figuren auf dem Brakteaten in technischer Beziehung eine lineare Durchführung mit punktartigen Verdickungen zu bestimmten Zwecken aufweisen, ist h die einzige Figur, die mehr oder weniger plastisch herausgearbeitet ist, indem sie etwa die Gestalt eines umgekehrten stilisierten Herzens hat. Diese abweichende Behandlung lässt erkennen, dass der Künstler sehr wohl auch menschliche und andere Gestalten hätte in ähnlicher Weise darstellen können, dass er somit seine Gründe gehabt haben muss, auf die Linearzeichnung einer längst vergangenen Zeit zurückzugreifen. Vielleicht mag aber der Grund in diesem Stücke h von der angenommenen Regel abzuweichen, leicht der gewesen sein, dass er andeuten wollte, dass darin die Ursache der dargestellten Scene, also gewissermassen der Schlüssel dazu zu erblicken sei.

Aus dem bisher Vorgetragenen kann es nicht schwer werden, zu folgern, dass die Figur f einen Vogel darstellt und zwar einen sitzenden, dessen Flügel mit dem Körper scheinbar eine einzige Masse bilden. In dieser Auffassung treten allerdings Kopf und Füsse als die einzigen anders gearteten Glieder hervor, so dass der Künstler sehr wohl in Anlehnung an die Drachengestalt diese durch je einen Punkt darzustellen berechtigt war. In Figur 9 ist auch ein Vogel von mehr Deutlichkeit wiedergegeben; Kopf und Schenkel sind aber auch hier als Verdickungen gezeichnet. Nimmt man vollends die schräge Richtung zum aufrecht-sitzenden Mann hinzu, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass man in f den weissagenden Vogel zu erblicken hat. Dann wird aber auch klar, dass h das Drachenherz, mit dem die Hand in Berührung zu kommen sich scheut, und die andere Hand den Augenblick zur Darstellung bringt, in dem Sigurd die am Drachenblut verbrannte Hand nach dem Munde führt und dadurch die mehrgedachte eigentümliche Fähigkeit erlangt.

Die hier gebotene Darstellung deckt sich sonach in der Hauptsache mit derjenigen in Figur 7, nur dass auf dieser das Drachenherz fehlt.

Das in den Figuren g, i, k, l, m enthaltene Beiwerk ist durchaus nicht bedeutungslos und nebensächlich. Dasselbe ist geeignet, eine weitere Probe auf das Exempel machen zu lassen.

Das Kreuz g ist eine vereinfachte Form des in Figur 7 dargestellten Hakenkreuzes. Hier ist die Stelle, einmal auf die Bedeutung des Hakenkreuzes tiefer einzugehen; es ist dazu aber nötig, etwas weiter auszuholen. Baldur, der Gott des Lichtes, der Glück- und Segenspender, stand in einem ewigen Kampfe mit der Finsternis, mit den Unheil bringenden Gewalten, aus dem er als Sieger hervorgeht. Es ist eine

Übertragung aus dem Wechsel von Licht und Finsternis, von Sommer und Winter, wie er gerade in den nordischen Ländern scharf hervortritt. Dieser Vorstellung hat sich die Sage bemächtigt; Baldur wird zum Sigurd und die finsternen Mächte sind in Fafner, den in einen Drachen verzauberten Bruder Baldurs, verwandelt. Fafner bewacht das Gold des Nibelungenhortes, des Goldes, das für die Menschheit die Bedeutung des Glückes hat. Dem Baldur war das Pferd heilig; er bediente sich des Pferdes. Diese Asenpferde waren unermüdlich wie das des Wodan, weshalb man sich das letztere als achtbeinig vorstellte, so dass immer vier Beine liefen, während die anderen vier ruhten. Greift man auf die Vorstellung zurück, dass Punkt und Strich ein Paar Beine vorstellt, so findet man, wenn man das Pferd auf seine vier Beine stellt, dass die anderen vier Beine, wenn sie ruhen sollen, darüber nach oben gestreckt sein müssen. Die Einknickung stellt aber die Gliederung in Unterschenkel und Fussknochen dar. So hat sich das Hakenkreuz, als Symbol der ununterbrochenen Bewegung, aus der linearen Darstellung des Asenpferdes entwickelt. Es ist somit in dem Hakenkreuz in Figur 7 und in dem einfachen Kreuz in Figur 5 und 6 nur die Andeutung enthalten, dass dem dargestellten Mann ein Asenpferd zur Verfügung steht, er mithin selbst aus göttlichem Geschlecht ist.

Die Figur i könnte unerklärlich erscheinen, wenn nicht in Figur 7 und auch auf anderen Brakteaten dieselbe Figur in grösserer Vollkommenheit vertreten wäre. In Figur 7 erscheint rechts eine Art Doppelsäge. Aus einem anderen Brakteaten habe ich die Figur 8 entnommen, in der hinter einem stilisierten Pferdeköpfe jener Kulturepoche eine ähnliche Säge zum Vorschein kommt, nur sind die Zähne aufwärts gerichtet. Wenn man nun nur die Figur i hätte, könnte man versucht sein, darin die Gabelung der Mistel (*Viscum album*) zu erblicken, die dem Thor heilig war. Die sägenartige Gestalt nimmt dieser Hypothese aber den Halt. Ich erblicke darin die Rohrstaude, die in den nordischen Gewässern ebenso heimisch wie in den unseren ist. Wenn Thor heilige Handlungen vornahm, ergriff er statt des Hammers eine Rohrstaude. Die Tötung des Drachen geschah zweifellos unter dem Beistande Thors und in diesem Augenblicke vollzog sich unter seiner Leitung eine heilige Handlung. Diese Darstellung findet einen sinnbildlichen Ausdruck in den Rohrstaude auf Figur 7 und 8. In i ist aber thatsächlich dasselbe Symbol durch Darstellung eines Teils für das Ganze erkennbar gemacht; eines Blätterpaares für die ganze Staude.

Den Punkt k fasse ich entsprechend den Punkten auf Figur 7 als Blatt auf; es ist das verhängnisvolle Lindenblatt, das die einzige Stelle an Sigurds Körper bedeckte, als seine sonst freiliegende Haut unverwundbar gemacht wurde, und an der er verwundbar blieb. Wer denkt

nicht hier des Todes Baldurs, der so überaus ähnlich und doch auf ganz andere Weise wie der Siegfrieds oder Sigurds herbeigeführt wird.

In l und m sind nur zwei runische Zeichen zu sehen: $\times\uparrow$ oder $\uparrow\uparrow$, welche eine Schriftreihe von oben nach unten darstellen, während sich sonst an den Brakteaten diese Zeichen als Umschriften wiederfinden. Die beiden hier vorliegenden Zeichen stellen höchstwahrscheinlich eine Abkürzung des Namens des Herstellers oder des mit dem Brakteaten Beschenkten dar. Das schräge Kreuz würde, je nachdem man annimmt, dass der Brakteat der Zeit vom 3. bis 5. oder der Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert angehört, als G oder N oder als E zu lesen sein, während in dem nach unten geöffneten Winkel ein L in jedem Falle erblickt werden muss.

In den zahlreichen, namentlich in Dänemark und Jütland aufgefundenen Brakteaten, welche den nordischen Forschern zur Veranlassung geworden sind, eine besondere zweite Eisenperiode zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert als die der Brakteaten zu bezeichnen, kehrt immer diese Darstellung aus der Siegfriedsage wieder. Es liegt deshalb die Annahme überaus nahe, dass man in diesem gehenkelten Brakteaten weniger ein Schmuckstück als vielmehr eine Art Talisman oder auch ein Zeichen der Verehrung zu erblicken habe, ähnlich wie in der ganzen Christenheit das Kreuz von den Frauen vielfach als Halsschmuck getragen wird. Und wie heut nicht selten dem Verblichenen ein Kreuz in die Hände gelegt wird, ehe man den Körper zur Ruhe bestattet, so liess man damals auch dem Toten seinen Brakteaten, der Zeit seines Lebens sein Schutz und Schmuck gewesen war.

Nebenbei war der Brakteat in Anbetracht des verwendeten kostbaren Metalles sicherlich auch Schmuck, den man offen und nicht verborgen am Leibe trug. Stellt man sich nun eine frühe Zeit des Mittelalters vor, als die ersten Sendboten des Evangeliums in die noch heidnischen Gebiete Germaniens vordrangen, so wird, sobald die neue Lehre Fuss fasste, die nächste Aufgabe die gewesen sein, die Macht der alten, der bisherigen Vorstellungen zu brechen. Äusserlich geschah dies, wie männiglich bekannt, vornehmlich dadurch, dass man überall da, wo vorher den Göttern Opfer gebracht worden waren, Kapellen, Kirchen und Klöster erbaute, um den Neubekehrten die Möglichkeit zu nehmen, heimlich und in der Stille der Nacht der alten Gewohnheit nachzugehen; den inneren Aufbau der Machtfülle heidnischer Vorstellung suchte man aber dadurch zu vernichten, dass man die erhaltenden und schaffenden Kräfte auf Gott Vater übertrug, während man die ebenso mächtigen vernichtenden Kräfte und was damit zusammenhing, in das Reich des Teufels verwies. Es war weiter notwendig, den bisherigen Vorstellungen

den Boden zu entziehen, indem man alles verketzerte und vernichtete, was die Erinnerung an die alte Zeit erhalten konnte. Es war aber alles vergeblich. Die alten Anschauungen erhielten sich, sie haben sich erhalten zum Teil bis auf unsere Tage, wenn auch vielfach der Ursprung derselben der grossen Menge verloren gegangen ist. Es lag nun sehr nahe, vor allem die Brakteaten, die das Sinnbild des Lichtgottes enthielten, unschädlich und unwirksam zu machen; oder solchen Schmucksachen eine andere Bedeutung unterzulegen, indem man eine christliche Legende zur Darstellung brachte wie vielfach in den sog. Alsengemmen. In wieweit das letztere sonst noch geschehen, steht nicht fest; sicherlich wird das Nächstliegende gewesen sein, dass man das Tragen der Brakteaten verbot. Da sich aber bisher gegen Moden und Sitten alle Priestergewalt als machtlos erwies — ich denke dabei nur an das der Priesterschaft verhasste Tanzen — so wird man nach wie vor Brakteaten getragen haben. Die Künstler aber mussten notwendig darauf denken, um eine gewaltsame Entfernung unmöglich zu machen, die gewohnte Darstellung so umzugestalten, dass nicht obenhin und ohne weiteres der Gegenstand der Darstellung klar war, sie mussten auf ein Mittel sinnen, wie sie durch unverfängliche Bildungen im Grunde doch das Alte darstellten. Verbote sind doch eben da, damit sie umgangen werden. Was lag nun wohl näher, als die Figuren der alten Darstellung in Striche und Punkte zusammenschwinden zu lassen und auf eine kindliche Darstellungsweise zurückzugreifen.

Wie vortrefflich diese List dazu beiträgt, den wahren Inhalt der Darstellung zu verbergen, lehrt die Gegenwart, welche in diesen regellosen Strichen das Erzeugnis einer vollständig verrohten Kunst zu finden beliebt.

Vollendet wird die Verbergung des wahren Inhaltes der Darstellung noch durch das Anbringen der Öhse an einer seitlich belegenen Stelle, so dass selbst die Runenzeichen kaum mehr als solche erkennbar sind.

III.

Die silberne Fibel.

Bevor ich auf das eingehe, was in der Platte dieser Fibel dargestellt sein soll, trage ich zunächst das Hierhergehörige aus dem Bericht vom 25. Oktober 1890 nach.

Herr Friedel sagt: Nach Entfernung der Oxydschicht ergab sich aber, dass das Metall (vornehmlich der Fibel) Silber und die Oberfläche vergoldet war. Der Eisenrost war die letzte Spur des Fibuladorns, dessen federnde Spirale zwischen zwei, etwa 0,6 cm vom breiteren Ende auf der unteren Seite abstehenden Oesen befestigt war, während das

Lager für die Dornspitze auf dem gegenüberliegenden Bügelende angebracht ist, so dass der vielleicht 2 cm lange Dorn selbst zwischen Spirale und Lager nur auf einer Länge von 1,2 cm frei lag d. h. zum Aufstecken benutzt werden konnte. Gerade über dieser Stelle macht der Bügel eine Wölbung von $\frac{1}{3}$ Bogen, während die sonstige Oberfläche ganz flach liegt. Figur 10 zeigt die Form dieses Bügels*) und die in sehr tiefen Furchen ausgegravierte Verzierung; das untere Ende ist von zwei vorspringenden Vertiefungen flankiert, in welchen vermutlich roter Glasfluss oder Almandine gesessen haben. Der Bügel ist demnach als der Rest einer vergoldeten, mit 2 Steinchen und tiefer Linear-, auch Perlstab-Verzierung versehenen Silberfibula mit eisernem Dorn zu betrachten. Soweit der Bericht.

Je jünger eine Kunst ist, desto mehr ist sie geneigt, in ihrem Erzeugnis einen Gedanken darzustellen und dazu bedient sie sich des Symbols. Das lehrt in ganz auffallender Weise die Baukunst. Von dem gotischen Gewölbe, das von überaus schlanken Pfeilern getragen wird, sagt man, es versinnbildliche den deutschen Buchenwald mit seinen schlanken Stämmen und seinem sich wölbenden Laubdach. Das letztere könnte man sehr wohl in dem Liniengewirr der vielgliederten Gewölberippen wiederfinden.

Die vorliegende Fibel ist nicht vollständig. In Figur 10 habe ich durch Punktierung an der Stelle a erkennbar gemacht, dass ein der anderen Ecke entsprechendes Stück fehlt. Dass in dieser Figur irgend etwas aus dem Reiche der Natur dargestellt sei, war mir zweifellos. Die Frage nach dem Was? war aber nicht so leicht zu beantworten. Der oben gedachte Fundbericht schweigt nach dieser Richtung vollständig.

Da ohne weiteres aus dem oberen Teil der Fibelplatte nichts zu machen ist, beginne ich mit dem unteren Teile. Zwei Figuren, die dem alten Sonnenzeichen gleichen, machen den Anfang. Von hier aus geht je eine Linie nach oben, die zwei Längsriefen hat, entsprechend den beiden Hohlkreisen der Scheiben. Dazwischen bewegt sich eine Fläche, die, soweit sie nicht durch Lötung in ihrer Zeichnung ungenau geworden ist, im wesentlichen eine doppelte Zickzack-Linie aufweist, deren letzte Ausläufer sich unten zu einem flachen Bogen runden. Geht man von der kindlichen Darstellung eines menschlichen oder tierischen Körpers aus, wie sie oben eingehender besprochen ist, so hat man zwei Beine nebst Füßen vor sich. So unerklärlich die zwischen den Beinen liegende Zeichnung ist, so leitet sie doch auf die Erklärung des Mittelstückes

*) Eine in mancher Beziehung ähnliche Fibel, aber von doppelter Grösse, gleichfalls aus Silber, findet sich Seite 19 des „Guide illustré du musée des antiquités du nord à Copenhague“ von C. Engelhardt von 1870 abgebildet.

über, welches in seinem mittleren Teile sich aus der sonst ebenen Fläche mässig herauswölbt. Unschwer ist darin der zu den Beinen gehörige Körper zu erblicken. Hiernach könnte in der gezieckzackten Fortsetzung des Rumpfes nur ein Schwanz gesehen werden, der sich nach unten verbreitert. Eine Umschau im Tierreiche verweist auf einen Vogel. So einfach es nun wäre, das nun folgende Obergestell als Kopf zu betrachten, so falsch würde diese Deutung sein, wenn man die Einzelheiten genauer ansieht. Von dem sich herauswölbenden Teil des Körpers gehen zunächst zwei Stege schräg nach aussen sich wendend nach oben und münden etwa da, wo links noch die sphärisch dreieckige Einbuchtung erhalten ist; von da wenden sie sich wieder nach innen, so dass sie in ihrem oberen Teile ein Dreieck umschliessen, woran sich links ein schnabelartiger Ansatz schliesst, der rechts (bei a Figur 10) zum grösseren Teil abgebrochen ist. Wenn man nun annimmt, dass das nach oben sich verbreiternde Viereck zwischen den beiden Stäben der Hals des Vogels ist, so stellt das Dreieck den Schädel dar, der aber wunderbarer Weise einen doppelten, nach rechts und nach links hin liegenden Schnabel hat. Dass nur der an das Dreieck anschliessende Teil den Schnabel darstellt und nicht die ganze geöffnete Partie des Oberteils, beweist der Umstand, dass durch eine erhabene Linie die Schnabelkanten des geschlossenen Schnabels erkennbar gemacht sind.

Wie soll man sich nun den Doppelschnabel erklären? Geht man davon aus, dass hier ebenso wie im Brakteaten ein Hinweis auf Sage oder volkstümliche Vorstellung enthalten sein soll, so braucht man sich nur bei anderen Kulturvölkern umsehen, um den Grundbegriff der Verdoppelung zu finden. Bei den Indiern, bei den Römern, bei den Slaven finden sich mehrfach Gottheiten, die in einzelnen Gliedern und Körperteilen eine abnorme Vielheit aufweisen, eine Venus, die mit vielen Brüsten dargestellt, die göttliche Nährkraft, vielarmige Götter die Allmacht, namentlich die Unbesiegbarkeit im Kriege, Vielköpfigkeit die grösste Weisheit im Regieren zum Ausdruck bringt. Hierzu gehört auch Baldurs achtbeiniges Ross. Die Römer verehrten in Janus, dem Gott mit dem Doppelgesicht, nicht nur den Gebieter über Krieg und Frieden, sondern auch den Behüter der Ein- und Ausgänge und stellten ihn dar mit einem Gesicht, das vorn aus sah, und einem anderen, das nach hinten sah. Wenn man sich die Bedeutung dieses Doppelgesichts in seiner inneren Bedeutung klar macht, so kommt man darauf, dass das eine Gesicht in die Vergangenheit zurück, das andere in die Zukunft vorausblickt. Die Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft ist aber die Grundlage weiser Handlung, die aus der Voraussicht und Vorsicht entspringt.

Überträgt man das Doppelgesicht auf den hier vorliegenden Doppelschnabel, so würde man in diesem Vogel sehr wohl den weissagenden Vogel wiederfinden, der auf Figur 6 in f dargestellt ist.

Dieser Vogel kehrt immer in sitzender Stellung wieder. Ist er einmal fliegend dargestellt, so ist der Hinweis auf den Einfluss des Christentums nahe liegend, welches symbolisch den heiligen Geist in einer fliegenden Taube zur Darstellung bringt. Der innere Zusammenhang zwischen diesen sinnbildlichen Darstellungen der inneren Erleuchtung ist unverkennbar.

Nach der heidnisch-germanischen oder wohl richtiger nordischen Vorstellung stand oder sass der Vogel. In dieser Stellung treten die Ecken der Flügel, woran die Schwungfedern befestigt sind, ähnlich wie die Schultern an der Figur des Menschen aus dem Oval des Körpers hervor. Ich finde in Figur 12 dieses Hervortreten durch die Ecken angezeigt, über denen sich die kleinen Pfeile befinden und in der Fibel — Figur 10 — auf beiden Seiten vollständig erhalten sind. Sieht man sich diese Ecken im Zusammenhange mit der Zeichnung an, wie sie den etwas vorgewölbten Rumpf begleitet, so kann man in den daneben herlaufenden Linien sehr wohl die Andeutung der an dem Körper anliegenden Schwungfedern erkennen. Man muss sich dabei immer gegenwärtig halten, dass man in allen diesen Figuren und Linien das zu sehen haben wird, was man in der Kunst stilisiert nennt.

Die Platte der Fibel stellt mithin einen sitzenden doppeltgeschnabelten Vogel dar. Die Darstellungsweise selbst ist als Anfang der später immer deutlicher hervortretenden Stilisierung eines Vogels zu bezeichnen und zwar derjenigen des sitzenden Doppel-Adlers. Wenn man sich vorstellt, dass ein solcher sitzender Vogel die Flügel lüftet, um aufzufiegen, erhält man zweifelsohne eine Figur wie die in Nr. 12. Es wird hieraus unschwer die Entwicklung zu dem in Nr. 11 dargestellten stilisierten Adler der Frühgotik*) gefunden werden können, wie er nicht selten neben den Portraits mittelalterlicher Fürsten dargestellt ist. Ich verweise besonders auf die von der Darstellungsweise der Neuzeit abweichende Stellung der Ständer auf Nr. 11 hin, die durchaus derjenigen in der Fibelplatte entspricht.

Wer mit einiger Einbildungskraft beglückt ist, wird sich nun ohne Mühe die Entstehung des alten deutschen und anderer Doppeladler erklären können.

IV.

Zeitbestimmung.

Oben habe ich versucht den Nachweis zu erbringen, dass der Brakteat einer Zeit angehört, in der das Christentum in Norddeutschland

*) Der Adler ist entnommen der „Wappenfibel“ von Ad. M. Hildebrandt.

nicht nur Fuss gefasst, sondern schon Verbreitung gefunden hatte, einer Zeit, in der trotzdem die heidnischen Anschauungen noch sehr lebhaft umgingen und der Künstler sich genöthigt sah, eine List anzuwenden, um die Wachsamkeit der Priester zu täuschen. Ich bin geneigt die Entstehungszeit des Brakteaten in die Blütezeit des Düringereiches zu legen, das sich damals weit nach Osten und bis zur Niederelbe erstreckte. Dieses Reich wurde in der Zeit um 725 endgiltig christianisiert. Es wäre doch der Fall sehr gut denkbar, dass aus diesem christlichen Reiche dort hergestellte Brakteaten, sei es als verwandtschaftliche Geschenke, sei es durch Handelsbeziehungen an einzelne nach Osten vorgeschobene oder zurückgebliebene germanische Bevölkerungsteile gelangt sind. Bei dem verwendeten Material hinwiederum ist es ebenso denkbar, dass ein solcher Brakteat ein Jahrhundert lang und länger sich in einer Familie fortgeerbt hat, ohne dass erhebliche Spuren des Gebrauches zurückgeblieben sind, so dass der Annahme nichts entgegensteht, dass der Brakteat von weiter her schon viel früher an die Familie gelangte und der letzte Inhaber vielleicht doch erst im 7. Jahrhundert mit seinem Kleinod beerdigt wurde. Auf eine noch spätere Zeit möchte ich nicht gern zurückgehen mit Rücksicht auf die gleichzeitig an derselben Stelle gefundene Fibel. Ihre starke Abnutzung bis zur teilweisen Zerstörung, ihre schon einmal stattgehabte Ausbesserung sprechen für einen langjährigen Gebrauch, ihre sinnbildliche Darstellung hinwiederum auf sehr starke heidnische Auffassung, indem durch den Doppelschnabel entschieden auf den weissagenden Vogel hingewiesen ist, sodass man sehr wohl auf eine Einführung aus dem noch heidnischen Nordwesten, vielleicht durch Sachsen schliessen kann. Das würde annähernd die Zeit sein können, zu der zwischen Weser und Elbe das Christentum festen Fuss gefasst hatte, sodass vielleicht nur ein Menschenalter zwischen der Herstellung beider Stücke liegt. Es ist deshalb m. E. gar nicht nötig, wie Herr Bartels gethan, einen augenfälligen Niedergang in der Kunst der Brakteatenherstellung anzunehmen, der ziemlich künstlich aus der Beschaffenheit des vorliegenden Brakteaten konstruiert ist. Eher wohl könnte man eine Verrohung dieser Kunst in dem in Figur 14 dargestellten Brakteaten erblicken. Dort sind nämlich auch die beiden Runenzeichen wie auf 5 sichtbar, aber als solche nicht mehr erkennbar. Das schräge Kreuz ist zu einem Stern, das andere Zeichen in veränderter Lage zu einer Figur wie eine Pincette geworden. Das spricht für ein Missverständnis der Figuren, wie es in einer im Niedergang begriffenen Kunst vorkommen kann. Das ist eine Erscheinung, wie ich sie in meinem Vortrage in der „Brandenburgia“ vom 22. Juni 1892*) über die Taufschüssel-

*) Siehe Notiz S. 68 d. Monatsblatts d. Gesellsch. für Heimatkunde, I. Jahrg. 1892/93.

inschriften, die bisher als solche gar nicht galten, sondern als willkürliche Zusammenstellung veralteter Schriftzeichen aufgefasst wurden, eingehend besprochen habe.

Trotz alledem kommt Herr Bartels dennoch hinsichts der Zeit der Herstellung auf annähernd dieselbe Zeit wie ich, indem er sagt: „Nach der wohl unbestrittenen Annahme der nordischen Archäologen sind die Goldbrakteaten in der Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angefertigt worden“, und weiter: „Er wird wohl sicherlich nicht vor dem 8. Jahrhundert, vielleicht sogar erst gegen Ende desselben angefertigt worden sein“.

Dieser letztere Satz allerdings vernetwendigte sich aus der Hypothese, dass hier das Erzeugnis einer vollständig verrohten Kunst vorliegt. Sie machte eine erkennbare Zeitverschiebung notwendig. Allerdings macht sich um die Wende des 8. Jahrhunderts ein Niedergang in dieser Kunst bemerkbar, er äussert sich aber, wie Figur 14 zeigt, in ganz anderer Weise, indem typische Einzeldarstellungen durchaus festgehalten sind, was vom Rosenthaler Goldbrakteaten eben nicht gilt.

In der Fibelplatte kann man noch weniger eine missratene Figur erblicken. Der Übergang, den ich zur ältesten Darstellung eines heraldischen Adlers glaube nachgewiesen zu haben, weist eher darauf hin, dass hier ein Anfangsstadium der heraldischen Darstellung auf uns gekommen ist; es erscheint ein neuer Zweig der damaligen Metallgiesserei oder Schmiederei. Der Umstand, dass dieser selbige Vogel sich bei den Franken später zum Hahn, oder Geier, von Napoleon I. fälschlich Adler genannt und bei den Germanen zum Adler bzw. Doppeladler entwickeln konnte, weist darauf hin, dass das hier vorliegende Kunsterzeugnis einer Zeit angehört, zu der Franken und Germanen im geschichtlichen Sinne noch nicht klar genug getrennt waren, also frühestens auf die Zeit, als die Karolinger zur Herrschaft kamen. Die Fibel wird sonach etwa dem Anfange des 8. Jahrhunderts angehören können.

Diese Ermittlung deckt sich mit dem, was Herr Friedel S. 519 der Verhandlungen sagt: Die Fibula gleicht der merovingischen, welche bei Lindenschmit, Heidnische Altertümer Band II, Heft X, Taf. VI Nr. 7, abgebildet ist. Ähnliche Spangen kommen bei fast allen spätgermanischen Völkern von Kertsch in der Gegend des Asowschen Meeres und von Süd-Ungarn bis Frankreich, sowohl bei den noch heidnischen, wie bei den christianisierten vor; auch in Skandinavien und im Nordosten Deutschlands haben sie sich dort häufig, hier seltener erhalten . . .

Es ist hiernach annähernd dieselbe Zeit herausgerechnet, die ich von anderen Gesichtspunkten aus ermitteln konnte, und ich kann diese Arbeit durchaus mit den Worten schliessen, mit denen Herr Friedel seiner Zeit seinen Vortrag endigte, indem er sagte:

Ich nehme keinen Anstand, den gesamten Fund für einen heidnisch-germanischen*) zu erklären, welcher in die Zeit etwa zwischen 600 bis 800 fällt.

Es ist dies eine Zeit, in welcher bei uns unbestritten die Slaven oder Wenden bereits seit Jahrhunderten zur vollen Herrschaft gelangt sind. Erwägt man nun, wie von erfahrenen Forschern, ganz neuerlich von Dr. W. Schwartz in einer zur General-Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine zu Schwerin i. M. im September 1890 eingereichten Abhandlung, aus mythologischen, sprachlichen und anderen Gründen, immer wieder darauf hingewiesen wird, dass ein Bestand heidnisch-germanischer Bevölkerung unter den zur Herrschaft gelangten heidnischen Wenden bei uns zurückgeblieben sein müsse, so bringt der Rosenthaler Fund eine ungeahnte Bestätigung für diese Behauptung und er erscheint von diesem Standpunkt aus als einer der beachtenswertesten, welcher seit langer Zeit in Norddeutschland gemacht worden ist. Dass er einer Gegend dicht vor den Thoren der deutschen Reichshauptstadt entstammt, giebt ihm ein besonderes Relief.

Kleine Mitteilungen.

Weihnachtsgebräuche in Pichelsdorf und Tiefwerder bei Spandau. (Aus den Sammelkästen des Märk. Provinzial-Museums.) Im Dezember 1885 theilte die „Neue Preussische Zeitung“ Folgendes mit: „In Tiefwerder und Pichelsdorf hat auch in diesem Jahre wieder, einer alten Überlieferung gemäss, am Mittwoch das sogenannte Weihnachts-Austuten begonnen, und es wird, wie immer, bis Weihnachtsheiligenabend fortgesetzt. Allabendlich ziehen Schulknaben, auf Hörnern blasend, im Dorfe umher. Am zweiten Weihnachtsfeiertag versammeln sich fast sämtliche Dorfbewohner und gehen in die Häuser, um dort das Lied zu singen, das mit den Worten beginnt: „Wir heiligen drei Könige“. Herkömmlicher Weise werden von den Besuchten Geld oder Esswaren verabreicht.“

Diese Nachricht veranlasste die Direktion, Herrn Lehrer G. Mähliß um Auskunft zu ersuchen, wie die Sache zur Zeit liege. Er erteilte hierauf d. d. Pichelsdorf, den 2. Februar 1897 folgenden Bescheid:

„Leider bin ich nicht in der Lage, den ausführlichen Bericht, den ich über die Sitten und Gebräuche zugesagt habe, schon jetzt zu bringen. Nur eine Sitte, das sogenannte „Antuten“, ist in Tiefwerder und Pichelsdorf noch im Gebrauch. Andere Sitten und Gebräuche, wie z. B. das „Sternfest“ und dergl. sind vor vielen Jahren schon eingegangen. Aber gerade über diese Gebräuche wollte ich gern berichten. Da ich aber diese Aufführung nur einmal in ganz veränderter Form gesehen habe, so kann ich meine eigene

*) Wenn schon der Brakteat hinsichts der Herstellung auf christliches Gebiet hinweist.

Anschauung nicht bringen. Ich möchte aber gerade über diesen Gebrauch im Urstil berichten. Da sind aber leider nur noch einige Personen zu haben, welche mir Details geben können über Text, Melodie, Anzug pp. Auch möchte ich gern einen Gegenstand, den sogenannten „Stern“, welcher bei der Aufführung gebraucht wurde, dem Märk. Provinzial-Museum stiften. Dazu gebrauche ich aber längere Zeit. Ich werde aber später, hoffentlich schon bis Ostern, darüber berichten. Anbei folgt der ganz kurze Bericht über das sogen. „Austuten“, welches noch in diesem Jahre war.

Am 15. December gehen die grösseren Knaben von Haus zu Haus und „tuten“ auf Ziegen- und Kuhhörnern das Weihnachtsfest an. Eine Harmonie haben die Töne nicht, wohl aber sind sie im Stande, Menschen rasend zu machen. So geht dies 10 Tage lang. Nachdem sie am Christabend „abgetutet“ haben, gehen die Knaben bezw. ein „Obmann“ derselben in die Häuser und fragen an, was ihnen der heilige Christ bescheert habe. Die Hausväter und Hausmütter geben dann den Knaben Geld, Kuchen, Äpfel und Nüsse. Diese Sammlung wird hierauf unter den Kindern gleichmässig verteilt. Die alten Leute der Pichelsdorfer Fischergemeinde, vornehmlich die alten Frauen, werden von dem „Tuten“ so feierlich ernst gestimmt, dass ihnen beim Anhören dieses Geheuls die Thränen über die Wangen rollen. Den eingewanderten „Fremdlingen“ dagegen ist es so lästig, dass sie alle Hebel in Bewegung setzen, um auch diese Sitte auszurotten. Es scheint auch nur noch in diesem Jahre gewesen zu sein.

Ein weiterer Bericht folgt.“ —

Diesem dankenswerten Berichte des Herrn G. Mähliß fügen wir hinzu, dass über das Sterndrehen zwischen Weihnachten und Neujahr und auch bis Gross-Neujahr (Heiligen Dreikönigs-Tag) zu Pichelsdorf Adalbert Kuhn in den Märkischen Sagen und Märchen pp. (Berlin 1843) S. 347 flg., unter Mitteilung des dabei gesungenen Liedes, erzählt. In Greifswald habe ich das Herumziehen der Heiligen Drei-Könige noch selbst mit erlebt und darüber im „Bär“ VI 1880, S. 7 flg. berichtet. Auch in Swinemünde findet ein solches Herumziehen armer Kinder in Kostüm der Heiligen Drei-Könige aus dem Morgenland noch hier und da statt. Jetzt erfolgt, wo die Sitte noch besteht, der Umzug am Heilig-Abend vor dem I. Weihnachtsfeiertag, weil da die Angesprochenen williger zum Schenken sind. Es wird gebeten, mitzuteilen, wo in der Provinz Brandenburg das Austuten und Sterndrehen noch jetzt stattfindet. E. Friedel.

Ein hochinteressanter Fund wurde gelegentlich der Neubauten für das Feierabendhaus des Elisabeth-Krankenhauses gemacht. Beim Ausheben der Fundamente stiessen die Arbeiter auf eine silberne Grundsteinsplatte mit folgender Inschrift:

„Friedrich Wilhelm Wendlandt erbaute dieses Haus im Jahre MDCCCXV. Sieben Jahre hindurch hatte Preussen unter dem Drucke des übermüthigen Ausländers geschmachtet, da erwachte die Kraft und der volle Muth unserer Brüder. — Im Verein mit Russland, England, Österreich und den übrigen

*) Vgl. auch „Bär“ XI. 1885 S. 208 und besonders S. 223 u. XIII. S. 230.

verbündeten deutschen Staaten erkämpften die Preussen ihr verlorenes Vaterland wieder, und das Panier der Freiheit wehte überall im deutschen Lande — Schmach und Verachtung war das Loos des Tyrannen Napoleon Bonaparte, der die Welt bezwingen wollte. — Mögen die Segnungen des Friedens noch lange unser Vaterland beglücken, und mögen unsere Nachkommen die herrlichen Früchte des blutigen Kampfes einernten.“

Die Platte wurde der Oberin des Elisabeth-Krankenhauses überwiesen und wird mit einem neuen Grundstein wieder versenkt werden. („Berl. Lok.-Anz.“ v. 21. 4. 97.)

Zahlreiche Fischottern sollen sich auf den Nebengewässern der Oberspree zeigen. Diese Tiere scheinen auf einem Wanderzuge begriffen zu sein und fügen dem Fischbestande der Gewässer grossen Schaden zu. Zahlreiche tote Fische, denen der Rücken abgefressen ist, sind die sicheren Anzeichen von dem Vorhandensein dieser Fischräuber, denen mit Fanggeräten aller Art und auch mit Schusswaffen nachgestellt wird. („Staatsbürger - Ztg.“ v. 9. 6. 97.)

Kreuzottern in der Wuhlheide. Zur ganz besonderen Vorsicht für die Ausflügler mahnt eine Mitteilung, welche uns aus der an Sonntagen so überaus beliebten Wuhlheide zugeht. Danach sind in ihr, speziell in der Gegend der neuen Scheune, Oberförsterei Köpnick, auffallend viele Kreuzottern bemerkt worden, die hauptsächlich an Erderhöhungen im Grase, an dem sogenannten Käfergraben, verweilen. Es empfiehlt sich infolgedessen beim Lagern im Walde grösste Vorsicht walten zu lassen und speziell die Umgebung des als Ruhestätte ausgewählten Platzes auf das sorgfältigste mit einem Stock zu untersuchen. („Staatsbürg.-Ztg.“ v. 13. 6. 97.)

Schlachtensee. Eine botanische Seltenheit, die das Interesse aller Fachleute und Laien erregen dürfte, ist gegenwärtig in dem parkähnlichen Garten des hiesigen „Erholungsheims“ in der Victoriastrasse zu sehen. Dort kommen demnächst zwei Prachtexemplare von *Yucca recurvata* zur Blüte, die schon ihre fünfzig bis sechzig Jahre hinter sich haben und jetzt zum ersten und — letzten Male blühen. Denn: Blühen und Sterben, das ist das tragische Geschick dieser Pflanze, das der Poesie nicht entbehrt; einmal nur erfreut sie das Auge des Menschen durch die unerreichte Pracht ihrer an einem 3 bis 4 m hohen Schaft in grosser Anzahl entfalteteten Blüten. Nur die vielen Schösslinge, die die Pflanze treibt, und die sich zur Fortpflanzung eignen, zeugen von der verschwundenen Pracht, während die Pflanze selbst nach dem Abblühen zu Grunde geht. Die Besichtigung dieses Unicum im Pflanzenreich wird von dem Besitzer gern gestattet. („Staatsbürger - Ztg.“ v. 16. 6. 97.)

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Berg
Licht
40941

8. (6. ausserordentl.) Versammlung in Schönholz, am 4. September 1897.

Ausser den Mitgliedern und deren Angehörigen waren auch Vorstands- und andere Mitglieder der Berliner Schützengilde erschienen. Seitens der letzteren waren die hauptsächlichsten Erinnerungsstücke der Gilde zur Ausstellung im Versammlungslokal gebracht worden. Dazu gehörten: 2 kleine Kanonen von 1680; die vom Grafen Haacke 1753 geschenkte Büchse; 2 Pauken von 1755 und 1793; die grosse Königs-kette mit dem Vogel (Papagei), deren ältester Ring allerdings erst von 1842 datiert, wogegen der Vogel älter zu sein scheint; die 1847 vom Könige geschenkte Fahne; eine Standarte und zwei Fahnen von 1802; einige bemalte Scheiben von 1747, 1751 und 1785 u. a. m.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den 2. Vorsitzenden erhielt Herr Kustos Buchholz das Wort zu folgendem Vortrag:

Hochverehrte Versammlung!

Für eine der Hauptaufgaben der „Brandenburgia“, die örtliche Geschichtsforschung, finden wir hier trotz des viel verheissenden Namens „Schloss Schönholz“ einen wenig ergiebigen Boden. Die nächstliegenden vorgeschichtlichen Fundstellen — das Eiderfenn nach Rosenthal hin und die Gegend der Schulzestrasse in Pankow — sind 2–3 km von hier entfernt und soweit die Märkische Geschichte reicht, war dieses Gelände ein Zubehör zu Nieder-Schönhausen ohne einen besonderen Namen und ohne irgend ein zum Wohnsitz bestimmtes Bauwerk. In neueren Gelegenheitsschriften ist bedauerlicherweise dadurch einige Verwirrung angerichtet, dass man Schönholz mit Pankow und Nieder-Schönhausen verquickte, dass man nämlich ältere Nachrichten über die Anlage eines Vogelherdes und eines von Gräben umzogenen Hauses seitens des Kurfürsten Johann Cicero, auch über die Erbauung eines Hauses für die

„schöne Giesserin“ unter Joachim II durch Caspar Theiss, auf Schönholz bezog. Für solche Beziehung besteht aber keinerlei ernste Grundlage.

Die Geschichte von Schönholz beginnt vielmehr erst mit der Zeit, in welcher Elisabeth Christine, die Gemahlin Friedrichs des Grossen, das Schloss Nieder-Schönhausen bezog und die älteste gedruckte Quelle, aus der wir die ersten Nachrichten über Schönholz schöpfen, ist Friedrich Nicolais Beschreibung von Berlin und Potsdam. Er berichtet auf Seite 1093 der Ausgabe von 1786, gelegentlich der Beschreibung von Nieder-Schönhausen: „Zum Zweck des Seidenbau's war bereits 1743, am Ende der vom Schlosse abgehenden Charlottenburger Allée, im Walde eine weitläufige eingehetzte Plantage von vielen Maulbeerbäumen gepflanzt worden. In dieser Plantage wurden zugleich allerlei schöne Sorten Obstbäume gepflanzt und, nach der eigenen Angabe der Königin, innerhalb derselben ein sehr anmuthiges Lustwäldchen von allerlei wilden und zum Theil fremden Bäumen angelegt, zwischen welchen drei Weinberge befindlich sind. Die in mannigfaltiger Richtung angelegten Alleen sind nunmehr oben zusammengewachsen und stellen natürliche Bogenlauben vor. Dieses Lustwäldchen ist besonders im Junius, wenn die vielen darin angelegten wilden Rosensträuche und Bäume und die Akazien blühen, äusserst anmuthig.“

Aus dieser Beschreibung Nicolais geht unzweifelhaft hervor, dass das jetzige Schönholz gemeint ist. Denn es liegt am Ende der von Schloss Nieder-Schönhausen nach Charlottenburg führenden Allée und von den beschriebenen Anlagen können wir noch heute in den vorhandenen alten wilden und fremden Bäumen und Sträuchern die zuverlässigen Spuren finden. Selbst die Anordnung des Lustwäldchens nach der von Nicolai beigegebenen Karte lässt sich aus dem Stande der verbliebenen alten Bäume und Wege wiederfinden. Einen Grundriss dieser „Königinplantage“ genannten Anlagen habe ich danach herzustellen versucht. (Kann leider nicht mit abgedruckt werden.)

Das alte Haus, das neben dem erst von der Schützengilde errichteten Saalgebäude liegt, wird seit Jahrzehnten „Schloss Schönholz“ genannt. Es steht, wie eine genaue Untersuchung der Fundamente und Kellereien ergeben hat, seit höchstens 100 Jahren und seine äusseren Ornamente, die ihm ein altertümliches Ansehen geben sollten, datieren vielleicht aus der Zeit von 1840—50. Eins der Zimmer darin ist mit seidenen Tapeten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgestattet; aber es sind verschiedene Muster und die Tapezierung ist keine einheitliche; es scheint deshalb, als wenn beseitigte Tapetenreste aus Schloss Nieder-Schönhausen hier zusammengestüekelt verwendet worden sind. Auch für die Tradition, dass die Königin Luise in diesem Zimmer mit Hardenberg konferiert habe, hat sich kein geschichtlicher Anhalt gefunden.

Aus dem Jahre 1849 liegt eine im Besitz der Schützengilde befindliche Ansicht der Hinterseite des Hauses, mit den kleinen Anlagen vor.



Schönholz bei Berlin,
dem Gutsbesitzer Herrn G. W. Obermann gewidmet den 18. 12. 1849.

Es scheint, als wenn diese Zeichnung angefertigt worden ist, nachdem der mit gotischen Reminiscenzen verzierte Anbau des „Rittersaals“ vollendet war.

Auch die in den kleinen Anlagen bei der ausgepflasterten Grotte aufgestellte steinerne Zierurne mit mystischen Tiergestalten an der Wandung, deren Modellierung in die Zeit Friedrich Wilhelms II. fallen dürfte, hat offenbar nicht ursprünglich an dieser Stelle gestanden; sie ist vielleicht auch zur Zeit jenes Anbaus aufgestellt.

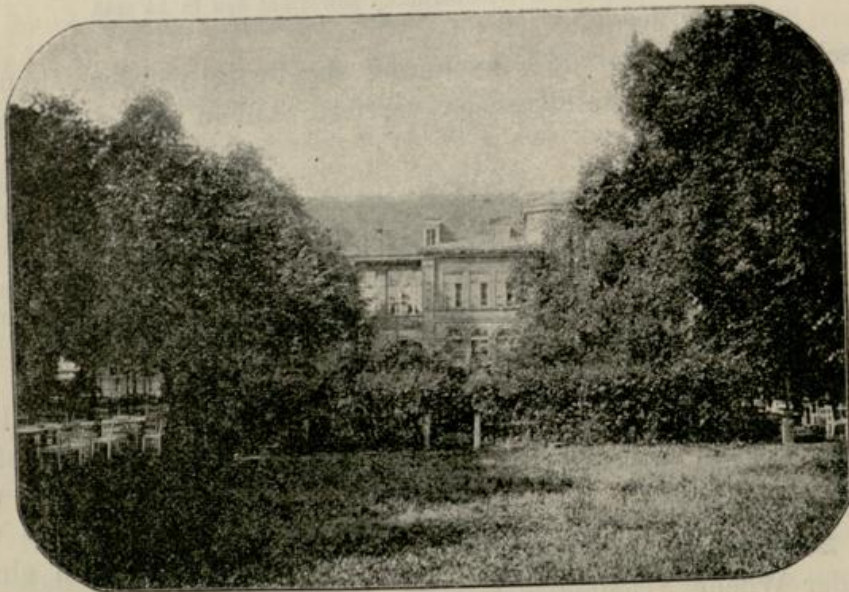
In Bezug auf die Entstehung der zu Schönholz gehörigen Häusler-Kolonie konnte ich aus den Grundakten zweier der 12 Kolonistenhäuser näheres ermitteln. Danach erhielten in den Jahren 1772 und 1774 die böhmischen Kolonisten Papesch und Hollup je eine Stelle von 1 Morgen 22 Ruten zum Eigentum mit der Verpflichtung, an einem Tage in jeder Woche Arbeitsdienste in der „Plantage“ zu leisten.

Die ursprüngliche Anlage dieser Kolonie ist noch heute erkennbar. Die Häuser sind meistens repariert oder ganz neu erbaut; nur eins derselben steht noch unverändert, wie es um 1772 erbaut war, aus Fachwerk, mit Strohdach und dem Verfall nahe, so dass das Bewohnen polizeilich untersagt ist. An die Hausthür hat jemand, wohl aus Uebermut,

die Zahl 1602 geschrieben; als Jahreszahl der Erbauung darf diese Zahl nicht angesehen werden.



Schiesshalle der Berliner Schützengilde



Schloss und Park Schönholz.

Wie die angezogenen Quellen ergeben, hiess die Anlage mindestens bis zum Jahre 1786: „Plantage“, oder „Königin-Plantage“. Den Namen „Schönholz“ finde ich zum frühesten in einem Dokument von 1808 er-

wähnt, er muss also erst in der Zeit zwischen 1786 und 1808 entstanden sein.*)

Seit 13 Jahren ist Schönholz in engere Beziehungen zur Reichshauptstadt getreten. Die Berliner Schützengilde, deren Turnier-Platz durch die riesig fortschreitende Ausbreitung der Bebauung immer weiter hinausgedrängt und beengt war, hat seit 1884 hier ein neues, gegen weitere Beengung gesichertes und darum dauerndes Heim gefunden.

Und diese Schützengilde hat eine wohl halbttausendjährige Vergangenheit, die mit der Berliner Ortsgeschichte eng verknüpft ist und aus deren urkundlichen und aktenmässigen Überlieferungen die stadtgeschichtliche Forschung mit reicher Nahrung versorgt werden kann.

Bevor wir dieser Vergangenheit näher treten, möchte ein Blick auf die Entwicklung des Schützengildewesens im allgemeinen angebracht sein.

(Es folgte nun ein kurzer Überblick, dem das wegen des Umfangs nicht hier, sondern im „Archiv III“ abgedruckte Material zu Grunde liegt.)

9. (7. ausserord.) Versammlung des VI. Vereinsjahres,

Sonnabend, den 25. September 1897, nachmittags 4 Uhr,
im Dienstgebäude des Kaiserlichen Gesundheitsamtes,
Klopstockstr. 19/20.

In dem prachtvollen Sitzungssaale eröffnete der 2. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, vor den zahlreich erschienenen Mitgliedern und Gästen die Sitzung und sprach der Direktion den Dank dafür aus, dass sie der Gesellschaft für Heimatkunde erlaubt habe, diese neue Wohlfahrtseinrichtung in Augenschein zu nehmen. Er führte weiterhin noch kurz aus, dass auch städtischerseits ein Gesundheitsamt geplant werde, in welchem gleichfalls mikroskopische und bakteriologische Untersuchungen angestellt werden sollen. Alsdann erteilte er zuerst unserem Mitgliede, Herrn Regierungs-Baumeister Körner das Wort zu seinem Vortrage über die Geschichte des Amtes und dessen Thätigkeit, sowie über die Bauanlage und darauf Herrn Regierungsrat Ohlmüller zu seinem Vortrage über die Aufgaben des Kaiserlichen Gesundheits-Amtes.

Wir hoffen in dem nächsten Heft einen ausführlichen Bericht aus der Feder unseres Mitgliedes, des Herrn Baumeisters Körner, bringen zu können.

*) Wie nachträglich von Herrn Amtsvorsteher Moldenhauer in Niederschönhausen dem Verfasser mitgeteilt wird, hat nach dem Tode der Königin, also Ende vor. Jahrhunderts, der Polizei-Kommissar Obermann die 48 Morgen grosse „Plantage“ und 15 Morgen „Unterthanenheide“ gekauft. Von diesem Obermann dürfte dann auch wohl das „Schloss“ erbaut worden sein und danach träfe obige Altersschätzung zu.

Parchent und einige ähnliche Namen.

Wenn ich noch einmal die Aufmerksamkeit der Leser auf dieses in der „Brandenburgia“ schon mehrfach besprochene Wort zu lenken versuche, so geschieht es deswegen, weil meines Erachtens der geschichtliche Zusammenhang, in dem dasselbe erscheint, bisher viel zu wenig oder gar nicht hervorgehoben worden ist. Und doch kann ein so altes Kulturwort — um ein solches handelt es sich hier! — nur dann richtig verstanden werden, wenn man es in allen seinen Verzweigungen und Beziehungen kennen gelernt hat.

Durch die bisherigen Besprechungen¹⁾ ist festgestellt worden, dass das Wort in verschiedenen Städten des nordöstlichen Deutschlands (Luckau; Marienburg²⁾; Posen; Sagan; Sprottau; Grünberg; Lübben) zur Bezeichnung des zwischen (d. h. ausserhalb) der Stadtmauer und dem Wallgraben oder, wo noch eine Aussenmauer vorhanden war, zwischen den beiden Mauern belegenen Raumes angewendet wird oder früher angewendet wurde. Weitere Belege, die auch das Vorkommen des Namens in früherer Zeit bezeugen, finden sich in dem mittelhochdeutschen Wörterbuch von Ch. F. Benecke und W. Müller, wo (II. S. 465) zunächst aus einem Breslauer Vokabular, über dessen Alter nichts angegeben ist, die Glossen angeführt werden:

parcham intervallum dicitur spacium inter fossam (!) et fossatum;
parchan vel plank, vallus;
parchin vel blanke, vallus

und weiterhin aus dem am Anfange des 14. Jahrhunderts in Schlesien nach einem älteren thüringischen oder rheinhessischen Gedichte umgearbeiteten Liede über die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig des Frommen³⁾ zwei Stellen citiert sind, welche lauten:

2959: des lac ir nv manich hundirt tot
In dem parchane, in den graben etc.

3174: Die Cristen wurden gar vf gehaben,
ane die iene, die in dem graben,
An di in dem parkame lagen,
tzu den wolde er sich nicht wagen u. s. w.

Zweifellos ist in dem Gedichte, trotz der verschiedenen Form des

¹⁾ Brandenburgia III (1894) S. 148 f.; 198; 238. IV (1895) S. 63 f.; 97 ff.

²⁾ L. Passarge, Aus dem Weichseldelta, Berlin 1857, S. 276, citiert bei Frischbier, Preuss. Wörterbuch II S. 121: „Parcham m. Wallgang um das rechte Haus der Marienburg, zugleich Begräbnisstätte der entschlafenen Brüder“.

³⁾ Herausgeg. von Friedr. Heinr. v. d. Hagen, Leipzig 1854.

Wortes¹⁾, beidemale dieselbe Örtlichkeit gemeint, aber auch die aus dem Vokabular beigebrachten Wörter dürften kaum von einander verschieden und damit die schon von anderer Seite vermutete Identität des Wortes Parchent²⁾ mit dem slavischen *parkanü (z. B. russ. parkánü, a. m.; poln. parkan; čech. parkán, u. m.; niederlaus. parchan, wo ch statt k auf deutschen Einfluss zurückzuführen ist) ausgesprochen sein, umso mehr, als z. B. auch das čechische Wort die Bedeutung „pomoerium“ hat.³⁾

*Parkanü macht durchaus den Eindruck, als ob es ein echt slavisches Wort sei, was dadurch noch wahrscheinlicher wird, dass wir z. B. im Čechischen die Wortbildungen prkno, a; prkénce, e; prkénko (prkynko), a, n., alle mit der Bedeutung „Brett, Bohle, Diele“ finden, die sicherlich mit parkán desselben Stammes, aber kaum Fremdwörter oder spätere Analogiebildungen sind, wobei freilich zugegeben werden muss, dass diese Wörter mit der weiter unten zu besprechenden romanisch-germanischen Wortsippe höchst wahrscheinlich urverwandt sind. Sollte man aber, wozu man heutzutage leicht geneigt sein wird, in *parkanü ein altes Kultur- und Lehnwort erkennen wollen, so könnte dies nur aus dem Germanischen hinübergenommen sein⁴⁾, wo wir für gewöhnlich zwar nur die Fortsetzungen einer Grundform *parricus (ags. pearroc m. „Verschluss,

¹⁾ In „parkam“ hat eine Angleichung des Suffixkonsonanten an den labialen Anlaut der Wurzelsilbe stattgefunden, wie z. B. sonst in Pilgrim (= lat. pelegrinus, peregrinus), mhd. varm (neben varn), ahd. feim, bodam, cf. Fr. Kluge, Etym. Wört. d. deutschen Sprache⁵ unter d. betreffenden Wörtern. Das Nebeneinandervorkommen beider Formen in demselben Gedicht erklärt sich vielleicht dadurch, dass der Umarbeiter das eine Mal die ihm geläufige Form, das andere Mal die Form seiner Vorlage gebrauchte, vorausgesetzt, dass in dem betreffenden Dialekt das Wort gleichfalls vorhanden war.

²⁾ Die Sprachneigung, k nach l und r zu ch zu verschieben, findet sich auch in niederdeutschen Dialekten, cf. O. Behaghel in Pauls Grundriss der Germ. Phil. I. S. 590 § 101. In Parchent wurde wie in andern Fällen an das auf -n auslautende Wort ein t angefügt, weil man eine innere Beziehung desselben zu andern Wörtern auf -nt herauszufühlen meinte, vergl. nhd. gewohnt (:ahd. giwon, mhd. gewon); weiland (schon mhd. wilent neben wilen, aber ahd. wilôn, hwilôm, Dat. Plur. zu (h)wila, „Stunde, Zeitpunkt“); Dechant (schon mhd. dechent, techant, aber ahd. techân = lat. decanus); Dutzend (mhd. totzen = franz. douzaine, ital. dozzina etc.). Diese Lauterscheinung gilt für alle deutschen Mundarten.

³⁾ Frz. St. Kott, Čech.-Deutsches Wörterbuch II (Prag 1880) p. 498 giebt für parkán folgende Bedeutungen an: 1. Bretterzaun, Planke. 2. Mauerwerk ohne Kalk. 3. Freier Platz zwischen den Häusern und der Stadtmauer („prostor mezi domy a městskou zdi“), pomoerium. Wenn v. d. Hagen (Ludwigs Kreuzfahrt S. 278) parchan, parkam und neuerdings W. Hammer (Brand. III S. 149) Parchent, sei es direkt, sei es indirekt durch Vermittelung romanischer Wörter wie z. B. franz. barbacane, aus dem Arabischen herleiten, so ist zu bemerken, dass wir direkte auf das Kriegswesen bezügliche Lehnwörter aus dieser und den benachbarten Sprachen im Deutschen für die Zeiten des Mittelalters nicht haben, und dass ferner die Herkunft jener romanischen Wörter aus dem Morgenlande sehr zweifelhaft ist, cf. G. Körting, Lat.-romanisches Wörterbuch S. 93 No. 999.

⁴⁾ Cf. russ. tynü „Mauer“ = westgerm. *tûn, russ. valü „vallum“ = westgerm. *Wall u. a. m. bei Fr. Kluge in Pauls Grundriss der Germ. Phil. I. S. 590 § 101.

Gehege“, niederländ. perk „eingehogter Raum“, ahd. pferrih, pfarrih m. „Umhegung, Umzäunung besonders zur Aufnahme der Herde“, mhd. pferrich, nhd. Pferch¹⁾, in mundartlichen Formen, z. B. in dem westfälischen parchem m. „Park, Pferch“²⁾, jedoch eine Weiterentwicklung der Grundform *park-, ja wenn wir annehmen wollen, dass auch in dem zuletzt genannten Worte die beiden oben erwähnten Lautveränderungen, der Übergang des k in ch und die Angleichung des Suffixkonsonanten an den Wortanlaut eingetreten sei, eines altgermanischen *parkan-a- antreffen. (Altgerm. *parkan-a-: *park-a- = ahd. hagan m. „Dornstrauch“, mhd. auch „Verhau“: ahd. hac, hag. m. n. „Dorngebüsch, Einfriedigung, eingehogter Wald, Park, Stadt.“)

In Deutschland war, wie die Übereinstimmung des Angelsächsischen mit den kontinentaldeutschen Mundarten und das Vorkommen des Wortes in den ältesten germanischen Rechtssammlungen³⁾ beweist, dasselbe schon frühzeitig, spätestens seit dem 4. nachchristlichen Jahrhundert, einheimisch. Da es nun aber auch ebenso in den west- und südromanischen Sprachen vorkommt (franz. parc, provenz. parc-s, span.-portug. parque, ital. parco⁴⁾), von wo es wiederum in andere Sprachen, z. B. auch in die keltischen, übergegangen ist, so möchte ich den Ausgangspunkt dieser ganzen romanisch-germanischen Wortsippe in dem sermo castrensis der in Gallien und Germanien stationierten römischen Soldaten suchen, die mit einem Worte *parricus *parcus⁵⁾ etwas Ähnliches bezeichnet haben mögen wie mit vallus, welches Wort auch in sehr viele Sprachen eingedrungen ist. Jenes *parricus *parcus ist nun zwar aus der lateinischen Schriftsprache bis jetzt nicht nachgewiesen⁶⁾, doch könnte es sehr wohl in der Vulgärsprache vorhanden gewesen sein, da in dem altumbrischen Dialekte der Eugubinischen Tafeln⁷⁾ der Ausdruck vorkommt „tertiam-e praco pracatarum“, was nach Buechelers⁸⁾ sicherer Deutung

¹⁾ Fr. Kluge, Etym. Wört. d. deutsch. Sprache⁵ u. d. W. Pferch.

²⁾ Woeste, Westfälische Mundart, Leipzig 1883, S. 195.

³⁾ Parcus, parricus Leg. Rip., Angl.; parc, parch Leg. Baj. (2,9: granarium, quod parch appellat), cf. Fr. Kluge, Etym. Wörterb. der deutschen Sprache⁵ u. d. W. Pferch.

⁴⁾ G. Körting, Lat.-romanisches Wörterb. S. 539 No. 5888. — Im Romanischen hat das Wort manchmal eine Bedeutung, die nahe an die von Parchent heranstreift, z. B. wenn es in einer französischen Urkunde v. J. 1371, welche Du Cange (Glossarium mediae et infimae latinitatis in der Neubearbeitung von L. Faure, Bd. VIII, Niort 1880, S. 181) anführt, heisst: Les Anglois se logerent en la ditte ville — et visiterent Parrigue forte de muraille et une cohue près du dit fort etc.

⁵⁾ Ähnliche Doppelformen haben wir in porrigo und porgo, surripio und surpio, cf. Fr. Stolz, Hist. Gramm. d. lat. Sprache I S. 205.

⁶⁾ Einen Eigennamen Parricus führt Pauly's Reallex. d. klass. Altert. s. h. v. an.

⁷⁾ VIa 12. Diese und die Tafel VII, welche beide in lat. inischer Sprache geschrieben sind, stammen etwa aus der Mitte des 1. vorchristl. Jahrhunderts.

⁸⁾ Buecheler, Umbrica, Bonn 1883, S. 48, der nicht nur parricus, parcus, Pferch vergleicht, sondern auch lat. pergula, für das nach Quintilians Zeugnis (Jnstit. I, 5, 12) ein aus Placentia gebürtiger Redner precula gesagt habe, heranzieht. In der That

nur heissen kann: (die eine Hälfte des Pomoeriums geht) bis zur dritten der vorgebauten Vorbauten.

So haben wir es hier augenscheinlich mit einem alten indogermanischen Worte zu thun, dessen Grundform *parros „Bohle“ kaum noch in dieser Gestalt vorhanden sein dürfte, das aber in seiner Weiterbildung *parrekos, woraus parcos, in dem ganz bestimmten Sinne „Bohlenwerk, Bolwerk“ zur Bezeichnung einer vor einer stärkeren Verteidigungslinie errichteten Aussenbefestigung sowie des von beiden eingeschlossenen Raumes diente. Da man diesen Raum vielfach zur Einschliessung des Viehes oder zur Aufbewahrung von Lebensmitteln benutzte, finden wir das Wort auch in der Bedeutung von „Viehhürde“ und „Kornspeicher“ angewendet; in ähnlichem Sinne spricht man auch von einem Munitions-, Geschütz-, Fuhr- und Belagerungspark.

Wie Parchent möchte ich noch einige ähnliche Wörter, wenn auch in kürzerer Weise, behandeln, Wörter, die ebenso interessante Aufschlüsse über frühere Einrichtungen bringen können, wenn es gelingt, sie richtig zu deuten und in den richtigen kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen. Manche von ihnen sind offenbar slavischen Ursprungs, so z. B. der (heutigen Tages nicht mehr gebräuchliche) Name der Pribekentstr. in Neu-Ruppin (Urkunde v. J. 1365 bei Riedel, Cod. Dipl. Brandenb. A IV S. 303), welchen ich aus dem slavischen *pri-bokü (z. B. oberlaus. pribok „Seite, Seitenteil“, čech. pribok, poln. przybok u. s. w.) erklären möchte, umsomehr, als diese Strasse bis an die Stadtmauer reichte und als Hinter- oder Nebenstrasse wahrscheinlich das Quartier der Wenden war.

Andere Benennungen, die auf den ersten Anblick durchaus fremdartig erscheinen, sind dagegen aus dem Deutschen zu erklären. In Stendal und, wenn ich nicht irre, auch in Belzig giebt es eine Karnip(p)-, älter Karnappstrasse.¹⁾ Die Deutung des Namens giebt das mittelniederdeutsche Lexikon von Schiller u. Lübben (II, 430), wonach das Wort „karnap“ einen Ausbau am Hause, einen Erker oder Balkon bedeutet. Der Ursprung desselben — an ein Kompositum von nap(f), dessen Herkunft übrigens auch unbekannt ist, kann wohl kaum gedacht werden — bleibt uns freilich vorläufig noch dunkel²⁾, ebenso, weshalb gerade

lassen sich alle Bedeutungen von pergula, das als ein Wort der Vulgärsprache sehr wohl für *perc(u)la stehen könnte, cf. gragulus aus graculus Varro d. l. l. V, 76; gurgulio für *curgulio = curculio; neg-lego = nec-lego u. a. m., auf die eine Grundbedeutung „herausgebautes Holzdach“ zurückführen. — Lat. paries „Wand“, span.-portug. parra „Weinlaube, Rebengeländer“ — anders urteilt G. Körting, Lat.-rom. Wörterbuch S. 541 No. 5901 —, vielleicht auch lat. pertica „Stange“ dürften gleichfalls hierher gehören. Auch gr. πρέμων „Stamm“ und ags. franca hasta altnord. frakke dass. lassen sich vergleichen, die letzteren falls sie wirklich ursprünglich „Knüttel“ bedeuten.

¹⁾ In früherer Zeit kam der Name auch in Neuruppin vor, cf. G. Bittkau, Ältere Gesch. d. Stadt Neuruppin S. 43.

²⁾ Das Verbum „karnappen“ wird von dem Aufbauschen der Kleider gebraucht, cf. Schiller-Lübben a. a. O.

die genannten Strassen, die beide Hinter- resp. Mauerstrassen sind, ihre Benennung nach den Erkern erhielten.

Noch andere Benennungen sind zwar ihrem Wortlaute nach klar, aber man sieht nicht ohne weiteres ein, wie sie dazu kommen, die betreffende Oertlichkeit zu bezeichnen. Zwar für Seiden- und das daneben vorkommende Seitenbeutel, ein Name, der z. B. in Spandau, Rathenow, Freienwalde und Wriezen vorkam oder noch jetzt vorkommt, findet jeder, der des Plattdeutschen mächtig ist, sofort die Erklärung: es ist durch Missverständnis entstellt aus dem niederd. *siden-büdel, d. h. Seiten-ge-bäu, in dem später hinzugekommene Bürger ihre Wohnungen hatten. Schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn wir z. B. (bei O. Kuntzemüller, Urkundl. Gesch. der Stadt u. Festung Spandau, daselbst 1881, S. 14) lesen, dass in dieser Stadt bis zu dem J. 1764, wo verschiedene Strassen-namen umgeändert wurden, der zwischen dem jetzigen Potsdamer Thor und der Breitenstrasse gelegene Teil der heutigen Mauerstrasse die Bezeichnung „Unvernunft“ geführt habe. Auch hierüber giebt das mittelniederdeutsche Wörterbuch Aufschluss (V S. 89), indem es unter dem Worte „unvernunft“ zunächst die Erklärung des Lexikographen Frisch anführt („vernunft, examen, da man einen gerichtlich vernimmt; unvernunft, tortura, quaestio, ohne lang mit andern examina vorzunehmen“) und dann aus andern Autoren Stellen beibringt, aus denen sich die Bedeutung „Werkzeug zum Foltern“ ergibt. Wir werden m. E. nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, dass man hier in Spandau, wie auch sonst wohl in andern Städten, mit dem Namen „Unvernunft“ den Ort bezeichnete, wo in früheren Zeiten die Tortur, event. auch die Hinrichtung der Delinquenten vollzogen wurde. Dazu stimmt, dass nach Dilschmann (Diplom. Gesch. u. Beschreib. der Stadt u. Fest. Spandow, Berlin 1785, S. 53) die 1751 vor das Potsdamerthor in die Nähe des — späteren — Hochgerichts (auf dem jetzt so genannten Galgenberge) verlegte Scharfrichterei vor dieser Zeit sich innerhalb der Stadt dicht an der Mauer befand, also vermutlich an der Stelle, wo vordem die „Unvernunft“ war.

Ich habe hier nur einige wenige Namen herausgegriffen, deren Deutung mir gerade zur Hand war; aber diese paar Beispiele werden, so mein' ich, genügen, um zu zeigen, dass man noch verschiedene Aufschlüsse von solchen — richtig gedeuteten — Ortsbezeichnungen erwarten darf. Freilich verschwinden diese alten Benennungen, wenn sie überhaupt noch im Gebrauch sind, immer mehr und mehr, weshalb es höchste Zeit sein dürfte, dieselben so viel wie möglich zu sammeln. Gilt doch für sie dasselbe, was man schon so häufig inbetreff der Flurnamen gesagt hat, wofür es mir erlaubt sein mag die beherzigenswerten Worte A.Brückners (Arch. f. slav. Phil. IX, J. 1886, S. 147) zu wiederholen:

„Zum Schlusse eine Aufforderung: man beschränkt sich in der

Regel auf Sammlung der Ortsnamen und fügt die urkundlichen Belege hinzu; dies ist weder mühevoll noch verdienstlich, kann ebenso gut z. B. in Berlin gemacht werden; was man jedoch nicht in Berlin machen kann, was zwar äusserst umständlich, aber desto verdienstvoller ist, ist die Sammlung der alten, heute immer mehr verloren gehenden Flurnamen, die an Ort und Stelle noch am ehesten ausführbar ist. Es wäre eine schöne Aufgabe für die einzelnen historischen Vereine von Mecklenburg, Pommern, der Mark Brandenburg etc., durch ihre Mitglieder derartige Erhebungen in den einzelnen Provinzen machen zu lassen; die polnische wissenschaftliche Gesellschaft in Posen z. B. hat eine Zusammenstellung der Flurnamen unlängst in Angriff genommen und ich ersehe aus den Zeitungen, dass ihr reiche Beiträge derselben fortwährend zukommen; das Beispiel sollte allenthalben nachgeahmt werden, vor allem jedoch in Ostdeutschland selbst, wo oft in Orts- und Flurnamen allein die Spur dahingegangener Völkerschaften erhalten ist; was früher schon z. B. für die Altmark und das Magdeburgische Behrendt u. a. gesammelt haben, zeigt die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit dieses Unternehmens, welches nicht mehr lange aufgeschoben werden sollte.“

Berlin, 10. Oktober 1897.

H. Pieper.

Militärische Beziehungen zwischen Preussen und Russland.

Beitrag zur Geschichte des freundschaftlichen Verkehrs der Herrscherfamilien beider Reiche.

(Aus dem Archiv des Märkischen Museums.)

Von Dr. phil. Freiherrn B. v. Köhne ist im Jahre 1882 in den Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin eine Reihe wertvoller Berichte unter dem Titel „Berlin, Moskau, St. Petersburg. 1649 bis 1765. Ein Beitrag zur Geschichte der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Brandenburg-Preussen und Russland“ veröffentlicht worden.

Die nachstehenden Mitteilungen, beginnend mit dem am 1. Oktober 1754 geborenen Zar Paul I. (1796—1801), schliessen sich zeitlich an jene Epoche ungefähr an und bekunden ebenfalls das gute Einvernehmen zwischen den beiden nordischen Grossmächten, welches hoffentlich für alle Zeiten erhalten bleibt.

Die Handschrift befindet sich seit den achtziger Jahren im Archiv des Märkischen Museums. Der Verfasser dieser Erinnerungen, welcher der Brandenburgia nahe steht, wünscht nicht genannt zu werden.

Auch soweit spezifisch russische Verhältnisse erörtert werden, sind dieselben für den deutschen Leser von Interesse.

Der Schlusspassus stammt aus dem Jahre 1893.

Der Kaiser Paul I., von seiner Mutter gehasst und bei Seite geschoben, und in Gattschina mit einigen Truppen lebend, deren Ausbildung bis in alle Details, für die er auch in Ceremoniell und Etikette Anforderungen stellte, seine Hauptthätigkeit und Sorge bildete — hatte eine ausserordentliche Vorliebe für preussische, noch auf den Erinnerungen Friedrichs des Grossen beruhende, Verhältnisse und Formen. Die Truppe trug den preussischen Schnitt, nur das Tuch war grün, statt blau; massenhaft zog Kaiser Paul deutsche Offiziere herbei und hatte eine besondere Vorliebe auch für die Ostseeprovinzen. Er selbst kleidete und hielt sich wie Friedrich der Grosse, bis auf die Tabaksdose und den Stock. — Er warb preussische Instruktoren an, namentlich auch einen Oberst, den General von Diebitsch, Vater des Feldmarschalls, einen an sich unbedeutenden Mann und keinen Charakter, der nachmals ein Kadettencorps kommandierte und lange Jahre Direktor der Tulaschen¹⁾ Gewehrfabrik war. Dieser war ein Projektenmacher, und erfand unter Anderem ein hölzernes Pferd, das sich durch eine Maschinerie bewegte, um dadurch die lebendigen Pferde der Kavallerie zu ersetzen. So wurde dem Verfasser vor 40 Jahren erzählt.

Einst bei einer der täglichen Wachtparaden, die noch bis zum Tode des Kaisers Alexander I. fort dauerten und selbst im Winter bei jeder Kälte in Uniform ohne Mantel in einem Riesen-Exerzierhause abgehalten wurden, soll der Kaiser den Diebitsch gefragt haben, ob alles genau nach preussischem Muster sei, und dieser geantwortet haben, ja wohl, nur passiert es einem preussischen Offizier nicht, dass er eine Ohrfeige erhält (Paul soll einem Offizier eine solche dort gegeben haben), worauf Diebitsch eine Zeit lang in Ungnade fiel.

Paul hatte vortreffliche edle Eigenschaften, Pflichttreue und Gerechtigkeitssinn; aber sein eigenartiges, jähzorniges Gemüt und sein Misstrauen, der böse Einfluss von Hof-Kreaturen und die schlechte Behandlung seitens seiner Mutter hatten ihn immer mehr verdorben und zuletzt unmöglich gemacht, so dass nach seinem bekannten Tode sich die Leute auf der Strasse umarmten aus Freude, von solcher Angst und solchem Druck befreit zu sein. Das Schloss in Gattschina und das gegenwärtige Ingenieur-Schloss zu Petersburg, das in 10 Monaten vollständig als Kastell mit Graben, Zugbrücken, geheimen Gängen und Kirche als Caponnière zur Bestreichung des Grabens gebaut wurde, waren festungsartig eingerichtet; ein unterirdischer Gang führt noch heute aus dem Schloss in Gattschina nach einem grossen Teich im Parke daselbst, in welchem ein grosses Kriegsschiff liegt, um sich dorthin retten zu können. Trotz dieser Vorsichtsmassregeln wurde Kaiser Paul eben in jener Veste ermordet.

Als der König Friedrich Wilhelm III. mit der Königin im Winter 1808/9 längere Zeit in Petersburg war, wo ihn u. A. der herrliche Kirchengesang, den er in der lutherischen Kirche bei der Liturgie hörte, begeisterte, bat er in Erinnerung an die Sympathieen Pauls für alles Preussische, dass das Regiment der Garde in Petersburg, das aber damals noch nicht den vollen Rang der Garde hatte und den Namen „Kaiser Paul“ seit jener Zeit trägt, die preussische Grenadiermütze zur Erinnerung erhalte. Diese hohe, konische Mütze ist die, welche das Regiment noch heute trägt, ganz ähnlich oder

gleich der, welche die beiden Grenadierbataillone des preussischen 1. Garde-Regiments führen, und werden den besten Leuten solche Mützen aufgepasst, in welchen ein Loch, ab und zu auch zwei, vorn durch das Blech mittels einer Flintenkugel geschossen worden ist, in Erinnerung an den blutigen und siegreichen Sturm auf die Festung Otschakoff. Das Regiment hat einen eigens komponierten Marsch zur Parade und Kaiser Nikolaus sowie Alexander II. liessen auf Paraden das Regiment in Regimentskolonnen immer mit gefälltem Gewehr vorbeidefilieren. Die Leute dienten damals 25 Jahre, und wurden bei den Rekrutierungen als Leibeigene von Gutsbesitzern in verschiedenem Alter abgegeben, auch in der Kirche ihres Heimatsdorfes wie Tote abgesungen; nur wenige Verheiratete konnten ihre Frauen mitnehmen. In den Kasernen gab es noch bis 1856 pro Regiment der Garde etwa 2—300 Familien, welche Brot-Portionen und Grütze erhielten, auch gab es eine eigene Regimentshebamme, und eine Soldatenschule für uniformierte Kinder, aus denen Schreiber, Musikanten, Chirurgengehilfen hervorgingen, selten wirkliche Soldaten, da die Kinder meist zu schwächlich waren. Sie marschierten bei Patronatsfesten der Regimenter besonders auf, zwar uniformiert, aber ohne Waffen.

Da Kaiser Paul eine auffallend aufgestülpte Nase hatte, so wurden in das Regiment Paul nur solche Rekruten eingestellt, die eine Stupsnase besaßen. Die Zuteilung wurde vom Kaiser Nikolaus und Alexander II. persönlich im Laufe des Winters, je nach Eintreffen der monatelang dauernden Rekrutentransporte, besorgt, indem der Zar den auf dem Korridor im Winterpalais harrenden Ausgehobenen, die als geeignet erschienen, einen dicken Kreidestrich auf den Pelz malte. Die Backen- und Schnurrbärte wurden zu allen Paraden und Besichtigungen, Wachen u. dgl. schwarz gewichst und gefärbt und im Regiment Paul von unten nach oben gestrichen, das bei den echtrussischen breiten Gesichtern, Stupsnasen und bei den nach vorn überstehenden Grenadiermützen mit Pompon oben nach vorn, sehr eigentümlich und originell aussah.

Alle Garde-Regimenter hatten einen besonderen Typus des Äusseren, der höchst seltsam ausgewählt wurde und noch heute für den Anthropologen ein gewisses Interesse beansprucht.

Das 1. Garde-Regiment Preobraschensk (Verklärung), mit roten Kragen, hatte im ganzen die grössten und anständigst aussehenden blonden Rekruten. 2. Stemenoff (blaue Kragen), wie Tannen gewachsene schöne Leute mit dunklem Haar und blauen Augen. 3. Ismaïloff (schwarze Kragen), dunkler Teint, schwarze Haare und Augen. 4. Leibjäger-Regiment, möglichst jung aussehend und voraussichtlich auch möglichst so verbleibend, mehr bartlose Leute. Zweite Division: 1. Regiment Moskau, in welchem der Verf. diente, alle Rotköpfe oder Hochblonde, weil der Chef, Grossfürst Michael, Bruder von Nikolaus und Garde-Chef, rötlich schimmerndes Haar hatte (rote Kragen). 2. Regiment: Leib-Grenadiere (blaue Kragen), ebenso wie Ismaïloff, nur kleiner von Wuchs. 3. Regiment: Paul (schwarzer Kragen) Stupsnasen. 4. Regiment: Finland, wie das Jäger-Regiment, nur kleiner. Dritte Division: 1. Litthauen, alles Pockennarbige, deren es damals eine Unzahl gab, (rote Kragen). 2. Österreich, dunkel (blaue Kragen). 3. Preussen, die

Allerhässlichsten (schwarze Kragen). 4. Wolhynien, ähnlich wie die Jäger, nur kleiner (schwarze Kragen). Während der Periode der früheren längeren (fünfzehnjährigen) Dienstzeit, bis zum Krim-Kriege, unterschieden sich in allen Garderegimentern auch die 12 Kompagnieen untereinander, nach Nasen, Augen, Gesichtsschnitt, Grösse, Bärten, so dass ein geübtes Auge ziemlich sicher die Kompagnieen erkennen konnte.

Kaiser Paul exerzierte sein Kürassier-Regiment in Gattschina einst vor einem fremden Prinzen und ritt bei der Attaque en ligne voran. Leider hatte das Regiment das Kommando „Marsch, Marsch!“ nicht gehört und blieb stehen, was der Kaiser später, nachdem er bereits weit vorangeritten war, gewahr wurde. Schäumend vor Wut kommandierte er sofort: „In Zügen rechts schwenkt marsch nach Sibirien!“ Nach einigen Tagemärschen wurde das Regiment indessen, nachdem der Zar milderer Sinnes geworden, durch einen Feldjäger zurückgeholt.

Einstmals sah Kaiser Paul einem Detailexerzieren einer Truppe zu; ein sehr gut aussehender und marschierender Lieutenant fiel ihm vorteilhaft auf, und bei jedem Vorbeimarsch avanzierte er ihn um einen Offiziergrad; zuletzt ward Paul wieder unzufrieden, degradierte ihn und befahl, ihn auf sein Gut zu verschicken in die Verbannung; als man ihm sagte, der Offizier besässe kein Gut, blieb er bei seiner Ordre, befahl aber, dem Offizier ein Gut zu geben.

Bei dem damals allerdings sehr langsamen Fahren auf den Strassen der Stadt Petersburg musste jeder, selbst alle Damen, aus Sänften und Equipagen auf der Strasse bei jedem Wetter aussteigen, wenn sie Paul begegneten, und ihre Reverenz machen. Die Besitzerin eines Hauses (jetzt Hôtel de France), unweit des Winterpalais, nahe dem Triumpfbogen, verkaufte deshalb ihr Haus, da sie dort so oft dem Kaiser Paul begegnete. — Er hielt alle runden Hüte für revolutionär und verfolgte die Träger derselben oft persönlich, wenn sie flohen und warf ihnen seinen Stock nach, alle mussten dreieckige Hüte tragen und Zöpfe. — Es wird erzählt, dass das Palais von Zarskoje-Szelo ein vergoldetes Dach hatte, und dass es einst auf einer Fahrt von Gattschina dorthin bei untergehender Sonne so schien, als ob das Schloss brenne. Daraufhin habe Paul das Dach mit Oelfarbe überstreichen lassen. Das Zimmer, in dem Paul ermordet ward, ein Eckzimmer eine Treppe hoch nach dem Marsfelde hinausgehend, war bei Kaiser Nikolaus' Lebzeiten vermauert, wurde später unter Kaiser Alexander II. wieder eröffnet und diente General von Totleben, dem Chef der Ingenieure unter Grossfürst Nikolaus Nikolajewitsch als Kabinet.

Die gemeinschaftlichen Beziehungen zum preussischen Militärwesen gingen aber noch viel weiter. So waren, so unglaublich das auch heut klingen mag, abgesehen von den Chargennamen der Offiziere die bei weitem überwiegenden Benennungen in der Truppe und bei den Militärbehörden deutsch, also z. B. „Feldwebel“, „Unteroffizier“, „Gefreiter“, „Soldat“, „Paradeplatz“ und „Platzparad“. Ferner hiess der Profoss mit dem vor Jahrhunderten in den deutschen Heeren üblichen Namen „Gewaltiger“, auch die Worte „Reithose“, „Bereiter“ und „Stallmeister“ waren direkt sozusagen ins Russische übernommen; ebenso die Charge der „Pfeiffer“, letztere beiläufig lauter

kleine Soldatenkinder), „Tambour“, „Kommandant“, „Ordonnanz-Gaus“ (statt Haus, da der Russe kein „H“ hat), „Patronentasche“, „Säbel“, „Feldmarschall“, „Patrouille“ u. dergl. m. Die erst nach dem Kriege von 1812—15 eingeführten Hornsignale waren durchaus dieselben wie in Preussen, nur teilweise mit anderen Bedeutungen.

Ein Herr von Thümen vom preussischen 1. Garde-Regiment brachte die Signale etwa 1817 oder 1818 nach St. Petersburg und wurde dafür Flügeladjutant. Zuletzt war dieser selbige v. Thümen Gouverneur der Bundesfestung Mainz. — Als Kaiser Nikolaus noch als Grossfürst und Bräutigam in Potsdam 1817 eine längere Zeit sich aufhielt und dort im Stadtschloss wohnte, trat er den Offizieren nahe und besonders auch dem damaligen Hauptmann der Leibkompagnie v. Möllendorff, später Kommandeur des 2. Garde-Regiments und Kommandeur der Garde-Infanterie, mit dem er bis zu seinem Tode in Verbindung, auch ab und zu in Briefwechsel blieb und den er, wenn er bei Sendungen nach Petersburg kam, sehr auszeichnete. — Der Grossfürst Nikolaus trommelte vorzüglich, blies auch die Signale sehr gut und, da ihm das preussische Tirailiren nach Signalen gefiel und dergleichen in der russischen Armee eingeführt werden sollte, so geschah es, dass der Grossfürst aus dem Parterrefenster des Schlosses in Potsdam nach Angabe des Hauptmanns v. Möllendorff die Signale blies, und dass nach diesen die Leibkompagnie des 1. Garde-Regiments die Tirailleur-Bewegungen vornehmen musste. Die Prinzen des Königlichen Hauses besuchten häufig Petersburg, besonders gern der Prinz Karl von Preussen. Im Jahr 1846 war Kaiser Wilhelm I. als Prinz von Preussen dort, 1850 nochmals und zusammen mit Prinz Friedrich Karl, 1852 der Kronprinz Friedrich Wilhelm, 1855 Prinz Karl, 1856 der Kronprinz, 1860 Prinz Karl und Prinz Albrecht, 1862 Prinz Albrecht u. s. w. bis in die neueste Zeit; ebenso bezeugten freundschaftliche Besuche des russischen Kaisers und der Grossfürsten in Berlin das herzliche Einvernehmen, welches zwischen den beiden Höfen bestand.

Bis zum Tode des Kaisers Nikolaus und noch beim Regierungsantritt Kaiser Alexanders II. konnte man die verschiedenen Waffengattungen nach den Uniformabzeichen in Analogie mit der preussischen Armee erkennen; einzelne Spuren davon reichen bis zur Gegenwart hinüber.

Der alte preussische Zapfenstreich wurde zu Anfang des Jahrhunderts, wohl durch die Kriegsjahre, von dem noch üblichen russischem im Geschwindschritt ersetzt, ebenso der russische Abendsegen als Gebetsmelodie geblasen. Der Kaiser Nikolaus schenkte 1835 sehr viele Pferde an sein preussisches Kürassierregiment (Nr. 6) und eine Batterie Einhörner an die Garde-Artillerie im Jahre 1838. Diese Geschütze stehen noch jetzt beim Invalidenhaus. Endlich stiftete der Kaiser Alexander II. Fahnenbänder für das Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment zu Berlin. Zusätzlich sei bemerkt, dass im März 1893 Kaiser Wilhelm II. in Erinnerung an diese kameradschaftlichen militärischen Beziehungen zwischen Preussen und Russland dem genannten Garde-Regiment ebenfalls hohe Blechmützen mit rotem Tuchbesatz verlieh. Er betonte die guten Beziehungen zwischen den beiden nordischen Höfen bei dem Festmahl des Offizierkorps und brachte ein Hoch auf den Chef des Regiments Kaiser Alexander III. von Russland aus, wobei

er dem russischen Botschafter Graf Schuwalow zutrank, während die Musik die russische Nationalhymne spielte. Bald darauf erhob sich der Botschafter, dankte und brachte die Gesundheit des preussischen obersten Kriegsherrn aus.

Eine Wendenhochzeit.

Mein Weg führt mich in den wenig oder nie von Fremden besuchten Teil der Wendei unweit des Städtchens Peitz, welches aus seinen grossen Karpfenteichen nah und fern mit dem beliebten Fisch versorgt. Auf offenem Korbwägelchen gehts nach jenem weltentlegenen, urwendischen Stückchen Erde. Wohin das Auge über die weite Ebene schaut: Felder, Wiesen und kleine Waldungen, am Horizont begrenzt von der Königlichen Forst. Endlich, nach einstündiger Fahrt taucht hinter einer Fichtenschonung mein Reiseziel, das freundliche, grosse Wendendorf Drachhausen, auf. Lang gestreckt, präsentiert es sich mit seinen „Ausbauten“, seinen massiven, ziegelgedeckten Bauernhöfen, seiner freundlichen, ganz neuen, im Winter erst eingeweihten Dorfkirche, einem geschmackvollen märkischen Rotbau, gotisch, mit spitzem, schiefergedecktem Turm, ungemein anmutend.

Kurz vor dem Dorfe biegen aus einem Seitenweg einige offene Bauernwagen in die Landstrasse ein. Festlich geschmückte, junge, fröhliche Mädchen darauf in ihrer malerischen Tracht, die aber ungleich schöner hier erscheint als in Berlin, wo sie oft den Eindruck eines Maskenkostümes macht. Statt der Kopftücher tragen sie den grossen Kirchkopfputz, d. h. das grosse, dreieckig umgelegte weisse Damasttuch, dessen Zipfel nach rückwärts gelegt sind, und die mächtige, steife Halskrause, so dass das ganze Gesicht wie aus einem weissen Rahmen schaut. Die Tracht der Burschen ist dunkel und unscheinbar; nur die beiden auf Pferden einherreitenden Brautdiener erscheinen mit buntseidenen, langflatternden Bändern und Knopflochsträussen geschmückt. Am Eingang des Dorfes sind bekränzte Stangen aufgestellt, und Guirlanden ziehen sich über die Strasse, denn Hochzeit giebt's im Dorfe, und zur Hochzeit kommen jene Wagen mit den Gästen. Vor den Thüren schauen alte und junge Frauen, Mädchen und Kinder den Kommenden nach, die auf dem grossen, freien Dorfanger, an dessen Ende sich die Kirche hinter dem Pfarrhause erhebt, Halt machen. Das Thor des zunächstliegenden grossen Bauerngehöfts trägt ebenfalls reichen Guirlandenschmuck, es ist das Haus des Bräutigams, eines begüterten, verwitweten Grossbauern, dessen Wirtschaft und zwei halberwachsene Kinder wieder einer weiblichen Leitung bedürfen.

Mit einem wendischen Segensspruch werden dort die Gäste begrüsst und gebeten, einzutreten. In der grossen Wohnstube, in der die Bank um den dunklen Kachelofen nicht fehlt, in der die Truhen stehen, die den prächtigen Staat der wendischen Frauen bewahren, ist ein langer Tisch sauber mit blütenweissem Tuch bedeckt, und ehrbare, sonnenverbrannte Männer, die übrigens fast ausnahmslos alle ganz bartlos sind, junge blühende Mäd-

chen, Frauen und Kinder sind versammelt. Grosse runde Brote, Salz, Butter und Käse, Blechkuchen, einige Gläser mit leichtem, braunem, sogenanntem Lübbener Bier gefüllt, Kaffeekannen und Tassen, Milch, Sahne, Zucker u. s. w. sind aufgestellt, und die althergebrachte wendische Gastfreundschaft macht es den Gästen zur Pflicht, vor allen Dingen Brot und Salz zu kosten. Während Männer und Burschen einen leichten Ingwer nicht verschmähen, ist den Frauen und Mädchen eine Tasse sehr guten Kaffees nach der Fahrt in dem kalten Wetter recht willkommen. Mitten im Zimmer steht jetzt die Braut. Sie soll einer reichen, grossen Wirtschaft vorstehen, sie repräsentieren, was dadurch geschieht, dass sie jeden Sonntag in möglichst anderem Staat, Rock, Kopf- und Halstuch und Schürze zur Kirche geht. Zehn verschiedene, prächtige, bunte Röcke mit breiten, buntseidenen Bändern besetzt, haben die wendischen Schneider ihr gearbeitet; durch und durch mit Leinwand gefüttert, ist es für Frauen unmöglich, die Röcke zu nähen. Die wendischen Frauen tragen nie weisse Schürzen, nur bunte, und die reichen meist seidene.

Die Braut trägt einen schweren, schwarzen Tuchrock, eine breite, prachtvolle, schwarze Atlasschürze und schwarze Tuchjacke (die Wendinnen gehen nie ohne Jacke zur Kirche), aber über dieser das weisse Spitzenhalstuch, das sonst unter derselben getragen wird; weisse Strümpfe und schwarze Lackschuhe. Über dem weissen, oben beschriebenen Kirchkopfsputz prangt die grüne Brautkrone, in der unbehandschuhten Hand trägt sie ein grosses, gesticktes, weisses Taschentuch und — — den Regenschirm. Die Burschen und Männer verlassen das Zimmer, die Braut und Brautjungfern bleiben. Und nun erscheinen die beiden Brautdiener, die in wendischer Sprache dem Mädchen erzählen, dass ihr Freund eine Frau suche und sie geträumt hätten, hier sei eine Braut für ihn.

Sie möchten diese nun herausgeben. Die Mädchen bestimmen einen Preis für die Braut, der den Burschen zu hoch ist, es folgt ein förmlicher Handel, bis unter Scherz und Lachen die Braut gekauft ist. Den Kaufpreis teilen die Brautjungfern unter sich.

Inzwischen — der standesamtliche Akt hat bereits Morgens vor dem Amtsvorsteher stattgefunden — beginnen mit schönem Klang die Kirchenglocken zu läuten, und der Zug geht zur Kirche. Die Braut geht zwischen den Brautdienern, gefolgt von den Brautjungfern und der Schar der Gäste. Beim Eintritt in das schöne, freundliche Gotteshaus ertönt Orgelspiel, und vor dem Altar wird die Braut an den Bräutigam abgetreten. Letzterer ist ganz schlicht in einen langschössigen, schwarzen Tuchrock gekleidet, die Schirmmütze hält er in der linken Hand. Das Brautpaar steht, während die Gäste im Gestühl Platz nehmen. Während der Trauung nimmt eine Freundin der Braut den Regenschirm ab, wie bei unseren städtischen Hochzeiten die Braut der ersten Brautjungfer den Strauss giebt. Es folgt eine schöne, zu Herzen gehende Trauredede des Ortpfarrers.

Die Trauung wird ohne Ringwechsel vollzogen — die wendischen Bauern tragen keine Trauringe — der Weihespruch erfolgt auf die zusammengelegten Hände.

Unter Gesang und Orgelspiel geht nun das Paar, von allen Gästen gefolgt, um den Altar, auf den jeder seine Gabe, „das Opfer“, niederlegt. Dann

verlässt der Zug die Kirche. Am Ausgang des Kirchhofes stehen wendische, nicht zur Gesellschaft gehörende Mädchen, die den Weg mit Leinen versperren. Erst nach einer Zwiesprache und Opferung klingender Münze wird geöffnet.

Ausserdem stehen noch einige mit bunten Tüchern geschmückte Holzstühle an dem Wege, den der Zug nimmt, und blumengeschmückte Teller darauf lassen unschwer ihre Bestimmung, Geldspenden für die Ärmeren aufzunehmen, erkennen. Nachdem noch das Gesinde des Hofes vor der Thür des Bauernhofes den ebenfalls gesperrten Eingang freigegeben, tritt man in das Haus des Bräutigams ein.

Nach Glück- und Segenswunsch verschwindet der weibliche Teil der Gesellschaft, die Braut an der Spitze, um den Kirchkopfputz und Schürze, sowie die Jacke abzulegen. Mit weissen oder bunten Kopftüchern, anderen Schürzen erscheinen sie nun in den frisch gewaschenen und sauber gebügelten Hemdärmeln, deren spitzengeschmückte Säume immer nach oben umgeschlagen sind, wieder. Dann nimmt man an der hübsch gedeckten Tafel Platz.

Nach dem Tischgebet bittet der Hausherr seine Gäste, sich's an seinem und der „Anka“ Ehrentage wohl sein zu lassen, es beginnt das Mahl wieder nach wendischer Sitte mit Brot, Butter und Käse, worauf Rindfleischsuppe mit Rindfleisch, danach Schweinebraten mit Kartoffeln und Sauce, sowie Backobst und schliesslich ein Gebäck von Quark-Käse aufgetragen und mit gutem Appetit verzehrt wird. Als Getränk giebt es das leichte braune Bier. Die Thür zum Hausflur bleibt keine Minute geschlossen, es kommen Kinder scharenweise, die sich etwas vom reichen Tisch ausbitten; jedem wird gegeben, was er mag, am beliebtesten ist eine Schnitte des grossen kräftigen Brotes mit Butter und Käse. Nach beendigter Mahlzeit wird abgeräumt und von der ganzen Gesellschaft ein wendisches Kirchenlied angestimmt. Alle singen mit, Jung und Alt, selbst die in der Küche beschäftigten Frauen treten dazu ein in das Zimmer. Darnach folgt zum Schluss: „Nun danket alle Gott.“

Gegen Abend wird Kaffee und Kuchen und wiederum Brot mit Butter und Käse gereicht. Den Abend beschliesst die Jugend mit einem Tanz im Saale des Gasthofes.

Der nächste Tag — Sonntag — bricht an. Früh schon ist im Hause des jungen Paares alles wieder gerüstet, und von 8 Uhr an stellt sich die Schar der Kaffeegäste ein. Heut tragen die Mädchen die grellfarbenen roten Röcke, während gestern die blaue, grüne und lila Farbe getragen wurde, denn rot schickt sich nicht für den Tag, da ihnen „eine ihres Kreises verloren geht“.

Alle Gäste geleiten das Paar zum Gottesdienst in die Kirche, wo die Bäuerin zum ersten Mal den ihr von nun an gebührenden Platz einnimmt. Den ganzen Nachmittag widmet sich die Jugend dem Tanz, während die anderen Gäste das gute Wetter zu einem Spaziergange benutzen. Mit dem Sonntag ist die Feier dieser Hochzeit beendigt, „weil er doch Witwer war“, beim „freiledigen“ Bräutigam wird der dritte Tag auch noch gefeiert. v. B. („Berliner Lok.-Anz.“ No. 318, 10. Juli 1897.)

Die Grabstätte Ludwigs des Römers.

In dem vorigen Jahrgang der „Brandenburgia“ (Bd. V No. 3 — Juni 1896 — S. 90) ist von der Grabstätte Ludwigs des Römers die Rede und dabei als selbstverständlich angenommen, dass dieselbe in der Klosterkirche zu Berlin zu suchen sei. Wenngleich dies die gewöhnliche Meinung ist und für dieselbe sich auch Zeugnisse von Schriftstellern beibringen lassen, so darf doch auf der andern Seite nicht verschwiegen werden, dass es eine zweite Tradition giebt, nach welcher der genannte Fürst in seinem Heimlande, in Bayern, seinen letzten Ruheplatz gefunden hat.

Der bekannte Geschichtschreiber der Reformationszeit Joh. Aventin (eigentlich Turmair, 1477—1534) berichtet in der während der letzten Jahre seines Lebens in deutscher Sprache niedergeschriebenen „Beyerischen Geschicht-Chronica“^{*)} dass Ludwig der Römer, den er freilich schon 1359 verstorben sein lässt, zu Landshut in dem Kloster Seligenthal begraben liege. Diese Notiz des sonst wohlunterrichteten Forschers muss jedoch in Zweifel^{**)} und die schon wegen der unrichtigen Angabe des Todesjahres nahe liegende Vermutung, dass er oder sein Gewährsmann Ludwig den Römer mit einem andern gleichnamigen Mitgliede des damals weit verzweigten Wittelsbachischen Hauses verwechselt habe, näher in Erwägung gezogen werden, wenn wir finden, dass die Urkunden von Seligenthal nichts davon wissen, dass Ludwig daselbst bestattet worden sei. Es kommt hier vornehmlich in Betracht ein altes, vom 13. bis zum 16. Jahrhundert reichendes, sorgfältig geführtes Necrologium,^{†)} in dem alle Standespersonen, die in dem Kloster

*) Beyerische Geschicht Chronika, herausgeg. 1580 zu Frankf. a. M., Buch VIII S. 405. In den zehn Jahre früher in lateinischer Sprache verfassten *Annales Bojorum* weiss er von dem Tode dieses Fürsten nur zu erzählen, dass derselbe, ohne Kinder zu hinterlassen, das Zeitliche gesegnet habe, cf. *Ann. Boj.*, herausgeg. 1554 von Hieron. Ziegler zu Ingolstadt, lib. VII S. 795. Bekanntlich sind diese erst nach dem Tode des Verfassers veranstalteten Ausgaben seiner beiden Hauptwerke nach schlechten Abschriften und mit willkürlicher Veränderung des Textes gemacht worden. Eine kritische Ausgabe, besorgt von Riezler und Lexer, erschien zu München 1880—86, die ich aber diesmal nicht habe benutzen können.

***) Aventin folgt hier wahrscheinlich den Angaben Ladislaus Suntheims († 1513), der in seiner *Genealogie der Familia ducum Bavariae* (bei Oefele, *Rerum Boicarum Script.* II S. 562ff) von Ludwig dem Römer sagt (p. 573): *Nihil in chronicis laude dignum inveni. Obiit anno Domini MCCCLXXIX. in Monasterio Saldntal Lanntzhutae sepultus.* Suntheim ist dafür bekannt, dass er alles durcheinander wirft.

†) Abgedruckt unter den *Monumenta Seeligenthalensia* im 15. Bande der *Monumenta Boica* (München 1787) als *Excerpta Necrologii* S. 506—550.

begraben worden sind, aufgeführt werden. So heisst es z. B. von Markgraf Ludwig dem Älteren (p. 537; September): XIII. Kal. Oct. An. dni. MCCC.LXI obiit dns. Ludwicus Markgrafius Dux Bawarie comes palatinus Reni. ist bei uns begraben. Desgleichen wird auch von Otto dem Faulen berichtet (p. 543; November): XVII. Kal. Decemb. . . . Anno dni. Milles. CCC. LXXVIII obiit inclitus dns. Otto Marggrafius comes palat. Reni et dux Bawarie. Ist bei uns begraben, während z. B. von seinem Vater, dem in der Frauenkirche zu München bestatteten Kaiser Ludwig, dessen Memorie jedoch in Seligenthal festlich begangen wurde, gesagt wird (p. 540; October): V. Jd. Octob. Anno dni. MCCC.XLVII obiit dilectus dominus Ludwicus inclitus Imperator. Und wie von diesem so heisst es auch, vorausgesetzt, dass hier wirklich Ludwig der Römer gemeint ist,*) was wegen des Beinamens „Junior“ sehr wahrscheinlich ist, von seinem zweiten Sohne desselben Namens (p. 523. Mai): XVI. Kal. Jun. Ludwicus iunior dux Bawarie, ohne weiteren Zusatz, woraus wir mit ziemlicher Sicherheit schliessen dürfen dass derselbe nicht an diesem Orte begraben liegt.

Die Klosterkirche zu Berlin als Ruhestätte dieses Fürsten nennen verschiedene brandenburgische Chronisten des 16. Jahrhunderts, indem sie sich auf eine Tafel berufen, die zu ihrer Zeit daselbst vorhanden gewesen sei. So zunächst Paul Creusing, der in seiner in den Jahren 1571 und 72 für den Magistrat von Beelitz verfassten Märkischen Chronik sagt:**) Sed Epitaphium ex Berlino mihi allatum a M: Samuele Joceritz***) viro humanis. aliter docet: Est autem tale. Anno 1365 obiit illustrissimus princeps et dominus D. Ludovicus Bavarus Marchio Brandenburgensis filius invictis: imperato: Ludovici etc. h: inferius sub altari condigna reverentia et honore ut par fuit tumultatus.†) Item Anno domini 1357 obiit inelyta Domina D. Cunigundis uxor Magnifici principis D. Ludovici Romani antedicti filia quoque Sereniss: Regis Cracoviae sub altari inferius apud Dominum et martium suum honorifice tradita sepulturae. Dieselbe Doppelinschrift, jedoch mit etwas verändertem Wortlaut, bringt auch Zacharias Garcaeus (Gartz, 1544—86)

*) Schon der Herausgeber der Monumenta Seeligenthalensia sagt (a. a. O.): forte Romanus, Ludovici Imp. filius, quem ferunt Berolini sepultum, et cui fixa dies obitus, quod sciam, nullibi assignatur. Dieses Todesdatum (17. Mai 1365) wird jetzt allgemein angenommen, cf. A. Buchner, Gesch. von Bayern, 6. Buch (München 1840), S. 73; S. Riezler, Gesch. Bayerns, III (Gotha 1889), S. 82. In märkischen Urkunden erscheint Ludwigs Name zum letzten Male am 24. Okt. 1364 (Cod. dipl. Brand. A, XII, 395).

**) Ich citiere hier nach Creusings Autographum, das sich im Geh. Staatsarchiv zu Berlin befindet. Holtzes Ausgabe der Chronik (Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft XXIII, Berlin 1886) ist nach einer späteren Abschrift gemacht worden. Bei ihm S. 106.

***) Samuel Jockert Belicensis und Jacobus Jockert Belicensis wurden nach Ausweis der Universitätsmatrikel am 3. September 1554 in Wittenberg inscribiert; von Samuel Jockert hat Creusing auch den Bericht eines Havelbergischen Domherrn über Jan Kuck erhalten. cf. S. 151 ed. Ho. Jacob Jockeritz wurde 1572 erster Ziesenmeister in Belitz, ebenda S. 179.

†) Msc. tumultuatus.

in seinen *Successiones praesidium Marchiae Brandenburgensis*¹⁾ und zwar schon in der ersten 1582 begonnenen Niederschrift, woraus hervorgeht, dass er dieselbe nicht von Creusing, den er erst in den Nachträgen citiert, übernommen hat; wahrscheinlich hat er sie, was ja auch wegen der genauen Ortsangabe („In coenobio Franciscanorum ad parietem versus sinistrum“), die sich nicht bei Creusing findet, anzunehmen ist, von einem Berliner Freunde erhalten oder selbst an Ort und Stelle abgeschrieben.

Ein Jahrzehnt später war die Inschrift verschwunden. Andreas Angelus (Engel, 1561—1598), der 1592, also gerade in der Zeit, wo er, nach dem Schlusswort an die Leser, sein *Rerum Marchicarum Breviarium* (erschienen 1593 zu Wittenberg) schrieb, auf einige Monate Konrektor an der Schule zum Grauen Kloster war,²⁾ giebt sowohl in diesem Werke (S. 67) wie auch, fast genau mit denselben Worten, in seinen fünf Jahre später erschienenen *Annales Marchiae Brandenburgicae* (S. 159) an, Otto der Römer liege begraben im Grauen Kloster zu Berlin „nach M. Abrahami Bucholceri³⁾ meinung / vnd nach aussweisung einer alten Taffel / so noch vor wenig Jahren in gemelter Closter Kirch zum Berlin vorhanden gewesen,“ und die Vermutung liegt nahe, dass dieselbe bei der i. J. 1584 von Leonhard Thurneisser vorgenommenen Renovation der Kirche⁴⁾ wenn nicht abhanden gekommen so doch an einen Ort gebracht worden ist, wo sie der allgemeinen Besichtigung nicht zugänglich war. Vorhanden war sie, wenn wir Michael Herfurth († 1759)⁵⁾ Glauben schenken dürfen, noch i. J. 1728, bis sie dann, wie es scheint, auf immer spurlos verschwunden ist.

¹⁾ S. 264 des Autographums (Fürstlich Stolberg'sche Bibl. z. Wernigerode Zh. 31 = p. 133 der Krause'schen Ausg. v. 1729), wo die Inschrift mit Auflösung der Ligaturen lautet: Anno Dni. M.CCC.LXV. obiit Illustriss. et Dns. D. Ludovicus Romanus Marchio Brandenburg, filius invictissimi principis ac Dni. D. Ludovici Imperatoris, hic inferius sub altari condigna reverentia et honore, ut par fuit, tumulatus. — Anno Dni. M.CCC.LVII obiit Inclyta dna., D. Conegundis, uxor magnifici principis Dni. Ludovici Romani antedicti, filia quoque Serenissimi Regis Cravoviae, sub altari hic inferius apud Dominum et maritum suum honorifice tradita sepulturae. (Gefällige Mitteilung des Herrn Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode.)

²⁾ cf. Jul. Heidemann, *Gesch. d. Grauen Klosters z. Berlin*, S. 131.

³⁾ Dieser (1529—1584) bringt in seinem 1580 veröffentlichten *Index chronologicus*, ein erfrucht 17jährigen Studiums, die Notiz (No. 5335, Bl. F. F. III z. J. 1365): „Ludovicus Romanus Marchio Brandeburgensis, filius Imperatoris Ludovici, obiit: sepultus Berolini apud Franciscanos. Auch er hat wohl die Inschrift genannt und auf sie seine Angabe gestützt.

⁴⁾ R. Borrmann, *Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin*, S. 191.

⁵⁾ Handschriftliche Chronik der Klosterkirche im Archiv des Grauen Klosters, vol. 62. Die erste Niederschrift ist 1728 gemacht worden, die Erweiterungen gehen bis 1750, cf. Jul. Heidemann a. a. O. S. 40. — Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Nohl vom Grauen Kloster lautet die betreffende Stelle: „Ludovicus Romanus Churfürst allhier ist Anno 1366 (!) und seine Gemahlin zuvor Anno 1357 beyderseits in diesem Closter begraben worden, im steinern Chor, nach ausweisung einer alten Taffel, so zu Angeli Zeiten und noch bis diese Stunde vor Handen ist.“

Ist uns somit die Möglichkeit benommen, selbst*) die Tafel nach ihren Schriftzügen auf ihr Alter hin zu untersuchen, so bleibt uns nichts weiter übrig, als aus dem Texte, dessen Wortlaut uns ja ziemlich genau überliefert ist, einige Schlüsse zu ziehen. Da ist es nun jedem, der sich mit solchen Dingen irgendeinmal beschäftigt hat, sofort klar, dass wir es hier nicht mit einer Grabinschrift im eigentlichen Sinne zu thun haben. Zu einer solchen gehört vor allen Dingen die Angabe des Todestages, die für beide, den Fürsten sowohl wie für seine Gemahlin, fehlt, und ganz aussergewöhnlich würde es sein, dass für beide, die doch zu verschiedenen Zeiten gestorben sind, nur eine Grabinschrift gesetzt wäre; auch würde wahrscheinlich auf einem wirklichen Epitaphium des tragischen Schicksals der jungen Fürstin, die bald nach ihrer Verheiratung, noch in demselben Jahre, starb, wenigstens kurz gedacht worden sein.

Alle diese Bedenken schwinden, wenn wir in jenem sogen. Epitaphium nichts weiter als eine einfache Kircheninschrift sehen, wie sich deren gerade in der Klosterkirche und den dazugehörigen Bauten mehrere erhalten haben**). In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters hatte sich nämlich die Sitte herausgebildet, wichtige Ereignisse, welche die Kirchen resp. die Gemeinden betrafen, auf Tafeln, Gesimsen oder sonst an auffälligen Punkten der Gotteshäuser zu verzeichnen, damit die Erinnerung daran den kommenden Geschlechtern aufbewahrt bliebe. Solche kurzen Inschriften vertraten an minder bedeutenden Orten das, was für die Bischofssitze und andere Centren der Bildung die litterarischen Aufzeichnungen waren. Trat nun der Fall ein, dass die Kirche durch eine Feuersbrunst oder ein anderes elementares Ereignis verwüstet wurde, dann pflegte man bei der Restauration des Gebäudes auch die alten Inschriften, manchmal wohl bloss nach dem Gedächtnis, wiederherzustellen. So zeigt z. B. die Inschrift der Klosterkirche, welche von der Schenkung des Grundstückes durch die Markgrafen Otto und Albrecht im Jahre 1271 und von einer etwas späteren Dotation an das Kloster berichtet, Schriftzüge, die dem 15. Jahrhundert angehören.†) Ja, man kann sich dem Verdacht nicht verschliessen, dass Begebenheiten, deren Gedächtnis sich bis dahin nur mündlich verpflanzt hatte, erst Jahrhunderte, nachdem sie geschehen, auf diese Weise öffentlich verzeichnet und damit gewissermassen als beglaubigte Thatsachen hingestellt worden seien. Und dann hat sicherlich der fromme Eifer und die gläubige Phantasie der Kirchendiener noch so manches hinzugedichtet, was den Thatsachen nicht entsprach! So sind die famosen Grabinschriften in der Marienkirche zu Brandenburg, die man bisher als eine Fälschung des Georgius Sabinus (1508—60) angesehen hat, jedenfalls schon im 15. Jahrhundert entstanden, was man ohne Schwierigkeit aus seinen

*) Man wende nicht ein, dass Angelus von einer „alten“ Tafel spricht. Ein solcher Ausdruck in dem Munde eines Schriftstellers des 16. Jahrhunderts will wenig bedeuten. So sagt z. B. der Pfarrer Dionysius (amtiert in Hohen-Schlentzer bei Jüterbog von 1586—1626), er habe seine Treuenbrietzener Chronik ex antiquo codice abgeschrieben, und doch erwähnt diese Ereignisse aus d. J. 1537, cf. weiterhin S. 249 f.

***) Cf. R. Borrmann a. a. O. S. 195; 200 f.

†) R. Borrmann, a. o. O. S. 195.

eigenen Worten herauslesen kann:*) *Horum sepulcra extant apud Brandenburgenses, sed ita pedibus attrita sunt, ut nullum paene vestigium literarum in iis appareat. Epitaphia, quae erant inscripta ante annos centum, ubi nondum penitus oblitterata fuere, homo antiquitatis studiosus descripsit in tabulam ad parietem hemicycli suspensam: quae tabula me adolescente adhuc in templo habebatur.**)* Qui vero descripsit, testatus est nihil suo tempore legi potuisse praeter etc. Gehen wir bei Bestimmung des Zeitausdruckes „ante annos centum“ von dem Jahre aus, in welchem die Schrift des Sabinus erschien, dem Jahre 1552, so gelangen wir in die Regierungszeit des Kurfürsten Friedrich II., von dem wir wissen, dass er, wie er überhaupt viele in der wilden Raubritterzeit verfallene Kirchen wieder herstellen liess, so auch das berühmte Heiligtum auf dem Marienberge zum religiösen Mittelpunkte des von ihm gestifteten Ritterordens Unserer lieben Frauen machte. Dem letzten Ereignisse werden auch wohl jene apokryphen Epitaphien ihr Dasein verdanken. †)

Wenn wir nun berücksichtigen, dass in der Klosterkirche zu Berlin sich kaum ein Kunstdenkmal befindet, das noch in das 14. Jahrhundert zurückreicht, dagegen sehr viele, die dem 15. Jahrhundert angehören, so dürfen wir daraus wohl den Schluss ziehen, dass Friedrichs II. fromme Fürsorge sich auch auf dieses Gotteshaus erstreckt hat. War es doch diejenige Kirche, in der sein Vater denen, welche hier in der Mark zuerst von allen seinen Waffengeführten ihr Blut für ihn verspritzt hatten, den in der Schlacht am Kremmer Damm (24. Okt. 1412) gefallenen Rittern Graf Johannes von Hohenlohe, Kraft von Leutersheim und Philipp von Utenhofen als Anerkennung ihrer grossen Verdienste um ihn Grabdenkmäler ††) hatte errichten lassen! Friedrichs eigenes Interesse für die Kirche können wir wenigstens noch aus einer Urkunde vom Jahre 1443 ersehen, in der er alte Schenkungen an diese und das Kloster bestätigt.

Worauf ich bei dieser Auseinandersetzung hinauswollte, ist, davor zu warnen, dass man jener „alten“ Tafel, auf die sich die Chronisten des 16. Jahrhunderts berufen, wenn sie Ludwig hier begraben sein lassen, nicht zu viel Beweiskraft beilege: aller Wahrscheinlichkeit nach war dieselbe nicht so alt, dass sie den von ihr erwähnten Thatsachen zeitlich gleichstand oder denselben auch nur nahe kam.

Die Thatsache kann dabei doch richtig sein. Wenn in vorreformatorischer Zeit ein märkischer Regent aus irgend einem Grunde in Berlin seine letzte Ruhestätte finden wollte oder sollte, so musste hierfür in erster Linie die Klosterkirche in Betracht kommen, da es vor Einrichtung der Domkirche eine eigentliche Hofkirche in dieser Stadt nicht gab, die Kloster

*) G. Sabinus, Hugo Marchio Brandenb. Cap. VII in den *Scriptores rer. Marchiae Brandeb.* Frankf. a. O. 1742 I. S. 201. (Reiner Reineccius, *Orig. stirpis Brand.* 1581 p. 70).

**) Hätte Sabinus selbst die Inschriften gefälscht, so hätte er es jedenfalls nicht gewagt, die letzten Worte, die von sehr vielen älteren Brandenburgern gelesen wurden, zu schreiben.

†) Dieselben machen eher den Eindruck, als ob sie auf einen Ordensritter jener Zeit denn auf einen Markgrafen aus der voraskanischen Epoche verfertigt seien.

††) E. Wusterwitz bei Angelus Ann. S. 190. Zwei von den Grabdenkmälern haben sich bis jetzt erhalten, cf. *Berlinische Chronik* S. 1412 (156 f.).

kirche aber mit dem in derselben Strasse gelegenen „Hohen Hause“ der Markgrafen in engster Beziehung stand. Es ist nun sehr wohl möglich, dass Ludwig der Römer nicht wie seine beiden Brüder in seinem eigentlichen Vaterlande begraben wurde, weil er, eine Creatur Karls IV., seinen bayerischen Verwandten feindselig, zuletzt sogar mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden hatte. Doch wo in der Mark sollte man ihn bestatten? Lehnin, wo z. B. noch später die Hohenzollern Johann Cicero und Joachim I. beigesetzt wurden, bis ihre Gebeine später in die neue Domkirche zu Berlin überführt wurden, und Chorin, die alten Begräbnisstätten der Askanier, mochte ein Wittelsbacher aus politischen Gründen nicht besonders gern wählen: so blieb beinahe nur noch Berlin übrig, wengleich man auch noch an andere Orte, wie z. B. Frankfurt, denken konnte.

Wie wir sehen, reichen die bisher bekannten litterarischen Zeugnisse nicht aus, um die Frage zu entscheiden. Ob sich noch neue werden finden lassen, muss die Zeit lehren. Die Mark Brandenburg besitzt bekanntlich für die Epoche der Wittelsbacher keine chronistische Aufzeichnung, aber auch die bayerischen Geschichtschreiber erwähnen Ludwig den Römer der für sie keine grosse Bedeutung hat, immer nur beiläufig; doch wird vielleicht noch gelegentlich eine versteckte Notiz ans Tageslicht gezogen werden.

Noch auf einem andern Wege lässt sich eine Entscheidung treffen. Wenn es wahr ist, dass bei dem in diesem Jahrhundert zu Anfang der zwanziger Jahre stattgefundenen Umbau der Kirche die gemauerte Doppelgruft als leer erwiesen hat*), so spricht dies sehr stark gegen die Annahme, dass Ludwig hier bestattet liegt. Dass Fürstengräber in wilden Kriegszeiten aufgerissen und geplündert werden, ist häufig vorgekommen, und in der Mark z. B. noch im dreissigjährigen Kriege mit den Gräbern der Askanier zu Chorin geschehen; aber dann sind doch für gewöhnlich die Särge und die Gebeine an Ort und Stellen verblieben. Wenn man dagegen ein solches Grab ganz leer findet, so kann man getrost sagen, dass in demselben entweder die Leiche niemals gewesen oder später anderswohin überführt worden ist. Für eine Überführung muss aber immer ein bestimmter Grund vorliegen; auch pflegt eine solche noch eher wie die eigentliche Bestattung von den Schriftstellern erwähnt zu werden: beides ist bei Ludwig dem Römer nicht der Fall.

Also: Nachforschungen in der Kirche selbst, Nachforschungen in den ausserbrandenburgischen Historikern des 14. Jahrhunderts, dann wird sich vielleicht noch einmal Licht über diese Frage verbreiten. Für den Berliner aber ist es von Interesse, festzustellen, ob seine Stadt ausser in der Hohenzollerschen Fürstengruft noch anderswo die Gebeine eines Regenten bewahrt, der in der Mark regiert hat.

H. Pieper.

*) K. F. Kloeden, Diplom. Gesch. des Markg. Waldemar IV. S. 282. 305.

Creusings Märkische Chronik.

Auf S. 236 Anm. ** des vorangehenden Aufsatzes habe ich, ohne einen Beweis für meine Behauptung beizubringen, die Bemerkung gemacht, dass das Exemplar von Creusings Märkischer Chronik, welches das Geh. Staats-Archiv zu Berlin besitzt, das Autographum des Verfassers sei. Es möge mir gestattet sein, im folgenden die Gründe, die mich zu dieser Meinung veranlassen, auseinanderzusetzen, umsomehr, als dabei eine bis dahin unbekannte und unedierte Vorrede Creusings zu seiner Chronik, die nicht nur über ihn selbst und sein Werk, sondern auch allgemein darüber Aufschluss giebt, wie und zu welchem Zwecke im 16. Jahrhundert Chroniken verfasst wurden, zum Abdruck gelangen wird. Vorher möchte ich jedoch das wenige, was wir über Creusings Leben wissen, noch vorbringen.

Nach seiner eigenen Angabe auf dem Titelblatte des Autographums seiner Chronik (s. u.) stammte Creusing aus Stolberg im Meissen'schen; denselben Ort giebt auch Heinrich Sebald an, der seit 1614 in Beelitz Pfarrer war und ein *Breviarium historicum**) schrieb, in dem er u. a. ein Verzeichniss der bis zu seiner Zeit in dieser Stadt thätig gewesenen Geistlichen giebt. Die ungefähre Zeit von Creusings Geburt lässt sich aus der Thatsache entnehmen, dass er nach Ausweis des *Album academicum* der Universität zu Wittenberg**) am 6. Juli 1559 daselbst immatrikuliert wurde. Seit frühestens 1569 — aber nicht eher, da nach Sebalds Angabe es zu den Zeiten des am 10. Februar 1569 verstorbenen Predigers Gerson Voldenscher noch keinen Diaconus in Belitz gab und Creusing erst der dritte war, der dieses Amt bekleidete †) —, wahrscheinlich aber erst seit 1570 war er als 2. Prediger in der genannten Stadt thätig. Als solcher begann er alsbald seine litterarische Thätigkeit. Er verfasste kurz nach einander mehrere kleinere Schriften, Flugschriften, die alle den Zweck gehabt zu haben scheinen, für die durch Feuersbrunst stark heimgesuchten Beelitzer Geldbeiträge zu erlangen. Es sind dies:

1. *Hostilis irruptionis, quae in Marchiae Mediae oppido, Belitia, anno Christi 1478 facta est a . . . Boemo . . . Jan Cuc, descriptio latina et germanica in gratiam et honorem Belicensium dedita a Paulo Creusingio, Evangelii ministro ibidem. Wittenberg 1570. ††)*
2. *Descriptio quadruplicis incendii oppidi Belicensis. Gleichzeitig und*

*) M. Hinricus Sebaldus, *Breviarium historicum*. Wittenberg 1655. 4^o Die Liste der Prediger beginnt auf S. 712, die der Diakonen S. 714.

**) *Alb. Acad. Viteb.* I, 3626⁴⁰. Ein jüngerer Bruder von ihm dürfte der am 21. Dez. 1567 inscribierte Johannes Kreysing Stolbergensis (*ibid.* II p. 135,6, ⁴¹) gewesen sein.

†) *Brev. hist.* S. 714.

††) In etwas veränderter Gestalt hat Creusing diese (lateinische und deutsche) Beschreibung auch seiner Chronik einverleibt (S. 152. 53 ed. Ho.) Einen Neudruck der Erstausgabe, zusammen mit der Schrift No. 2, hat G. G. Küster in der *Collectio opusculorum Historiam Marchicam illustrantium*, 18, 19. Stück, Berlin 1734, S. 96—102, veranstaltet.

wahrscheinlich auch zusammen mit No. 1 erschienen. Zu dieser Schrift bildete wohl das

3. Gebeth um Behütung für Feuers-Noth für die Jugend zu Beliz (citiert bei G. G. Küster, Bibliotheca Brandenburgica p. 795) nur einen Anhang oder Beigabe.
4. Wie sehr viele Geistliche der Mark liess auch Creusing seine auf den Kurfürsten Joachim II. am 26. Januar 1571, dem Tage der Beisetzung, gehaltene Gedächtnissrede drucken (G. G. Küster a. a. O. p. 428.).

Durch diese kleineren Schriften, wie es scheint, veranlasst, ging Creusing auf Wunsch des Rates von Beelitz noch in demselben Jahre daran, eine Chronik der Mark Brandenburg zu schreiben, die er dann im nächsten Jahr vollendete. Über sie wird nachher ausführlicher die Rede sein.

Seit dem Jahre 1572 hören wir nichts mehr von ihm. Ist die Liste der Diakonen bei Sebald vollständig und sind seine Daten richtig, so wäre Creusing bis zum Jahre 1582 in diesem Amte geblieben, wo er dann von seinem Nachfolger Wilh. Schmidt abgelöst wurde. Wir wissen nicht, ob er damals gestorben oder nach einem andern Orte gegangen ist; auf das erstere deutet Angelus hin, wenn er in seinen (bereits 1596 abgeschlossenen) *Annales Marchiae Brandenburgicae* (S. 243) ihn „weyland Caplan zu Belitz“ nennt.*)

Charakteristisch für Creusing ist das, was Sebald (S. 714) von ihm erzählt:

„Herr Paulus Crusingius Stolbergensis / welcher zwar ein gelahrter Mann muss gewesen seyn / aber ein Tockmäuser / denn Herr Joachimus Schultze Pastor**) hat von diesem Crusingio hinterlassen / wenn einmahl der Knopff vom Thurn an unserm Müllenthor würde herab kommen, würde offenbahr werden / wer Crusing gewesen / welches sich auch gefunden / denn als man den Thurn mit einem newen Knopff zieren wollen †) / hand man darin Crusings Hand gefunden / und in seiner Schrift unter andern solche Wort: Zu dieser Zeit hat auch gelebet D. Jacob. Andreae / welcher den gewlichen Schwarm de Communicatione Idiomatum zum ersten erdacht / was diese Wort in residuo haben / ist den Gelahrten satt wissend.“

Als strenger Anhänger Ph. Melanchthons, als ein sogen. Philippist, verwarf Creusing auf das sicherlich entschiedenste die Lehre des Tübinger Prof. Jac. Andreae (1520–1590), der angeblich zwischen den einzelnen Richtungen der evangelischen Kirche vermitteln wollte, selbst aber ein Verteidiger Lutherischer Strenggläubigkeit war, und die anderer Württembergischer Theologen von der *communicatio idiomatum realis*: dadurch setzte er sich aber zu der damals auch

*) S. Friedr. Holtze, *Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins XXIII* (Berlin 1886) S. 23, mit dessen übriger Darstellung ich nicht übereinstimme. — Auch der Umstand, dass Garcaeus in seinen *Successiones Creusing* erst in den von 1583–86 gemachten Nachträgen, nicht schon bei der ersten Niederschrift von 1582 citiert, spricht dafür, dass Creusing nach d. J. 1582 tot war; bei seinen Lebzeiten hätte man einem Fremden eine Einsicht in die Chronik wegen der darin enthaltenen freien Meinungsäusserungen wohl kaum gestattet.

**) Pfarrer in Beelitz von 1569 bis 1610 (cf. Seb., S. 712). Vorher war er vielleicht daselbst Diaconus (ebend. S. 714).

†) 23. Apr. 1624, cf. Sebald, S. 723.

in der Mark zur Herrschaft gelangenden Partei, vor allen auch zu dem späteren Kirchen-visitator*) Andreas Musculus, den er in seiner Chronik heftig angegriffen hatte, in einen scharfen Gegensatz.

Doch gehen wir nunmehr zu unserm eigentlichen Thema über.

Meine Gründe, in der genannten Handschrift**) das Originalexemplar des Verfassers zu sehen, sind folgende:

1. Den Schriftzügen nach gehört die Handschrift in das Ende des 16., spätestens in den Anfang des 17. Jahrhunderts, jedenfalls in die Zeit vor dem dreissigjährigen Kriege. Die Handschrift würde, selbst wenn es nur eine Abschrift wäre, doch älter als die andern Handschriften sein, wenigstens soweit mir dieselben bekannt sind.

2. An vielen Stellen des Werkes sind ganze — oft mehrere hintereinander! — und halbe Seiten freigelassen worden, offenbar, wie das auch ausdrücklich in der Vorrede gesagt wird, zu dem Zweck, dass zu jedem Kapitel Nachträge gemacht werden können. So etwas thut nur ein Autor, welcher die Absicht hat, sein Werk noch weiter zu vervollständigen, nicht aber ein Abschreiber, der nur das, was ihm ein anderer als fertiges Ganze bietet, kopiert. Für einen Abschreiber wäre es, zumal da hier ziemlich starkes Papier verwendet ist, eine für jene Zeit unbegreifliche Verschwendung.

3. Vielfach, und zwar nicht bloss in der Vorrede, ist im Text verbessert worden, teils an einzelnen Wörtern, teils in den Satzgebilden; ja öfters sind ganze Abschnitte durchgestrichen und andere, entweder unmittelbar hinterher oder am Rande, an deren Stelle gesetzt worden. Die andern Handschriften bieten nur den verbesserten Text.

4. Es wäre unerklärlich, weshalb ein so solider, für jene Zeit geradezu wertvoller Band genommen sein sollte, wenn es sich nicht um das Handexemplar eines Autors handelte.

Die Schriftzüge sind fest und ausgeschrieben, aber ziemlich klein und daher manchmal undeutlich. Besonders werden in den Zusätzen und Korrekturen die Buchstaben so klein, dass man sie nur mit grosser Mühe lesen kann.

Überall ist deutsche Schrift angewandt; nur verschiedene Eigen- und Fremdwörter und selbstverständlich auch die lateinischen Citate sind mit lateinischen Buchstaben geschrieben.

Inbetreff der Orthographie bemerke ich, dass, was ja einem jeden bekannt ist, der einmal eine Schrift aus jener Zeit gelesen hat, am Anfange der Wörter bei manchen Buchstaben, z. B. h und z, sich gar nicht, bei andern, wie d, e, k, st, sehr schwer erkennen lässt, ob es grosse oder kleine Buchstaben sein sollen. Anlautendes u wird stets v geschrieben.

Trennungsstriche finden sich selten, ebenso das Zeichen des Umlautes. Im folgenden bringe ich eine wortgetreue Abschrift der Vorrede. Die

*) Die Kirchenvisitation erfolgte in Beelitz 1575 (cf. Sebal, S. 103).

**) Prov. Br. Rep. 16 I cß 20 (Rep. XI no 36). Es ist ein in Schweinsleder dauerhaft gebundener Quartband, auf dessen Rücken mit Golddruck der Titel eingepresst ist: Pauli Creusingii Chronica March. Mss. Dieser ist erst später aufgedruckt worden, der Einband ist jedoch ursprünglich d. h. so alt als der Band. Das Wasserzeichen des Papiers zeigt den Namen BVDISSIN. = BAUTZEN

im Texte gemachten Veränderungen habe ich unten in den Anmerkungen angegeben.

Der mit roter Tinte geschriebene Titel lautet:

Cronicon Aller Re-
girender Markgraven vnd Chur
fürsten zu Brandenburgk von Anfangk her so
lang dies Land ein Marggraveschafft des H. Romi-
schen Reichs gewesen, Bies auff den durchleuchtig-
sten Hochgebornen Churf. vnd Hern Joannem Geor-
gium Jtz Regirenden unsern gnedigsten Hern, sampt
den furnemesten Historien*) der Stad Belitz mit vor-
zeichnus und abschriefft Jhrer Confirmationen so
sie von hern zu hern haben
auff Bitt vnd Begehren auch
zu sonderlichen Ehren vnd wolfartt**) des Ersa-
men †) vnd wolweisen Raths der Stad Belitz zu
sammen getragen vnd gefast durch

PAVLVM C CREVSINGIVM Von Stolbergk
Jn Meissen. Jhrer Kirchen Diaconum.
ANNO CHRISTI

MD LXXII

Auf der Rückseite des Titelblattes befinden sich die Gedichte zweier Freunde des Creusing in lateinischen Distichen, das eine überschrieben: Epigramma in Historiam Marchionum et electorum Brandenburgensium conscriptum a Joachimo Groblero Brandenb., und unterschrieben: Anni 72 4. die Martii, das zweite mit der Ueberschrift: Nicolaus Rislebius Soltwede. lensis ††)

*) Hinter „Historien“ steht ein Auslassungszeichen und mit demselben am Seitenrande hinzugefügt: „der Marck vnd“

**) „vnd wolfartt“ durchstrichen.

†) Verbessert in: „Erbarn.“

††) Beide Gedichte sind bereits bei Holtze (p. 182 u. 46) abgedruckt worden, wenn auch nicht ohne Fehler. Joachim Grobler aus Brandenburg wurde am 17. März 1571, Nicolaus Rislebius aus Salzwedel bereits am 17. Juli 1570 an der Universität zu Wittenberg immatrikuliert. Grobler, vorher schon 1566 in Greifswald ob egestatem gratis inscriptus, später Korrektor in Wittenberg und darauf bei Leonhard Thurneisser, wurde bald des letzteren Gehilfe bei dem Stellen der Nativität. Auf Thurneissers Empfehlung ging er 1583 als Hofmathematicus an den Hof zu Wolgast, cf. J. C. W. Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, 1. Leben Leonh. Thurneissers S. 103. Nicol. Rislebius Soltquellensis wird auch von Leutinger (p. 1187 ed. Küster) genannt.

S. 3.

Den Erbarn Vorsichtigen Vnd Wolwey-
sen Burgermeistern vnd Rathsvorwanten
der Churf. Stadt Belitz meynen gross
gunstigen freundlichen Lieben
Hern vnd Patronen

Gottes gnade vnd fried durch vnsern Einigen Er-
loser vnd Seligmacher Jhesum Christum auch Wund-
schunge Zeitlicher Wolfartt vnd gluckseliger Regirung
vnd¹⁾ mein Inniges gebett vnd willige Dinsten zuvor.
Erbare Wolweise fursichtige gönstige Liebe Hern, Nach
dem mich e. e. g. vleisig, dass vorgangene Jar²⁾ gebe-
ten, dieser Stad alte furstenbriefe vnd vortrege so
noch vorhanden zu vbersetzen, Jn ein Ordnung zu
bringen, vnd dieselben abzuschreiben mit beygesetztem
bericht der durchlauchten Hochgeborenen Marggraff.
vnd Churf. zu Brandenburgk Historien vnd vorneme-
sten geschicht³⁾ aufs Kurtzte vorzeichnet, damit diesel-
ben brief desto eher vorstanden wurden. Wiewol ich
mich zu solcher arbeit viel zugerung geachtet vornem-
lich auch des beschwert, dass mir gelartter leut, Nach
hulff vnd vnderweisung alhier, vnd vieller bucher so
dazu gehorig, auch sonsten sehr viel Notiger Erkundigung er-
farenheit vnd andere Ding mher mangelten, Jdoch weil
e. e. g. sehr angehalten, vnd ich von Natur lust zur Histo-
rien hab vnd sonderlich zur Merckischen Histori, dieweil
mich gott in die Marck gefuget, vnd allerley guttes da-
rin guttlich mitgeteilt hatt, vnd ich mich kegen e. e. g.
für viel wolthaten mir bezeichnet schuldiges Dinstes vnd
danckbarkeit erkenne, hab ich mich Jm Namen Gottes
vnderstanden, vnd⁴⁾ nicht alein dieser Stad⁵⁾ brief ordent-
lich von einem Landeshern zum andern abgeschrieben son-
dern auch Jre Histori vnd nicht alein so fern diese brief ge-
hen, besondern von Anfang so lang dies land eine Marck

¹⁾ „vnd“ ist durchstrichen und darüber „sampt“ geschrieben; danach sind die folgenden Worte durch Korrektur an den Endungen geändert in: „meinem Innigen gebett vnd willigen Dinsten.“

²⁾ „dass vorgangene Jar“ ist durchstrichen.

³⁾ Hinter „geschicht“ ist ein Auslassungszeichen gesetzt und darüber geschrieben: „von dieser Marck“.

⁴⁾ Hinter „vnd“ steht das Auslassungszeichen, und darüber geschrieben sind die Worte „erstlichen Jn ein Buch“, die dann aber wieder durchstrichen sind.

⁵⁾ Über „Stad brief“ ist hinzugeschrieben: „furstliche vnd Churf. Confirmationen vnd.“

gewesen¹⁾, des H. Römischen Reichs²⁾ kurtzlich zusam getragen vnd gefasset, so viel mir auf diesmal vnd an diesem Ort zuerkundigen muglich gewesen³⁾, hab auch bey einem Jdem Hern vnd Marggraff.⁴⁾ Spatium gelassen auf das Man noch könne darzu zeichnen, so mir etwas vorborgen gewesen were, Erbiette mich auch wo ich der Historien mher erfahren werde, zu Jder Zeit solche zuverbessern wie dan auch sonst die Jherlichen geschichten so lang ich hier bin, durch gottes schickung hinzu⁵⁾ zuschreiben. Bitte derhalben vnd vormane e e g wollen In solchen meinen vleis arbeit vnd mhu angeneh vnd gefellig sein lassen, gerne lesen nicht vmb meinet sondern vmb Ihrer Hochloblichen Chur vnd Landesfursten, vmb Jres Vaterlandes, vnd vmb der Histori selbst willen.

Dan Historien seind fur sich selbst lustig zulesen, sonderlich S. 5. des Vaterlandes, vnd darumb seint wir desto vnwilliger auf vnser Vorfahren, dass sie in beschreibung vnd vorzeichnung, vieller herlichen geschichten so sich in Germanien begeben, so vnweisig gewest. Vnd ist warlich eine schande In der Margk gebhoren sein, vnd wass sich darin begeben nicht wiessen Turpe est domestica ignorare sagt der herr Philippus. Sonderlich aber ist solchs eine schande gelartten leutten vnd Regenten, dieweil gesagt ist vom Polybio vnd gewiesslich war ist. *Historiae cognitio est verissima institutio et praeparatio ad actiones politicas et illustris imago ad perferendas fortunae vices*, dass ist die historien vnderweisen vnd bereiten einen zu weltlichen emptern, vnd weisen als in lebendigen exempeln wie Man gut vnd boss gluck ertragen soll. In dem Anfangk dieses Jtzigen⁶⁾ 1571

¹⁾ „gewesen“ ist durchstrichen, wie auch das darüber geschriebene, nachträglich hinzugefügte „ist.“

²⁾ Zunächst war darüber geschrieben „gewesen“, dann ist dieses Wort gestrichen und dafür gesetzt „ist.“

³⁾ Hinter „gewesen“ ist ein Auslassungszeichen gesetzt und dann mit demselben Zeichen an den Rand geschrieben: „vnd haben mir zu solchem werck viel furneme Hern vnd freunde, auss Wittenbergk, Berlin Francfurt Brandenburgk vnd andern Orten gute hulffe vnd forderung gethan denen ich des auch guten Dank weiss.“

⁴⁾ Über „gewesen“ ist zuerst „Ich“ geschrieben, dann wieder durchstrichen worden. Darauf sind die Worte „auch — Marggraff.“ durchstrichen und darüber geschrieben: „Doch gleichwol — viel“.

⁵⁾ Durchstrichen „hinzu“ und darübergesetzt „auff.“

⁶⁾ „dieses Jtzigen“ durchstrichen und darüber geschrieben: „des vorlaufenen.“

jares, begiebt sich*) :/: Welchs gott erbarme :/: das die durchlaughtigen hochgebornen fursten vnd Hern Churf. Joachimus, vnd Joannes zu Custrin Gebrudere vnd Marggraffen zu Brandenburgk, vnvorsehens innerhalb 12 tagen, Joachimus den 3 Januarii zu Kopenick, vnd Joannes den folgenden 13 tag eiusdem mensis zu Custrin dahin storben.**) Welchs one zweifel diesen landen gross vnderung bedeuten wird. Der Almechtige got wende es zum besten, dergleichen ist nicht gescheen, das da wissentlich were. weil die Marek gestandenn. Dass man solchs nicht wölle aufzeichnen beneben dem so drauf folgen möcht were eine ewige schande, vnd höchster vnweis vnd vnachtsamkeit. Vber dass so hat man vielfeltigen nutz aus den Historiis, dan sie nicht allein viel vnbekante Ding berichten sondern vermehren den vorstandt, scherffen das Judicium geben weisheit vnd geschicklichkeit, erregen Gottseligkeit, reizen an zur Tugend durch lebendige Exempell vnd schrecken ab von Sunden wieders gewiessen, machen einen vorsichtiger geben ein Ansehen vnd Autoritet dem der sie weis zu rechter zeit zu gebrauchen, vnd ist hier gar wol zumercken der schone spruch Thucididis von †) welcher von der Histori schreibt, das sie ein schatz sey den man bey der Hand haben soll damit man sich in gleiche felle schicken könne, dieweil Jmmer gleiche sachen wieder fur fallen, vnd Carion in der Vorrede vber seine Cronicka bezeugt dass sie ein rechter furstlicher Schatz sey dadurch sich ein Regent Mancherley erinnern Kontte.

Wass es ferner fur schaden bringt einer Stad, Jr eigene brief Privilegia vnd vortrege nicht wissen hat dies Stedlein nicht one geringe schaden erfahren Lob derhalben euer e, g Dass sie zu solchen Nutzlichen vnd löblichen Dingen Jmer lust genommen, vnd bitt sie wollen mit der anfangen vnd hernach andere bessere vnd vornemere Historien auch zur Zeit fur sich nemen, Ich hof genzlichen solche meyne geringschetzige Arbeit soll einem vorstendigem Leser angenehm sein, diesem Rathaus mit der Zeit ein ehr vnd rhum sein ††) vnd vielleicht zu hohen Dingen einmal noch gelengenheit, vor

*) „begiebt sich“ durchstrichen und darüber geschrieben: „hat sich begeben.“

**) Darüber hinzugesetzt „ge.“

†) „von“ durchstrichen.

††) „sein“ durchstrichen und darüber geschrieben „geben.“

vrursachen*), Befehl hiermit E E G gottlichem Almechtigen Schutz, vnd Bitte von Hertzen der gott alles Heils wolle e e g, dieser gantzen gemein, vnd Kirchen alle nötige vnd selige wolfartt hie zeitlichen vnd Ewiglichen vorleihen, vnd Bitte e e g mich vnd die mey nen wie biesher gescheen auch also forthin sich gonstighen lassen beffholen sein. S. 7.

Mancherlei ist es, was wir aus dieser Vorrede lernen, und was wir im Auge behalten müssen, wenn wir bei Beurteilung dieser und ähnlicher Chroniken den richtigen Massstab anlegen wollen.

1. Creusing hat sein Werk nicht für ein grösseres Publikum geschrieben, sondern für einen bestimmten Kreis von Lesern, d. h. zunächst für die Ratsmitglieder der Stadt Beelitz. Daraus ergibt sich,

2. dass er dasselbe nicht für den Druck bestimmt hat, sondern dass, wenn er überhaupt auf eine Verbreitung desselben rechnete, er nur an Abschriften gedacht haben kann. Deswegen

3. erlaubte er sich auch über hohe und höchste Persönlichkeiten so manche freimütige Äusserungen und für jene Zeit geradezu unerhörte Urteile, da er ja wusste, dass er zu gleichgesinnten Personen redete.

4. Die Chronik sollte in erster Linie wenn nicht ausschliesslich dazu dienen, die Ratsherren über die Persönlichkeiten der Fürsten, von denen die Stadt ihre Privilegien und Freibriefe erhalten hatte, zu informieren, sie sollte gewissermassen für das Urkundenbuch einen begleitenden resp. verbindenden Text, einen historischen Commentar abgeben. Die Urkunden selbst waren ebenfalls von Creusing abgeschrieben und die Kopieen geordnet worden, während die Originale wohlverwahrt in Kapseln an sicherer Stelle aufbewahrt wurden: aus jenen sollten die Ratsherren ihre Kenntnisse schöpfen, diese aber wurden für gewöhnlich der Benutzung und Besichtigung entzogen.**)

Was hier für Creusing und sein Werk ausdrücklich bezeugt ist, das gilt mutatis mutandis auch für ähnliche Chroniken. So werden die (lateinisch geschriebenen,) von 1582 bis 1586 verfassten Successiones . . . praesidium Marchiae Brandenburgensis des Zacharias Garcaeus (Gartz, 1544—86), der während der letzten zehn Jahre seines Lebens Stadtschreiber (d. h.

*) „vorvrursachen“ durchstrichen und darüber geschrieben: „geben.“ Dahinter ist ein Auslassungszeichen gesetzt und mit demselben am Ende der Vorrede hinzugefügt: „wass aber ferner Eines Erbarn Raths alte Vortrege brieff belanget das hab ich Jn ein besondern buch auffgeschrieben, welchs ich beneben dieser Cronica vberantwortte vnd ein exempel will gegeben haben das Euer e g, mit andern dergleichen vnd denen Vortregen daran mher gelegen thun lassen wollen, vmb voller vrsach willen die Ich zur andern Zeit melden will.“

**) Chronik und Urkundenbuch wurden auf dem Rathhause aufbewahrt. Erstere ist dann wahrscheinlich zur Zeit des Grossen Kurfürsten nach Berlin eingeschickt worden; dort hat sie vermutlich der Hofhistoriograph Christoph Hendreich benutzt, da die bis S. 83 gehende Paginierung, wenn ich mich nicht täusche, von seiner Hand herrührt.

Syndikus) von Brandenburg-Altstadt war, zunächst wohl nur für den Magistrat dieser Stadt berechnet gewesen sein: auf diese Weise erklärt es sich, dass bei einem jeden Fürsten alle von demselben der Stadt erteilten Freibriefe und Privilegien, auch wenn ihr Inhalt zu dem Texte in keiner Beziehung steht, wörtlich und vollständig mitgeteilt werden. Waren doch hier schon zwei Jahrzehnte früher von dem hochverdienten Bürgermeister Simon Roter die Urkunden eigenhändig in ein neu angelegtes prächtiges Copiarium eingetragen worden*).

Noch ein drittes Geschichtswerk dieser Art würde sich sicherlich hier nennen lassen, wenn wir Genaueres über dasselbe wüssten: ich meine die in der v. d. Hagen'schen Familienbibliothek auf Hohennauen (bei Rathenow) vergrabene Chronik des Thomas Neumann, welche wir bisher nur aus den Citaten bei Friedrich Förster**) kennen. Dieselbe führt zwar den Titel: *Privilegia, Donationes et Concessiones civitatis Rathenoviae; conscripsit in hunc librum Thomas Neumann, Notarius et Secretarius hujus loci*†). D. I. Martii 1598, enthält aber, wie die bei Förster wörtlich abgedruckten Stellen zeigen, auch längere historische Darstellungen von einzelnen Abschnitten der brandenburgischen Geschichte, z. B. von dem sogen. falschen Waldemar, der Zeit der Quitzows, dem angeblichen Testament des Kurfürsten Johann Cicero. Leider ist die Chronik von dem mit der Neuordnung der Bibliothek beauftragten Pfarrer auf Hohennauen, Herrn Dr. Werther, an den ich mich in dieser Angelegenheit brieflich gewandt habe, noch nicht wieder aufgefunden worden.

Einen Ansatz zu einem Geschichtswerk dieser Art müssen wir auch in dem bisher falsch datierten und falsch beurteilten „Fragment einer Brandenburg-Brietzenschen Chronik erblicken“ ††) Indem man sich bemühte, die in den ersten Teil dieser „Chronologia“, wie die Compilation sich selbst nennt, aufgenommene resp. verarbeitete alte märkische Fürstengeschichte herauszuschälen, hat man dem zweiten Teile, welcher Daten aus der Geschichte der Stadt Treuenbrietzen bringt, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Derselbe ist, wie die Notiz über die Verheiratung der Elisabeth, der Tochter Joachims I., mit Erich von Braunschweig beweist, nicht vor 1537, wahrscheinlich aber erst später zusammengestellt worden. Es will nichts sagen,

*) Cf. O. Tschirch in den Beiträgen zur Gesch. d. Saldria. Brandenb. 1889. S. 22. Die beiden Folianten sind noch erhalten.

**) Ausführl. Handb. d. Gesch., Geogr. u. Stat. d. preuss. Reichs. III. Berlin 1822, S. 87. 173; man vergl. auch S. 135, wo, wahrscheinlich infolge eines lapsus calami, eine Petri Naumanni chronica manuscripta in derselben Bibliothek als Quelle angegeben wird. Cf. G. Sello, Zeshr. f. Preuss. Gesch. u. Landesg. XIX, 118.

†) Der Verfasser ist jedenfalls identisch mit dem von Leutinger erwähnten gleichnamigen Bürgermeister von Rathenow. Es heisst nämlich bei diesem Schriftsteller in dem nach Ausweis der Dedication (Leutingeri opera ed. Küster p. 1288) im J. 1606 veröffentlichten 25. Buche der Commentarii (a. a. O. p. 843): *ad Ratenoviam urbem . . . Senatus, quem habet egregium, et literis literatisque amicissimum, cujus Princeps est Thomas Neumann, vir et Poëta in omni doctrinarum genere excultissimus.*

††) A. Riedel, Cod. diplom. Brand. D. I., XXIII–XXVII und 276–82.

wenn der Pfarrer Dionysius*), dem wir die Erhaltung dieses Fragments verdanken, erzählt, er habe dasselbe ex antiquo codice abgeschrieben: wir wissen, dass man zu jener Zeit mit diesem Ausdruck sehr freigiebig war. Wichtiger erscheint uns die Bemerkung, dass er manches nicht habe lesen oder verstehen können: er hatte eben die ersten flüchtigen Notizen vor sich, die im 16. Jahrhundert sich jemand, welcher sich für die Geschichte von Treuenbrietzen interessierte, gemacht hatte.

Rathenow, Brandenburg, Beelitz, Treuenbrietzen — diese Städte bilden eine Reihe für sich. Aber auch die soeben besprochenen Chronisten nehmen eine eigenartige Stellung in der historischen Litteratur des 16. Jahrhunderts ein. Deutlich sondern sie sich ab von einer älteren Gruppe von Historikern oder solchen, die es zu sein glaubten: es ist dies der Frankfurter Kreis, der sich um Sabinus schart und aus Männern wie Wolfgang Jobst, Reiner Reineccius, Joh. Schosser, Bernhard Holtorp u. a. besteht. Diese berücksichtigen als Vertreter der Kurfürstlichen Universität besonders die Familie des Landesherrn oder verherrlichen in Versen auf überschwängliche Weise die einzelnen Mitglieder derselben: es sind entweder Genealogisten oder Panegyriker. Aber ebenso sehr unterscheiden sich jene Chronisten von einer jüngeren Generation, die durch Leutinger, Angelus und Haftitius repräsentiert wird. Dies sind sozusagen Litteraten aus Not (wie Haftitz) oder aus Neigung (wie Leutinger u. z. T. auch Angelus) und schreiben für das grosse Publicum; sie treiben mehr oder weniger alle Plagiat, es bezichtigt aber der eine den andern dieses Vergehens, ohne an sich selbst zu denken.

In der Mitte zwischen diesen beiden Gruppen, und nicht bloß zeitlich, stehen nun Männer wie Creusing und Gartz. Bei aller Verehrung für den Landesherrn und seine Familie suchen sie doch zunächst den Interessen der Bürgerschaft zu dienen, indem sie, wenigstens bei den Gebildeten und denen, die die Stadtverwaltung in Händen haben, den Sinn für Geschichte zu erwecken suchen, in dieser Beziehung getreue Jünger ihres grossen Wittenberger Lehrers Phil. Melanchthon**).

H. Pieper.

Kleinere Mitteilungen.

Die Dorfstelle Alt-Lindow bei Bernau. Am Sonntag, den 12. September 1897 unternahm Herr Geheimrat Friedel in Begleitung des Herrn Maurer und des Verfassers, sämtlich aus Berlin, sowie der Herren de Martincourt und A. Wernicke aus Bernau einen Ausflug nach der $\frac{1}{2}$ Stunde südlich von Bernau gelegenen wüsten Dorfstelle von Alt-Lindow. Das ehemalige Dorf, dessen Feldmark 5266 Morgen (1344 ha) oder 84 Hufen umfasste, gehört wie Alt-Liepnitz zu denjenigen Ortschaften in der Umgebung von Bernau, welche bereits vor dem 30jährigen Kriege, ja noch vor dem Hussitenzuge von 1432

*) Amtierte von 1586 bis 1626 in Hohen-Schlentzer bei Jüterbog, cf. Riedel, a. a. O. S. XXIII.

***) Selbst in dem „Fragment einer Brandenburg-Brietzener Chronik“ wird inmitten von Brietzener Ereignissen die Gründung der Universität zu Wittenberg erwähnt.

wüst wurden. Liepnitz und Lindow sind nach Ausweis der brandenburgischen Stiftsmatrikel von 1459 vor ihrer Verwüstung Pfarrdörfer gewesen. Vermutlich war es die Pest, der schwarze Tod, der 1348 den Ort entweder gänzlich entvölkerte oder doch die Einwohnerzahl derartig verringerte, dass der Rest es vorzog, nach Bernau überzusiedeln, wenn nicht ein allmählicher Auskauf der Dorfhufen von Bernau aus erfolgt ist. Wie die Pest in Bernau noch später gehaust hat, beweisen folgende Zahlen: es starben an der Pest 1598 von ca. 2000 Ew. 1137, 1516 ebenfalls über 1100 Personen und 1638 (im letzten Pestjahr) noch 953, sodass der Bernauer Chronist Seiler (gest. 1741) mit Recht sagen konnte: „Wen das Schwert verschonet, hat der Hunger aufgerieben, und wen der Hunger nicht betroffen, den hat die Pest erwürgt!“ Wenn nun Bernau nicht von demselben Schicksal betroffen wurde, dem die jetzt wüste Stadt Blumenthal bei Straussberg anheimfiel, so ist nur anzunehmen, dass mehrfach ein starker Zuzug von aussen stattgefunden haben muss. Der Volksmund bringt freilich den Untergang des Dorfes mit dem Hussitenkriege in Verbindung; dass Alt-Lindow indessen schon weit früher eingegangen ist, geht daraus hervor, dass die Carolingische Statistik von 1375 des Ortes nicht mehr erwähnt, während von Alt-Liepnitz noch bemerkt wird, es sei von Alters her nicht mehr angebaut worden. Die Liepnitzer Feldmark wurde in eine Kiefernheide (Bernauer Hinterheide) verwandelt, die von Lindow hingegen zu den Bürgerhufen geschlagen, von welchen dann der Kämmereikasse ein Hufenzins entrichtet wurde.

Das Lindower Gebiet liegt zwischen den Feldmarken von Bernau, Börnicke, Elisenu, Blumberg, Birkholz, Schwanebeck und Zepernick. Die Kirche befand sich unweit der ehemaligen „einsamen Pappel“ auf dem an dem „Lindowischen Busch“ belegenen de Martinecourtschen Wordlande, östlich von dem sogenannten Wordländer- bzw. Breitenwiesenwege und ca. 180 m nördlich von dem Lindower Damm. Die Fundamente waren noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts deutlich sichtbar und sind von den betreffenden Besitzern behufs anderer Verwendung der Feldsteine herausgebrochen worden. Von diesem Wordlande wird im Lagerbuch von 1719 gesagt: „Ein wüster Kirchplatz nebst dem wüsten Kirchhofe vor den Lindowschen Wördeländern gehöret dem Magistrat als Patron.“ Den Platz, wo die Kirche einst gestanden hat, machen noch heut zahlreiche Backstein- und Mörtelreste deutlich kenntlich. Nachgrabungen in der Nähe der ehemaligen Kirche ergaben nun eine grosse Zahl Knochen, die von menschlichen Skeletten herrührten; es gelang sogar, zwei vollständige Gerippe blosszulegen, und Herr Geheimrat Friedel förderte alsbald eigenhändig einen gut erhaltenen Schädel (einen weiblichen Langkopf) zu Tage, während Herr Maurer einen zweiten (einen Rundkopf) ausgrub. Hierauf wurde die alte Dorfstelle selbst besichtigt, deren Hauptstrasse durch den erwähnten (gepflasterten) Lindower Damm bezeichnet wird. Dieselbe zieht sich etwa von Osten nach Westen. An dieser Stelle wurden von mir bei einer früheren Besichtigung einige mittelalterliche Scherben und auch ein Stück eines verrosteten Schlüssels gefunden.

Zu erwähnen ist noch, dass Herr Friedel auf der Dorfstelle Alt-Lindow mehrere lege artis zugeschlagene Feuersteine fand, welche nebst den im Feuer geplatzen, charakteristischen Feldsteinen, Schal- und Kantstücken

von solchen und kohlungeschwärtzten Stellen der Feldmark den Eindruck machten, dass hier bereits in spätsteinzeitlicher Epoche unsere Altvorderen gehaust haben. Einige Belagstücke wurden dem Märkischen Museum überwiesen.

In Bernau besuchten die Teilnehmer noch das Hussitenmuseum und besichtigten u. a. den sogenannten „Hungerturm“ am Königsthor. Ein Rundblick auf die Umgebung der interessanten Stadt, der einzigen in der unmittelbaren Nähe Berlins, welche sich ihre mittelalterliche Befestigungsanlage bewahrt hat, beschloss den Ausflug.

Im Nordwesten überblickt das Auge die Fluren des ehemaligen Dorfes Schmetzdorf; im Norden verhüllt jenseits des Dorfes Ladeburg der Wald in blauer Ferne die wüste Feldmark von Woltersdorf, und weiterhin verbirgt die Bernauer Stadtheide die Stelle, an der vor mehr als 500 Jahren das alte Dorf Liepnitz unterging, von dem heut nichts mehr geblieben ist als der Name, der sich auf den herrlichen, buchenumkränzten See übertragen hat. Aus geheimnisvoller Tiefe tönen dem einsamen Wanderer an klaren Sommerabenden bei sinkender Sonne wohl noch heut die Glocken ins Ohr, leise mit verhallenden Klängen den ganzen Zauber, den Geschichte und dämmernde Sage über die märkische Heide breitet, in die Züge des stimmungsvollen Bildes webend.

Otto Monke.

Von den Teltower Rüben. — Der Rübenbau ist in der Mark alt und als eine besonders feine Spielart galt schon immer die sogen. Teltower Rübe. Sie wurde nicht bloß in Brandenburger Landen geschätzt, sondern war auch ein weitverbreiteter Handelsartikel. Schon Beckmann und Buchholtz rühmen sie in ihren Geschichtswerken um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dieser Hinsicht.*) „Zu Teltow in der Mittelmark und zu Freienstein in der Priegnitz,“ sagt der erstere, „werden die kleinen oder sogenannten Steck- oder Treugerüben stark gebaut, und (sind) nicht allein binnen Landes sehr beliebt, sondern (werden) auch in die Seestädte, sogar bis nach Portugal verführt.“ Buchholtz rühmt überhaupt den märkischen Rübenbau, „der alles dergleichen in Deutschland überträfe“ und nennt ausser den erwähnten Orten noch „als die vornehmsten Rübenfelder“, die in der Altmark um Stendal, im Löwenbergischen Gross- und Klein-Mutz, im Havellande die Grätzischen,**) in der Uckermark die Wegguhnschen und um Ruppín die Röggelinschen, wie auch Beckmann noch in verschiedenen Teilen der Mark andere Dörfer in dieser Beziehung hervorhebt. Den Preis aber erteilen beide der Stadt Teltow. Bei der Charakteristik derselben sagt Buchholtz: „eine Amtstadt im Lande, gehörte vormals dem Bischof von Brandenburg, giebt dem Kreis den Namen und ist „das rechte Vaterland der schmackhaften Teltower Rüben.“ Dem entsprechend sagt auch Bekmann: „die Teltowischen aber behalten

*) Bekmann, historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Berlin. 1751. I. S. 676. Buchholtz, Geschichte der Churmark Brandenburg. Berlin 1765.

***) Bekmann nennt im Havellande u. a. Karzo, Priort, Marquard, Bredow und Röwend.

doch den Vorzug und zwar so gar,*) dass alle die übrigen beim Verkauf sich oftmals unter dem Namen Teltowischen verstecken, sich aber bald teils durch das Kochen, teils durch den Geschmack verraten, welcher bei den Teltowischen aromatisch und lieblich, aber etwas pikant ist, wenn sie halbe oder ganze scheffelweise auf der Post nach Königsberg in Preussen oder Hamburg verschicket werden.“

Was Bekmann da übrigens für die damalige Zeit andeutet, soll noch immer gelegentlich vorkommen. Die charakteristische Kleinheit der Rübe soll nämlich noch immer öfter die Veranlassung sein, dass man, wie jener Bauer sagte, „Teltower macht.“ Der war nämlich nicht gerade aus dem berühmten Rübenlande, wollte aber doch gern für seine Rüben möglichst denselben Preis wie die dorthier stammenden erzielen. Da suchte er denn, wie es heisst, aus seiner Rübenernte die kleinsten heraus und that sie in einen besonderen Sack, und wie ihn ein guter Freund bei der Arbeit traf und fragte, was er denn da mache, sagte er mit schlauem Blinzeln: ick mache teltower.“

In betreff der Zubereitung der Rüben giebt es schliesslich im Lande Teltow noch eine eigene Tradition. Man darf, heisst es, die Rüben nicht schaben, sondern muss nur die feinen Wurzelfasern, die überall an denselben hervorkommen, mit Sand abreiben, dann das Kopf- und äusserste Schwanzende abschneiden und sie schliesslich nur noch sauber waschen. Auf diese Weise soll sich namentlich das feine, unmittelbar unter der Schale sitzende Aroma erhalten. In Berlin scheint man dies auch früher allgemeiner ähnlich gemacht zu haben, wenigstens deutet darauf die zu Anfang dieses Jahrhunderts hier noch vielfach übliche Redeweise hin, dass man weisse (Teltower-) Rüben, wie es hiess, nur „fegte“, was wohl eine viel sanftere Art des Schabens, als die z. B. bei den Möhrrüben übliche bezeichnen sollte. W. S.

Zu Vorstehendem füge ich auf Anregung des Herrn W. S. noch folgendes hinzu: Zunächst eine Probe davon, wie wenig Verständnis mitunter selbst Norddeutsche für die Zartheit und Schmackhaftigkeit der kleinen Teltower Rüben haben. Der berühmte Dichter Johann Heinrich Voss (geb. zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg i. J. 1751) hatte sich, als er nach Heidelberg übersiedelte, dorthin Samen der echten Teltower Rüben kommen lassen. Dieselben veränderten sich unter dem milderen Klima und in dem sehr fetten humosen Gartenboden vollständig und erreichten die Grösse ansehnlicher Petersilien-Wurzeln. Als ein Märker Voss besuchte, zeigte Voss ihm triumphierend die „verbesserte Teltower Rübe“, erwähnte aber nicht, dass dieselbe vollständig den pikanten Geschmack verloren hatte und fade geworden war. — Papst Pius IX. war in früheren Jahren ein grosser Verehrer der Teltower Rübe und liess sie sich von Berlin nach Rom schicken. — Jenseits des Mains kennt man die Teltower Rübe weniger, doch habe ich sie auf den Speisekarten erstklassiger Gasthöfe in Salzburg und Nürnberg in diesem Jahr gefunden.

Berlin, 13. Oktober 1897.

E. Fr.

*) Aus dem Kreise Teltow macht er noch ausser dem gleichnamigen Städtchen die Dörfer Blankenfelde, Klein-Machnow, Stansdorf und Sputendorf namhaft.

Die sieben gegenwärtig noch bestehenden erblichen Hofämter der Mark Brandenburg lassen zum Teil sich schon aus der Zeit der Markgrafen aus dem Hause Wittelsbach als in der Mark vorhanden nachweisen. Nur eins derselben ist erst im Anfange unseres Jahrhunderts entstanden, es ist das Erbhofmeisteramt, welches König Friedrich Wilhelm III, im Jahre 1802 der gräflichen Familie von Königsmark verlieh. Zwei dieser Ämter sind noch heute im Besitze derselben Familien, die schon im vierzehnten Jahrhundert als deren Inhaber genannt werden: die Herren von d. Schulenburg sind seit 1369 im Besitz des Erbküchenmeisteramts, und die Gans Edle Herren zu Putlitz seit 1372 in dem des Erbmarschallamts. Ursprünglich waren die Inhaber der Erbämter zu Dienstleistungen verpflichtet, die indes in den Lehnbriefen nicht genau bezeichnet werden und auch nur selten werden beansprucht worden sein, da für den gewöhnlichen Dienst des Kämmerers und des Schenken andere Hofbeamte vorhanden waren. Nur bei Huldigungen, Leichenbegängnissen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten mögen die Träger der Ämter in Thätigkeit getreten sein; insbesondere waren es der Erbmarschall und der Erbkämmerer, die bei solchen Anlässen zu agieren hatten, der erstere hatte das Kurschwert, der letztere in früherer Zeit den Kurhut, später das Szepter vorzutragen. Als König Friedrich Wilhelm II den Thron bestieg, wurden in dem Reglement über das Ceremoniell bei der Huldigungsfeierlichkeit die Erbämter von der Ausübung ihrer Funktionen dispensiert. Mit den Erbämtern waren, den Lehnbriefen zufolge, früher auch Einkünfte verbunden, die indes wohl in Vergessenheit geraten sein mögen. Das Erbschenkenamt befindet sich am 11. November d. J. volle dreihundert Jahre in der Familie von Hake.

„Deutsche Tageszeitung“ vom 2. Oktober 1897.

Johannes Wedigen. Mit Recht bemerkt Georg Büchmann in seinen „geflügelten Worten“, 12. Aufl. S. 134, dass Dr. P. F. Weddigen, welcher von 1758—1809 lebte und ein bekannter geistlicher Liederdichter war*), der Urheber des geflügelten Wortes „Spreeathen“ für die Reichshauptstadt Berlin gewesen ist. Das Wort wurde von ihm zuerst gebraucht in Morgenstunden der Grazien, Bremen 1795, S. 83.

Weniger bekannt dürfte sein, dass ein Vorfahre Dr. P. F. Weddigen's: der wackere Bürgermeister von Cölln-Berlin, Johannes Wedigen, im Jahre 1637 Berlin vor den Schweden und dem Kurtürsten Georg Wilhelm den Thron rettete. Er wie sein Sohn starben den Heldentod. Dem leider einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallenen Andenken Johannes Wedigen's hat 1890 Oskar Schwebel in dem historischen Roman „Die Schweden vor Berlin“ ein würdiges Denkmal gesetzt, ebenso Ernst Remin in dem Roman „Neue Bahnen“. Es wäre zu wünschen, dass der Name Johannes Wedigen's auch in dem Standbilde Georg Wilhelms in der Siegesallee nicht vergessen würde.

*) vergl. P. F. Weddigen, geistliche Oden und Lieder. 4. Auflage. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Weddigen, Leipzig 1879.

Fragekasten.

Humoristische Inschriften an Kirchenstühlen. An dem Kirchenstuhle der Kaufmannsgilde (Krämerkompagnie) in der Nikolaikirche zu Stralsund fand ich kürzlich unter der Darstellung eines Mannes mit Keule die Inschrift:

„Dat ken kramer is, de bliv buten,
sünst schla ick em up de schnuten.“

Es dürfte von Interesse sein, ob ähnliche Proben eines urwüchsigen Volkshumors aus gleicher Veranlassung auch an anderen Stellen sich erhalten haben? Mir wurde solches bisher nicht bekannt. Schm.-N.

Frl. W. Denkmal und Bild der Berlinischen Dichterin Karschin. Luise Karschin (vgl. über sie Monatsblatt III, S. 314 und V, S. 254) verweilte einige Wochen zu Besuch bei Gleim in Halberstadt, der in seinen weitläufigen Kreisen das Interesse der literarischen Welt für diese eigentümliche, selbst von einem Goethe geschätzte Persönlichkeit erweckte. Die deutsche „Sappho“ des 18. Jahrhunderts hat denn auch in der Nachbarschaft ein Denkmal erhalten und zwar auf jener Hügelkette, die als ein Ausläufer des Harzes aufzufassen, unter dem Namen „die Spiegelschen Berge“ bis hart an Halberstadt streicht und mit ihrem prächtigen Laubwald, ihren Aussichtspunkten, Erinnerungszeichen und Erholungsstätten noch jetzt einen beliebten Spaziergang für die Bewohner der Stadt des kinderfreundlichen Bischofs Buko bildet. — Ferner befindet sich ein vorzügliches Brustbild der Karschin, Ölgemälde auf Leinen, 0,320 m hoch, 0,266 m breit, unter Nr. 38, als Vermächtnis des Herrn Leo Lehmann (1859) in der Kunsthalle zu Hamburg. Dasselbe rührt her von dem berühmten Balthasar Denner (geb. zu Hamburg 1685, gest. zu Rostock 1749), der wegen seiner meisterhaften Behandlung von Greisen und Greisinnen, einen ausgezeichneten Ruf als Feinmaler ersten Ranges genießt und dessen Werke ausser in der Hamburger Kunsthalle hauptsächlich in der Grossherzoglichen Galerie zu Schwerin i. M. zu finden sind. E. Fr.

Dr. F. „Die Schusslinie“ auf dem Gesundbrunnen.“ Unter diesem Namen bezeichnete man früher die jetzige Christiania-Strasse von der Kolonie- bis zur Schweden-Strasse, zur Erinnerung, dass von Friedrich dem Grossen ab bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hinein in dieser Richtung von der Panke nach den Rehbergen geschossen wurde.

„Die Granatenberge“ am nördlichen Endpunkt der Berliner Kolonie-Strasse und zum teil schon auf der Gemarkung Reinickendorf haben aus ähnlicher militärischer, speziell artilleristischer, Veranlassung ihren Namen.

„Die Esplanade“ nicht minder; dieselbe liegt aber nicht mehr in Berlin, sondern in dem benachbarten Teil der Gemarkung Pankow zwischen dem Wilhelms-Platz und der nach Pankow führenden Allee.

Th. A., Berlin, als Bergname, kommt mehrfach vor. In der Glambecker Forst des Kreises Angermünde befinden sich die bewaldeten ansehnlichen Berliner Berge, deren hervorragendster Punkt 106 m hoch liegt, während allerdings in derselben Forst der Blocksberg mit 138,2 m, der lange Berg mit 125 m, der Pfingstberg mit 138,2 m, noch erheblich höher aufstrebten.

Die Berlinekens (plattdeutsche Form für „die Berlinchens“) sind sandige mit Kiefern bestandene Hügel unweit Kloster Lehnin.

Da des hauptstädtischen Berlins ältester Teil der Kirchhügel von St. Nikolai ist, welcher sich aus den sumpfigen Altwassern auf dem rechten Spreeufer erhob, wie sowohl bei den Kanalisationsarbeiten wie bei dem Ausbau der Nikolaikirche unter Stadtbaurat Blankenstein festgestellt wurde, so ist bei der Deutung des Namens Berlin wohl auch auf den Umstand, dass Hügel den Namen „der Berlin“ etc. führen, mit Rücksicht zu nehmen.

E. Fr.

Frl. E. Die Sage von der blitzerschlagenen Lindower Klosterfrau findet sich bei Schwartz, Sagen und alte Geschichten aus der Mark Brandenburg, nicht und lautet etwa so. An einem Sommertage zog ein überaus schweres Gewitter über die drei Seen Wutz, Vielitz und Gudelak nach Kloster Lindow, namentlich schwoll der Wutz-See, d. i. der wütende See, so an, dass er Stadt und Kloster zu überschwemmen drohte. Da verlangte eine erst kürzlich eingetretene, aus weiter Ferne gekommene junge Nonne, die ein verschlossenes, dabei kummervolles und bedrücktes Wesen gezeigt hatte, während des Rasens des Sturmes ins Freie zu treten. Die Oberin wollte dies nicht zugeben, aber die Nonne riss sich los und eilte mit dem Bemerken, dass nur ihr des Himmels Zorn gelte, ins Freie. Kaum zur Pforte hinaus, wurde sie unter entsetzlichem Krachen von einem Blitz getroffen, der sie tötete und vollständig verbrannte. Gleich darauf hörte das Unwetter auf und Kloster und Stadt waren gerettet. Was eigentlich das Verschulden der jugendlichen Büsserin gewesen, kann nur erraten werden. (Vgl. auch Erich Fromme: Aus der Vergangenheit von Stadt und Kloster Lindow. Neu-Ruppin 1884. S. 27.)

O. P. Das Preussische Etatsjahr, welches seit einigen Jahren bekanntlich in Übereinstimmung mit der Reichsverwaltung vom 1. April bis 31. März läuft, war zuvor keineswegs immer, wie Sie annehmen, mit dem Kalenderjahr zusammenfallend. Sie können dies aus der Kabinets-Ordre vom 19. Mai 1814 ersehen, welche König Friedrich Wilhelm III. vom Hauptquartier Paris dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg und Staats- und Finanzminister von Bülow, wie folgt, zugehen liess: „Ich finde Ihren, des Staats- und Finanzministers Freiherrn v. Bülow Antrag wegen Vereinigung des Etats-Jahres mit dem Kalenderjahre sehr zweckmässig, und bestimme daher: dass das bisherige Rechnungsjahr vom ersten Juni bis zum letzten Mai aufgehoben und vom 1. Jan. 1815 ab, bei sämtlichen Kassen und Instituten in allen Provinzen meines Königreichs, das Rechnungswesen nach dem Kalenderjahre geführt werde. Ich überlasse Ihnen darnach das Nöthige zu verfügen.“ — Dies alte preussische Rechnungsjahr vom 1. Juni bis 31. Mai würde gerade in der Gegenwart ausserordentliche Vorzüge haben und vielleicht vom Verwaltungsstandpunkt noch zweckmässiger sein, als das Etatsjahr 1. April bis 31. März.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

10. (8. ausserordent.) Versammlung des VI. Vereinsjahres

Sonnabend, den 9. Oktober 1897, 2^{1/2} Uhr nachmittags
auf dem Königlichen Turnplatz in der Hasenheide.

Unter der Führung unseres Ausschussmitgliedes, des Herrn Unterrichtsdirigenten der Königlichen Turnlehrer-Bildungs-Anstalt, Schulrat Professor Dr. Euler, wurde der Turnplatz, das Jahndenkmal und mit Genehmigung der Königlichen Kommandantur der Karlsruhgarten und der Friesenhügel besichtigt.

In Anschluss an obigen kurzen Bericht bringen wir den ausführlichen Vortrag des Herrn Schulrats Professor Dr. Euler im folgenden.

Die Turnplätze in der Hasenheide und das Jahndenkmal.

Besuchen wir in den Sommernachmittagsstunden die Hasenheide und nähern uns dem Platze, dessen Gerüste schon von ferne seine turnerische Bestimmung andeuten, so schallen uns jubelnde Knabenstimmen entgegen. Wir schauen in das Treiben eines deutschen Turnplatzes. Alles ist Leben und Bewegung. Aber mitten unter diesen Knaben und Jünglingen ragt, von hohen Bäumen beschattet, das Standbild eines Mannes empor, in Erz gegossen. Und ehern ist die ganze Gestalt, fest und gewaltig, gross und selbstbewusst, in vorschreitender Stellung, die geballte Rechte auf einen knorrigen Eichstamm gelegt, die Linke auf die Hüfte gestützt, den Kopf mit dem wallenden Bart, dem mächtigen, kahlen Schädel hoch aufgerichtet. So steht der Mann da; sein Blick geht drohend in die Ferne, als wittre er Gefahr, als wolle er herabsteigen, um die ahnungslos umherspielende und turnende Jugend gegen Unheil zu schützen. In den Sockel, welcher das Erzbild trägt, ist mit goldener Schrift eingeschrieben: „Friedrich Ludwig Jahn.“

Aber so grossartig auch die Gestalt des Mannes ist, so mächtig auch dieser an die alten Seher erinnernde Kopf auf den Beschauer wirkt, bald wird der staunende Blick auf den Unterbau gelenkt, auf dem das Standbild sich erhebt. Eine Masse von Gesteinen mannig-

fachster Formen ist hier zusammengesetzt zu einem Felsgrund, so bunt und wirr, so eigenartig, dass der Blick anfangs wie ratlos von einem Stein zum andern irrt, bis das Auge sich an das Ganze gewöhnt und darin die ordnende Künstlerhand erkennt. Tritt man näher, so bemerkt der Kundige mit Verwunderung eine Vereinigung der verschiedenartigsten Steinarten, hierher zusammengebracht nicht nur aus allen deutschen Gauen, sondern auch aus den fernsten Ländern und Erdteilen. Der Basalt Sachsens lagert neben dem Eisenerzblock aus Missouri, der Marmor des Appennin neben dem Marmor aus Kansas, der Kalkstein Rheinhessens neben dem Findlingsblock der norddeutschen Tiefebene, der Marmor Californiens neben dem Granit aus der Heide Hannovers und dem Sandstein des Schwarzwaldes.

Das sind die Gaben, welche die deutschen Turner aller Orten dem Alten im Barte dargebracht, die sie zum teil „mit wunden Schultern“ selbst von den Bergen herabgeholt und nach Berlin gesandt haben, damit aus ihnen ein Malhügel emporwachse, auf dem der alte Jahn für alle Zeiten fest und sicher stehen könne, als Beweis der Dankbarkeit gegen den Vater der Turnkunst, zugleich aber auch als sichtbares Zeichen der geistigen Zusammengehörigkeit aller deutschen Turner, ob sie im Vaterlande oder weit in der Ferne und Fremde leben. Nur ein Deutscher konnte einen solchen Gedanken erfassen, nur Deutsche konnten ihn ausführen.

Es ist dieser Steinhügel aber auch eine Geschichte im „Lapidarstil“, wie sie nicht wieder gefunden wird. Jene Steinmassen von den Gestaden des Bodensees, der gewaltige rohe Granitblock vom Hünengrab bei Osnabrück, führen sie uns nicht in die Urzeit zurück, „da die Väter noch in ihren Wäldern lebten,“ sind die Steine aus dem Teutoburger Wald nicht Zeugen gewesen, wie deutsche Tapferkeit die „frech gewordenen“ Römer mit deutschen Hieben zurückwies? Und der Granit, den die Turner Bremens aus der Grundmauer ihrer ältesten Kirche hergesandt, giebt er nicht Kunde von der frühesten Zeit christlicher Lehre und Gesittung in unserem Vaterlande? Aber nicht kampflos brach das Christentum sich Bahn. Der Granit von den Müggelsbergen bei Berlin erzählt von dem Wendenfürsten, der unter ihm sein Grab gefunden, von den Geistern erschlagener wendischer Heiden, den zähesten und hartnäckigsten Gegnern der neuen Lehre, die noch jetzt in gewissen Nächten dort umgehen sollen.

Giebt es würdigere Vertreter der deutschen Kaiserzeit, als die Steine von Königslutter, vom Hohenstaufen, vom Kyffhäuser, vom Hohenzollern? Dort in der alten Pfeilerbasilika zu Königslutter liegt der tapfere Kaiser Lothar begraben. Ihm folgte das gewaltige Kaisergeschlecht, das vom Hohenstaufen herabgestiegen war. Der gewaltigste aber, Kaiser Rothbart, sitzt im Kyffhäuser und träumt von der deutschen

Herrlichkeit. Er hat sie nicht wieder aufgerichtet, aber der Hohenzollernstein kann ihm melden, dass die deutsche Herrlichkeit wieder-gekehrt ist, herrlicher als je zuvor.

Und steigt nicht beim Anblick des Steines des noch in seinen Trümmern so mächtigen Kynast die ritterliche Romantik des Mittelalters in ihrer ganzen Pracht vor uns auf?

Der Stein von Franz von Sickingens Burg, der von der Stamm-burg Ulrichs von Hutten, rufen sie uns nicht jene letzten tapferen und echten Ritter in das Gedächtnis zurück, welche, der eine mit dem Schwerte, der andere mit der Feder, die aber in seiner Hand, in der eines wahren Ritters vom Geiste, ein scharfes schneidiges Schwert wurde, das von Wittenberg aus neu aufgehende Licht in edler Begeisterung zu schirmen bemüht waren! Dort in der Feste Landstuhl, aus deren zerfallnen Mauern die Turner der Pfalz ihren Stein ausgebrochen, hat Franz von Sickingen seine letzten Seufzer ausgehaucht. In ihm erlag die freie edle deutsche Ritterschaft für immer der Fürstenmacht.

Aber der Sandstein von Deutschlands „schönster Ruine“, vom Heidelberger Schloss, welchem Deutschen treibt sein Anblick nicht jetzt noch die Röthe des Zorns und der Scham ins Gesicht über das Unglück, über die Schmach, welche der „allerchristlichste“ König von Frankreich ungestraft und ungerächt mit seinen Raub- und Brandhorden über unsere blühendsten Fluren, unsere schönsten Städte bringen durfte?

Gern wenden wir uns von diesem Stein zu anderen, die uns erfreulichere Bilder vorführen. Da erzählt uns der Stein aus Quedlinburg von dem trefflichen deutschen König Heinrich dem Finkler und seiner frommen Gemahlin Mathilde, die dort auf dem Felsen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, von dem deutschen Sänger Klopstock, von Karl Ritter, dem Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde und Schüler GußMuths', jenem hochverdienten Vorarbeiter Jahns, dem „Erz- und Grossvater der Turnkunst,“ dem der Stein besonders gewidmet ist. Wir werden durch den Stein aus Wolfenbüttel an den grossen Denker und Geisteshelden Lessing, wir werden durch den aus Bonn an den glühenden Sänger der Befreiungskriege, Freund und Mitstrebenden Jahns, an E. M. Arndt erinnert. Auch ihm hat das dankbare Vaterland ein Denkmal errichtet. Dort in Bonn steht es auf der hohen Warte am Rhein, der ihm „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ war. Von seinem Hause haben die Bonner Turner den Stein als Gabe für Jahn dargebracht. Der gewaltige Staatsmann aber, der unversöhnliche Feind Napoleons, der adliche, d. h. edle Freiherr von Stein, auch er tritt vor uns in dem Stein aus seiner Stammburg. Wir gedenken bei den Kanonenkugeln von dem Schlachtfeld bei Belzig, bei dem Stein von den 24 Turnvereinen des Leipziger Schlachtfeldes der grossen Befreiungskämpfe, in denen ja auch unsere Turner die Bluttaufnahme erhalten haben.

Wie bedeutungsvoll ist jener Stein der Turnvereine Saarbrücken und St. Johann mit dem Trümmerstück von der Brücke, welche die Franzosen bei ihrem Rückzug aus Deutschland am 7. Januar 1814 in die Luft sprengten! Vorahnend schrieben die Turner 1862 auf den Stein die Mahnung — — „dass nimmer wiederkehre der Tag, wo straflos der Fusstritt des Fremden deutsche Erde entweiht!“

Und auch in die gegenwärtige Zeit führen uns die Steine ein. Sie geben uns einen Ueberblick über die Kämpfe in Schleswig-Holstein. Der Stein mit der Inschrift: Bau, den 9. April 1848 erzählt von dem unglücklichen Kampfe der kleinen schleswig-holsteinschen Armee mit den Dänen. Die Kanonenkugel von dem in dem Kampfe bei Eckernförde am 5. April 1849 in die Luft gesprengten dänischen Linienschiffe Christian VIII. wirft einen letzten Lichtstrahl auf jenes damals vergebliche Ringen eines tapferen Volkes um seine Selbstständigkeit. Der Stein aber von Oeversee, der von dem Pulvermagazin von der zweiten, die Granitblöcke von der sechsten Schanze bei Düppel und von der Kirchhofsschanze auf Alsen bezeugen, dass Schleswig-Holstein „up ewig ungedeelt“ wieder zu uns gehört.

Und selbst aus der Ferne bringen die Steine Bericht von der Tapferkeit der Deutschen. Haben doch auch sie ihr mannhaftes Teil in jenem Riesenkampf in Amerika, dessen Kampfpriis die Abschaffung der Sklaverei war, zur Erringung dieses Kampfpriises beigetragen. Mit berechtigtem Selbstgefühl durften sie dem vom Missouri herübergesandten Eisenerzblock die Aufschrift geben: „Der Gott, der Eisen wachsen liess, der wollte keine Knechte.“ Am Tage der Abschaffung der Sklaverei in Missouri, am 11. Januar 1865;“ und auf den vom Ohio schreiben: „Freiheit ist des Kampfes Priis.“

Und endlich erzählen uns die Steine auch von dem Manne, dessen Standbild sie tragen; sie erzählen von dem Hause, in dem seine Wiege gestanden, von dem Hause, das er sich gebaut, worin er gestorben.

Womit aber könnten wir besser schliessen, als mit dem Sandstein von der Ruhr, worin der Turnverein zu Wetter (vor 1865) die Worte eingemeisselt: „Zu Deutschlands Einheit!“ — —

Verweilen wir noch etwas bei dem Denkmal, dem ja zunächst unser Besuch geglückt hat.

Fünf Jahre nach Jahns Tode, der am 15. Oktober 1852 in Freiburg a./U. gestorben war, regten Jenenser Studenten den Gedanken an, dem Erwecker der Turnkunst in Freiburg ein würdiges Denkmal zu setzen. Der Gedanke fand lebhaften Beifall; von allen Seiten gingen die Gelder reichlich ein, und bereits am 16. Oktober 1859 konnte das Grabdenkmal, eine von dem Bildhauer Schilling, dem späteren Schöpfer der Germania auf dem Niederwald, trefflich gearbeitete, in Bronze gegossene Büste auf granitem Sockel, feierlich enthüllt werden.

Die Berliner Turner aber dachten an ein würdigeres Denkmal in Berlin und zwar auf der Geburtsstätte des deutschen Turnens in der Hasenheide.

Auch Jahns noch lebende älteste Schüler, Dürre und Massmann stimmten einem würdigen Denkmal in der Hasenheide freudig bei. Sie wollten dieses aber da aufgerichtet sehen, wo Jahn einen „Malhügel“ hatte aufwerfen lassen, unter dem dann Friesens und der an der Göhrde am 16. September 1813 gefallenen jungen Helden Pischon und Zenker, vielleicht auch seine Gebeine ruhen sollten. Ein solches Denkmal, an jener Stätte aus Steinen errichtet, welche die deutschen Gebirge liefern sollten, mit Jahns Bildnis geschmückt, würde seiner am würdigsten sein.

Auch die übrigen deutschen Turner stimmten in der Mehrzahl mit den Berlinern darin überein, dass Jahn in Berlin ein grossartiges Denkmal errichtet werden sollte. Es bildete sich im Juni 1861 ein „Ausschuss zur Errichtung eines Denkmals für Fr. L. Jahn,“ bestehend aus General von Pfuel als Vorsitzendem, Geheimem Regierungsrat Kerst als dessen Stellvertreter, Dr. med. E. Angerstein, als erstem, Privatgelehrtem Busse als zweitem Schriftführer, Stadtverordnetem Heyl d. Aelt. als Schatzmeister, Kaufmann G. Keibel als seinem Stellvertreter, Gymnasialdirektor Dr. August, Maler Engelbach; dazu Bildhauer Professor A. Fischer, cand. med. Haussmann, (Vorsitzender des akad. Turnvereins), Turnanstaltsvorsteher H. O. Kluge, Baurat Knoblauch, Stadtverordneter Kochhann, Schulvorsteher und Stadtverordneter Dr. Marggraff, Professor Dr. H. F. Massmann, Bildhauer Möller, Stadtschulrat Schulze, Realschullehrer Dr. F. Voigt und Redakteur Dr. Zabel.

Die Grundsteinlegung des Denkmals sollte mit der Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens des Turnens und dem Geburtstage seines Schöpfers, 11. August, verbunden werden.

Nun aber kam die Frage: wo soll das Denkmal seine Stelle finden? Der jetzige Turnplatz in der Hasenheide ist keineswegs der alte Jahn'sche.

Jahn eröffnete 1811 seinen ersten Turnplatz „auf der ebenen oder sanft sich absenkenden lichter Seite der Heide.“ Dorthin führte 1810 Jahn die Schüler des Grauen Klosters und Werderschen Gymnasiums; einige Turngeräte wurden aufgestellt, auch an einer hohen Kiefer ein Klettertau befestigt. Der Platz wurde bald zu klein und eng, auch die Nähe einiger dort einsam liegender Bier- und Kaffeehäuser störte. So ersah sich Jahn im Herbst 1811 einen zweiten Platz, der links aufwärts im Dickicht des Waldes auf der Hochebene des Hügelrückens lag, nach den sogenannten Rollbergen zu, am Rande der Heide und freien Saatsfeldes, von drei Seiten gegen die Winde, namentlich Westwinde durch die dichteste Eckschonung (Eichen und Nadelholz) geschützt.

Diesen Platz nahm Jahn ohne weiteres in Besitz; gefragt hat er keinen. Stillschweigend scheint die Behörde eingewilligt zu haben. Man liess

ihn wenigstens gewähren, ja unterstützte ihn seitens der Forstverwaltung, gewiss nicht ohne höhere Weisung, auf mannigfache Weise.

Jahn schaltete und waltete auf dem Platze nach freiem Belieben, fällte Bäume, wenn sie ihm im Wege standen, pflanzte neue, ebnete hier, erhöhte dort Hügel, stach die Anlauf- und Rennbahnen ab, vertiefte Gruben zum Springen. Ausserhalb des Platzes wurde der Friesenhügel aufgeschüttet. Während Jahns Abwesenheit von Berlin, 1813 und 1814, begannen 105 gefangene Franzosen einen Graben um den Turnplatz zu ziehen, der dann von den Turnern weiter geführt wurde.

Nach seiner Rückkehr ging Jahn mit erneutem Eifer an die Vollendung des Turnplatzes, den er mit einer reichen Fülle von Geräten und Gerüsten versah. Er verwandte die Mitgift seiner Frau, 1500 Thaler, auf diese Einrichtung — einen Ersatz dafür erhielt er erst 1841 von König Friedrich Wilhelm IV. in Form eines Gnadengeschenks. Ein Aussichtsturm mitten auf dem Platze wurde aus dem Erleuchtungsgerüst hergestellt, das 1814 auf dem Schlossplatze zur Feier der Rückkehr der siegreichen Truppen aus Frankreich errichtet und dann dem Turnplatz überwiesen worden war.

Als 1819 die Turnplätze auf höheren Befehl geschlossen wurden, traf dieser Befehl auch den Jahn'schen Turnplatz. 1820 wurden auch die Turngeräte von dem Platze entfernt. Vergebens machte der verhaftete Jahn sein Eigentumsrecht auf dieselben geltend. Der Platz wurde 1837 dem Gardeschützenbataillon als Schiessplatz überwiesen, Schiessbahnen wurden angelegt, Sandwälle als Kugelfänge aufgeworfen; für das Turnen war er für immer verloren. Die militärischen Besitzer machten Anlagen und feierten hier Feste. Den Namen „Karlsgarten“ erhielt der Platz nach dem Prinzen Karl von Preussen.

Der Karlsgarten ist jetzt ganz mit Bäumen bewachsen und verwildert. Neben jungem Bestand giebt es auch grössere Bäume, die noch von Jahn angepflanzt sein mögen. Einzelne Bäume, besonders Eichen, ragen auch über Jahns Zeit hinaus. Die ursprüngliche Anlage des ehemaligen Turnplatzes ist nicht mehr zu erkennen. Der Friesenhügel, zum Besten zweier Erdpyramiden (für die Schiessstände) abgeflacht, zeigt nur noch eine geringe Erhöhung, mit Epheu bewachsen, dem „Friesenstein“ geschmückt und vom Turnverein „Friesen“ gut in stand gehalten. Eine stattliche in der Nähe stehende Eiche mag die gewesen sein, an dessen wagerechtem Ast Jahn den ersten Reckaufschwung machte; jetzt würde es allerdings nicht mehr möglich sein.

Da der ursprüngliche Turnplatz nicht mehr zu erlangen war, hatte Massmann 1844 den jetzigen Turnplatz unterhalb des alten angelegt. Er steigt von der Ebene aus am Hügelrücken in Abstufungen allmählich auf, und ist sehr zweckmässig angelegt; sein Gesamteindruck ist sehr schön.

Auf welchem Platz nun sollte das Denkmal errichtet werden? Von dem von Dürre und Massmann vorgeschlagenen Friesenhügel musste von vornherein abgesehen werden. Auch auf den Vorschlag, einen Platz in der Stadt zu gewinnen, dort eine Turnhalle zu erbauen und inmitten des Platzes ein Jahndenkmäl zu erbauen, konnte ebensowenig eingegangen werden, als auf die Errichtung eines Standbildes vor dem Halleschen Thor.

Es blieben nur zwei Plätze übrig, indem von einer dritten Stelle vor dem Kirchhofe, der für die an ihren bei Grossbeeren und Dennewitz erhaltenen Wunden Gestorbenen hergerichtet war, wegen der Schiessstände und ihrer einsamen Lage ebenfalls abgesehen werden musste.

Der erste dieser Plätze lag am Beginn der Heide, an der Ecke, wo die von der Stadt kommende Blücherstrasse rechts mit der „Hasenheide“ eine Ecke bildet. Jeden, so meinten die Vertreter dieses Platzes, der in die Heide eintrete, werde das Denkmal „begrüssen und erinnern, dass hier die Thätigkeit des Mannes, dem es gesetzt worden, gewaltet habe“. Gegen die Wahl dieses Platzes sprachen sich besonders Baurat Knoblauch und Professor Fischer aus, und man stand auch davon ab.

So blieb allein der jetzige Turnplatz übrig. Freilich machte auch gegen ihn sich manches Bedenken geltend; besonders befürchtete man Störung des Turnunterrichts durch die Beschauer des Denkmals, „das jedermann gehöre“, von dessen Besichtigung man also niemand ausschliessen könne. Wie berechtigt dies Bedenken war, hat sich sehr bald nach Errichtung des Denkmals gezeigt. Trotzdem wurde der Turnplatz endgiltig gewählt und dessen unterste Stufe als eine vorzüglich geeignete Stelle ausersehen.

Nun musste aber der Platz erst bewilligt werden. Der Direktor des kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der kgl. Realschule, Professor Dr. Ranke, gab als Benutzer des Platzes seinerseits mit Freuden die Zustimmung. Es musste aber auch der Eigentümer des Platzes, der kgl. Fiskus, den zur Errichtung des Denkmals benötigten Raum „cedieren“. Auch dies geschah und es wurde bestimmt und auch vom König genehmigt, am 10. August (1861) bei dem bevorstehenden Turnfest auf den in der Hasenheide belegenen Turnplatz den Grundstein zu einem Denkmal „für Friedrich Ludwig Jahn zu legen.“ Die Genehmigung ging am 3. August ein.

Bereits am 18. Juni war ein Aufruf zu Sammlungen für ein Denkmal des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn seitens des oben genannten Ausschusses erlassen worden. Es musste nun alles zur Grundsteinlegung vorbereitet werden. Die Zeit war sehr kurz. Bekanntlich wurde vom 10. bis 14. August jenes Jahres (1861) in Berlin das zweite Allgemeine deutsche Turnfest gefeiert. Es war zugleich die Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Turnens. Jene Tage stehen den noch Lebenden in lebhaftester und freudigster Erinnerung. War doch das Fest in jeder Beziehung

vortrefflich, ja wahrhaft grossartig verlaufen. Der Festzug mit seinen 2900 Turnern und den Zügen der Schulen, die Ehrengäste und Festausschussmitglieder an der Spitze, bewegten sich von der Karlstrasse aus durch die Friedrichsstrasse nach dem Turnplatz, wo die Schüler des kgl. Fr. W. Gymn. und der kgl. Realschule mit dem Direktor Ranke und Turnlehrer Kawerau die Heranziehenden erwarteten. Ranke begrüßte sie mit schwungvollen Worten. „Und so sei denn,“ schloss er, „das Denkmal, zu dem wir jetzt den Grundstein legen wollen, ein Denkmal des Sieges der Ideen und Bestrebungen Friedrich Ludwig Jahns! Es ermuntere noch die fernsten Geschlechter, seinem Beispiel nachzuahmen, wenn es gilt, unser Volkstum gegen Eroberungsgelüste und ungerechtfertigte Angriffe zu wahren! Es mahne aber auch das lebende Geschlecht daran, dass ihm die Pflicht überkommen ist, an dem uralten unveräusserlichen Recht, ein Volk zu sein, unwandelbar festzuhalten. Das Andenken Fr. L. Jahns blühe in Ehren und wirke fort in Segen durch die Jahrhunderte! Seinen Mahnen weihen wir aus vollstem Herzen ein dreifaches Hoch!“

Direktor Dr. August verlas darauf die auf Pergament geschriebene Urkunde, die mit Jahns und anderen auf ihn bezüglichen Schriften in die Grundsteinkapsel gelegt wurde.

Nachdem die Ehrengäste und die Mitglieder des Denkmal- und Festausschusses, ferner ein Enkel Jahns und der jüngste Festteilnehmer, ein Knabe von 7 Jahren, die üblichen 3 Hammerschläge gethan hatten, trat in priesterlichem Gewande Prediger Albert Baur aus Belzig, ein alter Turner und Schüler Jahns, vor und hielt die Weiherede. In sein „Amen!“ stimmte die Versammlung ein und sang das Schlusslied: „Frei und unerschütterlich wachsen unsere Eichen.“ Darauf geschah in bester Ordnung der Rückzug.

Prof. Massmann hatte zu der Feier ein Lied gedichtet, das noch jetzt von den Turnern viel gesungen wird; die erste Strophe lautet:

„Im Dorfe Lanz bei Lenzen,
Dort auf der Priegnitz Plan,
Da ward ein Mann geboren,
Hiess Friedrich Ludwig Jahn,
Dem gab Gott in zerriss'ner Zeit
Ein Herz, so gross, so stark, so weit
Für's heil'ge Vaterland.“

Der letzte:

„Nun sind es fünfzig Jahre:
Das Senfkorn wuchs zum Baum,
An unsres Danks Altare
Verwirklicht sich Sein Traum. —

Ja, heil'ges deutsches Vaterland,
Wir schwören dir mit Herz und Hand:
Wir wollen einig sein.“

Den weiteren Verlauf des so schön gelungenen Festes übergehe ich als nicht hierher gehörend.

Für den Unterbau des Jahndenkmals waren bereits Steine eingesandt worden. —

Der Grundstein war also gelegt, aber nun trat eine grosse Meinungsverschiedenheit hervor. Zwar waren mit Errichtung eines Malhügels die meisten Turner und Turnvereine einverstanden, und es gingen noch immer Steine ein, aber von einem anderen Denkmal als diesem Malhügel wollten viele nichts wissen.

Zwei Vorschläge traten einander gegenüber. Der eine ging vom Turnlehrer Böttcher in Görlitz aus: das Jahnhaus in Freiburg anzukaufen, darin eine Bildungsstätte für Vereins-Turnlehrer zu gründen und auf dem Grundstein in der Hasenheide einen „kolossalen Malhügel“ sich erheben zu lassen.

Der andere Vorschlag war, dass für die deutsche Flotte alle deutsche Turnvereine Sammlungen veranstalten, die Beiträge an den Berliner Turnrat abführen, und dieser sie dem preussischen Marine-Ministerium anbieten solle als Gabe der deutschen Turnerschaft zur Erbauung eines Kriegsfahrzeuges, das den Namen trage, „auf den wir alle einig uns berufen; „Vater Jahn“.

Man erkannte sehr bald, dass eine solche Summe niemals einkommen werde.

Der Ausschuss der deutschen Turnvereine, der am 29. Dezember 1861 in Gotha tagte, beschloss: „Das Jahndenkmäl soll in Form eines Malhügels aus den von den Turnvereinen eingesandten Steinen, geziert durch ein Brustbild oder eine Platte, einfach und mit möglichster Kostenersparnis ausgeführt werden.“ Mit diesem Beschluss war man besonders in Berlin nicht einverstanden. Man wollte ausser dem Malhügel auch wenn möglich ein Standbild, wenigstens eine Büste Jahns aufgestellt wissen. Man sprach dem Ausschuss der deutschen Turnvereine zu solchem Beschluss überhaupt das Recht ab.

Angeregte Geldsammlungen, bei denen besonders Fritz Siegemund in Berlin thätig war, der den Gedanken, Jahn in der Hasenheide ein Denkmal zu errichten, zuerst ausgesprochen hatte und die Angelegenheit mit wahrem Feuereifer betrieb, ergaben bis zum Juni 1862 9486 Mark, davon aus Berlin 5097 M.

Es waren bereits 48 Steine eingegangen.

Aus dem Jahre 1863 verdient die kühne und gefahrvolle Besteigung des Zuckerhuts (Pico de Assucar), des steilen Granitkegels am Eingang der Bucht von Rio de Janeiro, durch deutsche Turner Erwähnung. Wollten

sie doch nichts Geringeres, als des Felsens Spitze abzuschlagen und sie als Gedenkstein für das Jahn-Denkmal einzusenden. Leider war die Spitze aber zu sehr zerbröckelt, es musste also aus einer noch harten Schicht der Stein, $12\frac{1}{2}$ Zentner schwer, gebrochen und nach Berlin gesandt werden, wo er glücklich ankam und auch in das Denkmal eingefügt wurde. — — Lange ruhte die Denkmalsfrage, doch gingen die Sammlungen fort und es wurden Beiträge eingesandt.

Erst nach Beendigung des schleswig-holsteinschen Krieges hielt am 31. Oktober 1864 der Ausschuss wieder eine Sitzung ab. Zur Herstellung einer Bronzestatue fehlten noch 9000 Mark. Also erneuter Aufruf zur Sammlung! 79 Steine waren bis Ende des Jahres 1864 eingegangen, im Gesamtgewicht von 690 bis 691 Zentner. Die Einsendung von Steinen ging auch noch in den folgenden Jahren fort.

Und wieder erhoben sich Stimmen gegen das Denkmal überhaupt. Man sprach von „Monumentenschwindel“ und hielt ein „Denkmal in Form einer Stiftung für verunglückte Turner oder arme Turnlehrer u. s. w. u. s. w. für dauernder und würdiger als eine Statue! Selbstverständlich verhallten solche Stimmen unbeachtet und hinderten nicht die Fortsetzung der Geldsammlungen für das Denkmal.

Bemerkt sei, dass 1865 in Lanz, Jahns Geburtsort, ein einfaches aber würdiges Denkmal auf Kosten des Gauverbandes der Turn-Vereine der West- und Ostprieignitz errichtet wurde, das Dr. Angerstein als Kreisvertreter einweihte.

Man war nun so weit, dass an die Errichtung des Denkmals im Ernst gedacht werden konnte. Es wurde also am 15. Februar 1866 ein „Bewerbungs-Ausschreiben an alle deutschen Künstler für das Jahn-Denkmal in der Hasenheide bei Berlin“ erlassen. Bis zum 15. Oktober und auch noch später hatten die (meist jüngeren) Künstler: Stürmer, Keil, Thomas, Walger, Encke, Pohle, Pfuhl, L. Drake, C. Möller, Genutat, Dorn, Franz, Adolf Richter, Peter Kramer und Pawlowski ihre Modelle eingeliefert. Sie wurden in einem Nebensaal der grossen städtischen Turnhalle ausgestellt. Den Beurteilungsausschuss bildeten Alb. Wolff, Professor Eybel und Hofbaurat Strack. Am 19. November wurde die Ausstellung eröffnet und sehr zahlreich besucht. Die Modelle wurden in den öffentlichen Blättern besprochen, am eingehendsten in der Vossischen Zeitung durch Ludwig Pietsch und in der Nationalzeitung durch Jul. Lessing. Enckes Entwurf wurde für den besten und empfehlenswertesten erklärt; die zweite Stelle nahm das Modell von Keil, die dritte das von Drake ein.

Encke wurde die Ausführung des Denkmals übertragen. In der Denkmalskasse befanden sich 25 500 M.

Man hatte, besonders von seiten derer, die noch Jahn gekannt hatten, manches auszusetzen, da der Künstler sich im Gesichtsausdruck zu genau

an das bekannte Bild von Engelbach gehalten habe. Encke fertigte deshalb einen neuen Entwurf an, der gut geheissen wurde.

Die Anfertigung des Modells zog sich etwas lange hin, sodass die Turner ungeduldig wurden. Auch war man mit der Aufbewahrung der Steine in Verlegenheit. Und alles lag auf den Schultern des Dr. Angerstein, der damals schwere Zeiten durchmachte. Endlich konnte er zum 21. Oktober 1868 die Mitglieder des Ausschusses zur „Besichtigung des Modells des Jahndenkmal Jägerstrasse 27 im Atelier des Herrn Encke“ einladen! Einstimmig wurde die Ausführung in der Form des Modells genehmigt. Der Eindruck auf die Beschauenden war ein gewaltiger. In einem Aufsatz in der deutschen Turnzeitung versuchte ich den Eindruck zu schildern, den ich von dieser grossartigen Manneserscheinung empfang: „Eine herrliche, kraftvolle Männergestalt, das gewaltige Haupt auf dem nicht minder gewaltigen Körper ruhend, die fest geballte rechte Faust auf einen Eichstamm gestützt, vorwärts schreitend wie ein rechter Bahnbrecher, die kraftvollen Glieder vom deutschen Rock umschlossen, das echte Bild eines durch harte Arbeit gekräftigten Mannes.“

Noch aber fehlten 9000 Mark zur Bestreitung der Kosten des Denkmals. Wieder wandte man sich in einem Aufruf vom 26. September 1869 an die Turner. Das Modell aber wanderte nun in die Münzstrasse zu Meister Gladenbecks Giesserei! — Das Jahr 1870 war gekommen und noch war die Summe nicht zusammen. Ein Gesuch an den Magistrat, das noch fehlende Geld aus der Stadtkasse zu bewilligen, wurde abschlägig beschieden. Da legte sich der Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann ins Mittel. Er wandte sich persönlich an seine Kollegen und an zwei der bedeutendsten Geldmänner Berlins und bald war alles in Ordnung. Bereits im Mai 1870 stieg das Erzbild, im Guss vollkommen gelungen, aus der Dammgrube hervor.

Die Enthüllung des Denkmals zog sich aber bis zum Jahre 1872 hin. Am 21. Mai ging die Genehmigung des Kaisers zu seiner Aufstellung ein. Es bildete sich nun das Zentral-Fest-Komitee, im ganzen 50 Personen. Aus ihm gingen die einzelnen Kommissionen hervor. Die Enthüllungsfeier wurde auf den 10. und 11. August festgesetzt; der Kaiser, der Kronprinz, Prinz Karl und Prinz Friedrich Karl wurden eingeladen, sagten aber mit freundlichen Worten des Bedauerns ab. „Seine Kaiserliche und Kgl. Hoheit,“ lautete es in dem Antwortschreiben des Kronprinzen, „würde mit Vergnügen diesen Anlass benutzen, um Höchstihrer Teilnahme für das Turnwesen einen erneuten Ausdruck zu geben, und bedauern deshalb aufrichtig, dass anderweite Dispositionen, deren Aenderung leider nicht thunlich ist, ein persönliches Erscheinen verhindern.“ +

Am 11. Juni wandte sich der Denkmal-Ausschuss an den Magistrat der Stadt Berlin mit der Bitte um Zuschuss zu den Kosten der Ent-

+ Fahrgehalt des Herrn Encke zum Aufstellen des Denkmals!

hüllungsfeier; es wurden 1500 Mark bewilligt in der Erwartung, dass der städtischen Schuljugend eine möglichst ausreichende Beteiligung an der Feier eingeräumt werde.

Nun ergingen nach Festsetzung des Programms die schriftlichen Einladungen; am 16. Juli an die ganze deutsche Turnerschaft. Eine grössere Zahl der an der Enthüllungsfeier beteiligten Turnlehrer und Turner besuchte vorher noch die am 30. und 31. Juli und 1. August in Darmstadt stattfindende Allgemeine deutsche Turnlehrer-Versammlung, bei welcher Gelegenheit das Grabdenkmal von Adolf Spiess, dem Begründer des deutschen Schulturnens, enthüllt wurde. Von Darmstadt fuhr eine Anzahl der Teilnehmer an der Versammlung zu dem leider verregneten Allgemeinen deutschen Turnfest nach Bonn (3. bis 6. August), und dann nach Berlin zur Denkmalfeier.

Unterdessen hatten die in Berlin Zurückgebliebenen alles in Ordnung gebracht. Das grossartige Fest näher zu beschreiben, gestattet der Raum nicht. Der greise Massmann, durch körperliches Leiden an der Teilnahme am Feste verhindert, sandte durch seinen Freund Dr. Marggraff ein „Weihelied“ ein, dessen erste und letzte Strophe lauten:

„In der Heide grünen Hallen
Soll heut, Jahn, dein Lob erschallen,
Und durchs ganze Vaterland:
Von dem Niemen bis zum Rheine,
Von dem silberblauen Maine
Bis zum fernen Isarstrand.“ —

„Alle Sehnen woll'n wir spannen,
Uns an Leib' und Seel' ermannen,
Ganz zu deutschen Männern weih'n:
Ja wir wollen uns geloben,
Vor Dir, Himmelsvater droben,
Frisch, frei, fröhlich, fromm zu sein.“

Die Enthüllung des Denkmals am 10. August verlief bei herrlichem Wetter programmässig aufs schönste.

Der Vorsitzende des Denkmal-Ausschusses, Geheimrat Kerst, hielt die Festrede. Das zum Schluss auf den Kaiser ausgebrachte Gut Heil! pflanzte sich von der Festversammlung auf die draussen auf der Strasse stehenden Volksmassen fort, es klang weiter und weiter wie Sturmgebraus.

Dr. Angerstein, der viel geplagte — hatte er doch auch in Darmstadt und Bonn reden müssen — gab eine Geschichte des Denkmals. Aus dem darauf folgenden Bericht des Schatzmeisters, Kommerzienrat Keibel, entnehme ich folgende Zahlen.

Es gingen ein insgesamt 44 607 Mark. Verausgabt wurden an den Bildhauer Encke und an Gladenbeck für Modell und Guss der Statue ein-

schliesslich Erze 29 100 Mk., an Bildhauer Keil für die bewilligte zweite Prämie des Denkmalentwurfs 600 Mk.; für Zeichnungen, Porto, Frachten der Steine, Lagergeld für letztere, ihre Ueberführung nach der Hasenheide, für Unkosten bei der Grundsteinlegung rund 3069 Mk.; für Aufstellung des Denkmals 6000 Mk. Also insgesamt rund 38 202 Mk. Die übrig bleibende Summe von 6435 Mk. sollte nach dem Beschluss des Ausschusses zu weiteren unvorhergesehenen Kosten und zur Gründung eines Fonds zur Erhaltung des Denkmals verwandt werden.

Nach Beendigung des Berichts befahl der anwesende Minister Graf Eulenburg die Enthüllung. Und die Hülle senkte sich und in leuchtendem Goldglanze stand, gleichsam emporgewachsen aus dem Felsgrunde, die herrliche Bildsäule, stand Friedrich Ludwig Jahn da, trotzig herabblickend auf eine Versammlung, so zahlreich, wie er sie wohl kaum im Leben geschaut hatte. Eine lautlose Stille herrschte, als die Hülle fiel, es war ein feierlicher Augenblick, alle waren überwältigt von dem ersten Eindruck. Dann aber brach ein Jubel aus, unermesslich und nicht enden wollend!! —

Damit schliesse ich das Enthüllungsfest. Herrlich war der weitere Verlauf des Festes, an dem noch viele wackere Reden „geschwungen“ wurden und das der Berliner Jugend und den Berliner Turnvereinen Gelegenheit gab, zu zeigen, dass sie auch als Turner würdige Nachfolger Jahns waren.

Dr. Angerstein konnte endlich mal ruhig schlafen nach all den Mühen der verflossenen Tage. Wirkliche Ruhe trat aber erst ein nach der Abwicklung der Geschäfte, die noch auf seinen Schulter lasteten, und das dauerte noch einige Zeit.

Von den Steingaben bin ich ausgegangen und kehre dazu zurück. Nicht wenige Vereine fühlten sich enttäuscht, dass ihre Steine nicht mit als Sockel für das Standbild dienten, sondern zu einer hinter ihm sich erhebenden Steinpyramide zusammengefügt waren. Das liess sich nicht ändern, da Künstler Encke erklärte, dass die zu grosse Masse der Steine dem Eindruck der Statue schaden würde, und er fand nur in der Errichtung der Pyramide einen Ausweg. Bei Zusammenfügung der Steine verfuhr er lediglich nach künstlerischen Gesichtspunkten.

Unter den eingesandten 150 Steinen gab es wahre Felsblöcke.

Die Steine zerfallen in solche: I. (10 Zentner und darüber); II. (1 bis 10 Zentner); III. (10 bis 100 Pfund), und IV. Grösse (unter 10 Pfund). Der gewaltigste Stein ist der vom Harzgau gesandte 70 Zentner schwere Granitblock aus Quedlinburg.

36 Zentner schwer ist der Basaltblock vom Habichtswald, von der Kasseler Turngemeinde gesandt.

35 Zentner der Chloritschieferblock vom Speierskopf am Fusse des Taunus (vom Mittelrheinischen Turnbezirk).

- 35 Zentner der Basaltblock vom kleinen Gleichberg (Turnerbund der Henneberger).
- 30 Zentner der feldspatreiche Granitblock von den Müggelbergen (Berliner Turnerschaft).
- 30 Zentner ein grauer, quarzreicher Granitblock (Turn-Verein Greifswald).
- 30 Zentner der Kalkstein-(Roggenstein-)Block aus den Oppenheimer Brüchen (Rhein Hessischer Turnbezirk).
- 30 Zentner der Kalkige Sandsteinblock aus dem Wupperthal.
- 23 Zentner der Granitblock vom Thorstein am Jnselsberg in Thüringen (Gotha, Ruhla, Waltershausen).
- 21 Zentner ein erratischer Granitblock vom Leipziger Schlachtfeld.
- 21 Zentner ein Glimmerschieferblock aus den Grumbacher Steinbrüchen (Glauchau).
- 20 Zentner ein Roter Sandsteinblock vom nördlichen Fuss des Schwarzwaldes (Schwäbischer Turnerbund).
- 17 Zentner ein Syenit vom Streitberg bei Striegau (Breslauer Turnverein).
- 17 Zentner ein Porphyrtiger Granit ebenfalls v. Streitberg (Liegnitz u. s. w.).
- 16 Zentner ein Sandstein aus den Ruinen des Heidelberger Schlosses (Oberrheinischer Turnverband).
- 12 Zentner ein Rotbrauner, böhmischer Marmorblock aus den Felsen bei Kuchelbad (Prag).
- 12 Zentner eine Kupferschieferplatte aus den Schieferbrüchen bei Steinach (Süd-Thüringer Turnerbund).
- 12 Zentner ein Jurasandstein von der Fränkischen Platte aus einem städtischen Steinbruch bei Schweinfurt (Turnverein Schweinfurt).
- 11 Zentner ein Basaltblock aus den Brüchen des Maingaus.

Ich könnte zwar berichten, dass noch viele Vereine Steine von stattlichem Umfang gesandt haben; doch mögen die genannten genügen. Es giebt kaum ein bedeutenderes Gebirge in Deutschland, von dem nicht ein daselbst „gewachsener“ Stein nach der Hasenheide gewandert wäre, um in das Denkmal eingefügt zu werden. Reich ist auch das Gebiet der Alpen bedacht. Nordamerika hat zum Teil recht stattliche Steine gesandt, auch Asien und Australien sind vertreten.

So steht das Denkmal seit 1872 auf dem Turnplatz in der Hasenheide. Die allgemeine Klage der Turner ist, dass seine Besichtigung nicht ohne Unbequemlichkeit ist. Man wünscht dringend Abhilfe. Die Frage, wie dies zu bewirken, ist nicht leicht zu beantworten.*)

*) Eine ausführliche Darstellung bietet Dr. Eulers Schrift: „Das Jahndenkmäl in der Hasenheide bei Berlin“, Leipzig, Ernst Keil, 1874. Beilage zur deutschen Turnzeitung 1873—1874.

II. (3. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. Oktober 1897,

im Ständehaus Matthäikirchstrasse 20/21.

1. Der II. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, begrüsst die Mitglieder beim Beginn des Wintersemesters und bittet um recht rege Teilnahme an den Verhandlungen, den Vorträgen und den Besprechungen.

2. In der heutigen Sitzung des Vorstandes und Ausschusses sind gemäss § 21 und 27 der Satzungen folgende Ergänzungs-Wahlen vorgenommen. An Stelle des bisherigen II. Schriftwarts, Herrn Maurer, ist Herr Dr. Pniower zum II. Schriftwart gewählt. Im Ausschuss ist an Stelle des verstorbenen Obmanns Herr Geheime Baurat und Konservator Bluth als Obmann und sind die Herren Professor Dr. Müllenhoff, Dr. Gustav Albrecht und Franz Körner zu Mitgliedern gewählt.

3. Durch den Tod sind uns leider drei hervorragende Mitglieder der Geheime Regierungsrat Professor Wilhelm Liebenow, der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Wattenbach, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und Professor Dr. Johannes Frenzel entrissen worden. Der Tod des Obmanns unsers Ausschusses berührt uns besonders schmerzlich. Wir verlieren in Wilhelm Liebenow nicht nur einen der Begründer unserer Gesellschaft, sondern gleichzeitig eins der thätigsten Mitglieder derselben. Sein unermüdlicher Eifer, sein jugendliches Feuer trotz vorgerückter Jahre, sind allen jüngeren Mitgliedern ein leuchtendes Vorbild gewesen, sein frischer Humor, seine seltene Rednergabe hat nicht wenig dazu beigetragen unsere geselligen Zusammenkünfte zu beleben und zu verschönern.

Johannes Wilhelm Liebenow wurde am 29. Oktober 1822 in Schönfliess bei Königsberg i. N. geboren. Sein Vater, ein Hofbesitzer, starb bereits im März 1824. Die Mutter, die aus einer Greifswalder Predigerfamilie stammte, wünschten dass ihr Sohn Prediger würde. Diesen Wunsch musste sie jedoch angeben, da die Stadt Schönfliess, von verschiedenen Seiten wiederholt um ein Stipendium für Wilhelm Liebenow angegangen, dies ablehnte. Nach Absolvierung der „grossen Knabenschule“ in Schönfliess trat Liebenow 1836 nun in Königsberg i. N. bei einem Kaufmann als Lehrling ein. Nach Beendigung der Lehrzeit war er dann gegen 2 Jahre in Bärwalde thätig. Der Beruf sagte ihm aber nicht recht zu und so trat er denn am 1. Oktober 1841 in Berlin als Freiwilliger in die Armee. Im Juni 1847 wurde er von dem Feuerwerkspersonal der Garde-Artillerie aus an die topographische Abteilung

des Grossen Generalstabs zur Dienstleistung überwiesen; hier nahm er unter der Direktion von Roon (dem spätern Kriegsminister) und Hindersin an der Landesvermessungs- und Rekognoscierungsarbeit teil, war bei der Mobilmachung 1850/51 im Stabe des Prinzen von Preussen als dienstleistender Ingenieurgeograph angestellt und schied 1866 als Premier-Lieutenant aus der Armee.

Schon vor seiner Ueberweisung an den Generalstab hatte L. an der Berliner Universität die Vorlesungen von Ritter, Dove und Mitscherlich gehört. 1850, während eines einjährigen Aufenthaltes zu militärischen Vermessungen in den Rheinlanden, namentlich in Trier (es bestand damals die Absicht aus T. eine Festung I. Ranges zu machen), erwachte in L. das Interesse an der Altertumskunde. Zeugnis davon legt ab seine Karte der Gegend um Trier, auf der alle damals bekannten Reste aus der Römerzeit angegeben sind, ebenso eine nun leider unvollendet gebliebene Arbeit über die Befestigungen der Römer und Germanen, zu deren Abschluss L. in diesem Jahre noch einmal nach Westfalen und Rheinland reisen wollte.

Bald nach seiner Rückkehr aus den Rheinlanden begleitete er den berühmten Chemiker und Geologen Mitscherlich auf einer Reise in die Eifel und half ihm durch Anfertigung von vielen Skizzen, Karten und Reliefmodellen bei seinen Studien über die vulkanischen Erscheinungen in der Eifel.

Für seine kartographischen und topographischen Arbeiten der damaligen Zeit, zu denen u. a. gehörten viele Karten zu Ritters Erdkunde, ein Karte von Galilaea und insbesondere eine Spezialkarte der hohenzollerschen Lande, die L. auf Humboldts Rat dem Könige Friedrich Wilhelm IV. widmete, wurde ihm auf Veranlassung Alexander von Humboldts, der ihm bis an sein Lebensende ein gütiger Ratgeber und Beschützer blieb, durch Allerhöchste Ordre vom 6. November 1852 die grosse goldene Medaille für Wissenschaft verliehen — dem 30jährigen. Später erhielt L. noch die entsprechende goldene Medaille vom König Karl von Württemberg und die silberne vom Grossherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.

Am ersten Januar 1854 erfolgte Liebenows Diensteintritt bei dem damaligen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, wo er dem technischen Eisenbahn-Ministerium überwiesen wurde. Alle seitdem bis Herbst 1894 von der Eisenbahnabteilung herausgegebenen Karten sind unter seiner Redaktion und Mitwirkung entstanden. Im Jahre 1868 und später nahm Liebenow an den Konferenzen teil, die unter Moltkes Vorsitz zwecks Reorganisation der militärischen Landesaufnahme stattfanden. In der Zwischenzeit entstanden nach ausgedehnten Reisen zahlreiche selbständige Karten Liebenow's; es seien von den nach Hunderten zählenden hier nur genannt:

Liebenow's Karte von Schlesien (2 Blatt, 1 : 400 000)
vom Riesengebirge (1 : 50 000),
von Central-Europa (6 Blatt, 1 : 1 250 000) etc. etc.

Liebenows Karte von West-Deutschland (10 Blatt, 1 : 300 000) die im Jahre 1866 erschien, wurde auf Veranlassung Moltke's zu einer Karte von Mittel-Europa (auf c. 150 Blatt) erweitert: sie wurde nach 15jähriger Arbeit 1884 vollendet. Anfangs der 90er Jahre wurden dann gleichfalls auf Veranlassung des Generalstabs weitere russische Sektionen hinzugefügt. Der westliche Teil dieser Karte vom Rhein bis Paris reichend, musste in der Herstellung äusserst beschleunigt werden: er erschien denn auch 1870 kurz vor der Kriegserklärung und wurde vom Oberkommando an sämtliche Stäbe der Armee als Operationskarte verteilt. — Liebenow selbst hat den Krieg bei der zum grossen Hauptquartier Sr. Majestät gehörenden Eisenbahn-Exekutiv-Kommission mitgemacht und sich das Eiserne Kreuz sowie den bayrischen Militärverdienstorden (Ritterkreuz I. Klasse) erworben. Aus eigener Kenntnis hat Liebenow im vorigen Jahre im 2. Bd. vom „Krieg und Sieg“ die „Thätigkeit der Feldeisenbahnen im Kriege“ geschildert. Zu den Friedensverhandlungen in Versailles wurde Liebenow vom Grafen Bismarck als sachverständiger Kartograph (für die Fixierung der Grenze) herangezogen.

Ein Exemplar der obengenannten Karte mit der von Liebenow zum ersten Mal darin dargestellten Grenze wurde dem Vertrage vom 26. Februar 1871 beigelegt. In gleicher Weise war Liebenow auch bei den Friedensverhandlungen in Brüssel thätig.

Am 1. Oktober 1891 konnte Liebenow sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern, wobei ihm der Kronenorden II. Klasse verliehen wurde. Im Jahre 1892 erhielt er den Charakter als Professor, im Jahre 1894 den eines Königlichen Geheimen-Regierungsrats.

Im selben Jahr trat Liebenow, dessen früheren Pension-Gesuche immer abschlägig beschieden worden waren, in den wohlverdienten Ruhestand. Aber auch jetzt gönnte er sich noch keine Ruhe, sondern arbeitete rüstig und rastlos weiter: davon legen Zeugnis ab seine vielen jedes Jahr in neuer Auflage erscheinenden Karten; so erschien noch in diesem Jahre seine Karte von Central-Europa in 29. Auflage. Am 21. VII. endete ein sanfter Tod, Herzschlag infolge Arterienverkalkung, sein arbeitsreiches Leben, in dem es ihm zu seiner Genugthuung, wie er selbst zu sagen pflegte, vergönnt war, mit den grössten Männern seiner Zeit (wie Alexander v. Humboldt, Bismarck, Moltke, Roon u. a.) in persönlichen Verkehr zu treten und in grosser Zeit mitzuwirken für die Neugestaltung unseres deutschen Vaterlandes.

Uns Mitgliedern der Brandenburgia wird Wilhelm Liebenow stets in treuer Erinnerung bleiben. Seine Gesichtszüge werden in unseren Schriften durch das Cliché erhalten bleiben, welches hier folgt und



welches uns unser Mitglied Herr Pastor Zillessen für diesen Zweck aus der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Der Bär“ gütigst zur Verfügung gestellt hat. Ausserdem hat Frau Geheimrat Liebenow eine grössere Anzahl von Heliogravüren, das Brustbild des Verewigten vortrefflich wiedergebend, behufs Verteilung zur Verfügung gestellt, wofür hiermit verbindlichst gedankt wird.

Wilhelm Wattenbach, geb. zu Ranzau in Holstein i. J. 1819, ebenfalls eins unserer ersten Mitglieder, war durch seine besonders hervorragende wissenschaftliche Stellung eine Zierde unserer Gesellschaft. Sein hohes Alter — er ist 78 Jahre alt, am 20. September d. J. auf der Heimreise in

Frankfurt a./M. plötzlich am Schlagfluss verstorben —, seine Amtsgeschäfte und seine verzweigte literarische und fachwissenschaftliche Thätigkeit haben Wattenbach verhindert, in unseren Sitzungen zu erscheinen. Er hat sich aber allzeit über unsere Bestrebungen orientiert und anerkennend geäussert. Ursprünglich als Palaeograph auf dem Gebiet der Handschriftenkunde thätig hat er sich mehr und mehr der Geschichts- insbesondere der Kulturgeschichts-Forschung zugewendet und hat es nicht verschmäht zur Popularisirung derselben in der breiteren Masse der Gebildeten thätig zu sein. Er wurde von Pertz für die Mitbeteiligung bei der Herausgabe der Monumenta Germaniae gewonnen; von Wattenbach rührt das klassische Werk „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts“ her.

In den vierziger Jahren regten hervorragende Berliner Gelehrte, der genannte G. H. Pertz, Jakob Grimm, Karl Lachmann, Leopold Ranke und Karl Ritter an, die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herauszugeben. Der erste Band, die Germanenkriege aus Plutarch, Cäsar, Vellejus, Suetonius, Tacitus, Pomponius Mela und Plinius — soweit diese Schriftsteller Germanisches enthalten —

umfassend, erschien 1849. Dies Unternehmen hat äusserst befruchtend auf die Erforschung der deutschen Altertümer gewirkt, zumal durch die Uebersetzung der mittelalterlichen Geschichtsquellen, deren Latein auch denjenigen, welche die Lateinschule durchgemacht haben, nicht durchweg verständlich ist, vielmehr Vertrautheit mit der besondern mittelalterlichen Latinität erfordert. Unter diesen Geschichtsquellen will ich, soweit sie besonders die Brandenburgia angehen, nur folgende erwähnen: Helmolds Slavenchronik, die Chronik Arnolds von Lübeck, Herbords Leben Ottos von Bamberg, Adams von Bremen nordische Kirchengeschichte, die Geschichtsbücher Thietmars von Merseburg u. s. f. Seit vielen Jahren lag die Chefredaktion dieses überaus verdienstlichen Unternehmens in den Händen Wattenbachs.

Wattenbach hat uns in den letzten Jahren mit verschiedenen äusserst verdienstlichen, die kirchlichen Verhältnisse der Mark Brandenburg gegen das Ende den Mittelalters hin beleuchtenden Abhandlungen beschenkt, die er in der hiesigen Akademie der Wissenschaften verlesen hat. Die Titel lauten: Beiträge zur Geschichte der Mark Brandenburg aus Handschriften der Königlichen Bibliothek. I. Vorgetragen am 8. Juni 1882, II. am 12. April 1883. — Ueber Ketzergerichten in Pommern und der Mark Brandenburg. Vorgetragen am 21. Januar 1886. — Ueber die Inquisition gegen die Waldenser in Pommern und der Mark Brandenburg Berlin 1886. Erweiterung der vorangegangenen Abhandlung. — Ueber die Sekte der Brüder vom freien Geiste. Mit Nachträgen über die Waldenser in der Mark und Pommern. — Diese archivalischen Forschungen bieten u. A. auch eine willkommene Ergänzung des Berlinischen und Kölnischen Stadtbuchs, da diese Schriften sich nur mit den weltlichen Gerichten befassen und wir daraus über die kirchliche Rechtspflege kaum etwas erfahren. Aus Wattenbach's Schriften ersehen wir, dass auch bei uns Ketzerverfolgungen stattgefunden haben, dass z. B. der Ketzer Matthaeus Hagen 1458 in Berlin den Scheiterhaufen besteigen musste. Im allgemeinen erhellt aber auch, dass man in Glaubenssachen und Ketzerrichterei hier zu Lande doch viel milder, laxer, gleichgültiger war als in den meisten übrigen Teilen Deutschlands.

Auch das Andenken Wilhelm Wattenbach's wird stets unter uns in Ehren erhalten bleiben. —

Professor Dr. Johannes Frenzels am 21. d. M. durch Verunglücken im Müggelsee plötzlich erfolgter Tod kommt uns völlig überraschend, da unser am 4. November 1858 zu Posen geborenes Mitglied noch in der Vollkraft der Jahre stand. Er hat stets treu zu uns gehalten uns mit Vorträgen und Vorlagen erfreut, auch bei einer nach Friedrichshagen und seinem Institut, der Biologischen und Fischerei-Station, am Müggelsee gerichteten Wanderfahrt*) mitgewirkt und uns am 24. April

*) Vgl. Monatsblatt I. S. 229, IV. S. 77, 379. — Im Jahre 1887 ging Frenzel nach Süd-Amerika und verblieb daselbst 4 Jahre als Professor der Universität Cordoba in Argentinien. Seit 1891 beschäftigte ihn die Idee einer biologischen Station am Müggelsee, die im Jahre 1893 eröffnet wurde.

1895 einen Vortrag „Zur Naturgeschichte des Müggelsees“ gehalten. Stets freundlich und gefällig hat er Heimatkundige und Naturforscher gern mit Rat und That unterstützt. Dem Märkischen Provinzial-Museum war er ein hülfsbereiter Förderer. Von seiner Geschicklichkeit im Präparieren legt die Fischfauna vollgültig Zeugnis ab, welche er in der Fischerei-abteilung der Berliner Gewerbe-Ausstellung zu Treptow im Jahre 1896 zur Schau ausgelegt hatte.

Soeben geht uns die traurige Nachricht zu, dass unser Mitglied Louis Fischer nach langem Krankenlager am 23. d. M. verstorben ist. Herr Fischer pflegte sich mit Stolz und mit Recht einen Weltreisenden zu nennen; jedenfalls war er von allen Mitgliedern der Brandenburgia der Weitestgereiste; mit gutem Humor und treuem Gedächtnis pflegte er gern von seinen wechselvollen Erlebnissen in fremden Zonen in unserer Mitte nach den Sitzungen zu erzählen.

4. Heinrich Lange-Oderberg i. M. Auch von einem freudigen Ereigniss kann ich berichten. Unser verehrtes Mitglied Herr Lehrer Heinrich Lange*) zu Oderberg ist, trotz seiner geistigen und körperlichen Rüstigkeit bei 72 Jahren, am 1. d. M. in den Ruhestand getreten, wobei ihm, der sich um die Förderung der Heimatskunde im weitesten Sinne allerseits verdient gemacht, vielfache Beweise der Anerkennug öffentlich zu teil geworden sind. Sitten, Sagen, Gebräuche, Altertümer, Tiere, Pflanzen, Versteinerungen sind in der Uckermark von Herrn Lange fleissig gesammelt worden. Das Märkische Proynzial-Museum verdankt dem wackeren Mann viele schöne Fundsachen und ähnliches. Studierende und Gelehrte, die Herrn Lange angingen, hat dieser stets selbstlos und opferwillig, so viel er konnte, mit seinen Erfahrungen unterstützt. Es ist der dringende Wunsch des Herrn Lange schon seit mehreren Jahren, dass die Brandenburgia die Oderberger Gegend mit ihrem Besuche erfreuen möge. Hoffentlich wird eine Wanderversammlung daselbst im nächsten Jahre stattfinden. Im Monatsblatt IV. S. 80 flg. befindet sich aus Langes Feder ein wertvoller Aufsatz über den Krebsfang in der Uckermark.

Bücher-, Bilder- und Kunstvorlagen.

5. Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Auf Grund der Sammlungen des † Oberpredigers C. Kollatz und des Kapitäns a. D. Paul Adam bearbeitet von Dr. Hans Brendicke, Berlin 1897 (128 S. 8). Der Verfasser, unser Mitglied, der sich bereits früher mit dem Lautbestand des Berliner Dialekts und mit der Sprache und dem Charakter der Berliner beschäftigt hat, erstreckt seine dankenswerte und ausgiebige Sammlung auf die Zeit von etwa 1840 bis 1890.

*) Geb. am 30. Nov. 1826 zu Barenbeck im nördlichen Teil der Altmark, dem sogen. Hansjochenwinkel.

Vorarbeiten sind Trachsel's Glossarium (1873), die Dissertation unseres Mitgliedes Dr. B. Graupe (1879) und „der richtige Berliner“ (1878 und 1882); das alles aber wird durch die weit reichhaltigere Zusammenstellung Brendicke's überboten. Auf das eigentliche Berlin hat sich Brendicke, wie das in der Natur der Sache liegt, nicht immer beschränkt. Einzelne Wörter wird man vermissen, gegen andere wird man einwenden können (namentlich gegen Redensarten aus Theater-Couplets), dass sie nicht vielmehr wie Eintagsfliegen waren und längst vergessen sind. Empfindsame Seelen werden vor einzelnen gewagten Ausdrücken erschrecken. Aber das sind im ganzen keine stichhaltigen Einwendungen gegen den dauernden Wert des Buchs, welches allen, die sich für Berliner Art interessieren, nur bestens empfohlen werden kann.

6. Herm. Müller-Bohn. Die Denkmäler Berlins. Ihre Geschichte und Bedeutung. Ein kunstgeschichtlicher Führer für Einheimische und Fremde. Mit 46 Illustrationen. R. Auerbach Verlag, Steglitz-Berlin. 72 S. 8. Ich kann zur Empfehlung des Buchs nur das wiederholen, was ich in demselben hinter dem Titelblatt „Zum Geleit“ gesagt habe. Die Aufgabe, Berlins Denkmäler, welche sich in den letzten Jahrzehnten so stark vermehrt haben, in Wort und Bild darzustellen, ist eine ebenso löbliche wie dankenswerte, auch erscheint dieselbe trotz aller Schwierigkeiten befriedigend gelöst. Was auf den Namen eines öffentlichen Denkmals Anspruch machen kann (auch das Monumentalbauwerk des Brandenburger Thors) ist aufgenommen und zutreffend beschrieben, selbst die Grössenverhältnisse und die Herstellungskosten fehlen nicht. Bei den wichtigeren Denkmälern ist auf deren Geschichte eingegangen.

Als Einteilung ist recht zweckmässig die Form von Wanderungen gewählt, die mitunter etwas über Berlins Weichbild, z. B. nach dem Charlottenburger Mausoleum hinausschweifen. Der Stil der Textworte erscheint edel und schlicht zugleich; er hält sich glücklicherweise von jenen Ueberschwänglichkeiten frei, die in örtlichen Chroniken, Führern und dergl. leider so häufig gefunden werden. Die Abbildungen nach Flockenhaus'schen Photographien sind zumeist recht wohl gelungen und verleihen dem elegant ausgestatteten Denkmalsführer, dem ich eine recht weite Verbreitung unter Heimischen wie Fremden wünsche, einen besonderen Reiz und einen Wert, welcher vorzüglich der Heimatkunde zu gute kommt. Nicht ganz befriedigt bin ich von dem Schlussabschnitt IX, Wohnstätten und Gedenktafeln berühmter Männer, der auch nicht ganz genau in den Rahmen des Werks passt. Ich vermisste hier stellenweise eine gleichmässige und gesicherte Bearbeitung der einzelnen Nummern.

7. Martin May: Sind die fremdartigen Ortsnamen in der Provinz Brandenburg und in Ostdeutschland slavisch oder germanisch? Frankfurt a. M. 1897 (31 S.). Das Schriftchen wendet

sich insbesondere gegen Dr. W. Hammers Schrift: „Ortnamen der Provinz Brandenburg. 2 Teile. (Wissensch. Beilage zum Jahresbericht der IX. Realschule, Berlin 1894/1895)*) die sich mit den slavischen Ortsnamen beschäftigt. „Wie aus den eigenen Worten des Herrn Dr. H. hervorgeht, so sagt May, nimmt er ohne Bedenken, der landläufigen Ansicht gemäss, an, dass jene Ortsnamen slavischer Herkunft und heute, 900 Jahre nach wiedergeherstelltem deutschen Vollbesitz des Landes, noch erhalten geblieben seien. Es liegt dieser Annahme etwas geschichtlich Richtiges zu grund: zu allen Zeiten und in allen Ländern wurden die bestehenden Eigennamen, also auch die vorhandenen Ortsnamen (selbst in eroberten Ländern) von den Eroberern oder Neuansiedlern bewahrt und höchstens der Aussprache der neuen Besitzer äusserlich angepasst. Im vorliegenden Fall wird aber ein wesentlicher Umstand ganz übersehen. Das, was hier beim Uebergang aus slavischem Teilbesitz in deutschen Vollbesitz im 11. Jahrhundert von Dr. H. und den anderen Slavisten mit Recht für selbstverständlich angenommen wird, gilt mit vollem Recht auch für den Uebergang der uraltgermanischen, vor-slavischen Herrschaft in den slavischen Besitz, im sechsten Jahrhundert! Folglich haben auch die Slaven die im 6. Jahrhundert dort vorgefundenen germanischen Ortsnamen bis zu ihrem Abzug oder bis zum Wiederübergang des Landes in deutsche Hand im elften Jahrhundert bewahrt und sind diese Ortsnamen darum altgermanisch.“

May schliesst: „In diesem I. Teil der Dr. H.'schen Schrift über die angeblich slavischen Orte der Provinz Brandenburg hat sich hiernach (wie auch im II. Teil) kein einziger Ortsname als nicht germanisch erwiesen.“

May giebt selbst zu, dass durch die Völkerwanderung die Bevölkerung unserer Gegend (Goten, Vandalen, Burgunder, Rugier, Langobarden) zeitweise sehr verringert und das Land dadurch stellenweis ganz entvölkert worden sei. Wo letzteres der Fall, wird sich auch kein Ortsname erhalten haben können. Ferner, wenn man mit dem seligen Dr. C. F. Riecke auch in Norddeutschland keltische Urbevölkerung annimmt, so wird man, nach May's eigener Theorie, versucht sein können, die angeblich germanischen Ortsnamen als urkeltische zu erklären. Wir können diese linguistischen Streitigkeiten, die von Zeit zu Zeit auftauchen und in denen nicht selten die Waage zwischen Vera Falsis mixta beziehungsweise Falsa Veris mixta hin und her schwanken mag, getrost denjenigen, welche sich als die hier Berufenen betrachten, überlassen. Mit Recht haben andere darauf hingewiesen, dass man vom Urslavischen fast nichts und vom Urgermanischen oder Urkeltischen herzlich wenig kennt, also garnicht weiss, wie die ältesten Ortsnamen

*) Vgl. die ausführl. Bespr. des I. Teils im Monatsblatt III. 1895 S. 114.

wirklich gelautet haben. Dass May in seinem Germanisierungseifer stark übertreibt, wird selbs ein Pangermane kaum bezweifeln. Dass Dr. Hammer übrigens auch dem deutschen Namenselement gerecht zu werden bemüht ist, geht aus seinem in der Brandenburgia am 23. Mai 1894 (Monatsbl. III. S. 61 flg.) gehaltenen Vortrage deutlich hervor. Endlich sei noch bemerkt, dass May eine Menge Ortsnamen anführt, von denen noch kein Vernünftiger bestritten hat, dass sie deutsch seien z. B. Tegel und Tempelhof.

8. Herr Edmund Gaillard überreicht als Geschenk und zur Vervollständigung seines Berliner Albums von 64 Ansichten in Phototypogravüre das Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen mit der Bitte mitzuteilen, dass er den früheren Käufern des Albums dies Ergänzungsblatt gern unentgeltlich zur Verfügung stelle.

9. Dr. Emil Bahrfeldt: Der Hacksilberfund von Gralow. Ein Beitrag zur Klärung der Otto-Adelheid-Frage, Berlin 1896. Dem Märkischen Provinzial Museum ist von Herrn Rittergutsbesitzer Honig in Gralow bei Zantoch, Kreis Landsberg a. W., ein Silberfund als Geschenk zugegangen, der im Mai 1896 in der dortigen Feldmark ausgegraben und Herrn Bahrfeldt zur Bestimmung übergeben wurde. Es ist ein Hacksilberfund im wahren Wortsinn*), denn unter der Silbermasse von etwa 2 $\frac{1}{2}$ Pfd. waren nur 39 unbeschädigte Denare, während alle anderen Münzen, die spärlichen Reste orientalischen Schmuckes, Gussplatten, Gussstäbe pp. ausschliesslich in Bruch, kleiner und kleinsten Hackstückchen sich zeigen. Herr B. hat gleichwohl über 300 Münzen identifiziert. Dieselben repräsentieren Morgenländische Reiche (Abbasiden, Samaniden, Bujiden), Byzantiner, Italien (Pavia), Böhmen, England, Dänemark, Deutschland (Köln, Sachsen, Mainz, Strassburg, Konstanz, Schwaben, Breisach, Augsburg, Regensburg, Nabburg, Salzburg). S. 12 sagt B.: „Nach alledem halte ich es für zwingend, wenn jene Denare wirklich von Otto III. stammen, unseren Fund in dessen früheste Regierungszeit, bald nach 983, also etwa 985, keineswegs aber später als in die achtziger Jahre des 10. Jahrhunderts zu setzen. Erweisen sich später aber diese Münzen als solche der Vorgänger dieses Königs, so würde dadurch der Fund bis bald nach 976, dem Regierungsanfange des Herzogs Otto von Bayern bis etwa 980, hinauf gerückt werden. — Diese Feststellung bringt die Entscheidung in der Otto-Adelheid-Frage! Ich darf davon absehen, das Für und Wider dieser Streitfrage hier aufs neue zu erörtern, ich kann mich vielmehr auf den Nachweis beschränken, dass der Fund von Gralow, wie aus meinem Verzeichnisse ersichtlich ist, 16 Pfennige von

*) Vgl. meine Angaben über brandenburgische Hacksilberfunde Monatsblatt IV. S. 14—19. und R. Buchholz, Bericht über den Gralower Fund. V. S. 293—297.

Otto und Adelheid enthält und zwar solche mit DI GRA REX AMEN (Menadier, Deutsche Münzen S. 153, No. 7), solche ohne AMEN und mit OTTO beziehentlich ODDO in den Kreuzwinkeln (Menadier No. 13, 18), angeschlossen auch einen Denar ohne Adelheids Namen, nur mit AMEN in der Rückseitenumschrift (Menadier No. 173); die jüngere Sorte mit dem Kopfe aber fehlt. Die Prägung dieser vielumstrittenen Münzklasse kann, da sie in diesem Funde vorgekommen ist, nicht erst mit dem Jahre 991, dem Anfange der Vormundschaftsperiode der Adelheid, dauernd bis 995, eingetreten sein, wie Dannenberg nach wie vor zu beweisen versucht. Wäre sein Standpunkt richtig, dann müssten die Gralower Münzen etwa 993 eingescharrt sein, und dagegen lehnt sich die ganze Zusammensetzung des Fundes und alle numismatische Erfahrung auf, — das ist kein Fund aus den neunziger Jahren. Sein Inhalt lehrt vielmehr: er ist vor 991 in die Erde gerathen, er hat Otto-Adelheid Pfennige enthalten, deshalb ist diese Münzsorte nicht erst unter Otto III. zwischen 991 und 995, sondern schon unter Otto I. entstanden. Wir haben daher die Darlegungen Menadiers anzuerkennen, der dieser ursprünglichen alten Annahme wieder zu ihrem Rechte verholfen hat.“

Es wird noch des bei v. Ledebur: Das Kgl. Museum vaterländischer Altertümer im Schlosse Monbijou zu Berlin S. 62, 63 erwähnten 1818 bei Gralow gemachten Hacksilberfundes gedacht, der in einem mit breiten Schlangenlinien verzierten (also wendischen) Thongefäss verwahrt war. Zum Teil sind die Münzen im Kgl. Museum noch zu identificieren. B. sagt S. 13 „die jüngsten Münzen unter den von mir untersuchten sind die kleinen Sachsenpfennige (ca. 1200*) und der böhmische Denar Bracislaus I. (1037—1055), wenn er wirklich von diesem Herzoge herrührt. Die beiden Funde von Gralow stehen in keinem lokalen Zusammenhange miteinander. Ihre Fundstellen liegen, wie durch den Kustos des märkischen Provinzialmuseums, Herrn R. Buchholz in Gralow selbst ermittelt worden ist, ungefähr 2 Kilometer von einander.“

Wenn B. S. 13 von dem erstern Gralower Funde sagt, dass es ihm (B.) nun hoffentlich gelungen sei, durch die Funduntersuchungen das Ende des mit so grosser Energie betriebenen fünfjährigen Otto-Adelheid-Krieges herbeizuführen, so kann Ref. diese Hoffnung nur sehnsüchtig nachsprechen. Hoffen wir mit B., dass hier das Kriegsbeil zwischen den streitenden Numismatikern gänzlich begraben bleibe.

10. Herr Friedel legt eine Anzahl von Photographien vor, welche teils für das Märkische Provinzial-Museum teils für die Brandenburgia von den Mitgliedern Paul Telge und Hermann Maurer aufgenommen worden.

*) Muss heissen um ca. 1100 n. Chr. E. Fr.

A. Aus der Umgegend von Oderberg in der Mark zwei Ansichten des Wäsen Sees bei Brodowin, welcher dadurch in neuerer Zeit entstanden, dass ein See durchbrach und die zum teil mit einem Eichenwald bestandene tiefere Ebene überschwemmt. Die Stümpfe zum teil recht mächtiger Eichen ragen sichtbar aus dem Seespiegel hervor. Exkursion des Märkischen Museums vom 4. August 1895, Aufnahme von P. Telge.

Ansicht der Stadt Oderberg vom rechten Ufer der Oder. Die steilen Böschungen des aus Blocklehm bestehenden Sommerfeldtschen Berges streben über dem Städtchen imponierend empor. Aufgenommen wie zu A.

Zwei Photographien der Festung Oderberg, welche in sumpfigen Gelände aber auf einer sandigen Stelle am rechten Ufer der alten Oder schräg gegenüber der Stadt auf einem wendischen, durch charakteristische bezügliche Töpferwaare nachgewiesenen Burgwall erbaut ist. Die Ruine heisst auch der Bärenkasten von der Zeit her, wo noch in der Gegend Bären vorkamen und für Tierkämpfe hier verwahrt wurden. Aufnahme wie zu A.

Der Kaiser Friedrichs-Turm auf dem Pimpinellen-Berg bei Oderberg 1896 erbaut. Prachtvolle Fernsicht. Aufgenommen bei der Exkursion des Märkischen Museums am 26. September 1897 durch Paul Telge.

Zwei Ansichten, innere und äussere, der Ruinen des Cisterzienserklosters Mariensee auf dem Pehlitz-Werder im Paarsteiner See. Vgl. darüber meine ausführlichen Angaben in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthrop. Jahrgang 1887 S. 540 flg. Aufnahme wie zu E. Das Haus und der Gutshof des Amtmann Deegen in Pehlitz, dem die gedachte Ruine und der Werder gehören. Erbaut 1834. Aufnahme wie zu E.

Grosse Linde auf dem Pehlitz-Werder. Aufnahme wie zu E.

B. Wanderversammlung der Brandenburgia in Havelberg am 27. Juni 1897. Aussicht vom linken Havelufer auf die Brücke und den Dom. — Vier Gruppenbilder im Mühlenholz nahe der Elbe bei Havelberg unter den grossen Eichen. Von Herrn Telge, zum teil unter Assistenz des Herrn H. Maurer aufgenommen.

C. Ausflug des Märkischen Museums nach Drobrilugk, Kreis Calau 7./8. Juni 1897. — Der historische Gasthof zum Rautenstock an der Hauptstrasse. — Das prächtige Schloss von der Westseite, beziehentlich Ostseite. — Der Schlosshof im Innern mit dem Monumentalbrunnen. — Die uralte Cisterzienser-Abteikirche im Innern: Querschiff mit der Fürstenloge und Langschiff. Um 1200 gestiftet wurde das Kloster 1540 säkularisiert.

D. Umgegend von Fürstenwalde an der Spree. Die mittelalterliche Feldsteinkirche von Rauhen. — Blick auf den Scharmützelsee und das Dorf Saarow von der Ablage Pechhütte aus. — Germanische Todtenurne über dem Braunkohlenwerk Pechhütte von der Pflugschaft des Märkischen Museums ausgegraben. — Das Grabgewölbe der Familie von Bonseri bei Ablage und Forsthaus Pechhütte am Scharmützel-See. Sämmtlich bei der Exkursion des Märkischen Museums am 27. Mai 1897 von den Mitgliedern H. Maurer und E. Schenk aufgenommen.

E. Exkursion des Märkischen Museums nach Lanke bei Bernau und Umgegend am 10. Okt. 1897. Prächtiger Blick auf den Hellsee bei Schloss Lanke vom Fischerhause aus aufgenommen. — Die Herrn Juert gehörige historische Hellmühle (unterschlächtige Mahlmühle) von der Vorder- und Hinterseite. — Zwei Aufnahmen des der Kaiserstein benannten granitenen Denkmals, zum Gedächtnis, dass Kaiser Wilhelm der Grosse sich hier am 16. Dezember 1819 durch einen Schuss versehentlich die Hand verletzte, am Prinzen-Gestell im Gräflich Redernschen Forst errichtet.

F. 3 Photographien von dem Brunnenhäuschen der Luisen-Quelle auf dem Gesundbrunnen, früher Herrn Zimmermeister Galuschki, jetzt Herrn Direktor Kracht gehörig. Die ältere Photographie ist von 1885, die beiden anderen beziehen sich auf die Gegenwart.

G. Herr Buchholz legte ein vom Märkischen Museum erworbenes Aquarell des hiesigen Malers A. Kiekebusch vor, welches einen altwendischen Bienenstand aus der Umgegend von Spremberg in ansprechender und klar verständlicher Weise darstellt. Es sind einfach drei ausgehöhlte Baumstämme, anscheinend Kiefern, aufgestellt, in denen das Immenvölkchen haust. Die Oeffnungen sind durch Thüren verschliessbar. Herr Friedel ist der Ansicht, dass die Benutzung hohler Kienbäume als Bienenstand slavische Sitte sei und macht auf den bekannten Kienbaum bei Kagel in der Mark aufmerksam, der als Bienenstandbaum den Imkern auf weiten Entfernungen hin als Sammelpunkt galt und sogar zur Entstehung einer kleinen Kienbaum genannten Ortschaft Anlass gab. Herr Sanitätsrat Dr. Bartels erwähnt, dass er auf seiner diesjährigen russischen Reise bei den Slaven Russlands dergl. natürliche Bienenstöcke gesehen habe. Herr Altrichter fügt hinzu, dass in der vormals wendischen Bevölkerung von Forst i. L. noch jetzt Bienenstände aus Kienbaumstümpfen gefertigt würden, während Herr General von Erckert den Gebrauch derselben aus den baltisch-russischen Provinzen, aus Russisch-Polen und Russisch-Litthauen bestätigt.

H. Herr Buchholz legt alsdann das der Gesellschaft zugegangene Heft: Die Verheerungen der Eglitz und Lomnitz in Schmiedeberg und Krummhübel aufgenommen von Ottomar Anschütz vor, in welchem

durch Momentaufnahmen die zerstörten Häuser, Strassen, Brücken u. s. w. des diesjährigen Sommerhochwassers dargestellt sind. Die Bilder sind wahre Kunstwerke und für Unterstützungszwecke verkäuflich.

12. Darauf hielten Herr Altrichter und Herr Dr. Pniower die angekündigten Vorträge. Wir bringen dieselben als besondere Aufsätze, weil namentlich der letztere durch Citate und Litteraturangaben erweitert worden ist.

13. Nach der Sitzung fand ein zwangloses Zusammensein im Schultheiss Ausschank, Potsdamerstr. 13 statt.

Das Laasker Schwert.

Von K. Altrichter.

Hierzu eine Tafel.

Von dem Herrn von Oertzen in Laaske (Prignitz) ist der Direktion des Märkischen Provinzial Museum ein Schwert mit der Bitte übersandt worden, eine auf der Klinge desselben befindliche Inschrift zu entziffern. Das Schwert, mit Kreuzgriff versehen, ist etwa 105 cm vom Knauf bis zur Spitze lang; es hat ursprünglich wohl an 110 cm Länge gehabt, da die Spitze offensichtlich verbraucht und abgerostet ist. Im Knauf und in der Klinge befinden sich eine Reihe von Zeichen, die nur zu einem geringen Teil vollständig erhalten sind. Die Figuren sind augenscheinlich in das Eisen eingegraben und sodann mit Goldstäbchen ausgefüllt. Der Rost hat das Schwert ungemein mitgenommen und so ist auch vielfach das Lager der Goldstäbchen zersetzt, sodass diese herausgefallen sind. Bei einiger sorgfältiger Behandlung wird sich der Rest oder mindestens der Umriss der eingegrabenen Figuren erhalten lassen, sodass das Ergebnis meiner Untersuchung kontrollierbar bleibt. Leider ist, abgesehen von weniger bedeutsamen Stellen, an dem einen Zeichen (No. 21) von unkundiger Hand gekratzt worden, sodass es vielleicht nicht mehr möglich sein wird, das dort vorhandene Zeichen in seiner ganzen Gestalt zweifellos wieder herzustellen.

Auf der hierzu gehörigen Tafel habe ich zunächst die Schwertform und die Stellung der Inschrift, die auf beiden Seiten dieselbe ist, und demnächst diese selbst in genauer Nachbildung darstellt. Die Doppellinien bedeuten die noch vorhandene Goldschrift, die punktierten Linien

die noch sichtbaren Grundrisse der Figuren; die schrägschraffierten Stellen zeigen vollständige Verrostung in der Lage der Zeichen und die senkrechte Schraffierung die mechanische Veränderung an einer solchen Stelle an. Endlich habe ich die Knauffiguren in natürlicher Grösse wiedergegeben (No. 24, 25) und zur Veranschaulichung noch die Zeichen No. 26—31 beigelegt.

Die im Knauf befindliche Figur, die augenscheinlich ausser Zusammenhang mit der Schrift in der Klinge steht, werde ich zuletzt behandeln. Die Inschrift beginnt auf jeder Seite mit einem liegenden Kreuz, dessen Schenkel durch einen Querstrich abgeschlossen sind. Eine bestimmt charakterisierte Kreuzform ist dies nicht. Der geradlinige Abschluss könnte darauf hindeuten, dass das Templerkreuz vorläge; dieses würde aber nicht schräg gestellt worden sein. Für das Abzeichen eines geistlichen Ordens würde dies Zeichen um so weniger sprechen, als es sich an einem Schwert befindet. Desshalb glaube ich annehmen zu dürfen, dass No. 1 und 13 lediglich zur Hervorhebung des Christlichen dient und zwar um so mehr, als in der Inschrift selbst von dem Gegensatz davon die Rede ist.

Die vorhandenen Schriftzeichen bieten an sich keinerlei Schwierigkeiten, nur No. 7 und 21 sind teils durch Rost, teils durch Kratzen darauf verundeutlicht, aber immerhin nur so, dass erhebliche Bedenken gegen die von mir beliebte Lesung nicht obwalten können. Es sind nun zwar, wie bei dem Paretzer Schwert keinerlei Zeichen für Wortschlüsse gegeben, indessen erscheint die Lesung so einfach und leicht, dass dieser Mangel sich kaum bemerkbar macht.

Die mit No. 13 beginnende Zeile ist in ihrer Goldeinlage am besten erhalten. Da nun die Bruchstücke der ersten Zeile eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zeichen der zweiten Zeile erkennen lassen, so hatte sich nach den Untersuchungen des Herrn Kustos Buchholz zunächst die Ansicht festgesetzt, dass jede Seite der Klinge dieselbe Inschrift enthalte. Dagegen sprach aber Figur 7, die unverkennbar den Hauptbestandteil des mittelalterlichen M (Figur 26) enthält. Figur 7 wurde zunächst nicht beachtet. Ich las in den Zeichen 14—20: T A C N D I S, welches unter Ergänzung eines E zwischen 16 und 17 tacendis ergibt. Unter Berücksichtigung des Umstandes, dass das Zeichen im Knauf einer liegenden Bischofsmütze nicht unähnlich ist, wäre die Widmung „tacendis“ nicht unangebracht, wenn man erwägt, dass die Prignitz zum Bistum Havelberg gehörte und mit den zum Schweigen zu bringenden Leuten sehr wohl die Wenden hätten gemeint sein können, die bis zu ihrer endlichen Christianisirung unter Heinrich dem Löwen wiederholt revoltierten und das deutsche Joch und damit das Christentum abschüttelten. Dieser Kreuzzug fand aber 1147 statt und ich werde nachzuweisen suchen, dass das vorliegende Schwert einer viel späteren Zeit,

etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts angehört. Das tacere ist hier offenbar in übertragener Bedeutung aufzufassen, nicht in dem Sinne, dass Heiden die neue Lehre schweigend d. h. ohne Widerspruch anzunehmen und sich taufen zu lassen hätten, sondern in dem Sinne: zum Schweigen zu bringen d. i. töten. Man muss eben immer den mit der Inschrift gezierten Gegenstand berücksichtigen.

Unsere Vorfahren aus dem Mittelalter sind aber nie so geistlos gewesen, sich in ihren Inschriften an demselben Gegenstande zu wiederholen. Das einmalige „tacendis“ hätte ihnen genügt; es musste deshalb die andere Seite der Klinge etwas anderes enthalten und darauf wies unverkennbar die Figur M (No. 7) dieser Seite. Hierdurch war die Veranlassung zu einer eingehenderen Untersuchung der ganzen Klinge unter Zuhilfnahme des Vergrößerungsglases gegeben. Hierbei traten nun die Figuren bestimmt und klar hervor, welche auf der Tafel zur Darstellung gelangt sind: einerseits DJCNAMNSC und auf der anderen Seite noch der Rest des Zeichens No. 21.

Bei No. 21 ist der Grundstrich und der Querbalken darüber sichtbar. Das Zeichen sieht so wie ein T aus. Zieht man jedoch Figur 14 zur Vergleichung heran, so zeigt sich als Unterschied, dass dort ein gerader Strich den Grundstrich nach oben abschliesst, während in 21 in der Mitte eine Einsenkung bemerkbar ist, derart, dass der rechte Flügel zu einem Bogen auszuholen scheint. Dies kann ebenso sehr auf den Anfang eines R als eines P hindeuten. Ein R liegt zur Vergleichung zwar nicht vor, ich glaube aber nach andren mittelalterlichen P- und R-Formen annehmen zu dürfen, dass hier eher P als R zu lesen wäre, weil die R — cfr. das Paretzer Schwert — seltener den oberen Balken nach links verlängern, sondern die Form No. 27 aufweisen.

Hiernach lese ich die ganze Inschrift wie folgt: Domini Jesu Christi nomime Amen. Sacratu tacendis paganis. Die Buchstaben der Inschrift sind hervorgehoben. Aus dem Anfang dieser Inschrift ergibt sich jetzt auch die Bedeutung des Kreuzes am Anfang jeder Seite. Es ist dies das bei Anrufung Christi übliche Kreuz und somit ohne weitere Nebenbedeutung.

Über die ungefähre Zeit der Entstehung dieses Schwertes giebt eine Verzierung Aufschluss, die sich am Ende jeder Zeile befindet. Dort sieht man zunächst ein Zeichen, das einem K überaus ähnlich ist, aber sich von demselben dadurch unterscheidet, dass die beiden schrägen Linien in dem Vertikalstrich nicht in einem Punkte zusammentreffen. Dafür aber, dass nicht ein Schriftzeichen vorliegt, zeugt weiter die erkennbare geringe Höhe gegenüber den anderen Schriftzeichen. In der Zeile mit dem Zeichen No. 11 ist hinter dem sogen. K ein Kreis sichtbar; und wieder in einem gewissen Abstände der Überrest einer Rosette

(No. 12) der in No. 23 wiederkehrt. Spricht diese letztere Verzierung für den romanischen Stil in seinem Übergang zum gotischen, in welchem letzteren die Rose als Abschluss der Spitzbogen eine hochbedeutsame Rolle spielt und auf das Geheimnis, diese Bogen haltbar herzustellen, hinweist, so zeigt Figur 11 und 22 eine Form, die auch auf der Kyritzer Elle vorhanden ist und diese stammt laut Inschrift vom Jahre 1238. Auch auf dieser folgt hinter diesem Zeichen ein längliches Oval, das nach rechts abgeschnitten ist, um den Anschluss an ein Pflanzenornament zu bilden. Hier ist das Oval in einen Kreis zusammengezogen.

Im Jahre 1147 wurde, wie erwähnt, der Kreuzzug gegen die vom Christentum abgefallenen und die noch heidnischen Wenden in Scene gesetzt. Berücksichtigt man, dass Gewohnheiten in Darstellung von Verzierungen damals nicht selten durch Jahrhunderte fortlebten, so wäre der Zeitraum von 1147 bis 1238 kein Grund zur Ablehnung der Annahme, dass das hier vorliegende Schwert für einen Ritter, der an dem gedachten Kreuzzuge teilnehmen wollte, geschmiedet worden sei. Ja es wäre denkbar, dass die Entstehungszeit bis zum Jahre 1300 ausgedehnt werden könnte, wenn der Nachweis zu erbringen wäre, dass bis dahin zu irgend einer Zeit kriegerische Bewegungen gegen Heiden stattgefunden hätten. Nicht nur diesen Nachweis werde ich, sondern auch den wahrscheinlichen Nachweis des ehemaligen Besitzers hoffe ich aus dem Zeichen im Schwertknauf zu erbringen.

Wie eingangs erwähnt, befindet sich das Schwert im Besitze eines Herrn von Oertzen. Ich habe desshalb Veranlassung genommen, die „urkundliche Geschichte des Geschlechts von Oertzen von G. C. F. Lisch, Grossherzoglich-Mecklenburgischen Archivar, Schwerin 1847“ eingehend zu studieren. Es ist dies derselbe Geheimrat Lisch, der durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Vorgeschichte Mecklenburgs sich einen Namen gemacht hat. Nicht der hier in Frage kommende Herr von Oertzen war die Veranlassung für mich zu diesem Studium, sondern das Zeichen im Schwertknauf. Als Schriftzeichen löst sich dasselbe nämlich dahin auf, dass an ein auf der Spitze gestelltes Viereck — eine mittelalterliche Form für O — sich ein anderes Zeichen stellt, das nach rechts, nach oben und nach unten in Verbindung mit dem Abschluss des O nach links die Form des mittelalterlichen C ergeben würde. Diese ist durch den Abschluss des O nach rechts durch die beiden divergierenden Stäbe in horizontaler Richtung geteilt, so dass ein starker Anklang an E entstand. Nimmt man nun an, dass das E in Figur 27 zwecks Aufnahme oder Anschlusses des E an die O-Form in seinem Querstrich geteilt wurde, so dass der obere Teil dieses Querstriches schräg nach oben, der untere schräg nach unten geführt wurde, so würde die Figur 30 immerhin noch als E anzusprechen sein, zumal diese E-Form nicht selten durch einen horizontalen Doppelstrich vom C unter-

schieden wurde. Man hätte aber dann das Zeichen im Knauf als OE zu lesen. Lag nun auch die Versuchung sehr nahe dies Zeichen als eine Buchstaben-Verbindung anzusehen, so sprach schon das Ungewöhnliche einer solchen Erscheinung dagegen; die Ausführungen von Lisch entzogen einer solchen Annahme vollends den Boden, indem er bemerkt, dass erst seit Mitte des 14. Jahrhunderts die Schreibung Oertzen aufgetaucht sei und zwar in der Form der nordischen Schreibweise, welche durch das O einen schrägen Strich von rechts oben nach links unten macht. Der Name selbst hat sich aus dem wendischen Namen Uriz entwickelt, welcher 1192 zum ersten Male in der Geschichte auftaucht. Es mag wohl sein, dass schon lange vor der Mitte des 14. Jahrhunderts das Ö statt O beim Aussprechen des Namens durchklang; aber geschrieben wurde es noch nicht.

Hiergegen liefert das Werk von Lisch ausreichendes Material zu einer anderen Erklärung des Zeichens im Knauf. Sehr eingehende Studien sind der Entwicklung des Oertzenschen Familienwappens gewidmet. Im wesentlichen stellt dasselbe 2 Arme, die bald nackt, bald mit Armschienen bewehrt sind, dar, welche im Ellenbogengelenk ziemlich rechtwinklig gebogen sind und deren Hände einen Ring halten. In Figur 31 habe ich aus einem von Lisch mitgeteilten Siegelwappen vom Jahre 1318 das eigentliche Wappenschild herausgezeichnet, daraus 7 über die Wappenfläche zerstreute, als Pflugschar 'gedeutete Figuren weggelassen, welche angeblich darauf hinweisen sollen, dass die Oertzen ursprünglich Landbebauer gewesen seien. Schon in einem Siegel von 1358 kommen diese Figuren im Wappen nicht mehr vor und sind seitdem weggeblieben. Der Ring, den die beiden Hände halten, trägt ein Kleinod. Es soll durch denselben nach Lisch das Vasallenverhältnis ausgedrückt sein. Denselben Ring, aber mit nur einem Arm führt die Familie Schwerin im Wappen. Wenn man sich nun in den Wappenschild mit den gebogenen Langseiten die gebogenen Arme als einfache Linien hineinzeichnet, so erhält man genau die Figur, welche im Schwertknauf dargestellt ist. Der mittelalterliche Künstler hat sich — und eine andere Darstellung wäre bei der Kleinheit der Figur und der Sprödigkeit des Materials mit unverhältnismässigen Schwierigkeiten verbunden gewesen — allerdings die Sache vereinfacht, indem er den Ring als selbstverständlich wegliess und die Oberarme zugleich den Rand des Schildes sein liess, statt an der Stelle je 2 gleichlaufende Striche zu zeichnen. Hiernach habe ich nicht den geringsten Zweifel, dass die in Rede stehende Figur die denkbar einfachste Darstellung des Oertzenschen Familienwappens bildet.

Es bliebe nun noch der Nachweis zu erbringen, dass die Oertzen an einem Kreuzzuge teilgenommen haben. Als Unterthanen und Vasallen der mecklenburgischen Fürsten würde die Geschichte Mecklenburgs die

sicherste Auskunft geben können und sie thut es auch bis zu einem gewissen Grade.

Von den Nachkommen Borwins wird Fürst Heinrich von Mecklenburg mit dem Zusatz „der Pilger“ versehen. Seite 44 seines Werkes schreibt Lisch bezüglich dieses Fürsten, der von 1264—1302 regierte: „In der Begeisterung der damaligen religiösen Ansichten, aus ritterlicher Tapferkeit, aus Lust, die Welt und den fabelhaften, reizenden Orient und Süden zu schauen, auch wohl im Dankgeföhle gegen die Vorsehung für die glückliche Durchführung der Bekehrung und Zähmung des hartnäckigen Obotritenvolkes und für das üppige Aufblühen aller jungen Stiftungen, ergriff den Fürsten Heinrich von Mecklenburg die Sehnsucht nach Kreuzfahrten. Schon früher hatte er einen Kreuzzug nach Livland unternommen und dort im Getümmel der Schlacht ein junges heidnisches Mädchen gerettet, welches er zum Christentum erzog, adoptierte und in das Kloster Rhena gab. Bei der Ausstattung derselben war Detwig von Oertzen gegenwärtig.“ Es gab damals zwei Brüder Dietrich und Detwig von Oertzen, von denen der erstere als Landeshauptmann in Wismar lebte und als kriegerischer Held bezeichnet wird; Detwig dagegen war ein vertrauter Freund und Rat des Landesfürsten, welcher ihn, nachdem er selbst 1272 auf dem Kirchhofe des Franziskanerklosters zu Wismar das Kreuz genommen, seiner zurückbleibenden Gemahlin Anastasia zugleich mit Heinrich von Strahlendorf zum Berater bestellte. Ernst von Kirchbachs mecklenburgische Reimchronik von 1379 sagt ausdrücklich im 35. Kapitel:

Jedoch fraw Anastasia
nach czweyn rittirn sante da:
von Ortze dedewig hiez der eyne,
der andir hiez von Stralendorf Heyne,
den hatte ir herre bruolen glich
daz lant zu bewarene getruwelich.

Keiner der beiden Brüder Oertzen zog hiernach mit Heinrich zum heiligen Lande; sie werden wahrscheinlich beide den Kreuzzug nach Livland mitgemacht haben und noch wahrscheinlicher in nächster Umgebung Heinrichs, denn nur aus solcher Waffenbrüderschaft lässt sich das Vertrauensverhältnis erklären, in dem namentlich Detwig zu seinem Lehnsherrn stand. Die Zeit des Livländer Kreuzzuges habe ich soweit Heinrichs Beteiligung in Betracht kommt, nicht genauer feststellen können, im wesentlichen waren 1245 jene Kämpfe beendet, sodass sie bald nach seinem Regierungsantritt 1264 gelegt werden dürfte, wenn man nicht annehmen will, dass er schon als junger Prinz sich an diesem Kreuzzug beteiligte. Es würde sonach immerhin die Mitte des 13. Jahrhunderts als die Zeit der Herstellung des vorliegenden Schwertes anzusehen sein. Denn später findet sich in der Mecklenburgischen Geschichte ein Kreuzzug nicht erwähnt.

Es würde sich nun fragen, welchem der beiden Brüder das Schwert wohl gehört habe. Dazu ist eine kurze Entwicklung der Linien nötig. Dietrich wird als Stifter der Mecklenburgischen, Detwig als der der Stargardtischen und Nicolaus (1295–1308) ein Knappe und fürstlich werlescher Schildknappe und Hofgenosse als der der Schwerinschen Linie angesehen. Aus diesen Linien heraus entwickelten sich wieder „Häuser“, die sich zum Teil über die Grenzen Mecklenburgs ausbreiteten. Es liegt auf der Hand, dass in dem aussermecklenburgischen Besitzstande der einzelnen Häuser im Laufe von 4–500 Jahren mehrfach Veränderungen eintraten, so dass es überaus schwierig ist, darin zu folgen. Das Haus Feldberg — zur Stargardtschen d. i. Strelitzschen Linie gehörig — liegt der Prignitz am nächsten und wenn es nicht unwahrscheinlich ist, dass von dort her das Schwert nach Preussen gekommen ist, so würde es wohl von Detwig herkommen. Dafür möchte auch ein innerer Grund sprechen. Während nämlich Dietrich ebenso wie seine Nachkommen vorherrschend als Ritter und Knappen bezeichnet werden, erscheinen aus den Häusern der Stargardtischen Linie, der Stellung des Stifters entsprechend, vorherrschend Verwaltungsbeamte, so dass man einen geringeren Verbrauch des Kriegsgerätes mit einem Grade von Wahrscheinlichkeit annehmen und nicht ganz mit Unrecht folgern kann, dass das vorliegende Schwert sich von Detwig auf die Gegenwart fortvererbt hat.

Eine Feststellung darüber, wo das Schwert sich zuletzt auf einem Oertzenschen Gut befand und welchem Hause dasselbe angehört, würde diese Frage voll und ganz mit ziemlicher Sicherheit beantworten, da hinsichtlich der Zeit seiner Anfertigung kaum ein begründeter Zweifel bestehen kann.

Die Museumverwaltung ist leider nicht in der Lage hierzu Materialien zu geben und so müssen wir uns mit der Feststellung begnügen, dass das Schwert wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts für den Kreuzzug in Livland angefertigt und vielleicht von Detwig von Oertzen geführt wurde.

Bartholomäus Krüger.

Ein märkischer Dichter des 16. Jahrhunderts.

Von

Otto Pniower.

Schwerlich irre ich, wenn ich annehme, dass den allermeisten von Ihnen der Name des märkischen Dichters Bartholomäus Krüger zum ersten Male auf dem Ihnen vor wenigen Tagen zugegangenen Programm unserer heutigen Sitzung entgegentrat. Zu Ihrer Beruhigung sei es gesagt, dass Ihnen das nicht zur Unehre gereicht. Ist es überhaupt keine Schande, den Namen eines nicht hervorragend aufgetretenen, längst verschollenen Dichters nicht zu kennen, so ist die Unbekanntschaft in diesem Falle ganz besonders verzeihlich. Denn selbst die zünftige Litteraturgeschichte hatte ihn lange gänzlich unbeachtet gelassen und nahm erst neuerdings und nur spärlich Notiz von ihm. In den umfassenden Darstellungen der Geschichte der deutschen Dichtung wird seiner so gut wie gar nicht gedacht. Selbst die alte Zeit behielt Krüger so wenig in Erinnerung, dass das bedeutendste seiner Werke sich nur in einem einzigen Exemplare erhalten hat, das im Besitze der hiesigen königlichen Bibliothek ist.

Das Verdienst, auf den in Vergessenheit geratenen Dichter aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem grössten Kenner der Litteratur des 16. Jahrhunderts: Karl Goedeke. In seiner 1849 erschienenen Anthologie „Elf Bücher deutscher Dichtung“ wies er zuerst auf ihn hin als einen, „der eines der grossartigsten Mysterien des 16. Jahrhunderts mit wahrhaft bewunderungswürdigen Szenen und in genialer Auffassung des vergänglichen Menschengeschickes der ewigen Weltordnung gegenüber schrieb.“ Und in demjenigen Werk, das nicht am wenigsten zu der mächtigen Entfaltung der modernen Litteraturgeschichte d. h. zur wissenschaftlichen Betrachtung der neueren deutschen Poesie beitrug, in seinem „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung“ nannte er dasselbe Drama wiederum eines der ausgezeichnetsten Spiele des ganzen Jahrhunderts. Er veranlasste dann auch seinen Mitarbeiter Julius Tittmann in die Sammlung der „Schauspiele“ des 16. Jahrhunderts (Leipzig 1868. 2. Teil) dieses von ihm so hochgestellte Drama aufzunehmen. Weitere Neudrucke von Werken Krügers veranstalteten ferner Theobald Raehse (Halle 1882, Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, herausgegeben von Wilh. Braune, No. 33) und Johannes Bolte (Leipzig 1884), so dass die drei Dichtungen Krügers, die uns von ihm überliefert sind, in jedermann zugäng-

lichen Abdrücken vorliegen. Die einzige zusammenhängende Würdigung der Wirksamkeit des Dichters lieferte Wilhelm Scherer in der vom Freiherrn von Liliencron herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Biographie“. Sie ist entsprechend der Stelle, wo sie steht, nur kurz, aber um so treffender. Mit einem einzelnen Drama Krügers, insbesondere mit der Frage, mit welcher Kunst er den von ihm bearbeiteten Stoff dichterisch gestaltete, beschäftigt sich eine Anzeige des von Johannes Bolte besorgten Abdruckes, die Richard Maria Werner zum Verfasser hat. (Zeitschr. f. österr. Gymnasien Bd. 35 (1884) S. 845 ff.) Endlich veröffentlichte Joh. Bolte in den Mitteilungen des Berliner Geschichtsvereins (1888 S. 61 ff.) einen sich zum Teil mit Barth. Krüger befassenden Aufsatz: Hans Clauert und Joh. Schönbrunn. Bis auf nichtssagende Anzeigen der beiden letzten Neudrucke der Krügerschen Werke und eine auch nicht in Betracht kommende von Wilhelm Scherer gar zu abhängige Biographie des Dichters in Ersch und Grubers Encyclopaedie ist das die ganze über ihn existierende Litteratur.

Dieser Ärmlichkeit entspricht die geringe Kenntnis, die wir von dem äusseren Leben Bartholomäus Krügers besitzen. Aus den nach dem Geschmack der Zeit breit und behaglich sich ergehenden Titeln seiner Schriften wissen wir, dass er in Sperenberg bei Zossen geboren ist, jenem an Naturschönheiten reichen, durch seine Gipsbrüche und sein Salzlager geologisch bemerkenswerten Dörfchen des Kreises Teltow. Wann, können wir leider nicht sagen. Als seine beiden ersten Werke gedruckt wurden — es war im Jahre 1579 — war er Stadtschreiber und Organist in dem seinem Geburtsort benachbarten Städtchen Trebbin. In der Vorrede zu seinem dritten, neun Jahre später erschienenen Werk, nennt er sich nur Stadtschreiber. Er hatte also wohl die Stelle als Organist aufgegeben oder verloren.

Die Besoldung, die ihm diese Ämter eintrugen, mag nicht die reichste gewesen sein. Wir dürfen das aus zwei Umständen schliessen. Einmal befand sich Trebbin um diese Zeit in einer finanziell so bedrängten Lage, dass es sich genötigt sah, die Hilfe des Landesherrn anzuflehen. Die Bittschriften, die die Verwaltung des Städtchens einreichte, haben sich bis heute erhalten. Der glückliche Spürsinn des auch um die Geschichte unserer Mark so sehr verdienten Johannes Bolte hat sie im hiesigen Staatsarchiv entdeckt. Unter den Ursachen, die für den Notstand angeführt werden, wird auch das so gar geringe Einkommen des Rathauses aufgezählt, so „dass nicht allein die Herren des Rats so Ampts halben ohn unterlas grose mühe haben, und dadurch ihre narung verseumen müssen, deshalb schier gar nichts bekommen, sundern auch die kirchen und andere Diener, deren man gar nicht entberren kann, nicht nottürftig besoldiget kön-

nen werden.“ Bolte vermutet wohl mit Recht, dass die eine der Bittschriften den Stadtschreiber Bartholomäus Krüger selbst zum Verfasser hat. Wenn unser Dichter dann in einem seiner Werke zweimal (Spiel von den bäurischen Richtern v. 673 und v. 1939) von der teuren Zeit spricht, so ist das gewiss aus der Beobachtung seiner unmittelbaren Umgebung geschöpft und persönlich empfunden.

Das zweite Moment, das uns zu schliessen nötigt, dass auch Bartholomäus Krüger das bei den Poeten so häufige Loos traf, nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet zu sein, liegt darin, dass er seine beiden ersten, zu gleicher Zeit erschienenen Werke den Ratmännern ferner Städte widmete: das eine den von der löblichen freyen Bergstadt Joachimsthal in Böhmen, das andere den der Stadt Schneeberg in Sachsen. Indem er sie zu Paten seiner Schöpfungen machte, erbat er nach der Sitte der Zeit ihre Gunst, die er in den Vorreden ausdrücklich ansprach, gewiss in der Erwartung seine Belohnung sei es in barer Münze, sei es in Gestalt einer Anstellung oder Empfehlung an andere Communen zu erhalten.

Das ist alles, was wir von den äusseren Lebensumständen Krügers wissen. Ueber seine innere Entwicklung fehlt es uns gänzlich an unmittelbaren Nachrichten. Auch hier sind wir lediglich auf Schlüsse aus seinen Dichtungen angewiesen. Und da sehen wir, dass er keine eigentlich gelehrte Bildung besass. Das Lateinische beherrschte er nicht so, wie es für einen Gelehrten jener Zeit gewissermassen Pflicht war. Denn die in dieser Sprache abgefassten Lobgedichte zu seinen beiden Dramen hat er nicht selbst verfasst, sondern sich von dem Schulrektor von Trebbin, Johannes Walther, anfertigen lassen. Und das Griechische scheint er garnicht verstanden zu haben. Giebt er doch in dem einen Drama einem Teufel, der den Tod personificiert, den Namen Athanatus d. h. gerade Nicht-Tod.

Seiner Konfession nach war er ein strenger Lutheraner. Das lässt die Art, wie er in dem einen Drama den religiösen Stoff erfasst, unzweideutig erkennen.

Das wäre das, was wir über das äussere und innere Leben Krügers so auf den ersten Blick aus seinen Werken ersehen. Wollen wir mehr wissen, wollen wir in das innere Wesen des Mannes einzudringen suchen, so müssen wir in Dichters Lande gehn. Und es ist auch nicht zu befürchten, dass wir auf beherzte Fragen keine Antwort erhalten. Der wirkliche Dichter schreibt mit seinem Herzblut. Was Goethe von seinen Werken sagte, dass sie Konfessionen, Selbstbekenntnisse seien, das gilt in beschränktem Sinne von allen grösseren poetischen Produktionen. Sie sind Niederschläge oft der äusseren, immer aber der inneren Erfahrung. Sie zeigen, wie sich der Dichter zu den grossen Fragen des Lebens oder seiner Zeit stellt, sie lassen seine Weltanschauung erkennen.

Ferner: spricht sich schon in der Wahl des Stoffes der Charakter des Dichters aus, so noch mehr in der Art, wie er ihn gestaltet. War Bartholomäus Krüger ein Poet von dem Range, den ihm Karl Goedeke anweist, dann müssen uns auch seine Werke über ihn selbst, seine Individualität, seinen Charakter Auskunft geben, kurz ein Bild seiner Persönlichkeit gewähren.

Wir besitzen von ihm drei Dichtungen: zwei Dramen in Versen und eine Sammlung von Schwänken in Prosa. Die beiden Dramen sind, wie ich schon bemerkte, zu gleicher Zeit erschienen. Beide Vorreden tragen dasselbe Datum: den 19. Novembris Anno 1579. Ein Druckort ist bei beiden nicht vermerkt. Die acht Jahre später erschienene Schwanksammlung ist in Berlin bei Nicolaus Voltz gedruckt, einem auch sonst hervorgetretenen Buchdrucker.

Das erste Drama führt den Titel: „Spiel von den bürgerlichen Richtern“. Es ist wie auch das zweite in fünf Akte gegliedert, jeder Akt in mehrere Szenen. Nach heutiger Terminologie würden wir es ein realistisches Stück nennen. Die Vorgänge spielen sich durchaus in der Zeit ab, der der Dichter selbst angehört und ihre Zustände werden geschildert. Den Stoff zu seinem Drama fand Krüger in einem Geschichtsbuch des 16. Jahrhunderts, wie er selbst in dem Prologus angiebt. Seltsamer Weise nennt er aber nicht die wirkliche Quelle. Er sagt, dass die Geschichte, die sich im Jahre 1537 zutrug, von Sleidanus im Regentenbuch erzählt werde. Ein Buch dieses Titels hat aber Sleidan nie geschrieben. Erst dem findigen, von mir schon so oft genannten Dr. Bolte gelang es festzustellen, dass Georg Lauterbecks 1559 in neuer Auflage erschienenenes Regentenbuch gemeint ist.

Hier wird nun erzählt, wie in einem Dorf bürgerliche Richter einen Landsknecht „umb einer geringen sach willen“ zum Tode verdammten. Die vornehmste Ursache seiner Verurteilung sei gewesen, dass er im Besitz einer beträchtlichen Geldsumme war. Alles Bitten und Beschwören des Landsknechtes, ihm das Leben zu lassen, vermochte die harten Richter nicht zu erweichen. Als dem armen Delinquenten alle Aussicht auf Rettung dahingeschwunden war, rief er die Rache des Himmels an: „Dieweil ir alle, sprach er, miteinander in diesem Gericht zu meiner bitt taube Ohren habt, So heische und lade ich euch, für das gerechte Gericht Gottes, ins thal Josaphat.“ Nach einer seit dem frühen Mittelalter verbreiteten, durch eine Bibelstelle vermittelten Ansicht sollte im Thal Josaphat das jüngste Gericht gehalten werden. Dort also sollen nach dem Wunsche des unschuldig Verurteilten die ungerechten Richter zur Verantwortung gezogen werden. Die Strafe des Himmels erreicht die Bauern nur zu bald. Ehe ein Jahr verging, kamen alle vier Richter um: der eine ward vom Blitz erschlagen, der andere wird bei einem

Gelag in Streit verwickelt und getötet, der dritte wegen Diebstahls erhängt, der vierte erlag einem qualvollen Fieber.

Diese Anekdote nun dramatisiert Krüger. Der Stoff ist dafür nicht dankbar. Er bietet nur wenige Motive und von den wenigen eignet sich das eine oder andere, wie z. B. das, dass der eine Bauer vom Blitz erschlagen wird, überhaupt nicht für die Scene. Um so mehr Anerkennug nötigt uns das dichterische Können Krügers ab, wenn wir sehen, wie er die Vorlage bewältigt hat. Richard Maria Werner hat gezeigt (a. a. O.) wie er den Stoff aus Eigenem bereicherte, die gegebenen Motive in Handlung umzusetzen und mit einander zu verbinden verstand.

Die beiden ersten Akte, die ganz frei erfunden werden mussten, stellen dar, wie der aus dem Feldzug heimgekehrte Landsknecht Huen einen Bauern um die übliche Landknechtsgabe anspricht. Der Bauer weigert sich die Bitte zu gewähren. Es kommt zum Streit. Der Landsknecht zieht vom Leder, der Bauer flieht. Inzwischen hat der Kumpan des Landsknechts verabredetermassen dem Stall des Bauern einen Besuch abgestattet und einige Hühner gestohlen. Mit der Beute beladen gehen er und der Landsknecht ins Wirtshaus, um sich die Hühner „fein brühen“ zu lassen und dazu fröhlich zu zechen. Der Bauer eilt zum Schulzen des Dorfes, um für den ihm widerfahrenen Diebstahl Rache zu fordern. Da er weiss, dass Huen im Wirtshaus sitzt, beredet er den Schulzen mit ihm dorthin zu gehn und den Übelthäter festzunehmen. Der Schulze, der ein vorsichtiger Mann ist, gebietet einigen seiner Bauern sich mit Waffen zu versehen und ihn zu begleiten. Der Landsknecht wird überwältigt, seinem Kumpan, dem eigentlichen Dieb, gelingt es zu entkommen. — Daran schliesst sich sogleich die gerichtliche Beratung, in der der Verhaftete zum Tode verurteilt wird. Der Besitz von zweihundert Kronen, von dem die Bauern Kenntnis bekamen, wird ihm zum Verhängnis. In ihrer Gier nach dem Geld achten sie nicht auf seine Unschuldsbeteuerungen. Das Urteil, die Hinrichtung mittels des Galgens wird sogleich auf der Bühne vollzogen.

In den letzten drei Akten werden die Folgen dieses ungerechten Urteils ganz nach dem Vorbilde der Quelle dargestellt. Da diese nun berichtet, dass der eine der Bauern wegen Diebstahls gehenkt wurde, so wird diese Prozedur dem Zuschauer noch einmal vor Augen geführt und dieses Mal bethätigt der Dichter seinen Wirklichkeitssinn noch stärker. Er beobachtet das zu seiner Zeit übliche Ceremoniel der Hinrichtung ganz getreu. Dr. Bolte hat darauf hingewiesen, dass der in dem Drama sich abspielende Hergang einer Beschreibung des peinlichen Halsgerichts entspricht, die uns in den Aufzeichnungen des Spandauischen Bürgermeisters Joachim Fritsch v. J. 1602 erhalten sind.

Bei der Abschätzung des dichterischen Vermögens Krügers darf man den Standpunkt seiner Zeit natürlich nicht verlassen. Er ist ganz

in den Eigentümlichkeiten befangen, die mit den naiven scenischen Bedingungen des damaligen Theaters verbunden sind. Nach heutigen Begriffen stellt er zu kühne Voraussetzungen, erscheint seine Motivierung, so sehr er um sie bemüht ist, unzulänglich. Er trägt keine Bedenken bei einem ganz in seiner Zeit wurzelnden Stoff Satan in die Handlung eingreifen zu lassen. Wie bei dieser Figur wirkt bei einer anderen, der des „Mordteuffels“ mittelalterliche Tradition nach. Wenn ich Ihnen Art und Wesen dieser Gestalt klar machen will, so vergleiche ich sie am besten mit dem Ihnen allen bekannten „Bösen Geist“, der in der Domszene von Goethes Faust das arme Gretchen in Angst und Ohnmacht treibt. Goethe schuf ihn natürlich in bewusster Anlehnung an das Drama der Zeit, in der der historische Faust lebte. Wie der „Böse Geist“ die innere Stimme Gretchens verkörpert, eine Personifikation der Reue und Qual ist, von der ihre schuldbeladene Seele erfüllt ist, so personifiziert der „Mordteuffel“ die schlechten Eigenschaften der Bauern, ihre sie ins Verderben stürzende Habgier. Aber natürlich ist der ursprüngliche Sinn der Figur nicht mit der Konsequenz festgehalten, die dem „Bösen Geist“ im Faust eigen ist. Krüger weiss von ihr einen wirkungsvollen Gebrauch zu machen. Meist erscheint der Mordteuffel mit einem Gefolge von Helfershelfern. Da wo er das erste Mal auftritt (v. 377 f.), huscht er gewissermassen nur über die Scene. Er spricht nur wenige, absichtlich etwas dunkel gehaltene Worte, die eine in der Handlung eingetretene Pause geschickt ausfüllen, zugleich aber gespenstisch und ahnungsvoll auf das Folgende vorbereiten.

Noch packender ist sein zweites Auftreten. Der Landsknecht ist im Wirtshaus verhaftet worden und die Bauern beraten über seine Bestrafung. Der geldgierige Vorsitzende des Gerichts, der Schulz Gürgen Taubennest, hat den Schöppen mitgeteilt, dass der Festgenommene im Besitz einer beträchtlichen Summe Geldes ist. Der Vorschlag des gutmütigsten der Bauern, sein Vergehn mit einer Geldstrafe zu ahnden, wird als inopportun zurückgewiesen. Da rät der Rechtsbeistand der Bauern, der — was für den lutherisch gesinnten, stark antipapistischen Dichter recht bezeichnend ist — seines Zeichens ein Mönch ist, den Versammelten sich nicht lange mit der Festsetzung der Strafe abzuquälen, sondern den Angeklagten kurz und gut hängen zu lassen. Verführerisch rechnet er den geldlüsternen Richtern vor, wie viel von dem Besitze des Verdammten jedem zufallen würde, wobei er dem Schulzen eine Extravergütung in Aussicht stellt, zuletzt aber auch eine Belohnung für sich und seine Kunst nicht vergisst. In diesem Moment erscheint der „Mordteuffel“, um (v. 679 f.) die Geldgier der Bauern von neuem zu stacheln. Seine Ermunterung giebt den Ausschlag. Das Schicksal des armen Landsknechtes ist besiegelt.

Noch einmal erscheint er in einem ähnlich entscheidenden Moment.

Der Landsknecht hat fast schon die Leiter zum Galgen erstiegen, da beschwört er noch einmal die Richter, ihm sein junges Leben zu lassen. Gern will er ihnen sein Geld geben und er verspricht nie mehr in ihr Dorf zu kommen. Da warnt der Mordteufel die Bauern, indem er die Gefahr malt, in die sie sich, wenn sie ihn frei lassen, begeben. So muss das Haupt des Landsknechts fallen.

Von nun ab ändert sich die Rolle des Mordteufels. Kaum hat er die Richter zu der Unthat verleitet, so zeigt er sich als der Vertreter ihrer Rache. Wie er unmittelbar nach der Hinrichtung des Landsknechts seinem Triumph über das geschehene Unrecht Ausdruck giebt (v. 914 ff. 987 ff.), so erscheint er bald, um seine Freude über den Fall der von der Rache des Schicksals Ereilten auszusprechen (v. 1137 f. v. 1942) und Zuschauer des verhängnisvollen Schmauses zu werden, bei dem ein Bauer vom andern erstochen wird, bald erhebt er, nachdem das geschehen, über das glückliche Gelingen der Rache einen Freudengesang mit seinem Gefolge (v. 1450) und führt mit ihm einen Tanz aus. Oder er bewirkt, dass einer der ungerechten Richter, als er selbst einen Diebstahl auszuführen im Begriffe ist, ertappt wird. Später schliesst sich ihm bei seinem Thun der Satan selbst an.

Originell und seltsam ist die Art, wie diese beiden, „der Mordteuffel“ und Satan, den Mönch Quirinus, der zuerst den Bauern vorschlug, den Landsknecht hängen zu lassen, strafen. Als sie den vom Fieber geplagten Schulzen zur Hölle holen, stimmen sie mit ihrem Gefolge ein Terzett an. „Sie lassen, wie es in der scenischen Bemerkung heisst, den Bass bleiben, fahens aber etliche mal an, und hören wider auff, weil es nicht klingen will . . . und wenn sie etlich mal vom singen aufgehöret, holen sie den Münch, dass er Quartam vocem singen muss.“ Auf diese Weise wird Quirinus trotz dem Zeichen des Kreuzes, das er, um die Teufel abzuwehren, macht, in die Hölle geschleppt.

An einigen dieser Stellen zeigt Krüger bemerkenswerte künstlerische Qualitäten. Kunstvoll verwendet er das Mittel der Steigerung (v. 665 f. 679 ff.), indem er durch stufenmässige Anwendung desselben Motivs Spannung zu erregen weiss. Er erreicht überhaupt ästhetisch eine nicht unbeträchtliche Höhe. Seine Fähigkeit zu charakterisieren ist keineswegs gering. Bei einigen Figuren hat man das Gefühl, dass sichere Bilder von ihnen vor dem inneren Auge des Dichters standen. Wie gut sind in einer ganz kurzen Scene (v. 1012 ff.) der Krüger (d. h. der Inhaber des Dorfkruges) und seine Frau gezeichnet: ihr gedrücktes Wesen, die Furcht vor der Obrigkeit (v. 1048 u. 1056), die Bauernschlauheit, mit der sie sich über das dem Unschuldigen widerfahrene Unrecht trösten, indem sie sich schmunzelnd gestehn, dass das dem Landsknecht abgenommene Geld zum Teil bei ihnen verschlemmt werden

würde! Man sieht: Krüger vermag schon kompliziertere Seelenregungen zu schildern. So weiss er auch (v. 647 f.) den vorsichtigen Bauern gut zu treffen, der zwar, anders als seine Genossen im Gericht, das angebliche Vergehen des Landsknechts milde zu ahnden geneigt ist, doch aber gerne eine Geldstrafe anwenden möchte, um selbst etwas abzubekommen, wiederum aber fürchtet, dass der Inhaftierte nichts besitze. Er gerät dadurch in eine Art Konflikt, aus dem er sich durch Hingehlassen rettet. So sind die Personen durchaus nicht wie sonst so häufig im 16. Jahrhundert auf einen Zug gestellt. Wo aber ein Grundzug mehreren Personen eigentümlich ist, wie den Bauern die Habgier, weiss Krüger ihn bei den einzelnen hübsch zu differenzieren. Er versteht auch schon durch Charaktereigenschaften äussere Vorgänge in Bewegung zu setzen, ohne welches Vermögen es ihm nicht gelungen wäre, die an Handlung so arme Anekdote zu dramatisieren. Auch den Kontrast weiss er wirkungsvoll zu verwenden. Eben als der Landsknecht von den Bauern gefangen genommen werden soll, als die Katastrophe beginnt, lässt er ihn der Wirtin zurufen:

Frau Wirtin schencket tapffer ein,
Wir müssen heute fröhlich sein. (v. 471)

und sein Gefährte stimmt auf seinen Wunsch ein Liedlein an. An einer Reihe von komischen Zügen fehlt es nicht (v. 382 f.), doch beruht dies Element hauptsächlich auf dem billigen Effekt der Namensnennung. Seine Bauern heissen: Gürgen Taubennest, Cuntz Kachelloffen, Merten Fressebier, Fritz Spülebacke, Marx Sauerkohl, Matz Haberstroh u. ä. Natürlich dass der Dichter dann im Drama selbst von der Komik eines derartigen Namens Gebrauch macht. Als der Bauer Merten Fressebier vor den Schöffen steht und auf die Frage wie er heisst, seinen wohlklingenden Namen nennt, erwidert der erste Schöffe:

Das ist fürwar ein seltzam nam (v. 1228).

Blitz hier schon etwas wie Humor auf, so darf man sagen, dass Krüger eine bestimmte Abart dieses wichtigen poetischen Ingrediens in hervorragendem Masse eigen ist. Die Abart ist allerdings nicht nach jedermanns Geschmack und ich fürchte, bei den Damen wird sie wenig Anklang finden. Krüger ist für seine Zeit ein Meister des grausigen Humors. In den Szenen, in denen der Henker und sein Knecht erscheinen, lebt etwas von der Stimmung, die uns etwa aus der Deveroux- und Macdonald-Szene in Schillers Wallenstein und aus der Friesshardt und Leutholdscene seines Tell entgegenweht. Rücksichtslos lässt Krüger seinen Fabian und Frantz ihre Bereitwilligkeit zu töten, ja ihre Freude daran aussprechen. Verdienen sie doch Geld damit. Als ein Bauer den einen von ihnen auffordert an sein Werk zu gehn, ruft er aus: (v. 737 f.)

„Dieweil es euch also gefelt,
So gebt uns nur genugsam geldt.
Wir woln dich selber hencken wol,
Dazu die andern allzumal.“

und am Schluss der Scene:

„Ich wolt es kem all tag solch glück,
Das einer must gehn hinterrück
Zur Kirchen (d. h. gehenkt werden), noch erfreut michs mehr
Wann ihrer allzeit sieben wehr.“

Und doch — und darin liegt ein ergreifender tiefsinniger Humor — zeigt dieser rohe Mann im Gegensatz zu den hartherzigen bäurischen Richtern Mitleid mit dem unschuldig verurteilten Landsknecht: „Noch ist mirs um den Gesellen leidt“, sagt er wiederholt vor und nach der Hinrichtung (vgl. 794. 1766 f.) und als er im Begriff ist sie zu vollziehen, reicht er dem armen Delinquenten seine Flasche:

„So trink noch eins in deinem leidt.“ (v. 900)

Den Gipfel erreicht dieser wilde Humor des Dichters, als der „Mordteuffel“ und Satan nach der Hinrichtung Fressebiers ihn vom Galgen in die Hölle schleppen und der eine dem anderen die Leiche zuwirft, „dass es pufft“ (v. 2250 ff). Diese kurze Scene ist, so sehr sie dem heutigen verfeinerten Empfinden widerstrebt, in ihrer Art grandios.

Krüger schwelgt hier in übermenschlichen und grotesken Zügen und doch scheint er am meisten in seinem Element zu sein, wo er kleine vertrauliche Motive anbringen kann. Wie hübsch ist es, wenn der Landsknecht seinen Genossen ein Liedlein zu singen auffordert und er sich bereit zeigt, vorher aber einen Schluck zu thun begehrt:

„Wann ich zuvor austrinck das Glas
Darnach so sing ich desto bass. (v. 481 f.)

Oder wenn, als die Bauern das abgenommene Geld unter sich teilen, der eine ausruft:

Ach seht doch, ist das Geld so fein,
Wie gibt es so ein hellen schein (v. 970)

und weiterhin der eine ein Geldstück zurückweist:

Den nem ich nicht, der hat ein loch
es aber doch auf das Zureden der Genossen einsteckt.

Derartiges realistisches Detail, das so geeignet ist, uns die Vorgänge gegenwärtig zu machen, ist das beste Zeugnis des künstlerischen Vermögens Krügers. Der Sinn dafür ist in ihm so stark, dass diejenigen Partien, in denen er vorzugsweise zur Geltung kommt, als die

am meisten gelungenen zu betrachten sind. Lebendig schildert er im dritten Akt den Totenschmaus beim Schulzen (v. 1153 f.) und das sich anschliessende Kartenspiel (v. 1237 f.), bei dem er technische Einzelheiten anzuführen nicht unterlässt (v. 1237, 1264, 1267, 1280), auch die dabei heute noch übliche Unterhaltung nicht vergisst (v. 1259 f.).

So könnte man ihn einen Genremaler unter den Poeten nennen, dem es in trefflicher Weise gelungen ist, einen Ausschnitt aus dem Leben seiner Zeit zu geben: wir nehmen den gedrückten Zustand des kleinen Bürger- und kleinen Bauerntums wahr, das unter dem Treiben der Landsknechte seufzt, bei der Obrigkeit vergebens Schutz sucht, sie aber doch, eingeschüchtert wie es durch die Leiden der Zeit ist, fürchtet und so noch ihre Tyrannei zu erdulden hat. —

Ich bin bei diesem Drama länger verweilt, um an ihm Art und Wesen der Krüger'schen Muse zu zeigen. Ich kann mich bei der Charakteristik der andern Dichtungen kürzer fassen. Das zweite in demselben Jahr 1580 erschienene Drama zeigt freilich ein sehr viel anderes Gesicht als das bisher besprochene. Behandelte jenes einen irdischen Vorgang, so bewegt sich dieses vorwiegend im Himmel und in der Hölle und kehrt nur zuweilen auf die Erde zurück. Spielte jenes in der Gegenwart des Dichters, so umfasst dieses alle drei Zeiten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. War dort das weltliche Treiben von einem einzelnen Vorgang aus dargestellt, so werden uns hier geistige und geistliche Dinge vorgeführt. Handelt es sich dort um das Schicksal weniger Menschen, so hier um das Schicksal der gesamten Menschheit. Das Drama heisst „Von dem Anfang und Ende der Welt“ und giebt ein Bild von der Entwicklung der Menschheit vom Standpunkt des christlichen Religionsgedankens aus.

Es beginnt mit der Empörung Lucifers, der seinen Stuhl zwischen Gottvater und Christus zu setzen sich erkühnt. Er wird mit seinen Genossen in die Hölle gestürzt. Damit thut sich der Gegensatz auf, der die ganze Weltgeschichte erfüllt. Von Lucifer geht alles Böse, die Sünde aus, Gottvater und Christus, stets wachsam für das Wohl der Welt, wehren sie ab und schaffen das Gute. Dieser Dualismus ist die Angel des Dramas, das über die Gegenwart hinaus mit einem Bilde der Zukunft endet.

Natürlich muss sich, wenn der Dichter einen so ungeheuren Zeitraum in fünf Akte spannt, die Handlung in gewaltigen Sprüngen vorwärts bewegen. Auch kann nicht alles dramatisch verkörpert werden, vielfach muss Krüger zur Aushilfe der Erzählung greifen.

Die gestürzten Engel suchen dadurch Rache zu nehmen, dass sie Adam und Eva zum Ungehorsam gegen Gott verleiten. Der Sohn Gottes aber legt sich ins Mittel. In einer dramatisch bewegten Scene, in der die Personifikationen Justitia und Veritas die Strafe fordernden Ankläger

der sündigen Menschen sind, die Satan gleichfalls Strafe heischend vor den Thron führt, Misericordia und Christus für die Ungehorsamen Fürbitte einlegen, die Pax, der Friede, eine vermittelnde Stelle einnimmt, in dieser Scene wird beschlossen, die Menschen zwar aus dem Paradiese zu treiben, sie aber nicht der Hölle verfallen zu lassen. Auf Gottes Ratschluss soll Christus vielmehr

„faren hin auf erden
daselbst ein Mensch geboren werden
bezalen auch des Menschen Schuld
und im erwerben gnad und huld.
„bei dir, vater, im himmelreich, (spricht der Sohn Gottes)
er leben soll mit mir zugleich. (Act I v. 573 f.)

Und nun versetzt uns der Dichter mit einem kühnen Sprung nach Palästina in die Zeit, da der Heiland geboren wird. Seine Geburt wird den Hirten in einer Scene voll rührender Naivetät angekündigt. Dann wird sein Lehramt kurz vorgeführt, sein Tod berichtet.

Drollig ist bei diesen grossen Sprüngen in der Zeit ein naiver lapsus des Dichters. Als sich in der Hölle das Gerücht verbreitet, dass der Sohn Gottes Mensch geworden und zu Bethlehem geboren ist, schilt Lucifer seine Gesellen aufs heftigste und droht ihnen mit Verderben, wenn sie die Erlösung der Menschen nicht hintertreiben. Als dann die Teufel über den Tod Christi frohlocken, kommt Satan auf jene Drohung Lucifers mit den Worten zurück:

„Seht nun, vorhin wolt ir verzagn
an uns, das wirs nicht recht gemacht;
noch hab ich den ans kreuz gebracht,
den ir vermeinet Gott zu sein.“ (Akt III v. 16 ff.)

Indem der Dichter den Satan von vorhin sprechen lässt, verwechselt er die augenblickliche Darstellung mit dem Gegenstand, den sie vorführt und übersieht, dass zwischen den Scenen nur in der Aufführung ein kurzer Zeitraum, nach der dichterischen Fiktion und dem inneren Zusammenhang aber ein Menschenalter liegt.

Die nicht selbst dargestellten Vorgänge erfahren wir theils aus den Unterhaltungen von Zeitgenossen theils aus dem Triumph der Teufel über das Geschehene. Das Erscheinen des Heilands in der Hölle aber wird uns in einer packenden Scene selbst vorgeführt. Die Teufel feiern auf ihre Art den Tod Christi. Lucifer ruft seinen zechenden Genossen zu:

„Ihr herren, seid doch wol zu mut,
trinkt eins hrumb von der hellen glut.“

worauf Satan, der einen Becher entzündeten Branntweins in der Hand hält, erwidert:

So wil ich dir ein ganzes bringen,
darnach woln wir ein liedlein singen. (Akt III v. 229 ff.)

Da entsteht plötzlich Lärm und Getümmel. Die Teufel eilen zur Verteidigung. Aber vergebens, dass sie die Thüren verwahren, vergebens, dass Lucifer sie zu tapferer Gegenwehr auffordert, vergebens, dass Satan dem Eindringling Trotz zu bieten prahlt, Christus stösst mit der Siegesfahne stracks die Thür auf. Die Unseligen werden in Banden gelegt, die erlösten Menschen aber steigen mit ihm zu des Paradieses Pforten auf.

Und nun begiebt sich der erstandene Heiland wieder auf die Erde. Er tritt unter die versammelten Jünger, speist mit ihnen, spricht ihnen für ihr Werk Trost und Hoffnung zu und bestellt Petrus zum Hirten der Schafe. Dann steigt er zum ewigen Thron hinauf, wo ihn die Klänge himmlischer Musik empfangen.

Unerachtet ihrer wiederholten Niederlagen dauert das Wirken der Teufel fort. Wie sie schon, insbesondere Athanatus — die Personifikation des Todes — den leiblichen Tod Christi herbeigeführt haben, so schaffen und fördern sie weiter Unheil. Um die nächste grosse Etappe ihres Treibens darzustellen, macht der Dichter aber wieder einen grossen Sprung in der Zeitfolge. Die Tage, da der Herr auf Erden wandelte, sind längst vorüber. Nicht mehr die apostolischen Männer, ein ganz anderes Geschlecht der Menschen tritt vor uns. Der Gegensatz zwischen gut und böse, zwischen Himmel und Hölle wird in der Weise verkörpert, dass der Katholicismus mit der Ausartung der päpstlichen Herrschaft als Teufelswerk, Luther aber als der Vollstrecker der himmlischen Gegenwirkung hingestellt wird. Wir werden somit aus der Zeit der Anfänge des Christentums sogleich in das 16. Jahrhundert geführt (Akt IV). Den Uebergang vermittelt eine in der Hölle sich abspielende Teufelszene, die eine Art Gegenstück zu der kurz vorher dargestellten Sendung der Apostel bildet. Wie diese von Christus ihre Mission erhalten, so sendet Lucifer seine Jünger aus die Menschen zu verführen, den Abfall von Gott zu betreiben und recht viel Seelen in die Hölle zu bringen. Bei den irdischen Vorgängen, die nun folgen, erscheint Luther selbst nicht. Seine That erfahren wir aus den Aeusserungen erschreckter katholischer Geistlicher über sie. Die Macht und der Sieg der evangelischen Sache wird sehr schön an einem einzelnen symbolischen Fall dargestellt.

Der Protestant Christophorus lässt seine Kinder Luthers Lied „Erhalt uns herr, bei deinem wort“ singen. Von den katholischen Geistlichen deshalb zur Rede gestellt, verteidigt er mit Eifer die neue Lehre. Nun versuchen sie ihn und versprechen ihm Pfründen, wenn er von seinem Glauben abfällt. Ihnen gesellen sich einige Teufel zu, die ihm mit dem Tode und ewigen Höllenstrafen drohn. Allen Angriffen

widersteht er und bleibt fest. Schliesslich wird er von den Teufeln vor das Gericht Gottes geschleppt. Aber das Sündenregister, das sie überreichen, wird von den Engeln zerrissen, die dem Verklagten die Krone aufsetzen.

Sih, Jesus Christus, Gottes son
Christophore, schickt dir die kron,
die du recht wol gewonnen heut
durch deinen ritterlichen Streit. (Akt IV v. 660 f.)

Mit einem Dank des Beglückten an Gott und einem von den „lieben Kinderlein“ gesungenen Choral schliesst der Akt.

Der fünfte und letzte zeigt uns den Himmel in vollem Glanze. Christus erscheint mit den himmlischen Heerscharen und den Aposteln, die neben ihm auf zwölf Stühlen Platz nehmen. Die Posaunen und Trompeten des letzten Gerichts erschallen, die Toten wachen auf. Alle Personen des Spiels sammeln sich vor dem Throne des Richters. Einige treten als Ankläger der Juden und des Papsttums vor. Das Urteil wird gesprochen. Die Ungerechten und die Verfälscher der evangelischen Wahrheit verfallen der Hölle, obgleich sie sich auf die Thaten ihrer Werkheiligkeit berufen, während die Erwählten in das ewige Leben eingehn. (Tittmann S. 6.) —

Auch in diesem Drama sind der künstlerischen Vorzüge nicht wenige. Wieder müssen wir die Fähigkeit des Dichters rühmen durch Gegensätze, die er erfindet, Handlung zu schaffen. Wieder beweist er seine Kunst durch stufenmässige, psychologisch motivierte Darstellung Spannung zu erregen (z. B. Akt I v. 579 ff.). Auch an hübschen kleinen Detailzügen, wie wir sie an ihm kennen, fehlt es nicht (z. B. Akt I v. 251, Akt III v. 299). Besonders gelungen sind ihm die Teufelsgestalten, die er durch bestimmte Züge zu unterscheiden weiss und die mit Glück das Element der burlesken Komik vertreten. Gelegentlich gelang der Dialog zu einer scharf dramatischen Zuspitzung (Akt IV v. 351 ff. 314 ff.). Allein der Wert des Dramas, das Charakteristische an ihm liegt nicht wie beim „Spiel von den bäurischen Richtern“ in der gelungenen Ausführung von Einzelheiten, überhaupt nicht in der künstlerischen Bewältigung des Stoffes, er beruht hauptsächlich in der kühnen und grossen Konzeption seiner Idee. Der Dichter sucht diejenige Frage in ein dramatisches Gewand zu kleiden, die seine Zeit am tiefsten bewegte. Den religiösen Standpunkt, den er für den allein wahren hält, will er dichterisch verklären. Zu diesem Zweck sucht er ihn geschichtlich und menschlich zu beglaubigen. Die weiteste Perspektive eröffnet er rückwärts und vorwärts. Er greift zurück zu dem Moment, da nach der biblischen Tradition der tragische, die Welt erfüllende Zwiespalt begann und schreitet vor bis zu dem einst kommenden Augenblick, da er mit

dem Untergang der Welt selbst beendet sein wird. So macht er die Bühne zum Tempel. Wohl unbewusst weist er damit dem Schauspiel eine Aufgabe zu, die es in seinen ersten Anfängen in Deutschland hatte. Es ist bekannt, dass das Drama des Mittelalters aus den kirchlichen Gesängen, besonders den Ostergesängen erwuchs, die dramatische Formen annahmen, bis schliesslich Christi Auferstehung scenisch vorgeführt wurde.

Ob das Drama unseres Dichters selbst je aufgeführt wurde, wissen wir nicht. Für die Aufführung bestimmt und gedacht ist es jedenfalls. Ja es sind vom Dichter mit Hilfe, wie wir heute sagen würden, opernhafter Mittel theatralische Effekte erstrebt. Von der Musik, besonders vom Chorgesang und Tanz, wird reichlich Gebrauch gemacht. Für die scenische Darstellung hatte Krüger die dreiteilige Mysterienbühne im Auge, die die Unterbrechung des Spieles durch Verwandlungen, die der häufige Wechsel der Scene erforderte, am wenigsten fühlbar machte. — Vielleicht haben einige von Ihnen den Aufführungen des ganzen Goethischen Faust beigewohnt, die vor etwa 15 bis 16 Jahren in der Devrientschen Bearbeitung am ehemaligen Viktoria-Theater stattfanden. Devrient hatte, um den scenischen Apparat zu vereinfachen, die alte Mysterienbühne nachgeahmt. In dem untersten Teile spielten sich die in der Hölle lokalisierten Szenen ab, der mittlere war für die auf der Erde sich abrollenden Vorgänge bestimmt, im obersten Teil agierten die Darsteller der himmlischen Bewohner. So hat man sich auch die Inszenierung unseres Dramas zu denken. Welche Wirkungen ergaben sich allein aus dieser Bühneneinrichtung! Wenn z. B. der erstandene Christus, der eben noch unter den überraschten Jüngern weilte, sie verlässt, „jedem insonderheit die hant gibt und dann nach des himmels tron geht, da die engel mit posauern und trommeten oder ander seitenspiel in empfangen sollen“, so müssen bei diesem Anblick empfängliche Gemüter von ehrfurchtsvollen Schauern erfasst worden sein. Und noch zahlreiche andere ähnlich ergreifende Momente hatte das Schauspiel aufzuweisen.

So weiss man nicht, worüber man bei diesem Werke mehr erstaunen soll; ob darüber, wie der Stadtschreiber und Organist des kleinen Trebbin zu einer so tief sinnigen Erfassung eines Zeitproblems kam, oder darüber, wie er zu dieser Beherrschung des Theatermässigen gelangte. —

Wieder ein anderes Gepräge als dieses Drama trägt die dritte und letzte Schöpfung Krügers, die den Titel führt: „Hans Clawerts werckliche Historien“. Hier weilt der Dichter ganz auf irdischem Boden. Ja, er bleibt in der engsten Heimat und schweift nur gelegentlich über ihre Grenzen hinaus.

Hans Clauert war ein Trebbiner Bürger, der um den Beginn des 16. Jahrhunderts geboren ward und 1566 an der Pest starb. Sein Bild ist uns überliefert und in den Mitteilungen des Berliner Geschichts-

vereins im Jahre 1888 reproduziert. Es zeigt ein derbes, von einem kurzen Vollbart umgebenes Gesicht mit scharfer, etwas spitzer und gebogener Nase. Der ein wenig geöffnete Mund und das scharfe Profil deuten auf Pffigkeit. Durch Schelmenstreiche, durch Schlagfertigkeit, durch die humorvolle und arglose Art, mit der er seine Mitmenschen, hoch und niedrig, neckte, erwarb sich Clauert in seiner Vaterstadt und Nachbarschaft einen Ruf. Sein Ruhm drang sogar bis zu den Ohren des Kurfürsten Joachims II., der denn auch wiederholt Gelegenheit hatte, seinen Witz und seine Schlaueit auf die Probe zu stellen. So ward er zu einer Volksfigur, einem Typus. Derartige Typen pflegen in gewissem Sinne mythisch zu werden. Altes litterarisches oder volkstümliches Gut wird auf sie übertragen, indem sie durch Rollenwechsel zu den Helden verwandter Schwänke gemacht werden. Solche Gestalten waren im Mittelalter der Pfaffe Amis und der Pfarrer von Kalenberg, im Ausgang des Mittelalters Eulenspiegel. Eine ähnliche Erscheinung war der Zauberer Dr. Faust, von dem allerlei Streiche und kühne Thaten im Schwange waren, die freilich einen tieferen Zug aufwiesen und über das Niveau schwankartiger Anekdoten hinausragten. Wie die um jene Männer gruppierten Erzählungen litterarisch fixiert wurden, wie das, was von Dr. Fausts Abenteuern von Mund zu Mund ging, zu einem Buch vereinigt wurde, das im Jahre 1587 erschien, um eine einzige welthistorische Laufbahn zu durchmessen, so fand Clauert in unserem Bartholomäus Krüger seinen Geschichtsschreiber. Sein Werk erschien ebenfalls 1587. 34 Schwänke oder Historien weiss er von ihm zu berichten. Er beginnt mit der Lehrlingszeit Clauerts, der ursprünglich das Schlosserhandwerk lernte, dann aber Kriegsknecht in Ungarn wurde, um zuletzt als Viehhändler und Ackerbürger in seiner Vaterstadt das Leben zu beschliessen. Dieses Leben begleitet Krüger bis an sein Ende. Er versichert in der gereimten Vorrede über seinen Helden, der ihm selbst noch wohlbekannt war, nur Authentisches zu berichten:

Weil aber dis gar kein gedicht,
Sondern von Clawert ausgericht,
Was ich hernach beschreiben thu,
Kein unwahrheit gesetzt dazu,
Das mancher mir wird zeugnis gebn,
Der ihrer viel noch sind beim lebn,
Die han gehöret und gesehen,
Das solches alles ist geschehen.

Aber für einige der Schwänke, die er erzählt, haben kundige Forscher (vgl. die Ausgabe von Raehse S. IV ff. und Bolte's Ausgabe des Spiels von den baurischen Richtern S. VII Anm.) die Benutzung von Vorbildern in älteren Schwanksammlungen erwiesen. Allerdings könnten jene Vorgänge auf Clauert übertragen worden sein, bevor Krüger das

Buch über ihn schrieb, wie es denn geschieht, dass auf die Gestaltung solcher Typen des Volkshumors noch zu ihren Lebzeiten die litterarische Tradition Einfluss nimmt. Krüger hätte dann immer nur erzählt, was über seinen Helden wirklich im Schwange war. Allein er fügt dem Schluss zwei köstlich und anmutig erzählte Lügengeschichten an, die sichtlich nur ganz oberflächlich mit Clauert in Verbindung gesetzt sind.

Hans Clauert ist vor allem ein Schalk, der in seinem Element ist, wenn er Kurzweil treiben und die Menschen zum Lachen bringen kann. Er ist der ideale Vertreter des kleinbürgerlichen Mutterwitzes. Seine Stärke ist, die Umstände durch Witz und Schlagfertigkeit zu seinen Gunsten zu wenden, aus bedenklichen Situationen heil zu entkommen und womöglich zu erreichen, dass er, ohne zu bezahlen, gut essen und trinken kann. Gern hat er die Menschen zum besten und sie gelegentlich zu prellen hält er für keine Sünde, aber ihnen ernstlichen Schaden zuzufügen ist er doch nicht fähig. Man kann ihn nicht besser charakterisieren als es Wilhelm Scherer in der erwähnten kurzen Biographie thut und so sei es mir gestattet, mich seiner Worte zu bedienen: „Hans Clauert wird der märkische Eulenspiegel genannt, aber er ist kein solcher Unflat wie Eulenspiegel. Seine bösesten Streiche sind gutartiger und weniger roh als die eigentlichen Eulenspiegeleien . . . Freilich auch Hans Clauert ist kein Tugendspiegel; in seinen Wanderjahren war er unter den Spitzbuben; wiederholt verspielt er sein Geld; mit seiner Frau lebt er nicht in idealer Ehe und eheliche Treue scheint ihm nicht unbedingt geboten; sich für etwas auszugeben, was er nicht ist, macht ihm keine Skrupel; wo er Gelegenheit findet sich einen guten Bissen oder kräftigen Trunk zu verschaffen, da ist er nicht wählerisch in seinen Mitteln. Aber stets haben seine Streiche etwas Harmloses; auf allen Dörfern der Umgegend stellt er sich bei Gastereien und Kirchweihen ein und sieht zu, ob nicht für einen Schwank Raum sei; da er kurzweilig ist, hat ihn jeder gern um sich und bezahlt für ihn; er bringt die Leute dazu, dass sie nicht blos über andere, sondern auch über sich selbst lachen; und ein paar Mal tritt er sogar als Schutz der gefährdeten Moral auf. Zuweilen ist Er der Geprellte und er hält es dann nicht für seine Pflicht wie Eulenspiegel grausame Rache zu nehmen.“

So gewinnt man den Schelm lieb und ergötzt sich an seinen Abenteuern. Die gelegentlichen Derbheiten nimmt man im Hinblick auf den Charakter der Zeit, die nun einmal stark gewürzte Speise liebte, in den Kauf. Das von dem Dichter seinem Helden in der Vorrede gespendete Lob:

Ja, so er hätte können lesen

Wer seines gleichen kaum gewesen (v. 73)

halten wir freilich für übertrieben und schwer begreiflich. Krüger erzählt schlicht und anschaulich und bedient sich einer vortrefflichen Prosa

Jeder Historie hängt er eine gereimte Moral an, die immer recht trocken, vielfach aber schief ist. Nach unserem Gefühl schädigt er damit die Wirkung der Erzählungen beträchtlich. Er giebt ihnen einen philiströsen und pedantischen Beigeschmack und hebt mit der Lehre und Warnung, die er an ein eben geschildertes Abenteuer knüpft, die Wirkung des naiven Scherzes und Humors geradezu auf. Jedoch man darf, wie ich schon einmal bemerkt habe, eine litterarische Schöpfung immer nur aus ihrer Zeit heraus beurteilen. Schwänke mit einer gereimten Moral auszustatten war im 16. Jahrhundert üblich und Krüger wiederholte nur, was andere vor ihm gethan hatten.

Dennoch eröffnet uns gerade dieser Umstand einen Blick in sein Inneres. Auch in der Brust dieses Dichters wohnten zwei Seelen: die eine hielt sich an die Welt mit klammernden Organen, die andere hob ihn zu den Gefilden der Geisterwelt. Er war gut weltlich, hatte seine Freude an den irdischen Dingen und der Humor des Lebens blieb ihm nicht verschlossen. Das beweist hinlänglich der Entschluss eine Volksgestalt von der Art Hans Clauerts zum Gegenstand einer Dichtung zu machen. Das beweisen die zahlreichen komischen Momente in seinen Dramen, das beweist die Kunst, mit der er die Wirklichkeit zu schildern versteht, was nur eine treue, anteilvolle Beobachtung des Lebens vermitteln kann.

Er war aber doch nicht leicht genug angelegt, um das Dasein so obenhin zu nehmen und harmlos und fröhlich zu genießen. Er rang mit dem religiösen Problem seiner Zeit und mit einer Dichtung voll tiefster religiöser Innigkeit suchte er den Blick seiner Mitmenschen von der Erde aufwärts zu den ernsteren Mächten des Lebens zu lenken, um sie in ihrem Glauben zu stärken. Welch düster-ernster Stimmung war Krüger fähig, wenn er das jüngste Gericht, sei es auch nur in dichterischer Fiktion als nahe bevorstehend schildert! Und wie er für die nach seiner Meinung einzig richtige Glaubenslehre kämpft, so hält er in dem „Spiel von den bäurischen Richtern“ der Obrigkeit einen Spiegel vor und sucht den Sinn für die Gerechtigkeit, den ihm seine Zeit verloren zu haben schien, zu wecken. Das alles weist auf einen grüblerischen, ernst lehrhaften Zug seiner Natur.

Vielleicht dass Erlebnisse ihn diese Seite seines Wesens stärker hervorkehren liessen. Er muss mit seinem Geschick unzufrieden gewesen sein. Den Abstand zwischen seiner Kunst und seiner armseligen äusseren Stellung empfand er gewiss tief und bitter. Schmerzlich muss er es getragen haben, dass Fähigkeiten und äusserer Wirkungskreis sich bei ihm so wenig entsprachen. In einem Morale seines Clauert (zu XVIII) beklagt er, dass in der Welt mancher mit unredlichen Mitteln Geld, Lob und Preis erwirbt

Dargegen manch gelehrter Mann
 Wird oft gesetzt hinten an,
 Der in der Kunst gar wohl erfahrr;
 Der Welt gefallen mehr die Narrn u. s. w.

Wie man hier individuelle Gefühle zu verspüren meint, so scheint mir auch eine pessimistische Betrachtung in der Vorrede zu der Schwanksammlung aus dem verbitterten Gemüt des Dichters geflossen zu sein.

v. 92 ff. Es sey dan, das ihr etlich wern
 Die solchs zum ergsten wollen kern
 Wie man sie wol findt in der Welt,
 Den keines Menschen thun gefeldt.
 Allein was sie han selbst gemacht
 Ist gut, das ander wird veracht.

Dazu kam bei Krüger vielleicht noch häusliches Missgeschick. Wenigstens will es mir verdächtig erscheinen, dass er zweimal in den Moralien zum Clauert (zu XXIV und XXVI) das Thema vom bösen Weib eingehend behandelt. Auch hier fühlt man, dass am eigenen Leibe gemachte Erfahrung das Wort ergriffen hat. Der Arme litt vielleicht also auch noch unter einem Hauskreuz.

Aus diesen Schicksalen mag Krüger ein Groll gegen die Welt erwachsen sein. Doch wird seine Melancholie sanft und lind gewesen sein. Jedenfalls versteht man so seinen tiefen Ernst, versteht man, dass er sich so sichtlich zum Anwalt des kleinen gedrückten Mannes macht, dass er so oft über die Obrigkeit Klage führt.

Gerade aus solchen künstlerisch veranlagten Naturen aber, wie wir Bartholomäus Krüger nun kennen gelernt haben, deren weltfreudiger Sinn in der harten Schule des Lebens zur Bitterkeit und Wehmut getrieben wird, pflegt die Muse der Poesie ihre besten Jünger zu wählen. Und wer weiss, ob er, wenn er unter günstigeren Umständen und in einem angemesseneren Wirkungskreis gelebt hätte, nicht zum Range der Auserwählten emporgestiegen wäre. So aber fehlte es ihm, was dem Künstler so förderlich, ja wie es scheint, so unentbehrlich ist: Lob und Zuspruch der Zeitgenossen. Erst die Nachwelt hat ihm zu spät gespendet, was er von der Mitwelt vergebens erwartete.

Kleine Mitteilungen.

Carl Friedrich Zelters Geburtsort und Taufe. (Mitteilung aus dem Archiv des Märk. Prov.-Museums.) Zu der im Monatsblatt der Brandenburgia Jahrg. V. S. 134 von Herrn Geheimrat Petsch berührten Frage, wo der überschriftlich genannte Freund Goethes geboren und getauft worden, hat das Pfarramt von Sophien die Güte gehabt, dem M. M. folgende zwei amtliche Mitteilungen zugehen zu lassen.

Berlin, den 22. Juli 1896.

Der Direktion übersende ich auf das gefällige Schreiben vom 19. Juni d. J. beifolgend ergebenst einen wörtlichen Auszug aus dem Taufregister der Sophienkirche, betreffend den am 11. Dezember 1758 geborenen Carl Friedrich Zelter, mit dem ebenmässigen Bemerken, dass, da die Taufe desselben bereits 3 Tage nach der Geburt vollzogen wurde, sich wohl mit Sicherheit annehmen lässt, dass die Eltern des Zelter zur Zeit seiner Geburt in Berlin gewohnt haben.

Pfarramt von Sophien.

Der Pfarrer

Leonhardt

Konsistorialrath.

Auszug

aus dem Taufregister der Sophien-Kirche

No. 168 de 1758.

Carl Friedrich Zelter,

Herrn Georg Zelter's, Bürger und Maurermeisters und dessen Ehefrau Anna Dorothea geb. Hintzen, ehelich erzeugter Sohn, welcher den 11. (eifften) Dezember 1758 (Eintausend Siebenhundert und Acht und Fünfzig) geboren und den 14^{ten} ejusd. getauft worden. Pathen waren: 1 Herr Hintze, Tuchmacher, 2 Mons. Hintze, 3 Jungfrau Maria Elisabeth Hintzen.

Dies wird glaubhaft und ordnungsmässig bescheinigt.

Berlin, den 24. Juni 1896.

Leonhardt

Konsistorialrath

Pfarrer der Sophien-Gemeinde.

(L. S.)

Torner, Küster.

Aus der Umgegend von Lanke bei Bernau, Kreis Nieder-Barnim. Am 10. Oktober 1897 veranstaltete die Pflugschaft des Märkischen Museums unter Leitung seines Dirigenten, Stadtrat E. Friedel, eine Exkursion, bei welcher u. A. „die Festung“, „der Todtschlag“, Schloss Lanke, die Hellmühle und das bereits auf Ladeburger Bauernheidegelände belegene, vor einigen Jahren aufgefundene germanische Gräberfeld besichtigt

wurden. In der Frankfurter Oderzeitung vom 14. Oktober 1897 berichtet einer der Teilnehmer, unser Mitglied Dr. Gustav Albrecht folgendes:

„Die beiden nächsten Punkte, welche die Teilnehmer der Wanderfahrt in Augenschein nahmen, befinden sich am westlichen Ausgange des Prinzen- gestells und werden auf älteren Flurkarten als „Die Festung“ und „Der Todtschlag“ bezeichnet, Namen, welche sicherlich ihre historische Begründung haben werden, wenn auch zur Zeit nichts Bemerkenswerthes mehr an den betreffenden Orten zu finden ist. Die „Festung“, ein ungefähr 1200 Morgen grosses Gebiet, ist nur eine mässige Bodenerhebung, welche sich absolut nicht von der umgebenden Landschaft unterscheidet; nur an einer Stelle deutet eine schanzenartige, mit Buchen bestandene Erhöhung darauf hin, dass sich hier vor Zeiten eine feste Wallanlage, ein Zufluchtsort in Kriegszeiten befunden haben mag. Ausser einer Anzahl Münzen, die vor einigen Jahren ausgegraben wurden, hat sich auf dem Gebiet nichts vorgefunden, was auf eine Wohnstätte oder auf die Anwesenheit von Menschen hindeuten könnte. Auch von dem „Todtschlag“, der sich dicht neben der erwähnten Stelle befindet, ist nichts mehr zu sehen. Unter einem „Todtschlag“ oder „todten Mann“ versteht man gewöhnlich einen stattlichen Reisighaufen, der von den Vorübergehenden in abergläubischer Scheu an dem Orte aufgehäuft wird, wo ein Ermordeter oder auf unnatürliche Weise Gestorbener begraben liegt. Solche Reisighaufen findet man in der Mark überall oder wenigstens die Stellen, wo solche gewesen sind, und gewöhnlich ist dann auch eine Sage mit dem Orte verknüpft, welche die näheren Umstände des Todtschlages angiebt. Der „Todtschlag“ im lanker Forst ist, wie so viele andere „Todtschläge“, gleichfalls verschwunden, wahrscheinlich beim Ausroden des betreffenden Waldgebietes, nur der Name hat sich erhalten; nähere Anhaltspunkte, eine Sage oder dergl. liessen sich nicht ermitteln.“

„Aus dem Forstrevier von Lanke begaben sich die Herren über Uetzdorf nach einigen nördlich von letzterem befindlichen Erdhügeln, welche, da sie einzeln aus dem flachen Boden aufsteigen, das Ansehen von künstlich aufgeschütteten Hügeln, vorzugsweise von Grabhügeln haben. Ist auch das Gelände rings um den Liepnitzsee überall wellig und hügelig, so lassen doch zahlreiche prähistorische Funde in jener Gegend und besonders beim Bau der Chaussee dicht neben jenen Hügeln vermuten, dass letztere gleichfalls Ueberreste aus vorgeschichtlicher Zeit bergen. Zu Nachforschungen an Ort und Stelle war leider keine Zeit, zumal die Hügel einen beträchtlichen Durchmesser haben und von mächtigen Stubben durchsetzt sind, doch werden Nachgrabungen in nächster Zeit vorgenommen werden. Eine kurze Wanderung auf der herrlichen Chaussee Uetzdorff—Lanke führte die Teilnehmer nach Schloss Lanke, wo ein kurzer Aufenthalt genommen und ein von dem jetzigen Pachtinhaber Herrn Friedländer dargebotener Imbiss genossen wurde, dann begab man sich durch den Park am Ufer des Hellsees entlang zur Grabstätte des früheren Besitzers von Lanke, Major von Wülknitz, und hierauf zur idyllisch gelegenen Hellmühle. Der langjährige Besitzer derselben, Herr Juert, hatte die Direktion des Museums zur Besichtigung eines südlich von der Mühle liegenden Gräberfeldes aufgefordert und führte die Herren, nach kurzem Aufenthalte in der geräumigen Mühle, dorthin. Umfangreiche

Steinhaufen zeigten den Besuchern an, dass eine harte Arbeit ihrer harre, und thatsächlich dehnten sich etwa dreiviertel Meter hohe Steinpackungen überall, wo Gruben ausgehoben wurden, aus. Die früh einbrechende Dunkelheit setzte leider weiteren Nachforschungen ein Ziel, so dass ausser einem zertrümmerten Beigefäss und etwas Leichenbrand nichts aufgefunden wurde, doch werden die Nachgrabungen fortgesetzt werden, da es sich nach vor kurzem an dieser Stelle aufgefundenen Bronze- und Urnenresten um ein Gräberfeld aus der mittleren Bronzezeit zu handeln scheint.“

Auf dem Boden von Schloss Lanke befanden sich, wie zusätzlich bemerkt wird, bis vor einiger Zeit mehrere Urnen, welche bei dem Bau der genannten Uetzdorfer Chaussee in Hügeln (Hünengräbern) gefunden wurden. Es verstärkt dies die Annahme, dass einige der an der Chaussee, hart westlich an derselben belegenen Hügel, wirklich Hünengräber mit Urnen und Leichenbrand sind. Leider wurden beim Einzuge des jetzigen Besitzers in das Schloss diese Urnen fortgenommen. Hoffentlich gelingt es noch, dieselben zu ermitteln. Dieser Vorfall ist wieder eine Mahnung an unsere Grundbesitzer, zum Nutzen der Wissenschaft, sofort dergleichen wichtige Fundstücke an unser Märkisches Provinzial-Museum einzusenden. Sie verkommen sonst der Regel nach ganz zwecklos. F.

Die Kantorei-Gesellschaft in Kirchhain. Als Nachtrag zu der Mitteilung des Prediger Neubauer, Monatsblatt VI. 1897 S. 19 teilen wir nach Einsicht des Protokollbuchs noch folgendes mit. Das Manuskriptenbuch der Kantorei-Gesellschaft zu Kirchhain N. L. beginnt: „Im Nahmen der Heiligen und Hochgelobten Dreyeinigkeit!“ mit einer vom Pfarrer Leonhard Emmerich am 10. Januar 1650 niedergeschriebenen Einleitung, deren erster Satz lautet: „Im Nahmen der Heiligen und Hochgelobten Dreyeinigkeit, Amen! Wir als Christen wissen aus Gottes geoffenbartem Wortte gar wohl, wie das Musiciren und singen das Aller Erste Werck ist, welches die Engel Gottes noch vor Erschaffung der Menschen errichtet haben. Denn also belehret den frommen Hiob Gott Selbst in seinem Buch am 38, v. 7. Wo warest Du, da mich die die Morgenstern lobeten, und jubilirten alle Kind Gottes? Das ist, (wie es eigentlich nach des heiligen Gottes Sprache lauttet) da alle Engel mit lobten mit gesängen.

Solche Englische Freude aber hat der Allerhöchste hernachmahls den Menschen auch nach dem Fall vergönnet und Seiner Kirche und Gemeinde als ein wunderbahres privilegium und Freyheit zu gelassen, als in welcher die Sänger, wie im reigen singen, alle eins umbs ander nach Ps. 87, v. 7, wie sich dann die gantze Kirchen Alten Testaments solches privilegii und Freyheit jederzeit fleissig gebrauchet und gar wohl dabey befunden hat.“

Es folgen dann in XVI Artikeln die Satzungen der Kantorei. Der Artikel I lautet:

„Ein Jeder welcher sich in die Gesellschaft der Erbarn Cantorey begeben will, soll für allen Dingen eines Gottfürchtigen, Christlichen, Ehrlichen Lebens und Wandels, darnach der Music Kundig, vnd wohlgeübt, auch ferner die Probe zu singen, vnd pro introitu 12 gl. in Fiscum zu erlegen schuldig seyn.“

Das letzte der Protokolle lautet vom 2. August 1892. Darin soll u. A. der Kantor Niedergesäss aufgefordert werden, nicht nur neue Gesangstücke einzuüben, sondern auch die älteren Gesänge zu pflegen. Die Protokolle beginnen häufig mit der Wendung „Bei der heutigen Morgensprache“ und zeugen von guter Zucht und Ordnung und von dem Eifer, die Kantorei mit ihrem trefflichen Kirchengesang aufrecht zu erhalten.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

Der Kaiserstein bei Lanke. Zwei Photographien desselben, die eine den Stein mit den ihn umgebenden 23 kleinen Rottannen, die andere den Stein in grösserem Massstabe möglichst isolirt darstellend, vom Mitglied Maurer, in meine Gegenwart am 10. Oktober 1897 aufgenommen, wies ich in der Sitzung am 27. dess. Monats vor. Sie zeigen den gegenwärtigen Zustand des Denkmals, das auf zwei Schichten roher Findlingssteine erbaut, sich ca. 150 cm hoch, nach oben wie ein Cippus verhängt und abschrägt, oben 20 cm, unten 40 cm breit. Das Photographieren des Steins war nur dadurch möglich, dass wir einige Tannen mit Bindfaden zurückbogen. Wenn man auf der neuen Chaussee von Bernau nach Lanke wandert, stösst man bei Kilometerstein 7,2 auf das Prinzengestell und dies etwa eine Viertelstunde westlich verfolgend auf ein Halbrund an der Wegekreuzung nach Uetzdorf; dort erhebt sich der Stein.

Dieses Denkmal, ein von Tannengebüsch umgebener Granitobelisk auf steinernem Unterbau, trägt nur die Inschrift „1819. 16. Decbr.“ und erinnert dadurch an jenen unglücklichen Tag, an welchem der damals im 23. Lebensjahre stehende Prinz Wilhelm sich beim Laden des Gewehrs den rechten Zeigefinger derartig verletzte, dass zwei Glieder sofort abgenommen werden mussten. Diese Amputation wurde in Bernau im Hause des Postmeisters von Gliszczynski (Berlinerstrasse 123), wohin man den verwundeten Prinzen eilends gebracht hatte, durch den Barbier und Chirurgus Wartenberg vorgenommen und blieb dem hohen Patienten stets in Erinnerung. Als er im Jahre 1844 genötigt war, in Bernau einen kurzen Aufenthalt zu nehmen, und die Stadt in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm IV. besichtigte, erkannte er das Haus Berlinerstrasse 123 wieder und erkundigte sich nach dem Barbier und nach dem Postmeister und deren etwa vorhandenen Nachrichten. Auch im Jahre 1882 beauftragte er seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, als dieser anlässlich des 450jährigen Hussitenfestes nach Bernau fuhr, Erkundigungen über die Familienangehörigen der Betreffenden einzuziehen, und der Kronprinz hat diesen Wunsch sofort nach der Ankunft auf dem Bahnhofe erfüllt. Die Thatsache, dass Kaiser Wilhelm I. zwei Glieder des rechten Zeigefingers fehlten, ist wenig bekannt und auch der vom Grafen Friedrich Wilhelm von Redern errichtete Denkstein wird von Ausflüglern nur selten aufgesucht, da der Standort des Denkmals nicht genügend bekannt und auch nur nach genauer Orientierung zu finden ist. Die im Kreise gepflanzten Tannen verbergen den Obelisk fast vollständig, so dass man sehr leicht an dem kleinen Gebüsch vorübergehen kann, ohne

den Stein zu bemerken.*) Am 22. März 1797 geboren, befand sich damals Kaiser Wilhelm der Grosse im 23. Lebensjahr, darauf deutet der Volksmund, ob mit Recht oder Unrecht, die 23 etwas ungleich gewachsenen Fichten, welche den Denkstein einschliessen. Die Redernsche Forstverwaltung sollte die Fichten, welche die Vorderseite desselben verdecken, etwas zurückschneiden.

E. Friedel.

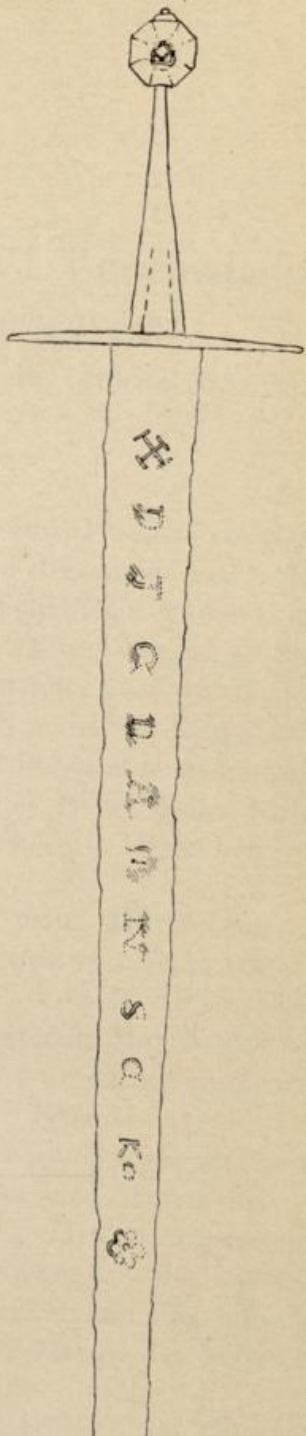
Der Weinbau in der Mark. „Beschreibung der Stadt Wriezen und ihrer Umgebung“ von Chr. S. Ulrich, Berlin 1830. Seite 46 heisst es hier: In manchen Jahren ward soviel Wein gewonnen, dass eine grosse Menge davon auf der Oder nach Stettin und die benachbarten Örter Cüstrin, Berlin, Strausberg, Freienwalde, Selow und Zellin verfahren ward. Das Jahr 540 war das beste Weinjahr, seitdem man dies edle Gewächs hier bauete, sowohl in Ansehung der Menge, als auch der Güte; das Quart galt drei Pfeninge. Im Jahre 1624 ward allein von dem Ratsberge mehr als für 80 Thaler Wein verkauft, und in den Jahren 1636 und 1637 für einige 60 Thaler aus dem Kirchberg. Durch den harten Winter von 1709 erfroren zwar viele Weinstöcke, doch ersetzte man sie bald wieder, und 1735 wurden nicht nur 237 Eimer Wein versteuert, sondern auch ausserdem noch für 83 Thaler und 12 Groschen verkauft. Auch der strenge Winter von 1740 und einige folgende, konnten den Weinbau nicht ganz vertilgen, da noch im Jahre 1782 an 103 Morgen Land dazu benutzt und 110 Eimer gewonnen wurden. Das Jahr darauf kelterte man nur 98 Eimer, aber von ganz vorzüglicher Güte. Im Jahre 1785 erfror fast aller Wein, so dass nur zwei und ein halber Eimer, das Jahr darauf aber nur 1 Eimer und 18 Quart gepresst wurden; 1788 gewann man wieder 84 Eimer, in den darauf folgenden Jahren aber gab es, der strengen Winter wegen, gar keinen Wein, und viele Weinberge wurden in Ackerland umgewandelt, so dass 1791 nur noch 10 Weinbergsbesitzer vorhanden waren, die jedoch 43 Eimer guten Wein gewannen. Der sich immer mehr erweiternde Kartoffel- und Tabaksbau, welcher einen grösseren und sicheren Gewinn gewährte, machte, dass man einen Weinberg nach dem anderen ausrottete, da die Kosten der Unterhaltung mit dem zu hoffenden Gewinn in gar keinem Verhältnis standen; doch wurden im Jahre 1795 bis 1797 von 8 Weinbergsbesitzern noch jährlich im Durchschnitt 34 Eimer gewonnen, wovon der Eimer mit 6 bis 8 Thalern bezahlt ward. Nach dem Jahre 1803, wo alle Weinstöcke wieder erfroren, rottete man auch die noch übrigen Weinberge aus, so dass jetzt fast keine Spur des ehemals so blühenden Weinbaues vorhanden ist.“

Zu Bd. 5 S. 18 ff. Herr Bibliothekar Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz ersucht uns auf seine Monographie „Goethes Minchen“. Zweite vermehrte Auflage Bremen 1889 aufmerksam zu machen, die das einzige echte Jugendbildnis Minna Herzliebs enthält.

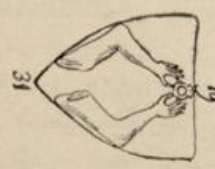
*) Vgl. den Bericht unseres Mitgliedes Dr. Gustav Albrecht, welcher die Exkursion des Märkischen Museums am 10. Oktober 1897 mitmachte, in der Frankfurter Oder-Zeitung vom 14. Oktober 1897.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



- | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|----|--|----|--|----|--|----|--|----|--|----|--|----|--|----|--|----|--|----|--|
| 1 | | 2 | | 3 | | 4 | | 5 | | 6 | | 7 | | 8 | | 9 | | 10 | |
| 11 | | 12 | | 13 | | 14 | | 15 | | 16 | | 17 | | 18 | | 19 | | 20 | |
| 21 | | 22 | | 23 | | 24 | | 25 | | 26 | | 27 | | 28 | | 29 | | 30 | |
| 31 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |



W
H
C
E
n
v
l
la
e
B
si
an
H
ge
de

H
üb
zu
H

12. (4. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. November 1897, abends 7¹/₂ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

1. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel ladet zu regem Besuch der nächsten Sitzung am Sonnabend den 4. Dezember ein, welche im Bürgersaale des Rathauses stattfindet. Der Schriftführer der Freien Photographischen Vereinigung zu Berlin, Herr Franz Goerke, wird eine Reihe vorzüglicher, durch ihn aufgenommener photographischer Abbildungen von Gegenden, Bauwerken u. dgl. unserer Provinz in Projektions-Bildern vorführen und dazu die nötigen topographischen und geschichtlichen Notizen geben, ähnlich wie dies Herr Major Nieber bei seinen vom Luftballon aufgenommenen Bildern am 16. Dezember 1896 (Monatsblatt V. 359 flg.) that.

2. Herr E. Friedel legt eine grössere, vom Magistrat zu Friesack veranlasste photographische Aufnahme des von Calandrelli modellierten Denkmals Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg vor. Seit der Einweihung des imponierend belegenen Standbildes am 13. Oktober 1894 (Monatsblatt III. 175.) sind dort anmutige Gartenanlagen geschaffen worden, auch hat unser Mitglied Herr Georg Cohn, ein geborener Friesacker, im Hintergrunde des Denkmals zwei steinerne Bänke auf seine Kosten gestiftet. Auf Vorschlag des Herrn Friedel sind auf denselben folgende zwei Aussprüche des Kurfürsten angebracht, angesichts der Bänke rechts: „Wir wollen ein jeglicher bey des anderen Hülfe getruwelichen bliben, uf daz das recht gestercket und das unrecht gekrenket werde.“ Angesichts links: „Nicht in der Menge des heres ist der sig der streiter, sunder von dem hymmel ist die Stercke.“

Zum Dank hierfür haben die Städtischen Behörden von Friesack Herrn Friedel, ihrem Ehrenbürger, kürzlich das heut vorgelegte Bild überreicht. Die Zeichnung für die Bänke ist vom Architekten Sudicatis zu Oderberg i. M., die Ausführung in rotem Sandstein von dem hiesigen Hofsteinmetzmeister Niggl. An je einer Aussenwange der Bänke ist

eingemeisselt: „Aus Liebe und treuer Anhänglichkeit zu seiner Vaterstadt. Gestiftet von Georg Cohn 1897.“ Der Entwurf der Gartenanlagen rührt von dem städtischen Gartendirektor Mächtig in Berlin her.

3. Herr E. Friedel überreicht ein Exemplar einer Abbildung des Standbildes der Heiligen Gertrud, welches von Rudolf Siemerings Meisterhand geschaffen, die hiesige Gertraudten-Brücke schmückt. Das Bild ist eine vorzügliche Kupferätzung Rudolf Schusters, welche die Erscheinung des Bronzegusses in angenehmem, warmem Tone wiedergibt.

4. Herr E. Friedel legt eine für geologische Kenntnis der deutschen Reichshauptstadt wichtige Schrift vor: Dr. G. Berendt, Geheimer Bergrat, unter Mitwirkung von Dr. F. Kaunhoven: Der tiefere Untergrund Berlins. Mit 7 Tafeln Profile und einer geographischen Übersichtskarte, Festschrift für die XI. internationale Wanderversammlung der Bohringenieur und Bohrtechniker. Herausgegeben von der K. Preuss. Geologischen Landesanstalt. Berlin 1897. Der durch zahlreiche geologische Vorarbeiten über Berlin und die Mark Brandenburg wohlbekannte Landesgeologe und Professor an der Berliner Universität Dr. Berendt verbreitet sich über den Einfluss der Entwicklung der Bohrtechnik auf die Kenntnis des Bodenbildes Berlins. Er skizziert das oberflächige Bodenbild Berlins und den Urstrom des Berliner Hauptthals. Erörtert werden die Lagerungsverhältnisse im Diluvium und an dessen Grenze zum Miocän, ferner die märkische Braunkohlenbildung, das Miocän und das Oligocän. Unter das eigentliche Tertiär, insbesondere unter das im Meer abgelagerte Unter-Oligocän, geht keine Bohrteufe hinaus. Das tiefste Bohrloch (S. 50) ist bei Aufschliessung der Soolquelle Maria am Weddingplatz bis 306 m hinabgestossen.

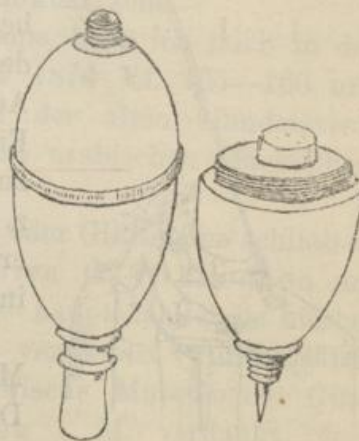
Herr E. Friedel erläuterte die zum Tiefbohren erforderlichen Werkzeuge, welche bei weichem und mässig hartem Gebirge mit Stahlmeisseln, bei dem härtesten Gestein durch eine mit Diamanten besetzte Bohrkronen ausgeführt werden. Das Mitglied unserer Gesellschaft Herr Grosshändler Karl Friedel, in Firma Friedel & Nix, welcher hauptsächlich Rohdiamanten, meist Carbons, für technische Zwecke und Werkzeuge liefert, hatte Zeichnungen der Bohrkronen und zwei Gläschen mit Rohdiamanten für Bohrzeuge eingesendet, welche vorgezeigt wurden. Die Rohdiamanten-Carbons bilden unregelmässige Prismen und Splitter. Eine mit 10 bis 12 dergl. Carbons besetzte Bohrkronen kostet je nach Zahl, Maass und Beschaffenheit der Diamanten 3000 bis 30,000 Mark. Vorgelegt wurden 6 schwarze Diamanten (Carbons) von Bahia in Brasilien. Der Laie würde diese unscheinbaren schwarzen splitterigen und schülferigen Diamanten für wertlose Schlackenstückchen halten. Gleichwohl haben sie einen höheren Wert, als die weiterhin zu erwähnenden schöner aussehenden südafrikanischen Diamanten, weil jene härter und zugleich widerstandsfähiger sind, als diese. Ferner lagen vor 6 zum Teil recht

grosse, prächtig flimmernde, helle Diamanten aus verschiedenen Diamanten-Minen in Transvaal, sie werden daselbst in vergleichsweise viel grösserer Menge als die Carbons bei Bahia gegraben und kosten diese Bohrdiamanten zur Zeit etwa 40 Mark pro Karat. Die Bahia-Carbons werden in Brasilien von einzelnen Diamantensuchern gefördert, also nicht wie in der Kapkolonie und in Transvaal von geregelten Gesellschafts-Unternehmungen. Die Bahia-Carbons kosten z. B. 110 M. pro Karat, und haben, als in Südafrika infolge Goldsucherfieber der Diamant-Bergbau vernachlässigt wurde, bereits 200 M. pro Karat gekostet. Diesen Carbon-Bohrern widersteht aber auch kein noch so hartes Gestein, während die südafrikanischen Diamanten bei harten Bohrversuchen mitunter zu Bruch gehen und zersplittern. Die bei der Zurichtung der Bohrdiamanten abfallenden Splitter werden übrigens auch noch gut verwendet, als Hobel für Spiegelglas, als Glaserdiamanten, als Schriftdiamanten für Glas und Lithographie, für Pantographen, als Diamant-Glasbohrer für Optiker u. s. f. Zu Bohrzwecken werden zur Zeit auf der Welt per Jahr gegen 25 Millionen Diamanten aller Art konsumiert. Daher die grosse Preissteigerung des Rohprodukts in den letzten Jahren.

5. Herr E. Friedel macht folgende Mitteilungen über altertümliche Geräte.

a) Tintenstecher. Zunächst lege ich ein „gelehrtes“ Gerät, einen Tintenstecher vor, wie er früher bei uns üblich war, während die Erinnerung daran sogar, nach meiner vielfältigen Erkundigung derart geschwunden ist, dass die meisten Leute, auch hier in Berlin, sich nicht entsinnen, auch nur das Wort gehört zu haben.

Als ich von 1856 bis 1859 an der hiesigen Friedrich Wilhelms-Universität studierte, bedienten sich noch viele Musensöhne des Tintenstechers. Derselbe bildet im geschlossenen Zustande ein aus Rinderhorn gedrehtes, sehr ausgezogenes Ei von 7 bis 10 cm Länge, an der dicksten Stelle vielleicht 3 bis 4 cm im Durchmesser. Sobald die Kuppe oben abgeschraubt ist, zeigt sich ein Tintenfass, und sobald man das untere Ende abschraubt, ein scharfer eiserner Stachel. Das untere Ende wurde zuerst abgeschraubt und der Tintenstecher dann mit der nötigen Gewalt, so dass er fest aufrecht stand, in die Schreibtischplatte getrieben. Dann erst ward die Kuppe abgeschraubt. Die recht gewöhnlich gezimmerten Studententische sahen infolge der Anwendung des Tintenstechers, der noch aus dem Mittelalter stammt und sicherlich überhaupt bei allen Schulen, wo man mit Tinte schrieb, einstmals üblich war, übel



zerstochen aus. Jetzt sind in den studentischen Hörsälen längst bessere Möbel eingeführt und die altmodischen Tintenstecher der Art verschwunden, dass es mir, obwohl ich seit dem Bestehen des Märkischen Museums, d. h. seit 1874, auf ein derartiges „gelehrtes“ Gerät gefahndet habe, erst kürzlich gelungen ist, ein solches zu erwerben. Der Tintenstecher, Kat. B. VI Nr. 12685 des M. M., ist in halber Grösse auf vorstehender Seite in geschlossenem und in geöffnetem Zustande abgebildet. Geschenk des Herrn Professor Dr. Simon. Die Formen des Körpers des Tintenstechers wechselten übrigens durch alle Möglichkeiten des Originals, bald mehr schlank, bald mehr gedrungen.

b) Gnidelsteine. Ich lege ferner als Auswahl unter einer grössern Anzahl ähnlicher Stücke vier Geräte der Hauswirtschaft vor, auf die ich als der erste in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in der Sitzung vom 11. Juli 1874 die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt habe. Es sind das die von mir sogenannten Gnidelsteine. Die hiesigen Exemplare sind aus dunkelgrünem Glase gefertigt und ca. 7 bis 9 cm im Durchmesser, kreisrund, oben konvex, unten ganz plan oder in der Mitte vertieft, man sieht, dass dort der Glasklumpen an der Pfeife des Glasbläfers gesessen hat. Gnideln ist ein plattdeutscher Ausdruck für glätten, man könnte die Steine auch Glättsteine nennen, indessen ist der Ausdruck Gnidelsteine durch den Volksmund verbürgt. Man brauchte diese Steine vornehmlich, als man noch selbstgesponnenes oder selbstgewebtes Linnen



trug, zum Glätten (Appretieren) der Leinwand, besonders blaue Leinwand-Schürzen hat man, wie mir öfters gesagt worden ist, damit gegnidelt oder gegnigelt. Man hat damit auch nach dem Zusammennähen die Nähte geglättet bei Zeug und bei Leder, denn auch zum Glätten des letztern sind die Gnidelsteine wohl geeignet. Auch hat man Pergament zum Schreiben und Einbinden, sowie Spielkarten, um sie recht glatt zu machen, damit bearbeitet. Ausgrabungen, z. B. bei Kohlhasenbrück unweit Potsdam haben erwiesen, dass die gläsernen Gnidelsteine bis ins Mittelalter zurückreichen.

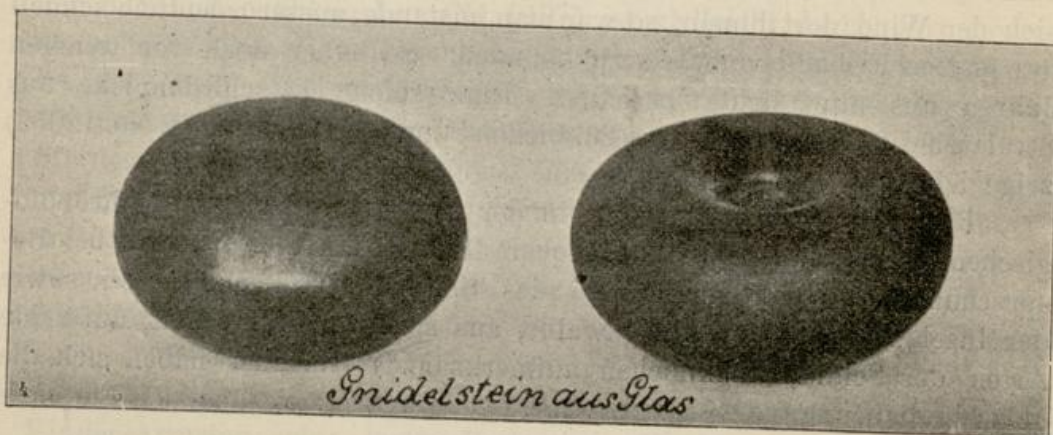
Die hier vorgelegten Steine stammen, dem Märkischen Museum gehörig, zwei aus dem Dorf Preddöhl (VI. 7673 und 7674) in der Priegnitz, einer aus Dähre in der Altmark (VI. 1000) und einer aus Hohenkirchen, Kreis Zeitz (VI. 136). Um den Druck zu verstärken, wendete man die vorstehende, linear angeordnete, Vorrichtung an.

An der Zimmerdecke a b befand sich eine eiserne Feder c, unter derselben ein Brett d e und hieran eine Stange f g, welche bei g, in die Vertiefung der planen Seite des Gnidelsteins passte. Letzterer wurde nun auf der Tischplatte mit Hebelkraft derartig hin- und hergeschoben, dass er dem auf der Platte liegenden Leinenzeug eine gute Appretur verlieh.

Eine Abbildung der Gnidelsteine folgt hierunter.

Als das Glas noch selten war oder wo es fehlte, hat man harte glatte Steine besonders Feuerstein, der dem Glase am nächsten kommt, als Gnidelsteine verwendet.

Die Gnidelsteine wurden aber auch beim Nähen, namentlich beim Strümpfestopfen als Näh- und Stopfsteine verwendet, und in dieser Weise gebraucht habe ich sie noch hie und da in alten Wirtschaften namentlich auf dem Lande und in den kleinen Städten angetroffen.



Für jede Mitteilung über solche Gnidelsteine, namentlich wo solche noch jetzt vorfindlich sind, würde ich sehr dankbar sein.

Ausführlich verbreitet über die Gnidelsteine habe ich mich in den Verhandlungen der vorerwähnten Gesellschaft 1874 VI. 155—160 und 1875 VII. 183. Erwähnt sei noch, dass in der alten Handelsveste Björkö in Schweden diese Glasgnidelsteine mit arabischen Hacksilbersachen zusammen ausgegraben worden sind.

c. Glätt-Knochen. An die Gnidelsteine oder Glättsteine schliessen sich ungezwungen die ebenfalls recht primitiven Glättknochen an, welche beim Weben zum Glätten des Gewebes — hauptsächlich ist hierbei auch wohl wieder an Linnen zu denken — verwendet wurden. Ich lege Ihnen drei Exemplare, welche das Märkische Museum der Güte unseres Mitgliedes Lehrer Lange in Oderberg i. M. verdankt, vor. No. VI. 994 ist stark abgenutzt, von allen Seiten glatt, auf kräftigen Gebrauch deutend, zur besseren Handhabung durchbohrt. Die Knochen VIII 231/232, Mittelfussknochen, wenn ich nicht irre, vom Rind, zeigen das Rohmaterial für die Glätt- oder Gnidel-Knochen.

d. Schlittschuh-Knochen. Vielfach verwechselt mit den Gnidel- oder Glättknochen werden die Schlittschuh-Knochen und Schlitten-Knochen, von denen erstere hauptsächlich, wie heut die stählernen Schlittschuhe, abseiten der Jugend (allerdings nicht ausschliesslich) gebraucht wurden.

Die Schlittschuhknochen sind entweder undurchbohrt oder zum Hindurchziehen von Riemen oder Bindfaden durchbohrt. Die undurchbohrten sind natürlich die primitiveren.

Bei den undurchbohrten Schlittknochen, bei denen selbstredend die Köpfe der Rinder- oder Pferde-Röhrknochen abgeschlagen sind, stand der Eisläufer einfach auf den Knochen aufrecht, wozu lediglich Vorübung und Gewandheit gehörte, und trieb sich mit einem Stachelstock, besser mit zweien — in jeder Hand mit einem, vorwärts. Auch wurde zwischen den beiden Stöcken wohl ein Tuch als Segel befestigt. Setzte sich der Wind dort hinein, so war man imstande, ausserordentlich schnell auf glatter Eisbahn vorwärts zu kommen. So haben noch vor wenigen Jahren uns alte Leute berichtet. Eine solche Eisschlittenpieke aus Stralau bei Berlin vom Fischer Tübbicke stammend (MM. B. VI. No. 12052) zeige ich vor.

Rudolf Virchow machte in der gedachten Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 15. Oktober 1870 (Bd. III. 2.) zuerst bei Besprechung der Pfahlbautenfunde des Soldiner- und Daber-Sees sowie der Inselansiedlung bei Königswalde, aus spät wendischer Zeit, auf beide Arten der Schlittschuhknochen aufmerksam.*) Nachher haben sich die einschläglichen Funde von Norwegen bis Ungarn, wie aus der Fussnote ersichtlich, vermehrt.

Ich bin in der Lage, Ihnen diesbezüglich einige hochinteressante Funde vorzulegen, darunter den wahrscheinlich ältesten Schlittschuhknochen d. h. den ältesten Schlittschuh aus Deutschland. Derselbe ist in Spandau ausgegraben worden, als auf dem Stresow im Jahre 1881 der Boden für die Anlegung eines Kriegspulvermagazins tief ausgeschachtet wurde. Man stiess dabei auf eine Art von Pfahlbau, der in einem Altwasser der Havel in der Blütezeit der Bronzeperiode errichtet sein mochte. Die Hauptfunde sind nach dem königlichen Museum gelangt.

*) Andere Erwähnungen in den gedachten Verhandlungen III. 60 (England, 16. Jahrhundert) III. 19; V. 131; IV. 72 (Schlesien); III. 103 (Schweden); III. 132 bei Snorro Sturleson erwähnt. IV. 3 Wiepersdorf bei Jüterbog, Schlittknochen mit Nägeln; Toszeg in Ungarn VIII 251 Schlittknochen aus Metatarsus von Pferd; XIX, 83 (in Bayern, Norwegen, Island; XIX 471 478 Schlittknochen mit Steinaltertümern in Hradek bei Czaslau, dgl. vielfach bei Kuttberg in Böhmen, vor-slavisch; XII. 104 bei Lützen, Metatarsus von Pferd, Burgwallzeit; III. 104 aus neuerer Zeit in Züllichau, XVII, 394 Hammel- und Pferdeknöchel in Westpreussen; V. 129. Schlittknochen, alte Ansiedlung bei Cammin in Hinterpommern.

Mit anderen mehr naturgeschichtlichen Objekten kam dagegen der vorgelegte Schlittschuhknochen ohne Durchbohrung, ein Unterarmknochen von einem Pferde, der etwa aus der Zeit um 1000 vor Ch. stammen mag, an das Märkische Museum. MM. B. II. 11805.)*

Aus der Spree in Berlin hinter dem Brauerei-Grundstück von Landré, Stralauer Srasse 36, wurden zwei Schlittschuhknochen (MM. B. IV. 1666 a und b) mit vielen anderen z. Th. wendischen und germanischen Altsachen ausgebaggert, welche ebenfalls undurchbohrt sind. Dieselben sind unter Mittelalter (B. IV) im Katalog des Märkischen Museums eingetragen, sie können aber noch viel älter sein, allerdings machen sie nicht ganz den subfossilen Eindruck wie der zuerst erwähnte Schlittschuhknochen vom Spandauer Stresow.

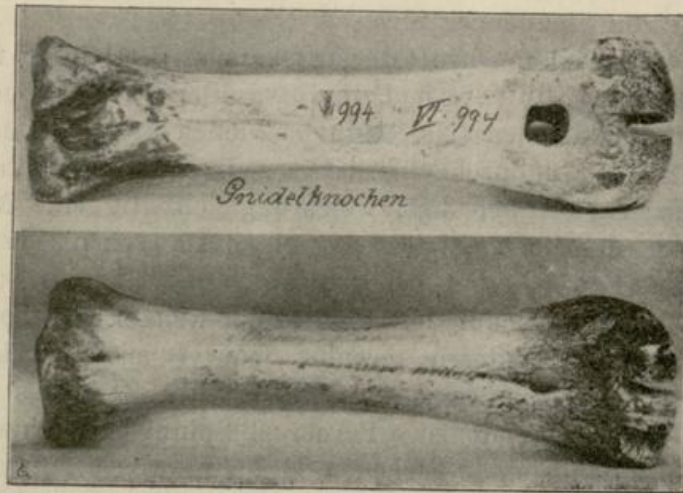
Fünf Schlittschuhknochen (Museumskatalog B. II. 9192 flg.) lieferte der berühmte Pfahlbau von Potzlow, Kreis Templin**). Einer der 5 Schlittschuhknochen (Nr. 9197) ist vielleicht durchbohrt gewesen, die anderen sind alle undurchbohrt. Dieser eine Schlittschuhknochen 9197 ist auf einem Tablett befestigt, welches gleichzeitig eine Menge Ausstattungsstücke desselben Pfahlbaus zeigt. Da sehen Sie aus einer Pferderippe gefertigt ein gebogenes Instrument mit Zähnen, um Striegel- und Reifen-Verzierungen auf der Aussenseite wendischer Thongefässe zu erzeugen. Von den letzteren gewahrt man 7 mit charakteristischen wendischen Dekorationen und ein Bodenstück, welches mit einem griechischen Kreuz verziert ist. Ferner 6 Spinnwirtelsteine, theils aus Thon, theils aus Sandstein, 5 Pfriemen oder ähnliche Geräte aus Knochen- oder Geweihstücken. 3 feine schieferne Schleifsteine, ein bronzener Kinder-Armring, eine bunte Perle aus Glasfrittenmasse u. dgl. mehr Etwa 11. oder 12. Jahrhundert.

*) Zu vergleichen: Ernst Friedel, Der Bronzefahlbau in Spandau. Braunschweig 1883, Archiv f. Anthropologie Bd. XIV. S. 383 erwähne ich unter 3 noch einen Glätt- oder Schlittknochen von Pferd, dies ist ein anderer, als der von mir heut vorgezeigte Knochen, nämlich nach Professor Alfred Nehring ein Metatarsus, welcher, soviel mir bekannt, in die Sammlung des Zoologischen Museums der K. Landwirtschaftlichen Hochschule gelangt ist.

***) Über den Burgwall von Potzlow vgl. in den Verh. der Berl. Anthropol. Ges. R. Virchow II. 476; VI. 114; VII. 130 und VIII. 118. Der mit Pfahlbauten verbundene Burgwall dürfte in das 11. oder 12. Jahrhundert gehören und ist von mir wiederholt durchforscht worden. Auch Pferdeschädel ohne Unterkiefer, der Schädel nach unten, wurden früher als Schlitten benutzt. Vgl. meine Mitteilungen darüber in den gedachten Verhandlungen Bd. XV. 1883, S. 54 bezüglich Butzbach in der Wetterau und Bd. XVI. 1884, S. 291 wahrscheinlich bezüglich Wiepersdorf bei Dahme, wo Achim von Arnim, geb. 1781 zu Berlin, Gemahl „Bettina des Kindes“, dergl. sah und in seiner Novelle „Wunder über Wunder“ wie folgt beschrieb: „zugleich sah er, wie ein Knabe auf der Kinnlade eines Rosses vom beschneiten Berge herabgleitet.“ Achim starb auf dem genannten Arnimschen Familiengut i. J. 1831.

Endlich lege ich noch zwei undurchbohrte Schlittschuhknochen von Toppenwerder bei Alt-Ruppin (MM. B. II. 10448/9) vor, welche in einer bis in wendische Zeit zurückgehenden Ansiedlung gefunden sind.

Unser Ehrenmitglied Herr Ferdinand Meyer teilt mir eine interessante Bestätigung über den Gebrauch der Schlittschuhknochen aus seiner Jugendzeit in Berlin mit. Vor 60 und mehr Jahren trieben die Berliner Kinder das Schlittern auf den gefrorenen Rinnsteinen. Sie bedienten sich dabei mitunter eines einzelnen glatten Schlittschuhknochens, den sie sich aus der Küche oder sonst woher verschafft hatten, setzten hierauf den einen Fuss und stiessen sich mit dem andern Fuss auf dem

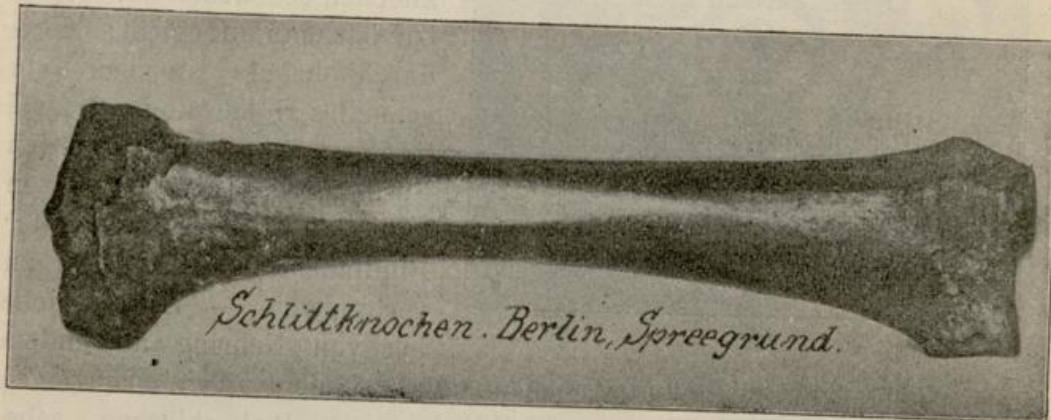


Eise des Rinnsteins ab. Eine besondere Specialität war hierbei das „Adler-Machen“. Die Kinder gossen in den breiten Rinnsteinen mit Wasser oder spuckten auch in Ermangelung von Wasser einen preussischen Adler oder was ungefähr so ähnlich war, auf dem Eise, in welchem die Flüssigkeit sofort anfror, zurecht und glitten nun auf dem Schlittschuhknochen durch den Adler hindurch. Wer durch das Herzschild desselben hindurchfuhr, was eine besondere Geschicklichkeit erforderte, der hatte gewonnen.

e) Schlitten-Knochen. Als letzte Abart führe ich die Schlitten-Knochen an. Hier sind in die Knochen Zapfenlöcher eingedreht. Auf den darein passenden Zapfen wurden Querleisten und auf diesen Sitzbrettchen befestigt oder das Sitzbrett ruhte unmittelbar auf den Zapfen. Zum Fortbewegen dienen kurze hölzerne Stäbe, welche mit Piekhaken aus Eisen versehen sind, daher die Schlitten auch kurzweg Piek Schlitten hiessen. Der Fahrer sass auf dem Schlitten, der sehr niedrig war, streckte die Beine vor sich aufs Eis und schob sich nun, in jeder Hand eine Pieke brauchend, vorwärts. Man konnte aber auch mit einer Pieke auskommen, wenn man mit derselben zwischen den

Beinen hantierte. Der hier vorgezeigte Schlitten-Knochen (MM. B. IV. 1057) stammt aus Oderberg in der Mark und ist vielleicht mittelalterlich. Die Schlittenpieke (B. VI. 12779) ist modern und stammt aus Berlin.

Des weiteren teilt mir Herr Professor Dr. Alfred Nehring einen in der Zeitschrift „Wild und Hund“ III. Jahrg. Nr. 6 am 5. Februar 1897 S. 84 flg. enthaltenen Aufsatz mit: „Über Schlittknochen, insbesondere über einen solchen von der Burg in Bromberg.“ Es heisst in dieser



von einem ausgezeichneten Knochenkenner geschriebenen Auseinandersetzung u. a.: „Diejenigen Schlittknochen, welche ich im hiesigen Märkischen Provinzial-Museum untersucht habe, stammen sämtlich vom Pferde, und zwar sind es 7 Unterarmknochen (Radii), 2 Mittelfussknochen (Metatarsi) und 1 Mittelhandknochen (Metacarpus). Im hiesigen Museum für Völkerkunde sah ich 4 Schlittknochen aus dem Burgwall von Ketzin (Prov. Brandenburg), von denen 2 (nämlich ein Mittelfussknochen und ein Mittelhandknochen dem Pferde), die beiden andern (ein Mittelhandknochen und ein Radius) dem Rinde entnommen waren.“ Der Bromberger Schlittknochen ist Metacarpus von Equus. „Wenn man,

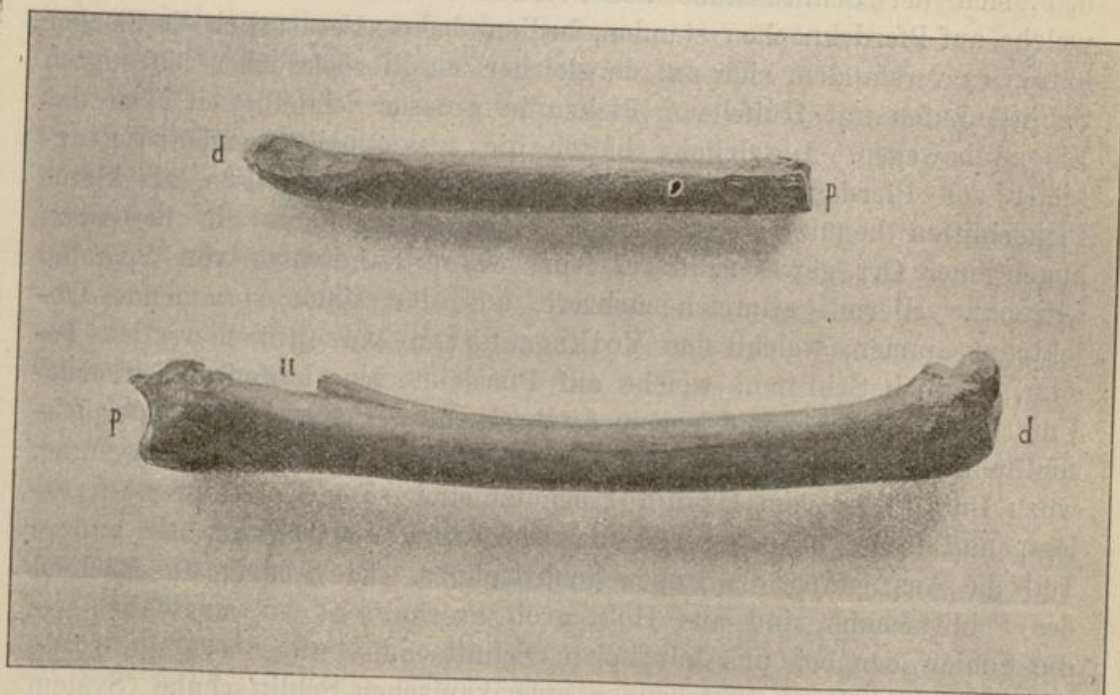
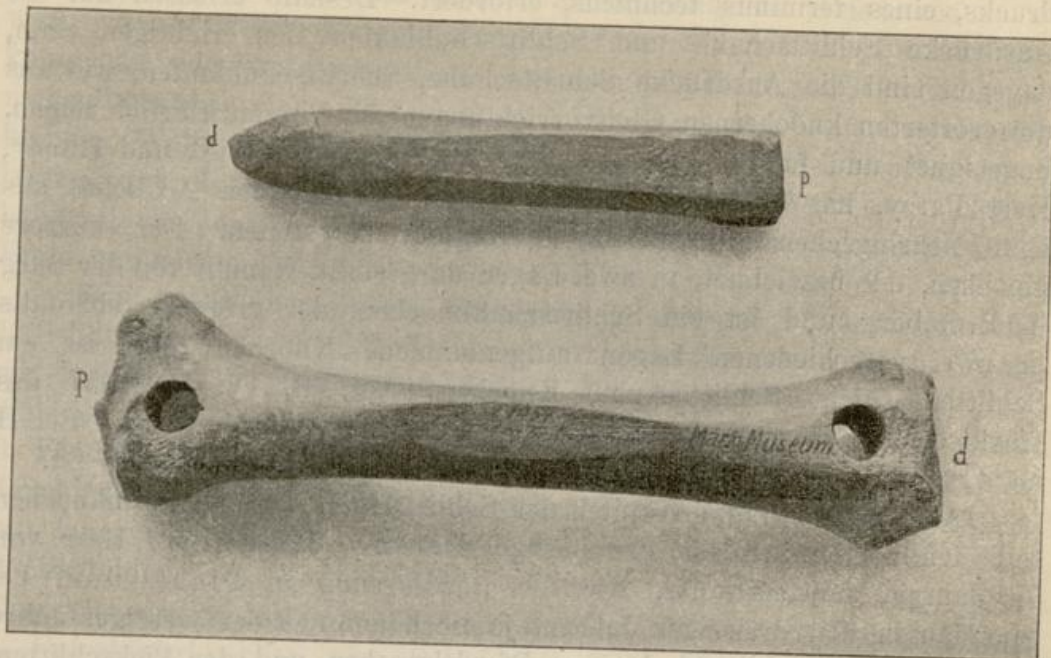
fährt Nehring S. 84 fort, den Unterarm eines Pferdes oder Rindes, als Schnittknochen in Gebrauch nehmen wollte, so schlug man zunächst den Gelenkteil der Elle (Ulna) ab und entfernte an der Speiche (Radius) alle hervorragenden, also hinderlichen Teile der beiden Gelenkpartien, um dann die Vorderseite des Knochens als Gleitfläche zu benutzen. So ist es auch bei den abgebildeten Exemplaren geschehen. (Siehe die Figuren.) Dieser gehört dem hiesigen Märkischen Provinzial-Museum und war während des Sommers 1896 zusammen mit anderen Exemplaren in der Fischerei-Abteilung der Berliner Gewerbe-Ausstellung in Treptow



zur Schau gestellt; er ist bei Oderberg in der Mark. ausgegraben worden und stammt von einem Pferde. Die Gleitfläche ist spiegelblank, aber noch wenig abgenutzt. Dieser Schlittknochen zeigt die Eigentümlichkeit, dass er vorn und hinten von einem kreisrunden relativ grossen Bohrloch durchbohrt ist, wie man solches schon mehrfach bei Schlittknochen beobachtet hat. Offenbar hat man auf einem solchen durchbohrten Knochen ein schmales Holzbrett durch zwei Zapfen befestigt, um dann den Fuss auf das Brett zu setzen und ihn durch Riemen oder Bindfaden mit letzterem zu verbinden.“ — Hier weiche ich von Nehring ab, indem

ich in dem letzterwähnten Knochen, wie angedeutet, vielmehr einen Schlittknochen, Knochen zur Gleitfläche eines Pieksschlittens, sehe. Ferner sei noch angeführt, was Nehring über die verschiedenen Längen der Schlittschuhknochen sagt: „Was die Länge der von mir gemessenen Schlittknochen anbetrifft, so variiert dieselbe von 210—330 mm. Der Schlittknochen von Bromberg ist nur 210 mm lang, der von Oderberg misst 320 mm. Ersterer ist nach meiner Ansicht ein Knaben-Schlittknochen, letzterer ein solcher für Männer. Ich selbst habe die Länge meines Fusses (265 mm) mit der jener Knochen verglichen und bin zu dem Resultat gekommen, dass der Bromberger Schlittknochen für einen erwachsenen Mann viel zu kurz sein würde; dagegen würde der 320 mm lange Schnittknochen von Oderberg für einen mit Stiefel bekleideten Männerfuss die richtige Länge haben.“

Endlich wird meines Bedünkens durch die Betrachtung der Schlitt- oder Schlittschuh-Knochen eine alte sprachliche Streitfrage, ob man Schlittschuh oder Schrittschuh, Schlittschuhlaufen oder Schrittschuhlaufen sagen müsse, befriedigend entschieden. Dass Schuhe zum Schreiten dienen, ist ja so selbstverständlich, dass man es nicht erst mit Worten auszudrücken braucht. Schon dieser Umstand spricht gegen die sprachliche Richtigkeit von Schrittschuh und Schrittschuhlaufen. Aber



schuhlaufen sagen müsse, befriedigend entschieden. Dass Schuhe zum Schreiten dienen, ist ja so selbstverständlich, dass man es nicht erst mit Worten auszudrücken braucht. Schon dieser Umstand spricht gegen die sprachliche Richtigkeit von Schrittschuh und Schrittschuhlaufen. Aber

Schlittschuhe, Schuhe, die gewissermassen aus Schlitten bestehen und nicht zum Schreiten, sondern zum Gleiten auf dem Eise dienen, das ist etwas Besonderes, welches die Erfindung eines eigenartigen Ausdrucks, eines terminus technicus, erfordert. Deshalb erfassen nur die Ausdrücke Schlittschuhe und Schlittschuhlaufen den richtigen Sinn, dagegen sind die Ausdrücke Schrittschuhe, Schrittschuhlaufen, wie uns die erörterten knöchernen Gleitvorrichtungen der Vorzeit klärlich zeigen, ungeeignet und falsch gewählt. Der Verleger von „Wild und Hund“, Herr Parey, hat die Güte gehabt, uns die beifolgenden 2 Clichés aus dem Nehringschen Aufsatz zur Verfügung zu stellen. Der kürzere Knochen, dP bezeichnet, in zwei Lagen dargestellt, stammt von der Burg in Bromberg und ist ein Schlittschuhknochen, der grössere, ebenfalls in zwei verschiedenen Lagen aufgenommene Knochen, Pd, ist ein Schlitten (nicht Schlittschuh-) Knochen, Kat. B. IV. Nr. 1057 des Märkischen Museums und stammt von Oderberg in der Mark. Bei H ist die Stelle, wo die Elle von der Speiche abgeschlagen worden ist.

Als Nachlese zum Kapitel der Schlittschuh- und Schlittenknochen teile ich noch mit, dass der hiesige Rentner Hasse, ein Herr von 78 Jahren, mir mitteilte, wie die Bevölkerung in Pichelsdorf bei Spandau in den dreissiger Jahren, ja noch anfangs der vierziger Jahre d. J. sich der Schlittschuhe aus Pferdeknochen und der Piekschlitten, welche auf Pferdeknochen standen, bedient habe. Namentlich die Fischer hätten es verstanden, sich auf dergleichen an Pferdeknochen befestigten Schlittenkufen mit Hülfe von Pieken in grosser Schnelligkeit über das Eis zu bewegen. Die Kinder hätten die zusammenhängenden Unterkiefer von Pferden, auf welche Brettchen befestigt gewesen, als kleine Piekschlitten benutzt. Freilich sei Pichelsdorf damals ein besonders abgelegener Ort gewesen, durch eine wahre Sandwüste von Spandau getrennt. Hiermit stimmen mehrere aus der Mark stammende Objekte zusammen, welche das Volkstrachten-Museum hieselbst besitzt, nämlich Schlitten, welche auf Pferdeknochen laufen und Pferde-Unterkiefer, welche mit einem Sitzbrett ausgerüstet, als Kinderpiekschlitten benutzt wurden. Ganz absonderlich ist ein Paar Schlittschuhe, wozu Unterkiefer vom Hammel benutzt sind. Der Unterkiefer ist zerlegt, und bildet der eine Teil die Ausrüstung des rechten, der andere Teil die Ausrüstung des linken Schlittschuhs. Die Sohlen (Fussflächen) des Schlittschuhs sind aus Holz grob geschnitten, so ungefähr wie die Sohlen der bei uns käuflichen Schlittschuhe waren ehe die völlig aus Stahl und Eisen bestehenden amerikanischen Schlittschuhe (System Halifax etc.) aufkamen. Diese Holzsohlen sind durchlöchert, so dass man Riemen hindurchziehen kann, vorn sind auch zwei lederne Öhsen zu gleichem Zweck angenagelt. Die hölzerne Fussfläche sitzt unmittelbar auf dem Schafkiefer auf und zwar so, dass das vordere

Ende des Kiefers am Fussende der hölzernen Sohle und das breite hintere Ende des Kiefers mittels des aufsteigenden Kieferastes in das vordere Ende der hölzernen Sohle festeingepasst ist. Die Unterkante des Kiefers vertritt also das moderne Schlittschuheisen. Das ganze Machwerk sieht ungeschickt aus, der Kiefer musste tief einschneiden und kann man sich kaum vorstellen, dass man mit dieser Art Schlittschuh — namentlich ohne einen Piekstock zu Hülfe zu nehmen — schnell laufen konnte. Wahrscheinlich hat sich der Betreffende schieben oder ziehen lassen. Ich kann darin nichts ursprünglich Volkstümliches, sondern lediglich eine ungeschickte kindliche Nachahmung eines modernen mit Eisen montierten Holzschlittschuhs erblicken.

Wir haben im ganzen nunmehr in unserer Mark festgestellt:

1. Schlittschuhknochen (Pferd) ohne Durchbohrung (steinzeitliche Form) mit Piekstock;
2. Schlittschuhknochen (Pferd) mit Durchbohrung zum Anbinden und Anschnallen, eventuell ohne Piekstock zu brauchen;
3. Kinderschlitten auf Pferde-Vorderarmknochen mit kurzem Piekstock;
4. Schlitten auf Pferde-Vorderarmknochen (Schlittenkufen) für Erwachsene mit langem Piekstock;
5. Pferdeschädel, so dass der Schädel die Gleitfläche bildet, als Kinderschlitten montiert, mit Piekstock;
6. Pferde-Unterkieferpaare mit Sitzbrett als Kinderschlitten mit Piekstock und
7. Unterkieferknochen vom Schaf mit Holzsohlen nach Art eiserner Schlittschuh montiert, wahrscheinlich nur mit Piekstock zu brauchen.

Herr Otto Schöning, Redakteur der hiesigen Zeitschrift „Deutscher Eis-Sport“, hat mir noch zwei historische Quellen zur Benutzung freundlichst geliehen. Zunächst ein niederländisches Buch: Schaatsenrijden door Mr. J. van Buttingha Wichers, 1ste Secretaris van den Nederlandschen Schaatsenrijdersbond, 's Gravenhage 1888*). In dieser mit vielen interessanten Abbildungen ausgestatteten Geschichte des Schlittschuhs ist ein besonderes Kapitel „Beenen-Schaatsen“. Daraus entnehme ich, dass Fitzstephen, Sekretär des Erzbischofs Thomas Becket, in seiner lateinischen „Beschreibung der sehr ansehnlichen Stadt London“ (um 1180) erzählt, wie sich die Jugend auf beinernen Schlittschuhen erlustigte, die dahin flogen „so schnell wie ein Vogel in der Luft oder der Bolzen aus einem Kreuzbogen“ (Armbrust).

Olaus Magnus (1490—1550) berichtet, man habe zu diesem Zweck glatte Hirsch- oder Rentierknochen genommen (lib. I. cap. XXV).

*) Schaatsenrijden s. v. a. Schlittschuhlaufen. Der Schlittschuh heisst auf Niederländisch: schaats, entsprechend dem Englischen skate. Dies entspricht mehr der Vorstellung des Stelzen-Laufens. Die Skandinaven sagen gewöhnlich: Skridsko = Schrittschuh. Dagegen bedeuten die skandinavischen Wörter Ski, Skid, Skiden die Schneeschuhe, von Skida die Scheide, das Laufbrettchen. Das Wort für Schlitten ist jedoch in allen germanischen Sprachen verwandt, skandin. släde, niederl. slede oder sleê, englisch sledge.

Im niederländischen Friesland benutzte man wahrscheinlich Kuh-Rippen (Wichers p. 71). In einem Gedicht, dem Friesischen Volks-Almanach von 1841, lässt man einen Friesen gegen die Gröninger sagen:

Ik rijd om lijf en leven
En zal op koeje ribben zelfs
Den beste een les nog geven.

Auch „ossenschinkels“ benutzte man derartig, woher die holländische Bezeichnung „schenkel“ für das Eisen der modernen Schlittschuh wahrscheinlich entlehnt ist. Fin Magnusen erzählt dasselbe bez. Pferderippen von seinem Geburtsland Island. Vieth sagt, dass in seinem Vaterland Westfalen die Jungens sich Ochsenrippen unterbanden und dass man damit sehr schnell laufen konnte, nur musste man sich vor seitwärtigem Ausgleiten in acht nehmen. Im Rijks Japansch Museum, das Siebold begründet, befinden sich sibirische Schlittschube aus Walrosszähnen mit Bohrlöchern für die Befestigung.

In den Illustrated London News von 1861 ist eine Abbildung, auf welcher Chinesen mit dergleichen Schlittschuhen ausgerüstet erscheinen.

In dem Museum van Oudheden zu Leiden befinden sich verschiedene Beinschlittschuhe, die in mehren niederländischen Provinzen in Mooren ausgegraben sind; ähnliche Ausgrabungsstücke sehen wir in den dänischen, norwegischen und schwedischen Museen. In Moosseedorf, Schweiz, wurde ein einzelner Schlittknochen gefunden (in der Staatsbibliothek in Bern). Auch in England und Schottland hat man dergleichen Funde gemacht. In Irland habe ich Schlittschuh- und Schlitten-Knochen nicht gesehen. Wilde in seinem reichhaltigen Katalog des Museum of the Royal Irish Academy zu Dublin führt auch nichts dergleichen an und doch kennt man unzählige beinerne Gerätschaften aus den ungeheuren irischen Torfmooren. Sollten die Schlittknochen hier zufällig übersehen sein oder spielten sie auf der Grünen Insel, die meist sehr milde Winter hat, überhaupt keine wichtige Rolle? Ich vermute letzteres.

Endlich liegt mir noch die Nr. vom 30. Dez. 1873 der Zeitschrift: „The Field, the Country Gentleman's Newspaper“ vor. Darin betitelt sich ein Artikel „bone skates from the fens“, Beinschlittschuhe aus den Mooren. Abgebildet ist ein Specimen mit 2 senkrechten Bohrlöchern, das ich für einen Piekschlitten-Knochen halte. Es ist ein Vorderarmknochen eines Rindes. Ich begnüge mich zum Schluss mit einem Citat: „One pair of *old London bone skates* in the collection of the *British Museum* has iron staples fixed into the heel end; whilst a skate found a year or so anterior to 1840, in Moorfields, and described in 1841 in a lecture before the London Society of Antiquaries bei Mr. C. Roach

Smith, was stated to have had a hole drilled into the heel end to the depth of 3 in. no doubt to receive a peg.“

Bis jetzt werden, wie ich noch betonen muss, auch von den Gelehrten fast überall die Schlittschuh-Knochen mit den Schlitten-Knochen verwechselt und ich hege deshalb die wenn auch schwache Hoffnung, dass meine heutigen Mitteilungen in der *Brandenburgia* dazu dienen mögen, die Altertumsforscher auf die Beachtung der bszüglichen Unterschiede aufmerksam zu machen. Es dauert nach menschlicher Erfahrung freilich fast überall sehr lange, bevor Irrtümer, welche sich in gelehrten Schriften namentlich der Archäologen befinden, durchgehends bemerkt, anerkannt und für die Zukunft ausgemerzt werden.

Nachtrag. Bei L. Lindenschmit, *Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*. I. Bd. Mainz 1864. Heft XII. Tafel I ist unter Nr. 1 ein undurchbohrter Schlittschuh eines Pferdeknöchel dargestellt. Fundort nicht bezeichnet. — Museum zu Hannover, unter Nr. 2 ein nur an dem einen Ende, daselbst aber von oben her zweimal durchbohrter Schlittknöchel. Gefunden in einem Grabhügel bei Oosterend im niederländisch Friesland-Museum zu Leiden. Gleichartige sind auch in den Provinzen Zeeland, Utrecht und Geldern gefunden. Lindenschmit versetzt beide Funde in die Steinzeit. Wie mir Herr Professor Jentsch mitteilt, sind im Sommer 1897 bei der für Durchlegung einer Eisenbahnstrecke erfolgten Durchstechung des berühmten Schlossbergs bei Burg im Spreewald, Kreis Lübben, Schlittschuhknöchel ausgegraben; der Berg, welcher zum grossen Teil künstlich aufgehöhht ist, enthält in den unteren Schichten germanische, in den oberen Schichten wendische Altertümer. Diese Fundstücke befinden sich im K. Völkermuseum zu Berlin.

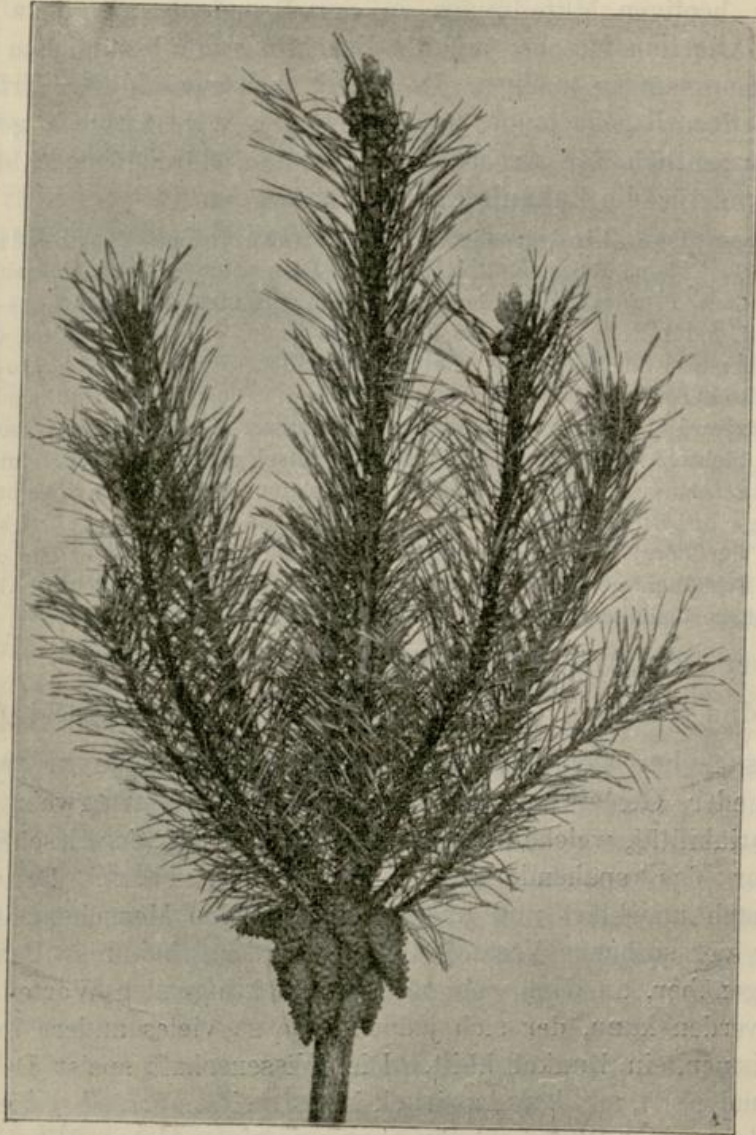
6. Herr Dr. Carl Bolle spricht

über das Naturspiel einer abnorm fruchtenden Kiefer.

Beides finden wir bei den Nadelhölzern: Beharren in ewig sich gleichbleibender Gestaltung und jene gleichsam sprungweis hervortretende Variabilität, welche uns in vielen Einzelfällen „der Erscheinungen Flucht“ vor das spärende und erfreute Auge rückt. Den letzten Gründen nach unerklärt und unerklärlich für den Menscheng Geist, sieht sich dieser vor sothaner Veränderlichkeit einem geheimnisvollen Naturprozess gegenüber, an dem wohl mit gelehrt klingenden Worten herumgedeutelt werden kann, der sich jedoch, wie so vieles andere im Leben der Organismen, in Dunkel hüllt. Die Wissenschaft speist Derartiges, fast verleumderisch, mit dem Ausdruck Monstrosität ab; selbst die prachtvollste Füllung einer Blume ist ihr eben nur eine solche. Mit grösserem Recht hat man es ein Naturspiel (*Lusus*) genannt. Die Blutbuche, die Pyramideneiche, die Centifolienrose fallen in die gleiche Kategorie. Beugnen wir uns mit dem Genuss freudiger Betrachtung, statt uns mit der doch schwerlich zu ermöglichenden Lösung kosmischer Rätselfragen abzuquälen.

Unsere mehr als jeder andere Baum heimische Konifere *Pinus sylvestris*, die wir, eigenwillig, nur ungern mit dem zwar forstlich

gebotenen, hier zu Lande aber unvolkstümlichen Namen Kiefer bezeichnen, verhält sich, Obigem gemäss, ganz nach der Regel. Wir sehen diesen Charakterbaum der Märk, unsere oft geschmähte, uns doch so liebe Fichte oder Kiene waldbildend in ungezählten Stämmen denselben Typus



wandellos bewahren; hie und da nur eine plötzliche Abweichung vom Gewohnten, sei es an Haupt oder Gliedern, die sich von der Urform nach sehr verschiedenen Richtungen hin absondern will. Weniger Grösse oder Gestalt, wie wohl bei der Rottanne, als vielmehr Zahl und Stellung der Zapfen kommt hierbei in Erwägung und mag uns in einem konkret vorliegenden Fall einen Augenblick lang beschäftigen.

Diese Kienäpfel, eine allbekannte kegelförmige, harzdurchtränkte Fruchtbildung von mässiger Grösse, in bescheidener Weise die klassische Form des thyrsuskronenden Pinienapfels wiederholend — unseren Hausfrauen als Stoff zu helloderndem Kamin- oder heissglimmendem Plättfeuer nicht unwillkommen — brauchen zu ihrer Entwicklung einen anderthalbjährigen Zeitraum und bleiben, nach Ausstreuung des geflügelten Samens, dunkel mit weit geöffneten Schuppen, noch längere Zeit am Zweig hängen. Meist stehen dieselben zu zweien, seltener einzeln oder zu 3—5 auf sehr kurzem Stiele beisammen.

Nun giebt es jedoch Fälle, wo ein Baum sich zu ungewöhnlicher Vermehrung seiner Zapfen aufrafft. Gewissermassen einer Idiosynkrasie gehorchend oder um eine andere, wenig verständlichere Phrase zu gebrauchen, einem Raptus von Hypertrophie verfallen, erzeugt er dann seine Frucht in gehäufte Stellung und überraschend grosser Menge, indem er ein Bild zeigt, wie es uns in vorliegendem Falle sich in besonders auffallender und schöner Weise darstellt. In dichtem Quirl umgeben den starken Gipfeltrieb eines anscheinend jungen Bäumchens, eng aneinander gedrängt, 21 Zapfen und die gleiche Bildung scheint höher oben, vermöge jüngerer, eben erst hervorbrechender Zäpfchen sich wiederholen zu wollen.

Unser Kienbaum ergiebt dergestalt, wenn auch regelwidrig, ein Abbild dessen, was man häufiger an der mediterranen *Pinus brutia*, Ten, wahrnimmt, fälschlich sogar als Normalzustand dieser Species angesehen hat. Auch einige nordamerikanische Kiefernarten der dreinadeligen Gruppe, wie z. B. die *Pitch-pine*, *P. rigida*, Mill. und *P. muricata*, Don, zeigen sich zu derartiger Fruchtanhäufung mehr oder weniger geneigt.

Bei uns darf eine solche nur als seltener Ausnahmefall betrachtet werden, den das Individuum schwerlich in erneuter Generation fortpflanzen würde. Mir selbst ist sie zwar mehrfach aufgestossen, doch finde ich sie in der Litteratur kaum erwähnt und gestehe, sie in gleich vollkommener Weise, wie vorliegend, frisch noch nie gesehen zu haben.

Das in Rede stehende Exemplar, wohl der Aufbewahrung wie auch der Abbildung als märkisches Naturprodukt, wert, ist (vgl. die beigefügte Abbildung) unserem Provinzial-Museum als Geschenk des städtischen Garteninspektors, Herrn Hampel, zugegangen. Es stammt dasselbe aus den Potsdamer Forsten und zwar ist es, um die Lokalität genauer zu bezeichnen, der waldreichen Umgebung des Dorfes Golm entnommen worden.

7. Herr Dr. Pniower trägt folgendes vor:

Im Juli dieses Jahres feierte die bekannte Berliner Kupferdruckerei O. Felsing ihr hundertjähriges Bestehen. Aus Anlass dieses Jubiläums hat sie das vorliegende Werk „100 Jahre im Dienste der Kunst“ als Erinnerungsgabe herstellen lassen, zugleich wohl um eine Probe ihrer

Leistungsfähigkeit abzulegen. Die Probe ist aufs glänzendste bestanden. Das Werk zeigt das Können der Druckerei auf einer gewaltigen Höhe und lässt es begreiflich erscheinen, dass sie einen so hohen Ruf genießt.

Unsere besten Stecher und Radierer liessen und lassen bei O. Felsing drucken, Künstler wie Stauffer-Bern, Bernhard Mannfeld, Gustav Eilers, Hans Meyer, Max Klinger, Max Liebermann, v. Gleichen-Russwurm u. a.

Das Geschäft wurde im Juli 1797 von dem Kupferstecher Joh. Conrad Felsing für seinen eigenen Bedarf in Darmstadt gegründet. 1875 wurde es nach Berlin verlegt. Es ist während der ganzen Zeit im Besitze der Familie geblieben. Der jetzige Inhaber, Wilhelm Felsing, ist der Urenkel des Begründers.

Der Text des Buches ist von Willibald Franke verfasst. Er giebt die interessante Geschichte des Geschäftes, das rasch aufstieg, gelegentlich sank, dann aber wieder einen erhöhten Aufschwung nahm, um jetzt in höchster Blüte zu stehen. Seine Inhaber waren zum Teil eigenartige Persönlichkeiten und standen zu hervorragenden Männern wie Gustav Liebig, dem Turnvater Jahn, Wilhelm von Kaulbach in Beziehung. So fehlt es dem Buch nicht an charakteristischen Briefen, von denen einige in Facsimiles gegeben sind.

Das schönste an ihm aber ist sein bildnerischer Schmuck. Es ist verschwenderisch reich an eingedruckten und eingelegten Reproduktionen von Zeichnungen, Stichen und Radierungen, die vielfach Wiederholungen der von der Firma im Druck hergestellten Platten sind. Zugleich liefert es, da es die verschiedensten Papiersorten verwendet, interessante Proben der einzelnen, heute für den Stich, die Radierung und die Photogravüre gebräuchlichsten Arten. Es wird so von selbst zu einer übersichtlichen und instruktiven Geschichte des Kupferstiches und der verwandten Kunstzweige in den letzten hundert Jahren.

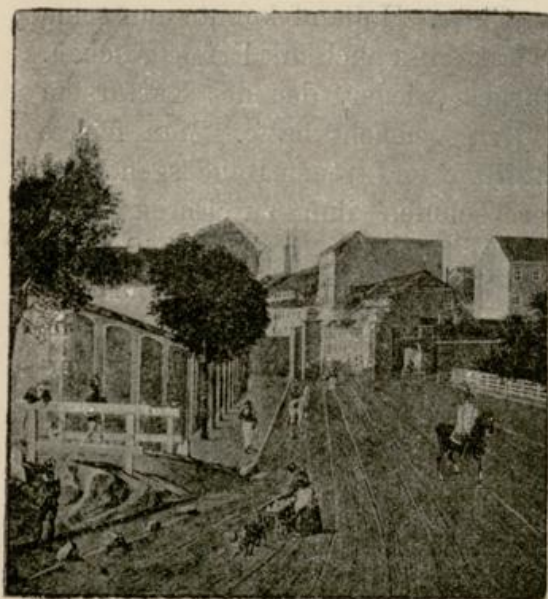
Das Werk ist im Buchhandel nicht erschienen und unverkäuflich. Das vorliegende Exemplar, das einen Wert von nahezu 300 Mark repräsentiert, erhielt das Märkische Provinzial-Museum von Herrn Wilhelm Felsing geschenkt, für welche hochherzige Gabe ihm auch an dieser Stelle warmer Dank ausgesprochen sei.

8. Herr Buchholz zeigt 2 Aquarell-Bilder vor und bemerkt dazu:

Diese beiden nachstehenden Aquarellbilder zeigen uns die Gegend des Prenzlauer Thors zu Berlin, wie sie genau vor 50 Jahren, im Jahre 1847, aussah. Von zwei verschiedenen Stellen des Windmühlberges aus, wo jetzt die Bötzowsche Brauerei steht, hat der Künstler, Heinrich von Olivier, das Prenzlauer Thor und seine Umgebung im Bilde fixiert. Von der höheren Stelle aus sieht man über den Marienkirchhof, das Prenzlauer Thor, das noch jetzt stehende Bötzowsche Wohnhaus und das grosse Exerzierhaus hinweg bis zu den Türmen der Nikolai-

und der Marien-Kirche, während im Vordergrund auf dem Bötzowschen Acker der Roggen geerntet wird. Auf dem anderen Bilde erscheint das Thor selbst im Vordergrund, durch das der Blick in die Prenzlauer Strasse offen ist, links ein Teil der Kirchhofmauer, rechts der belaubte Vorgarten des Exerzierhauses. Als Staffage ein reitender Kürassier-General (Wrangel?), ein Infanterist, ein Künstler, Milch- und Höcker-Weiber etc.

Im Anschluss an diese Vorlage hat Herr Bötzow eine Blei-Skizze von 1861 und 4 Photographien von 1865 zur Ansicht gebracht, die dieselbe Stadtgegend betreffen. Die Skizze stellt das „Würstsche Lokal“ auf dem Windmühlenberge, von einem Hause der Linienstrasse aus



gesehen, dar. Die eine der Photographien zeigt das damals auf dem Windmühlenberge neu erbaute Ausschanklokal der Bötzowschen Brauerei, von Süden her gesehen (die Brandenburgia tagte in diesem Lokal und in der inzwischen hinter demselben neu erbauten grossen Brauerei am 20. Mai 1896). Die 3 anderen Photographien geben das getreue Bild der Gegend, wie man sie damals vom Turm des Ausschankgebäudes aus in den Richtungen nach Ost, Süd und West sah. Das nach Süden, dem Aquarellbild von 1847 ähnlich, weist gegen dieses nur wenige Veränderungen nach. Die nach Ost und West (Prenzlauer, bezw. Schönhauser Allee) führen uns den primitiven Zustand jener Gegend vor 30 Jahren vor Augen, namentlich giebt das letztere zugleich ein Bild des Windmühlenberges, im Vordergrund das Würstsche Lokal und zwei Windmühlen, weiterhin die nur auf der Westseite bebaute Schönhauser Allee mit dem Brauereilokal Pfefferberg.

Herr Buchholz (unter Vorlage einer grossen silbernen Medaille):

Auf einen Freundschaftsdienst des Grossen Kurfürsten gegenüber Holland bezieht sich diese schöne und höchst seltene Medaille, die von einem hochherzigen Gönner dem Märkischen Museum kürzlich zugewendet wurde.

Im Jahre 1666 war „Holland in Not“; es befand sich im Kriege mit England und wurde gleichzeitig von dem sehr streitbaren Bischof Galen von Münster bedrängt, der bereits einen beträchtlichen Gebietsteil der vereinigten Niederlande besetzt und die holländischen Truppen zerstreut hatte. Die Gefahr lag nahe, dass Holland dem doppelten Ansturm unterliegen würde. Da legte sich der Grosse Kurfürst ins Mittel. Gestützt auf ein in seinen Cleveschen Landen versammeltes Heer zwang er den Bischof zum Friedensschluss von Cleve. Holland konnte nun seine ganze Macht gegen England verwenden, was dann auch mit Erfolg geschah.

Diese Medaille spiegelt den Eindruck wieder, den des Kurfürsten Freundschaftsdienst bei den Niederländern gemacht hatte. Man feierte ihn als Retter in der Not, als Friedensstifter und treuen Bundesgenossen. Hervorragende holländische Künstler schufen ihm zu Ehren diese Friedensmedaille, auf der die Hauptseite von dem vorzüglichen Bilde des Kurfürsten eingenommen wird, über den zwei Krieger einen Lorbeerkrantz halten. Drei allegorische Figuren auf der Rückseite stellen die Friedensscene dar. Hollands und Münsters Banner werden von Brandenburg mit einem Lorbeerkrantz friedlich verbunden. Zu Füssen liegen Blume und Harfe, Wappenkleinode Englands und Irlands. Eine Inschrift erläutert: „Hier staat Keur Brandenburg S'lants trouwste Bontgenoot die door syn staale Vuist de goude Vree besloot. Laat nu den Bittren Brit of Münster Vrie vry schelden. Door Kunst kroont Müller hier het puik der Oorlogs Helden*).

Auf die technische Herstellungsart möchte ich noch aufmerksam machen. Das Prägen in einer so grossen Form hatte seine Schwierigkeiten. Man half sich dadurch, dass man beide Seiten einzeln nach der Zeichnung austrieb und dann die beiden Platten durch einen starken Rand verband. Die Medaille ist deshalb hohl und relativ leicht.

9. Herr Professor Dr. Karl Müllenhoff hält seinen angekündigten Vortrag, den wir unten besonders abgedruckt bringen.

10. Nach dem Schluss der Sitzung vereinigten sich die Mitglieder in geselliger Weise im Schultheiss-Ausschank Potsdamer Strasse 13.

*) Hier steht Kurbrandenburg, des Landes treuester Bundesgenosse, der durch seine Stahlfaust den goldenen Frieden stiftete. Lasst nun den bitteren Britten auf Münsters Frieden frei schelten, durch Kunst krönt Müller hier den besten der Krieges Helden.

Über die ausgestorbenen und aussterbenden Tiere der Mark Brandenburg.

Von Karl Müllenhoff.

Noch jetzt beherbergt unsere Mark in ihren ausgedehnten Waldungen und auf ihren zahlreichen Gewässern eine sehr mannigfaltige Tierwelt und manche einheimische Tierart kommt in einer geradezu überraschend grossen Menge vor. Nach der letzten Statistik wurden in der Provinz Brandenburg in einem Jahre abgeschossen:

206 000 Rebhühner,	3300 Reiher,
194 000 Hasen,	3000 Damwild,
166 000 Krammetsvögel,	1650 Schwarzwild,
43 000 Wildenten,	920 Wildgänse,
37 000 Kaninchen,	900 Birkwild,
16 000 Rehe,	580 Fischottern,
12 000 Falken, Habichte, Sperber,	530 Dachse,
Bussarde, Weißen,	300 Trappen,
11 000 Fasanen,	80 Eulen,
10 000 Füchse,	76 Kormorane,
8 700 Schnepfen,	33 Adler,
5 200 Wachteln,	12 Wildschwäne,
5 000 Iltisse, Wiesel, Baum- und	10 Uhus,
Steinmarder,	6 Auerwild,
4 500 Rotwild,	3 Wildkatzen.

Diese Zahlen beweisen, wie viele und wie vielerlei Tiere bei uns vorkommen. Und doch ist unsere jetzige Fauna nur ein kümmerlicher Rest von der sehr viel reicheren Tierwelt, welche unser Land zur Diluvialzeit bewohnte. Die Reste sind zumal in den Rixdorfer Sanden aufgefunden worden. In besonders grosser Menge sind die Zähne des Mammuts erhalten (*Elephas primigenius*); daneben findet sich, wenn auch seltener, noch eine zweite Elefantenart (*Elephas antiquus*). Ferner gab es zwei Arten von Nashörnern, das wollhaarige (*Rhinoceros tichorhinus*) und das seltenere, spitzschnauzige (*Rhinoceros leptorhinus*). Zu den Elefanten und Nashörnern gesellen sich zahlreiche andere Huftiere. Unser Wildpferd (*Equus fossilis*) scheint dem Dschiggetai Innerasiens sehr ähnlich gewesen zu sein. Ausser dem Edelhirsch und dem Reh fand sich das grönländische Rentier (*Rangifer groenlandicus*) und der Elch, sowie der jetzt ganz ausgestorbene Riesenhirsch (*Megaceros giganteus*) in zahlreichen Resten. Auf ein kaltes Klima weist ausser

dem grönländischen Renntier der jetzt nur noch in Grönland und dem polaren Nordamerika vorkommende Moschusochs hin. Von andern Wiederkäuern sind zwei Arten von Rindern, der Urstier (*Bos primigenius*) und der dem Wisent nahestehende *Bos priscus* zu nennen. Von Raubtieren ist in Rixdorf bisher nur gefunden der Fuchs, sowie der riesige, über 3 m lange Höhlenbär (*Ursus spelaeus*), ein Tier, welches als eine besondere Form des Eisbären angesehen werden kann. Von dem in Franken und auch in Belgien mit dem Höhlenbären zusammen aufgefundenen Höhlentiger, resp. Höhlenlöwen, sind, wie es scheint, bei uns Knochen nicht erhalten. Gerade diese grösste Katzenart beansprucht ein ganz besonderes Interesse wegen der Übergänge, welche sich zwischen den beiden sehr verschieden erscheinenden Arten vorfinden. In der Mandchurei und dem südlichen Sibirien haben die Tiger eine stark entwickelte Mähne, ein gelbgraues, sehr dichtes Fell mit ganz undeutlichen Streifen. Ähnlich mag auch der deutsche Höhlentiger ausgesehen haben.

Die in den Rixdorfer Kiesgruben aufgefundenen Tiere haben, das lässt die Art ihrer Ablagerung deutlich erkennen, unser Land zur Diluvialzeit bewohnt, und zwar während des Zeitraums, der zwischen den beiden Vergletscherungen lag. Derselben Zeit, der Interglacialzeit, gehören auch die Pflanzenreste an, welche bei Lauenburg an der Elbe aufgefunden sind. Hier findet sich in den interglacialen Ablagerungen eine Torfschicht eingeschaltet, welche eine beträchtliche Anzahl von Pflanzen hat erkennen lassen: Kiefer, Fichte, Lärche, Eiche, Weissbuche, Linde, Ahorn, gelbe Schwertlilie, Schilfrohr; im ganzen sind es dieselben Arten, welche noch heute in Norddeutschland weitverbreitet sind, und es ist kaum möglich, aus dieser Vegetation auf eine Veränderung des Klimas zu schliessen. Es scheint, nach den Säugetierresten zu urteilen, das Klima der Interglacialzeit nicht gleichmässig gewesen zu sein. Das *Rhinoceros leptorhinus* und der *Elephas antiquus* weisen auf ein wärmeres Klima, auf ein kälteres das grönländische Renntier, der Moschusochse, das Mammut und das wollhaarige Nashorn. Am einfachsten erscheint hiernach die Annahme, dass nach dem Abschmelzen des Gletschers die Temperatur des Landes stieg, und die Einwanderung der Tiere erfolgte. Während der Mitte der Interglacialzeit hat dann längere Zeit hindurch ein dem jetzigen ähnliches Klima bestanden. Mit dem Herannahen der zweiten Vereisung sank die Temperatur tiefer, die subtropischen Formen verschwanden, und nordische Arten stellten sich ein.

Als die Hauptursache des Aussterbens so vieler Tierarten hat man zweifellos nicht bedeutende Klimaschwankungen oder gar, wie es die ältere Geologie that, grosse Katastrophen anzunehmen; es lassen sich vielmehr die grossen Veränderungen, welche die Tierwelt erlitten hat, in einfachster Weise zurückführen auf das Erscheinen des Menschen.

Dass der prähistorische Mensch in Mitteleuropa mit Mammuten, Nashörnern und anderen Tieren der Diluvialzeit zusammengelebt hat, ist lange Zeit bezweifelt worden; doch lassen die zahlreichen, in den verschiedensten Teilen Frankreichs, Deutschlands und Russlands gemachten Funde keine andere Deutung zu.

Wir bedürfen keiner weiten Reisen und keiner mühseligen geologischen Ausgrabungen, wenn wir uns davon überzeugen wollen, in welcher Weise der Mensch viele Tiere zurückdrängt und ausrottet; es genügt zu beobachten, was wir noch jetzt hierüber vor Augen haben. Sowohl willkürlich als unwillkürlich, direkt wie indirekt wirkt der Mensch verändernd auf die Tierwelt der Länder ein. Er thut dieses in um so stärkerem Masse, je vollständiger er ein Land in Besitz nimmt. Mit dem Augenblicke, wo die Menschen auf einem neu occupierten Gebiete einigermaßen zahlreich werden, beginnt für die Tiere dieses Landes eine kritische Zeit. Gegen manche Tierarten wird ein erbitterter Krieg geführt, weil sie dem Menschen eine unliebsame Konkurrenz machen, oder weil ihr Fleisch, ihr Fell oder ihre Knochen dem Menschen verwendbar erscheinen. Hierdurch sind in prähistorischer Zeit Mammute, Nashörner und Höhlenbären, in historischer Zeit der Wisent, der Urstier, der braune Bär, der Luchs und der Vielfrass verschwunden; der Elch und der Biber fristen ihr Dasein nur noch an wenigen Stellen unseres Landes; die Wildkatze ist selten geworden, der Wolf im grössten Teile Deutschlands ausgerottet. So hat sich der Bestand an Säugetieren schon ganz erheblich gemindert.

Der Mensch vernichtet den Urwald, trocknet Sümpfe aus, reguliert die Flussläufe nach seinem Gefallen und zerstört das Gestrüpp, soweit es ihm im Wege ist. Dadurch verlieren viele Tiere ihre Schlupfwinkel und die Möglichkeit, ihre Nahrung zu finden; sie wandern aus den für sie unwirtlichen Gefilden aus oder gehen zu Grunde. Eine besonders starke Verminderung tritt in Folge der Meliorierungen bei den zahlreichen Arten der Sumpf- und Wassertiere ein. Die Störche sind in vielen Gegenden Süd- und Mitteldeutschlands, wo sie früher häufig waren, bereits selten geworden. Unmittelbar ist dem Langbein allerdings kaum jemand zu nahe getreten, das verbietet die Volksgunst, in der der Vogel bei den Germanen seit alter Zeit steht. Nur in Norddeutschland ist er noch häufig zu finden. Aber nur selten sieht man noch, wie bei Vehlin unweit Glöwen in der Priegnitz, Hunderte von Storchnestern dicht beieinander. Überall macht sich eine rapide Abnahme der Störche bemerklich. Es werden eben durch die Trockenlegung der Sümpfe die Frösche seltener gemacht und dadurch indirekt die Störche.

Auf eine direkte Schädigung durch den Menschen ist unzweifelhaft das Verschwinden des schwarzen Storches zurückzuführen, indem nämlich

Eiersammler die Nester ausnehmen, ein Verfahren, das dem Vandalismus botanicorum an die Seite gestellt werden kann. Gar manche schöne Pflanze ist ja durch die Sammelwut der Botaniker vermindert, wenn nicht ausgerottet worden.

Durch das Austrocknen der Binnengewässer sind die grosse und die kleine Rohrdommel, die Rohrammer und die Bartmeise selten geworden. Durch die Entsumpfung des Waldbodens zerstört man die Lebensbedingungen gar mancher Vögel, zumal der Waldschnepfen.

Fast in allen Wäldern unseres Landes wird jetzt durch den Menschen das Unterholz mehr und mehr entfernt; vielfach findet auf Anordnung der Forstverwaltung in regelmässigem Turnus alle par Jahre ein Abtrieb des Unterholzes statt; in anderen Fällen bewirkt der fibermässig grosse Wildstand von Rothirschen (Schorfheide) oder von Damhirschen (Grunewald), dass das Unterholz vollkommen verschwindet; dieselbe Wirkung erreichte man für grosse Teile des Berliner Tiergartens, indem man sich bemühte, den ursprünglich mit reichem Unterholz bestandenen wilden Wald in einen englischen Park umzugestalten. Mögen die Gründe für die Entfernung des Unterholzes sein, welche sie wollen, überall führt diese Massregel zu einer vom Menschen durchaus nicht beabsichtigten Wirkung, dass nämlich die Rotkehlchen, die Nachtigallen und viele andere am Boden oder in der Nähe brütenden Singvögel an Wohnungsnot leiden und schliesslich ganz vertrieben werden.

Auf dem Ackerlande bewirkte die Durchführung der Separation und die immer intensivere Bodenbenutzung, dass die früher allgemein vorhandenen Feldgehölze, die an Ackerrainen und Wegeränder früher reichlichen einzelnen Bäume und Brombeerwildnisse verschwanden und auch hierdurch wurde der Bestand unserer Tierwelt, zumal der Vögel sehr vermindert.

Ueberall in ganz Deutschland werden jetzt die Spechte seltener. Die moderne Forstkultur duldet eben keine überständigen hohlen Bäume im Revier und daher verschwinden die Spechte und zugleich mit ihnen die Kohl- und Tannenmeisen, die Holztauben und Mandelkrähen, die Wald- und Baumkäuze und alle die andern nützlichen Höhlenbrüter, welche der vom Spechte gezimmerten und dann wieder verlassenen Brutlöcher bedürfen. Hier vernichtet also die Forstwirtschaft die den Wald erhaltenden nützlichen Vögel.

So greift der Mensch gar vielfach mit allzu rauher Hand in das Getriebe der Natur ein. Jetzt lebt die Mehrzahl unserer Tierarten nur noch von der Gnade des Menschen und wird fortwährend durch seine Massnahmen bedroht.

Kleine Mitteilungen.

Circa 1400 Kreuzottern hat der Schlangenjäger Mattern, Chorinerstrasse 72, welchem, wie gemeldet, von der Regierung eine Prämie von 50 Mk. bewilligt, innerhalb drei Jahren gefangen. Herr Mattern betreibt den Kreuzotterfang keineswegs zum Vergnügen, sondern zur Unterhaltung eines schwunghaften Handels mit diesen Reptilien. Mattern versorgt die königlichen Institute, Aerzte, Kliniken etc., sowohl in Berlin wie auch ausserhalb mit den Ottern, nach welchen stets eine lebhaftere Nachfrage ist. Der Fang wird in ganz einfacher Weise betrieben. Der Schlangenjäger hat sich eine Scheere aus Eisendraht anfertigen lassen, bei welcher der eine Flügel zangenartig ausläuft, während sich der zweite Flügel in die Spalte dieser Zange hineinlegt. Erblickt nun Herr Mattern eine Kreuzotter, so tritt er leise an das Tier, setzt einen Fuss auf dessen Körper, und zwar so, dass es mit dem Kopf nur kurzen Spielraum hat; den Kopf erfasst der Schlangenjäger mit der Zange und legt die nunmehr wehrlos gemachte Kreuzotter in einen mitgeführten Beutel. Dieser Augenblick ist der schwierigste und gefährlichste bei der ganzen Jagd. Befinden sich in dem Beutel bereits drei bis vier Kreuzottern, so schnellen die Tiere wütend empor, während auch der neue Ankömmling auf seinen Freiheitsberauben einzudringen sucht. In diesem Augenblick hilft nur Kaltblütigkeit und ungeheure Geschicklichkeit, durch die es gelingen muss, die Schlangen durch Schläge auf den Kopf zurückzutreiben, um in demselben Moment den Beutel wieder zu schliessen. Auffälligerweise bleiben die Schlangen in dem Beutel aber ganz ruhig liegen, sobald sich eine grössere Zahl, acht, neun Stück und mehr zusammen befinden. Häufig trifft Herr Mattern auch eine grössere Anzahl von Schlangen, fünf, sechs Stück zu einem Haufen zusammengeballt. Hier ist bei dem Fang dringende Vorsicht vonnöten. Die meisten Kreuzottern halten sich, wie Herr Mattern unserm Berichtstatter mitteilte, im Spandauer Forst, in der anstossenden Falkenhagener Heide bei Seegefeld, sowie in den bei den Berliner Ausflüglern so sehr beliebten Waldungen von Finkenkrug auf, ebenso bei Buch an der Stettiner Bahn. Die weitaus ergiebigste Fangstelle bildet aber der Spandauer Forst, aus welchem Herr Mattern den grössten Teil der gefangenen Schlangen herausgeholt hat. Die Kreuzottern werden ihm mit 50 Pf. bis 1 Mk., je nach Grösse und Geschlecht, bezahlt. Ausserdem betreibt Herr Mattern auch den Fang von Blindschleichen, Ringelnattern, Eidechsen etc., ebenfalls begehrte Artikel, die von königlichen Instituten angekauft werden. Zu der Natur der Kreuzotter sei noch zur Warnung für unsere Leser erwähnt: Die Otter hält sich in der warmen Jahreszeit allenthalben, sowohl in Wäldern wie auch auf Wiesen auf, zumeist in einzelnen, mitunter auch in mehreren Exemplaren. Beim Herannahen von Menschen flüchtet das Tier gewöhnlich; wenn es jedoch die Schritte nicht vernimmt, liegen bleibt und getreten wird, bzw.

wenn man sich beim Niederlassen auf die Schlange legt, wird die Otter in die höchste Erregung versetzt und beisst unfehlbar zu. Bei einer leichten Berührung mit einem Stock entflieht die Schlange, wie sie denn überhaupt, sobald ihr Gelegenheit zur Flucht geboten wird und man sie nicht reizt, niemals zur Angreiferin wird. Ausser an den erwähnten Stellen in der Umgebung Berlins, hält sich die Kreuzotter zurzeit vielfach in der Wuhlheide auf, während sie im Grunewald nur selten bemerkt wird. — Sehr interessante sich zumteil mit der Zoologie in Widerspruch setzende Mitteilungen über die Kreuzotter gibt uns Herr Mattern, dem ja bei seinem täglichen Umgang mit dem giftigen Gewürm Erfahrung und Praxis nicht abgesprochen werden kann. Die Schärfe dieses Schlangengiftes ist sehr verschieden und je nach der gesteigerten Wut des Tieres mehr oder minder stark. In ihrer grössten Wut springt die Schlange und schnellt sich bis zu 3 m Entfernung; in diesem Falle ist die Giftwirkung eine derartige, dass der Tod eines von ihr gebissenen Menschen in kurzer Zeit erfolgt, und selbst Igel und Schweine, die doch nach den gemachten Erfahrungen gegen Schlangenbisse immun sein sollen, leiden unter der Wirkung des Giftes. Aber selbst der Kreuzotter kann der Biss gefährlich werden. Eine Otter, welche von sechs ihrer Genossinnen, deren Wut aufs höchste gesteigert war, gebissen wurde, starb nach 36 Stunden. In der Gefangenschaft nehmen die Kreuzottern absolut keine feste Nahrung an; das einzige, was sie geniessen, ist Wasser. Im Frühjahr gefangene Schlangen leben infolgedessen nur circa sechs Wochen, im Sommer gefangene Tiere mehre Monate, um dann zu verhungern

Die Totenkränze und Totenkronen verschwinden immer mehr aus unseren märkischen Dorfkirchen. Leider! — denn mich hat die Pietät gegen die Verstorbenen in den Kirchen niemals gestört, auch die dörfischen Kirchenbesucher nicht, wie aus folgender vom Prediger J. H. Lehnert, vormals zu Falkenrehde bei Potsdam, mitgeteilten Erinnerung erhellt. Nach einer K. Verordnung sollten die Gedächtnistafeln der 1813/15 Gebliebenen ohne andere Umgebung frei aufgestellt werden. Eine alte Frau in Paretz hatte Lehnert i. J. 1829 gebeten, eine für einen siebenjährigen Enkel gefertigte, mit Bändern reich verzierte Totenkrone dicht bei der Gedächtnistafel aufhängen zu dürfen, neben ihrem Sitze in der Kirche, weil sie sonst, wie sie hoch beteuerte, keine Ruhe und Andacht mehr beim Gottesdienst haben könne. Nach einiger Zeit bei einem Kirchenbesuch wunderte sich der König etwas befremdet über diese Krone, worauf Lehnert die Sache auseinandersetzte. In seiner Milde antwortete Friedrich Wilhelm III.: „Sollte eigentlich wohl nicht sein, indes unter diesen Umständen mal eine Ausnahme machen, der Frau ihre Ruhe und Andacht nicht nehmen.“ — Diese Totenkrone ist längst verschwunden, überhaupt fand ich bei meinem heutigen Besuch hieselbst nicht mehr dergleichen in dem freundlichen, kleinen Gotteshause. Als ich i. J. 1884 die benachbarte Kirche des Dorfes Knobloch musterte, fiel mir die grosse Menge von Totenkränzen und Totenkronen daselbst auf, welche die sonst kahlen weissen Wände vorteilhaft schmückten. Auch zur Geschichte der Trachten und Mode, sowie der Textilindustrie sind diese pietätvollen

Zeichen von Interesse. Im allgemeinen ist die Geistlichkeit mehr und mehr gegen dieselben, als die Andacht zerstreuernd, eingenommen. Um Pfingsten dieses Jahres sah ich in einer Abseite der alten schönen Cisterzienser-Abteikirche zu Dobrilugk einen hochaufgetürmten Haufen ausrangierter alter Totenkronen und Kränze, zum Teil mit interessanten alten Seidenbändern, es werden aber noch ab und zu neue Totenkronen daselbst auf kleinen Wandbrettchen aufgestellt. Dergleichen mit wohl erhaltenen Hängebändern verzierte Totenkronen nimmt das Märkische Museum gern entgegen, worauf ich mir hiermit aufmerksam zu machen erlaube.

Paretz bei Potsdam, 17. Okt. 1897.

E. Friedel.

Ausstellung für Kindespflege. Das Märkische Museum hat sich mit einer Auswahl von einschlägigen Gegenständen an der Ausstellung für Kinderpflege beteiligt, die von einer Vereinigung von Aerzten und Frauen-Vereinen veranstaltet worden ist. Die Ausstellung fand in den Räumen des ehemals Stolbergschen, jetzt für 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark vom Holzhändler Schramm zum Abbruch und Neubau gekauften Palais, Wilhelmstr. 63 statt und zwar in den 10 Tagen vom 1.—10. Dezember 1897. Die diesseitigen Sachen waren in einem quadratischen Glasschrank mit 4 Schau-seiten als Sonderausstellung des Märkischen Museums aufgestellt. In dem gedruckten Ausstellungskatalog sind sie auf Seite 22—24 verzeichnet. Das Hauptinteresse der Besucher erregten die ausgestellten 16 vorgeschichtlichen Kinderklappern, die Spielpüppchen aus dem 16.—17. Jahrhundert und 3 Bekleidungsstücke von Beziehung zu historischen Persönlichkeiten: das Taufmützchen Friedrichs des Grossen, die ersten Kinderschuhe Friedrich Wilhelms IV. von 1796 und das Taufkleidchen der Königin Victoria von 1819. Ferner fand unter den Kindermützchen ein solches mit der Luxussteuermarke aus dem vorigen Jahrhundert Beachtung, wie auch das musikalische Kinderspielzeug, (Nachtigallen etc.) gewürdigt wurde.

Berlin, December 1897.

R. B.

Die Heiligen drei Pfühle bei Bernau (zwischen Liepnitzsee und Wandlitz See). Glockensage und Reim. Mittags erscheint am mittleren der drei Pfühle eine grosse Glocke. Sie ruft der kleinen im See zu:

Anne Susanne,
Wist mitgahn te Lanne?

Die kleine antwortet:

Trineliess,
Bliew unne
Im Meeresgrunne.

Mitgeteilt von Gastwirt Bartusch in Uetzdorf. O. Monke 30. 5. 1897.

Der „arme Mann“ in der Bernauer Vorheide. In der Umgegend von Prenden wurde früher viel Obst gebaut, und die Bauern von Prenden brachten gewöhnlich die Früchte nach Berlin, um sie dort auf dem Markte zu verkaufen. Sie benutzten dabei in der Regel die alte Heerstrasse, die über Lanke nach Schönow geht. So fuhr denn auch an einem heissen Sommertage ein Bäuerlein mit einem Ochsenwagen die Strasse entlang; er hatte sehr schöne Aepfel geladen, aber so viel, dass die Ochsen den Wagen fast nicht ziehen konnten. Als er nun an einen Teich kam, der dicht am Wege lag, witterten die Ochsen das Wasser, wandten sich zur Seite und stürzten sich, ohne sich halten zu lassen ins Wasser. Die Körbe mit den Aepfeln schlugen herunter, und die Aepfel fielen ins Wasser. Da schrie der Bauer, der sich schon unterwegs einen schönen Gewinn herausgerechnet hatte: „Ich armer Mann! Ich armer Mann!“

Erzählt von Herrn Bartusch in Uetzdorf.

Salzig ist das Wasser nicht; wenigstens übersteigt der Salzgehalt den unseres Leitungswassers nicht. Eine Lösung von Silbernitrat brachte keine Trübung hervor, und bei der Flammenprobe ergab sich erst nach Eindampfen eines $\frac{1}{4}$ Liter Wasser auf 1 cem eine lebhaftere Flammenfärbung.

O. Monke 30, 5. 1897.

Brunold-Denkmal. Das Modell für den märkischen Volks-Dichter F. Brunold*), welches an seinem Wohn- und Sterbeort Joachimsthal auf dem Rektorberg daselbst errichtet werden soll, ist in der Künstlerwerkstatt des Bildhauers H. Walger, des Meisters des Waldeck-Denkmal, Ausstellungspark Moabit, Stadtbahnbogen 36, zu besichtigen. Das Modell stellt eine Büste des Verstorbenen in Marmor dar, welche nach dem Urteile aller, die Brunold gekannt, geistvoll aufgefasst und lebenswahr ausgeführt ist. Die Mitglieder der Brandenburgia werden zur Besichtigung hierdurch freundlichst eingeladen.

Berlin, den 1. November 1897.

Der Ausschuss für das Brunold-Denkmal:

Der I. Vorsitzende

E. Friedel.

Der Schatzmeister

Buchholz.

Die Yuccas von Schlachtensee. (Monatsblatt VI. 1896. S. 216.) Hierzu teilt uns unser pflanzenkundiges Mitglied Dr. Carl Bolle berichtend folgendes mit.

Es ist a. a. O. von Yuccas, welche in Schlachtensee geblüht haben, die Rede. Dazu wird bemerkt, die Pflanze ginge gleich nach der Blüte zu grunde. Das ist durchaus falsch. Solche Liliengewächse, die uns als Mori-

*) Vergl. über den Dichter August Ferdinand Meyer, genannt F. Brunold, Monatsblatt III. S. 5, IV. S. 374 und V. S. 257 bis 260. Den litterarischen Namen F. Brunold hat A. F. Meyer sich schon frühzeitig beigelegt. Die Einweihung des Denkmals ist nach Eröffnung der Kleinbahn Britz-Joachimsthal für das Jahr 1898 in Aussicht genommen.

turi mit wehmütiger Pracht grüssen, sind u. a. die Agaven. Die Botanik hat für letzteren Umstand das Eigenschaftswort hapaxanth. Die Yuccas dagegen sind, soweit sie nicht als Stauden auftreten, richtige Bäume von unbegrenzter, von der Inflorescenz unabhängiger Dauer. Die meinigen in Scharfenberg, wohl nah an 100 Jahre alt, erfreuen mich ca. alle zwei Jahre mit dem wahrhaft feierlichen Anblick ihrer cremefarbenen Blüthen thyrsen. Es verwelken nicht einmal die blumentragenden Äste. Ausser der am öftesten gesehenen *Y. recurva*, die fast ausschliesslich Kübelpflanze bei uns ist, dauern die niedrigeren *Y. filamentosa* und *angustifolia*, etwas schwieriger *Y. gloriosa*, hier im Freien aus; die beiden ersteren ohne allen Winterschutz. Alles Gewächse, die vorzugsweise dazu beitragen, einem Garten die Illusion des Südens zu geben. Sie können nicht genug empfohlen werden.

Insel Scharfenberg bei Tegel, Oktober 1897.

C. Bolle.

Auch im Humboldthain zu Berlin sind winterharte Yuccas zu sehen, die alljährlich zu blühen pflegen. F.

„Parchent“. Nachträglich habe ich dieses Wort auch in den Werken zweier Danziger Chronisten des 15. Jahrhunderts gefunden, die beide in dem 4. Bande der *Scriptores rerum Prussicarum* (Leipzig, 1870) abgedruckt sind. Der eine von diesen ist der Verfasser*) der *Danziger Chronik vom Bunde* (daselbst S. 405—448), bei dem es (zu dem Jahre 1457 auf S. 440) heisst: Item das men mochte in den grossen steten so vile raumes haben kegen den slosseren ober an der anderen seyten der stadhmauren durch des willen, das men der grossen stete deste bas geweldig mochte seyn und doselbst dem rentenmeister eynen gutten festen torm legen und darinne seyn gemach haben und darselbst umb den torm eynen gutten graben und darinnen eynen gutten perchym u. s. w. Der andere ist (der Danziger Ratschreiber) Johann Lindau, der in seiner zwischen 1480 und 83 verfassten Geschichte des dreizehnjährigen Krieges (1453—1466) auf S. 599 (die Chronik ist abgedruckt auf S. 490—637) erzählt: — zcogk her Joen Schalski — fur das Heiligebeil und schos feu dorin, so das das Heiligebeil vil nach rein ausbrante und ouch die kirche brante, doch behilden sich der creucziger soldener in dem parchem und bliben dorinne und bauetens widder u. s. w. H. P.

Er weiss, wo Barthel den Most holt, diese Redensart stammt aus der Mark. An der Tafel des Markgrafen Hans zu Küstrin (er beherrschte die Neumark von 1535 bis 1571) gabs für gewöhnlich nur Krossener Landwein, beziehentlich die berühmte „Gubener Schattenseite“. Nun hatte einmal „Seiner Kurfürstlichen Gnaden unterthänigster Diener und Geheimbde Rath, Herr Barthel von Mandelslohe“ den Markgrafen zu Tische eingeladen, und da das adlige Frauenzimmer, wie es in der Sprache der Zeit heisst, — das will sagen, die Damen der Hofkreise — auch mitspeiste, so hatte der Herr von Mandelslohe feinen, süssen spanischen Wein aufgesetzt. Der Markgraf schmeckte und schmeckte. „Barthel, wo hast Du den Most hergeholt?“ fragte

*) Wahrscheinlich (der Danziger Ratsherr) Peter Brambeck († 1464).

Herr Hans. Barthel wurde feuerrot und schwieg. Endlich aber musste es doch heraus; ein französischer Gesandter, der gern beim Markgrafen Audienz gehabt hätte und doch nicht zugelassen war, hatte, um seine Sache schneller zu fördern, dem Rat von Mandelslohe ein Fässchen Malvasier geschenkt und — war doch nicht zum Markgrafen gekommen. „Das ist schön, dass ich dem Welschen nicht den Willen gethan habe!“ rief Herr Hans. „Aber nun weiss ich auch, wo Barthel den Most holt!“

Berl. Lokal-Anzeiger 12. Oktbr. 1897.

Fragekasten.

Dr. G. A. VI. 1896 S. 180. Die Rippe am Hause Molkenmarkt und Molkenstrasse (früher Bollengasse) hängt dort nicht allein, sondern auch ein zugehöriges Schulterblatt. Beide Stücke sind nicht wie Cosmar (der überhaupt manches Irrige enthält) meint aus Holz, sondern wirkliche Waltierknochen. Der verstorbene Medizinalrat Professor Dr. Robert Hartmann, ein tüchtiger Osteologe, sprach mir gegenüber die Vermutung aus, dass es sich vielleicht um *Balaena mysticetus* L. den grönländischen Bartenwal handele. Eine genauere Bestimmung wäre nur möglich, wenn man die Knochen, die jetzt versilbert sind, herabnehmen und genau messen könnte. Das würde mit den Angaben, die Dr. Gustav Albrecht S. 180 Jahrg. VI des Monatsblatts macht, stimmen. Uebrigens werden nicht selten Waltiere verschiedener Species an unsere Ostseeküsten lebend oder tot getrieben, ich habe mich darüber wiederholentlich verbreitet, unter anderem in meinem Aufsatz „Tierleben im Meer und am Strand von Neuvorpommern. Nach eigenen Beobachtungen in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“ Jahrgang XXIII. Frkf. a. M. 1882 S. 203, z. B. die gefräßigste und bösartigste aller Cetaceen der Butzkopf (*Orca gladiator* van Beneden), ferner (häufiger) *Balaenoptera Sibbaldi* van Beneden, sodann *Balaena biscayensis* van Beneden & Eschricht, *Megaptera longimana* Gray, der Finnwal *Sibbaldus laticeps* Gray, u. s. w. Die vollständigste Sammlung aller in die Ostsee versprengten Waltiere sah ich im Jahre 1896 im Cetaceum des Zoologischen Museums zu Kopenhagen.

Die gewaltige Grösse der Waltierknochen hat zu allen Zeiten die Volksphantasie erregt und sind deshalb, neben anderen zoologischen Seltenheiten, Waltierknochen, da man zoologische Museen noch nicht kannte, in Rathäusern und Kirchen verwahrt worden. Auch Apotheken und Spezerei-läden (die Vorläufer unserer heutigen Materialwarenhandlungen und Delikatessgeschäfte), desgleichen Gasthöfe und Gasthäuser hingen dergleichen Knochenreste aus um die Schaulust anzulocken. So besitzt das Märkische Provinzial-Museum unter A III 31 das Unterkiefer-Fragment, ca. 50 Kilo schwer, einer grossen Cetacee, in der Holzmarktstrasse zu Berlin ausgegraben von dem Unternehmer für Gas- und Wasseranlagen Albert Scherbarth

im Jahre 1874 mit vielen anderen Knochen. Da der Knochen 3 Bohrlöcher besitzt, so ist anzunehmen, dass das Stück in einem Zimmer früher als Merkwürdigkeit aufgehängt gewesen, später aber als Ballast beiseite gethan worden ist. Sieht so aus, als stamme es aus dem Mittelalter, jedoch von einem nicht fossilen Tier.

Die Katalognummer B. VIII 715 trägt das mit 2 Apophysen versehene Schulterblatt einer grossen Cetacee, welches auf dem Grundstück, Berlin Unter den Linden No. 19 im Jahre 1866 ausgegraben worden ist. Geschenk des Gastwirts Pohlit, Jacobstr. 75, in dessen Garten an einer Kette das Fundstück bis dahin als Merkwürdigkeit aufgehängt war. Mag mehre hundert Jahr alt sein; an der Luft etwas verwittert.

Endlich besitzt das Märkische Museum unter B. VIII 767 ein ähnliches Schulterblatt mit defekten Apophysen, sonst aber frischer, wie No. 715 aussehend. Bei Lenzen auf dem Grundstück des Apothekers Riege beim Ausgraben eines Blutegelteichs im Moorboden gefunden, über welchem blauer Alluvialthon abgelagert ist. Das Stück dürfte also in der That fossil sein. Das Moor hat zur Erhaltung wesentlich beigetragen und bleibt es zweifelhaft, ob das Stück durch die Hand des Menschen gegangen ist, nur der Vollständigkeit halber und weil es sich um einen Wal handelt, wird dasselbe hier mit aufgeführt.

Wie alt die Rippe und das Schulterblatt am Molkenmarkt sei, weiss niemand anzugeben, man kann auf das Mittelalter schliessen, da die von Wilhelm Schwartz (Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, 2. Aufl. 1886 S. 1) berichtete Sage, dass es Riesenknochen seien, einen sehr altertümlichen Eindruck macht. Der Riese soll von einem Erdenwurm — so nannten die Riesen in ihrem Uebermut die Menschen — erschlagen und so gross gewesen sein, dass sein Leib nicht auf einem Kirchhofe Platz hatte; daher man ihn dann zerstückeln und auf allen Kirchhöfen Berlins Teile davon habe begraben müssen.

E. Friedel.

O. T. Der Treppenvorsprung an dem Hause Berlin, C., Burgstrasse 11, welcher gleichzeitig als Lagerkeller dient und zu dem eigentlichen Keller dieses Grundstücks einen Eingang hat, scheint aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu stammen, wenn nicht noch früher aus der Zeit des grossen Kurfürsten; auch das eiserne Geländer der sehr steilen Treppe ist recht alte Schmiedeeisenarbeit. Sie verwundern sich mit Recht, wie es kommt, dass man diese vorspringende Haustreppe belässt, da sie den Bürgersteig vollständig einnimmt und die Passanten hier auf den Damm zu treten nötigt. Diese Nachsicht ist um so auffälliger, als man in den letzten Jahren städtischerseits so bedeutende Summen auf die Verbreiterung der Burgstrasse verwendet hat, und der Umstand, dass die Fortnahme der Treppe einen einschneidenden, ziemlich kostspieligen Neubau notwendig machen würde, die Verkehrspolizei an sich nicht abhalten dürfte, bezügliche Anträge na den Magistrat zu richten. Der Grund, warum man die Freitreppe auf dem Bürgersteige belässt, muss also auf einem ganz andern Felde liegen. Es ist, wie man allgemein, auch im Volksmunde annimmt, eine Pietätsrücksicht.

Friedrich der Grosse soll als junger Prinz hier entlang gegangen und unversehens durch einen wildgewordenen, den Treibern entlaufenen Stier angegriffen worden sein. Nur dadurch, dass der Jüngling sich auf die hohe Treppe flüchtete, entging er drohender Gefahr. Deshalb belässt man diese Treppe auf dem rechten Spreuefer, die der ehemaligen Pferdeshwemme vor dem Schloss auf dem linken Ufer gerade gegenüber liegt. Das Haus Burgstrasse 11 gehört den Molliuschen Erben. Im Grundbuch, das ich habe einsehen lassen, ist über die Erhaltung der Treppe nichts vermerkt. Gegenwärtig befindet sich in dem Hause ein bürgerlicher Gasthof, Netzlers Hôtel.

E. Fr.

C. Grevingk: Die Steinschiffe von Musching und die Wella-Laiwe oder Teufelsböte Kurlands überhaupt. (Dorpat und Leipzig 1879 bei K. F. Köhler) schreibt S. 43:

„Etwa 10 Werst östlich von Dondangen erhebt sich auf der Höhe der steilen rechten Uferwand der Pils-uppe (Burg-Baches) der Puishe-Kalns oder Knabenberg, der seinen Namen einem früher auf ihm befindlichen, 14 Zoll hohen, pilzförmigen, als Götze dienenden Steinblocke verdankt (Kruse: Fr., Neerolivonica, Dorpat 1842 Tf. 47. Fig. 10. — Grevingk: Geologie von Liv- und Kurland. Dorpat 1861 S. 147. — Döring, J., Sitzungsberichte d. kurländ. Ges. für Lit. u. Kunst 1868. S. 43. Anm.). Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts legte man am Fusse dieses Götzen Opfergaben nieder und besingt ihn Rankau, der Nachahmer Bornmanns, in seiner versifzierten Beschreibung Dondangens vom Jahre 1721 wie folgt:

Denn ein Knabe, so von Stein
als ein Mensch ist ausgehauen,
soll auf diesem Berge sein,
voll Verwundrung anzuschauen,
wo von alters her die Heiden
noch in der Abgöttereï,
unter einer alten Weiden
hatten ihre Büberei.“

S. 42. Nach Gr. gehören die Schiffsgräber (Teufelsböte, Wella-Laiwe) in die Uebergangszeit vom Bronze- zum Eisenalter (4. Jahrh.). Nordgermanen seien die Urheber. Alle diese Schiffssteinsetzungen wurden (S. 25) in einer südöstlichen Bewegungsrichtung gedacht. Auf unbekanntem, südöstlich oder landeinwärts belegtem Meere führte das Totenschiff seine Last in ein unbekanntes Jenseits und entweder wie Charons Nachen in die Unterwelt oder in ein zwischen Morgen und Mittag liegendes Himmelreich. E. Fr.

M. N. Vorgeschichtliche Denkmale in Schiffsform. Ob steinerne Schiffssetzungen ähnlich denen von Rügen oder Skandinavien in der Provinz Brandenburg bekannt sind und was sie bedeuten? Sie sind bei uns nicht bekannt und könnten auch wohl nur an unseren Elb- und Oder-Ufern, soweit sie von Vikinger-Schiffen befahren wurden, erwartet werden.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die historischen Volkslieder der Mark Brandenburg aus den Zeiten des Mittelalters.

Das episch-historische Volkslied, welches die Helden der Nation verherrlicht und die Kunde von ihren Thaten der Nachwelt überliefert, ist bei uns Deutschen ebenso alt wie unsere Geschichte, d. h. es ist in dem Zeitalter entstanden, wo unsere Vorfahren, als sie zu den Römern in einen bewussten Gegensatz traten, sich zum ersten Male als ein zusammengehöriges Ganze fühlten; die Lieder, welche nach Tacitus' Bericht*) noch zu seiner Zeit, also beinahe hundert Jahre nach Arminius' Tode auf denselben gesungen wurden, sind aller Wahrscheinlichkeit nach auch die ersten historischen Volkslieder, welche im deutschen Volke entstanden und gesungen sind.***) Ununterbrochen ist dann dieser Gesang gepflegt worden in der Epoche der Völkerwanderung, hat neue Nahrung und Kraft gewonnen aus den Heldenthaten Karls des Grossen und seiner Paladine und sich dann von neuem emporgerankt an den kraftvollen Gestalten der sächsischen und hohenstaufischen Kaiser. Und wenn uns auch von diesen Liedern, die selbstverständlich in der Sprache des Volkes, d. h. deutsch gedichtet waren, aus der Zeit der älteren deutschen Kaisermacht (bis zum Interregnum) wenig oder garnichts erhalten ist, so bezeugen doch Historiker und andere Schriftsteller für die verschiedenen Jahrhunderte, dass in ihren Tagen Gedichte, welche die Helden des Volkes und ihre Thaten feierten, beim Publikum im Umlauf gewesen seien. Besonders hier in dem Norden unseres Vaterlandes, wo der historische Sinn und damit auch die Freude an den Grossthaten früherer Generationen stärker entwickelt ist als in Mittel- und Süddeutschland, hat es frühzeitig einen reichen Schatz von solchen historischen Liedern gegeben, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir sehen, dass, während sonst im Mittelalter neue litterarische Bewegungen ihren Ausgangspunkt im Westen und Süden Deutschlands nahmen, das geschichtliche Volksepos und Volkslied, als es sich zu einer

*) Annales II, 88. Dieselben sind zwischen den Jahren 115 u. 117 n. Ch. veröffentlicht worden, Arminius' Tod fällt vermutlich in das Jahr 21 n. Ch.

***) Vergl. über diesen Gegenstand jetzt R. Koegel, Gesch. der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters, Bd. I (1894) S. 111—131; II (1897) S. 220—243.

eigenen Litteraturgattung entwickelt hatte, zunächst im Norden in Aufnahme gekommen ist. Begegnen wir doch schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts, d. h. zu einer Zeit, wo man noch sonst in Deutschland allgemein dem romantischen Heldenepos und verwandter Dichtung huldigte, in den nördlichen Reichsgebieten verschiedenen sogen. Reimchroniken und historischen Volksliedern*), die uns teils selbst noch erhalten, teils ihrer Existenz nach von andern Autoren bezeugt sind.

Wenn nun trotzdem die Zahl der uns aus früherer Zeit erhaltenen norddeutschen Volkslieder, verglichen mit der Menge gleichartiger Dichtungen aus Süddeutschland, verhältnismässig gering ist, so dürfen wir den Grund wohl darin suchen, dass die Bewohner Norddeutschlands während der Zeiten, wo diese Dichtungsart in Blüte stand, d. h. vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, viel mehr unter den Drangsalen der beständigen Fehden und Kämpfe zu leiden gehabt haben als ihre süddeutschen Brüder. Hat doch noch zuletzt und zwar nicht am wenigsten der dreissigjährige Krieg, welcher mit seinen Schrecken die Menschen nötigte, stets nur an die traurige Gegenwart zu denken, und ihnen sozusagen die Lust an der Vergangenheit benahm, sicherlich so manches Lied, das damals noch im Volksmunde lebendig war, in Vergessenheit gebracht. Aber auch das, was von solchen Gedichten schon vorher, besonders im 16. Jahrhundert, gedruckt worden war, hat, da dieselben auf schlechtem Papier als sogen. Einblätter veröffentlicht waren, wohl damals seinen Untergang gefunden. Es kommt noch hinzu, dass von denjenigen, welche die Mittel hatten, in jenen schweren Zeitläuften ihre litterarischen Schätze zu bergen, nur wenige Interesse für diese volkstümlichen Dichtungen besaßen, während die meisten als theologisch und humanistisch gebildete Männer auf jene urwüchsigen Erzeugnisse des Volksgeistes mit Verachtung herabsahen. Deswegen schulden wir denjenigen Schriftstellern — es sind dies besonders Historiker, die in Wittenberg studiert hatten, wo nach Luthers Vorgang eine rege Vorliebe für diese Dichtungsart herrschte —, die es nicht für unwert erachtet haben, einige von solchen Gedichten ihren Werken einzuverleiben und sie dadurch vor dem Untergang zu retten, ganz besonderen Dank.

Was nun speziell unsere Mark Brandenburg anlangt, so können wir noch von Glück sagen, dass wenigstens sieben solcher historischer Volkslieder, welche Ereignisse des 14. und 15. Jahrhunderts schildern, auf uns gekommen sind. Es sind folgende:

1. Lied auf die Schlacht am Kremmerdamm. 1331.
2. „ „ den Tod Herzogs Casimir von Pommern. 1372.
3. „ „ Busso von Erxleben und die von Stendal. 1372.**)

*) K. Goedeke, Grundr. z. Gesch. der deutschen Litteratur. 2. Aufl. I S. 275 f.

***) Über dieses Gedicht vergl. vorläufig Ch. Entzelt, Chronica der Alten Mark, 1579, S. 119 und Ludw. Götze, Urkundl. Gesch. d. Stadt Stendal, 1873, S. 164 ff.

4. Lied auf den Fall der Quitzows. 1414.
5. " " den Sieg Friedrichs I. in Angermünde. 1420.
6. " " den Kampf zwischen Schievelbein und Belgard. 1469.
7. " " Jan Kuck. 1478.

Von diesen sind uns erhalten:

- 3 (No. 2, 5, 7) bei Zach. Gartz in den Successiones;
- 1 (No. 4) bei Thomas Neumann (s. oben S. 249);*)
- 2 (No. 1, 3) von Joachim Friedr. Sprengel;**)
- 1 (No. 6) in den Annales Schievelbeinenses.

Aus verschiedenen Gründen bespreche ich das jüngste Gedicht zuerst.

1. Das Lied von Jan Kuck's Überfall der Stadt Beelitz i. J. 1478.

Kurfürst Albrecht Achilles (1470—1486) führte für seine Tochter Barbara, die Witwe des am 21. Febr. 1476 verstorbenen Herzogs Heinrich II. von Glogau, welcher kurz vor seinem Tode seine Gemahlin zur alleinigen Erbin seiner Lande eingesetzt hatte, einen langwierigen Krieg mit dem Herzog Johann II. von Sagan, der als Heinrichs nächster männlicher Seitenverwandter Ansprüche auf dessen Erbschaft erhob. Der Krieg, welcher bis 1482 dauerte, war reich an unerwarteten Ereignissen und Wechselfällen. Zu diesen gehörte auch ein kühner Reiterzug, den Jan Kuck, ein in den Diensten des Herzogs stehender böhmischer Hauptmann, mit seiner Schar in das Innere der Mark unternahm, wo er die durch ihr Wunderblut reich gewordene Stadt Beelitz überfiel und eine kurze Zeit lang behauptete, bis er dann von dem Kurprinzen Johann belagert und zur Ergebung gezwungen wurde.

*) Das von Neumann überlieferte Gedicht, an poetischem Werte das schönste von allen, ist das von A. v. Riedel zweimal (Zehn Jahre aus der Gesch. der Ahnherrn des Preuss. Königshauses, 1851, S. 164—168 und Gesch. d. Preuss. Königshauses, 1862, II. S. 183—187) ohne Nennung der Quelle veröffentlichte Lied auf den Fall der Quitzows (cf. G. Sello in d. Zeitsch. f. preuss. Gesch. u. Landesk. XVII, 1880, S. 283), dessen Anfangs- und Endstrophe folgendermassen lauten:

- | | |
|----------------------------------|-----------------------------------|
| 1. Der milder Christ van hemelik | 29. Di uns dissen reigen sang, |
| der mark to troste sekerlik | Niclaus Uppslacht is he genannt, |
| het geben Marggraf Friderik | to Brandenburg is he wol bekannt, |
| den edlen fursten lobesamen. | hi lovet di fursten mit flite. |

Nicolaus Upslach war Notar und 1416 zusammen mit Engelbrecht Wusterwitz in einer Rechtsangelegenheit thätig, cf. W. Wattenbach, Beiträge zur Gesch. d. Mark Brandenburg in den Sitzungsberichten der Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1883 p. 450. Daraus erklärt es sich, dass sein Gedicht von demselben Grundgedanken ausgeht wie die Memoiren des Engelbrecht Wusterwitz.

***) Joach. Friedr. Sprengel (geb. 20. Febr. 1726 zu Brandenburg-Altstadt, gest. 10. Jan. 1808) war, nachdem er vorher als Schulmann zu Berlin (an dem jetzigen Kaiser-Wilhelm-Realgymn.), Anklam und Brandenburg-Neustadt thätig gewesen war, Pfarrer zu Putzar und Boldekow (Kr. Anklam). Vermutlich besass er eine Sammlung alter Lieder; wenigstens von No. 3 wird berichtet, dass er es aus „einer Handschrift“ ediert habe. Nachforschungen nach derselben würden sich empfehlen.

Dieser Zug, an und für sich ohne Bedeutung für den Ausgang des Krieges und deshalb von fernerstehenden Geschichtschreibern wenig beachtet, hatte durch die Tollkühnheit, mit welcher er unternommen war, wie wir aus den noch vorhandenen Aufzeichnungen ersehen, allgemein die Aufmerksamkeit der Märker erregt und so auch die Veranlassung zu dem noch erhaltenen Volksliede gegeben.

Folgende Berichte liegen, so viel ich sehe, uns über dieses Ereignis vor.

I. Die niederschlesische Überlieferung.

Von den gleichzeitigen schlesischen Historikern erwähnt dasselbe meines Wissens allein der Verfasser der (von 1467 bis 1493 reichenden) *Annales Glogovienses**), bei dem es (S. 37) heisst: „A. d. 1478 post Pascha stipendiarii ducis Joannis per astutiam susceperunt unum opidum firmum dictum Belitz in Marchia et multa bona ibi reperierunt, quia annuale forum ibi erat, et per vim in possessionem susceperunt et incolas expulerunt. Tunc marchio dictum opidum obsedit cum suis sed magna damna suscepit et sic per tres hebdomadas singulos dies attempavit. Demum audivit quod dux Joannes veniret, ut eos redimeret. Tunc marchio civitatem propriam incendit, et sic illi qui in ea fuerunt tunc sic plane exierunt et dederunt se captivos marchioni et nihil cum eis deportaverunt, et eorum erant pauci scilicet 160 et duo tantum ex eis erant interfecti“.

Dieser Bericht ist dann fast wörtlich übergegangen in die 1571 verfassten *Gentis Silesiae Annales* (Wittenb. 1571, S. 328) des Glogauer Arztes Joachim Curaeus (eigentlich Scherer, 1532—1573), eines Schülers Melanchthons, die in den Wittenberger Kreisen als bedeutendes Geschichtswerk galten.

Die *Annales* des Curaeus benutzte auch Zach. Gartz (Garcaeus, 1544—86) bei der Abfassung seiner *Successiones . . . Praesidium Marchiae Brandenburgensis* und entnahm denselben bei seiner ersten Niederschrift (v. J. 1582 oder 83) auch folgenden Bericht über den Zug des Hauptmanns Jan Kuck, dessen Name ihm aus dem unten genauer zu besprechenden Volksliede bekannt war, und den er nun seinen Ausführungen hinzufügte (Autogr. p. 462 f.): „Irruptionum autem hostilium, quarum multas in Marchiam Brand. instituit Saganensis, praecipua est capitanei ipsius Jan Kuck, immissi in urbem Belicium, nundinarum tempore, quo plena bonarum rerum per fraudem à militibus Johannis urbs ea occupata est. Marchio re cognita obsedit urbem spacio trium

*) Herausgeg. von Herm. Markgraf in den *Scriptores rerum Silesiacarum*, Bd. X (1877) S. 1—158. Als Verfasser gilt jetzt der Glogauer Kaplan Caspar Borgeni († vor dem 25. Okt. 1495), cf. P. Knoetel, *Der Verfasser der Annales Glogovienses*, in der *Zeitsch. d. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk. Schlesiens*, Bd. XXII (1888) S. 94—108. Die ältere Ansicht über die Entstehung des Werkes bei C. Grünhagen, *Wegweiser durch die schles. Geschichtsquellen bis z. J. 1550*, Breslau 1876, S. 1.

septimanarum, tandem iniecit ignem, quo civitas, suppellex et equi militum omnes perierunt: ipsi milites nudi se Marchioni tradiderunt numero 160“. Später, als Gartz die Chronik Creusings kennen lernte (s. oben S. 242 Anm.*) und sie in den Nachträgen seines Werkes benutzte, hat er dessen Bericht nicht nur hier an dieser Stelle zu Marginalnotizen, sondern auch zu einem eigenen Appendix: Ad historiam Johannis de Latrone IAN KVCK (Autog. p. 597) verwertet; doch scheint letzterer unvollendet zu sein. Cf. auch seine Epitome (Königl. Bibl. zu Berlin, Manusc. boruss. in oct. 80 S. 61).

II. Märkische Überlieferung.

A) Überlieferung in Beelitz.

Paul Creusing (s. oben S. 241—243) hat die Überrumpelung der Stadt Beelitz mehrmals geschildert:

1. In einem lateinischen und deutschen Gedicht, die i. J. 1570 in Wittenberg bei Lorenz Schwenck im Druck erschienen.

Ob noch ein Exemplar dieser Schrift vorhanden ist, vermag ich für den Augenblick nicht zu sagen. Jedenfalls liegt dieselbe vor in dem Neudruck von G. G. Küster (cf. oben S. 241 Anm. ††) und als Citat in den Annales Marchiae Brandenburgicae des Andr. Angelus*) (Frankfurt a. O. 1598 S. 243 ff.). Die Abweichungen der ersten Bearbeitung der beiden Gedichte von der zweiten werde ich unten in den Anmerkungen geben.

2. In überarbeiteter Gestalt finden sich beide Gedichte in der 1571 und 72 niedergeschriebenen Chronik, doch erst hinter
3. dem prosaischen Berichte, der im Autographum (cf. oben S. 243 ff.) wie folgt lautet:

„Hernach im 78 schickt gemelter Hans von Sagan Einen Behmischen Hauptman genant Jan Kuck wieder in die Marck aber an einem andern Ortt, Nemlich für Belitz alhero mit II C vnd XI pferden. Dieser Jan Kuck schickt etzliche grose Centtner wagen des Montags nach S Marci, darauf etzlich wol geruste Landesknecht vorborggen lagen, furan, lest

*) Andr. Angelus (1561—1598) citiert hier in seinen kurz vor seinem Tode erschienenen Annalen Creusing als Autor, indem er sagt (S. 243): „Der Herr Paulus Creusingius / weyland Caplan zu Belitz / hat solchen einfall vnd krieg in lateinischen vnd deutschen Versen beschrieben / vnd dieselbe im 1570. jahr zu Wittenberg drücken lassen“. (Es folgen dann die beiden Gedichte und zwar in der ersten Bearbeitung.) Aber hier nennt Angelus seinen Gewährsmann nur deswegen, weil die citierte Schrift gedruckt vorlag, cf. auch S. 362. Dagegen nennt er Creusing nicht, wo er dessen damals nur handschriftlich vorhandene Chronik geplündert hat, z. B. bei der Erzählung von dem Wunderblut zu Belitz (S. 101), von dem Überfall der Stadt durch Jan Kuck (S. 242, cf. auch Brev. S. 108), Ereignissen, die er wörtlich so wie jener erzählt, ohne dessen Namen anzugeben. Führt er doch hier sogar die von Creusing beigebrachten Verse des Havelberger Domherrn an mit den Worten: „In eines Thumbherrn zu Havelberg Annalibus stehet von diesem Belitzschen Kriege also, etc.“ Angelus gehört eben zu den schlimmsten Plagiatoren, welche die märkische Geschichtschreibung kennt.

dieselben die Zuckbrucken vnd Thor*) einnehmen, die hutter Im thor in graben werffen, füret sein volck hernach erzu, lest dass ein, vnd gewind dass Stedlein gar Liestiglich vnd behend treibt die einwhoner darauss, wiewol etzliche sagen, er hab alle manschafft darin befunden auch die Knebigen vmb gebracht, die Jungfraun aber vnd meidigen darauss vortrieben, drumb ettlich gesellen In Jungfraunkleidern vnd vorschleuertt daruntter sein mit lebendig davon kommen: Man sagt dass eben in dem angehendem marck der Creutz wochen, in diesem Jar, sey gewesen, darnach hat er acht auf seine schantz, beuestiget den ortt nach seinen gefallen, vnd ob er vielleicht dies hatt zum forteil In behalten wollen vnd nach seiner gelegenheit ferner stre[i]ffen oder ein tag oder 2. Ruhen, vnd wieder zuruckziehen ist mir nicht wiessent, Solchs wird den von Brandenburgk Kunt gethan :/: ettliche meinen er hab dahin gewolt :/: die Rusten sich als bald sampt etzlichen vom adel in der Nehe, komen fur die Stad vnd belagern den feind darin. Es soln dieses feindes auch die Britzener im Rein Zug sein Innen worden, vnd als bald eilentts gefolgett. Also das Er kaum die Zugbrücke fur dem mullenthor hat konnen fur Inen Zu Ziehen hinder sich, vnd die haben dass Stedlein fur dem Mullenthor belagertt, Es seint**) aber die hern von Beden seitten durch einen fort Im wasser bey schonfelt nab Zusammen kommen, den hat man die Herren strassen genant, sonst hat man ausser der Stad nicht vermocht hienuber zukommen. Man thut auch Marggraffen Hansen eilents des Bottschafft ghen Francfurt der kompt Inen Zuhulff lagert sich neben inen dafur bey der Windtmulen, Es haben sich aber die feinde aus der Stad heftig gewehrett vnd viel herausser geschossen auch entlich den Vornemen Rath einen des Marggraffen erschossen an der Steel do itzund fur dem Heiden thor die Steinerne Marien seul stehet, dardurch sol der Marggraff ergrimmet sein das er beschlossen das Stedlein mit feuer Zuvorbrennen, Viel lieber dan mher andere gutte leut dafur vorlieren, vnd gesagt, er wolle lieber der Stedlein eins oder mher vorlieren, dan einen solchen man, Also scheust man feuer darein des Dornstages fur pfingsten :/: welcher one gefehr dazumal im Jar der 11. May gewesen :/: vnd bescheust erstlich den Copenhagen Thurn am heiden thor, darauf stehet ein Munch der keret die Schusse mit einem fuchs schwantz Zum Spott des Marggraffen ab, wird aber im dritten schoss sampt denen so bey Im gewesen herabgeschossen, das sie einen gutten weg in die gassen hienein geflohen, Also brennet das gantze Stedlein auss vnd vorderben darin mher dan in die Funfzig feinde, die andern so die ausflucht gesucht werden eins teils erschlagen, die andern gefenglichen wegk gefhurett eins teils ghen Branden-

*) Darüber geschrieben: „Mullen“.

**) Das e ist nachträglich durchgestrichen.

burgk eins teils ghen Berlin. Alda ist Jan Kuck behalten worden, vnd nach dem er auss dem gefencknus einmal enttrunnen vnd wiederbekommen, sagt man, sey er heimlich darin vmbgebracht worden.

Am seiger alhier Zu Belitz hengt noch eine Steinerne Kugel so dazumal darein geschossen ist worden, auch hat man fur wenig Jaren in dem thurn am mullenthor als man in hatt Reumen wollen, gefunden allerley Zeug von Bogen, schwertern, helmen, hauben vnd anderen waffen Item menschen gerippe so dazumal vorfallen waren und vmbkommen, dan die thure vnden Nein ist erstlich nicht darein gewest, sondern Neulinch nein gebrochen In hofnung das man wolt schetze vnd gold darin finden. ist aber zu niechts worden“.

Dieser Bericht Creusings geht, wie Ausdrücke als „wie wol etzliche sagen, man sagt, ettliche meinen, er soll“ beweisen, auf die mündliche Tradition der Beelitzer zurück. Aus ihr allein schöpfte er, als er 1570 seine beiden Gedichte veröffentlichte, in denen er den Kurprinzen Johann aus Pommerland zurückkehren liess, um seinen bedrängten Unterthanen zu Hilfe zu kommen. Er that dies, obgleich er schon vorher von befreundeter Seite einen etwas anders lautenden Bericht erhalten hatte, der für uns eine neue Version darstellt, nämlich

B) die Havelberger Überlieferung.

Es heisst nämlich in Creusings Chronik unmittelbar weiter:

„Dass aber solcher feindtlicher vnd Rauberischer einfall dazu mal gescheen hab ich Zeugnus aus eines thumhern zu Havelburg (!) Annalib: darin die zeit und histori angezeichnet gewesen ist, wie folget und mir M. Samuel Jockeritz*) mein sehr gutter freund mitgeteilt.

Anno Milleno centeno quadruplicato
insuper octavo quoque ac septuageno**)

De duce Joanne de Sagan.

Anno praedicto dux ausu motus iniquo
Armatos quosdam Belitz transmisit ad urbem***)
Quam simul intrabant, cives propriis spoliabant.
Aedibus exire cunctum populum alsque redire
Compulerant oppidum firmantes protinus ipsum
Sed nostri proceres vicini quoque cives

*) Über diesen siehe oben S. 236 Anm. ***

***) Diese beiden Zeilen sind mit roter Tinte geschrieben.

***) Msc: cade urbem.

Circiter hanc urbem fecerunt obsidionem
 Ignibus immissis patuit nostratibus urbis
 Introitus, cives mactabant protinus hostes.

Anno domini Millesimo quadringentesimo LXXIII. am Montag abent Nach Marci feria in vocem iucunditatis gewan Janen Coke Herzogs Johan vomme Sagan Hauptman Belitz die Stad mit ii C perden und XI. Von Stunden an berantten und beletten die von Brandenburgk mit hern Busse Von Alvenschleven*) des Mitwochs hernach vnd thetten mein hern Marggraffen Hansen to Francfurtt botten, vnd wonnen vnd brantten sie vth am Donnerstag fur Pffingsten vnd worden darin gefangen XL vnd hundertt one die da verbrantten“.

Die Annales, aus denen uns hier ein Bruchstück vorliegt, dürften das (jetzt verschollene) vollständige Werk sein, welches wir aus folgenden Excerpten kennen:

1. Das „Fragment einer Chronik des Bisthums Havelberg“ bei A. v. Riedel, Cod. diplom. Brandenb. D. I S. 289—292, cf. S. XXVIII. Dasselbe ist auch von Zach. Gartz, Andr. Angelus und David Chytraeus benutzt worden.

2. Das von Joachim Conrad Stein (Ratsverwandtem und Sekretär in Wittstock) zu seiner 1697 verfassten Epitome Historica Episcoporum Havelbergensium (bei G. G. Küster, Coll. script. Histor. March. illust. II, Stück 13 S. 46—145, ins Lateinische übersetzt bei Jo. Petr. v. Ludewig, Reliq. VIII p. 263 ff. unter dem Titel: Anonymi Catalogus Episcoporum Havelbergensium) benutzte alte deutsche Manuskript aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts und

3. das gleichfalls von Stein benutzte lateinische Manuskript von Heinrich Havekenthal,[†] Inspektor in Wittstock, aus dem 16. Jahrhundert, welches in dem dortigen Kirchenbuche eingetragen war.

Die hier mitgeteilten Hexameter aus den Annales hatten Creusing, der da glaubte bessere Verse machen zu können, i. J. 1570 veranlasst, seine beiden Gedichte zu veröffentlichen; später nahm er nach dem prosaischen Bericht einige Verbesserungen mit denselben vor. Es heisst bei ihm weiter:

„Solche schrieft hat mir vrsach geben, das ich Anno 1570 diese histori beschrieben vnd gefast habe, vor sehe mich ein wenig besser, in lateinische vnd deudsche verss vnd der Stad zu ehren hab lassen drucken, wie wol ich der vmbstande aller dazu mal nicht grundlich berichtet bin gewesen sonsten wolt ichs weitleuftiger gethan haben, die wil ich vmbder Nachkumling willen zum bessern gedächtnus herzu zeichnen“.

Es folgen dann die beiden Gedichte, die ich in der Gestalt, wie sie im Autographum der Chronik, also in der verbesserten Form stehen, abdrucken lasse, während ich die Abweichungen der ursprünglichen Fassung unten in den Anmerkungen angebe.

*) Die drei ersten Buchstaben des Namens sind sehr undeutlich geschrieben.

Nach Küster lautete der Gesamttitel für beide Gedichte in dem Drucke von 1570: HOSTILIS IRRUPTIONIS, quae in Marchiae Mediae oppido, Belitia, anno Christi 1478 facta est a quodam Boëmo nomine IANVCV, subornato praefecto IOANNIS, DVCIS DE SAGAN, descriptio latina et germanica in gratiam et honorem Belicensium dedita a PAVLO CREUSINGIO, Evangelii Ministro ibidem. Wittebergae, excudebat Laur. Schwenck, Anno Christi 1570. 4^o.

Es heisst dann hier wie auch im Autographum weiter:

Latina descriptio hostilis irruptionis quae in oppidum Belitiam, anno post Christi nativitatem 1478 facta est a JAN, CVC, Boemo et praefecto JOANNIS ducis Sagensis, deque eiusdem oppidi excidio et prima conflagratione*).

- Mille quater centum decies septemque leguntur
 Et simul octo anni, cum fandi maximus arte
 Marchio JOANNES Francfordensi esset in urbe
 Quâ VIADRVS vitreis longe clarus fluit undis**)
- (5.) Marchiacam in terram JANCVCHIVS irruit hostis
 Bis centum tunc missus equis a principe Sagae***)
 Luna†) dies fuerat tunc sancto proxima MARCO
 Quando tuum pontem portamque BELITIA curru
 Fraude capit, tota subito ac mox urbe potitur.
- (10.) Expulit hic cives, matres puerosque senesque
 Muniit atque locum gaudens successibus istis
 Sed mutata fuit fortuna volubilis errans
 Accinguntur enim vicini ad proelia contra
 Immanem gentem, sociis tunc ferre parati
- (15.) Auxilium, in patriam††) Princeps accersitur una
 Nec mora longa subest, mox undique cingitur hostis
 Fumantesque globi volitant cum murmure magno:
 Igne cadunt turres, cadit urbs et magna virorum
 Pars, quicunque fugam ex flammis sibi sumere tentant.
- (20.) Caeduntur ferro vel post sua terga revincti
 Abductique luunt graviore cum duce poenas.
 Ut propriis haeret bombix†††) circumdata textis

*) Diese Überschrift ist im Autogr. mit roter Tinte geschrieben. — Kleinere Abweichungen in Orthographie und Interpunktion, die sich bei Küster und Angelus finden, führe ich nicht an.

***) Bei Küster und Angelus lauten V. 3 und 4:

Marchio JOANNES de ferri dente notatus
 O Pomerane tuas bello pugnabat ad urbes.

***) „Sagan“ bei Küster, „Sagae“ bei Angelus.

†) „Una“ statt „Luna“ bei Küster. Angelus hat diesen Vers umgeändert in:
 Tunc fuerat Martis lux sancto proxima Marco.

††) Im Autogr. verbessert in: et patriae.

†††) Bei Küster „bombyx“.

Haud aliter capitur propriis ambagibus author
 Conseptum ac Nemesis laqueo velut implicat ipsum,
 (25.) Laudibus ornandus princeps, nam principe iusto
 Officium est dignum saevos abolere latrones.

In Reimweiss beschreibung, wie Jan Kuck ein Behmischer hauptman, abgefertigt von Joanne dem hertzen Zu Sagan Im Jar Christi 1478 Dinstags nach Marci das Stedlein Belitz gar Liestiglich hab eingenommen auch wie das selbe Zum ersten mal vorherett vnd ausgebrand ist.*)

- Im Tausent Vierhundert vnd 78 Jar
 Hab ich vornommen gantz vor war
 Als Marggraff hans der Teure heldt
 Zu Francfurtt sein hoflager hieltt**)
- (5.) Der hertzog von Sagan hatt behend
 Jan Kuck her in die Marck gesent
 Derselb gar bald fur Belitz Ruckt
 Bringt etzlich wagen auf die bruck
 Drin wolgeruste Landesknecht waren
- (10.) Die sind gar bald herfur gefarn
 Das thor han sie genommen ein
 Den Reisig Zeug gelassen drein
 Dan mit Zwei hundert Pferden starck
 hatt er gestreift wol In die Marck
- (15.) Belitz genommen liestiglich
 Beraubt, vorjagt gar greuliglich
 All einwhoner derselben stad
 Viel Jammers angerichtet hatt
 Am Montag nach S. Marci tag
- (20.) Solch Kune that von Im geschach
 Drauf sich zu befestigen gefangen an
 Vormeint noch mher solch gluck zuhan
 Dass hatt sich wunder bald gelenckt
 Vnd ihn in hochst Verderb gesenckt
- (25.) Dan die Brandeburger vnd Britzener***)
 Bald grieffen haben zu der Wehr
 Seint wiedern feind gezogen aus †)
 Auch Iren herren gefordert zuhaus †)
 Der thett dass Pommer verlan

*) Diese Überschrift ist im Autog. mit roter Tinte geschrieben.

***) Diese Verse lauten bei Küster und Angelus:

Als Marggraff Hans mit dem eyssern Zan,
 In Pommern Krieg gefangen an.

****) Für ‚Britzener‘ steht bei Küster und Angelus ‚andre mehr‘.

†) ‚aus‘ und ‚zuhaus‘ sind durchgestrichen und dafür geschrieben ‚hell‘ und ‚schnell‘. Bei Küster und Angelus stehen die beiden ersten Worte.

- (30.) Nimt sich seiner Vnterthanen an*)
 Vmbringt den feind**) im seinem Nest
 Scheust feuer drein aufs aller erst
 Vorbrent die Stad vnd auch den Gast
 Dass war den Behmen***) ein schwere last
- (35.) Des Dornstags fur den Pffingsten gutt
 Sah man aufgehen diese glutt
 Viel vngewonet dieser luft
 Suchten hin vnd her ausflucht
 Vnd kamen in der Vnsern gewald
- (40.) Viel sind erschlagen alsobald
 Eins teils gefurett ghen Berlin
 Dass ist Im gewest ein klein gewin
 Vnd seint entlich gestraffet Recht
 Jan Kuck noch mher als sonst ein knecht
- (45.) Dan wie ein Seidenwurm erstierbt
 In seinem web das er gewirekt
 So durch sein eigen liest vnd betrugk
 Ist schendtlich vmbkommen Jan Kuck
 In dem er meint andern zu schaden
- (50.) Thatts Vngluck vber In selbst geratten
 Der Furst darumb zu loben ist
 Dan Rauber straffen zu Jder friest
 Ein Rechte furstlich tugent ist“.

Diese Verse, welche ich ganz genau in beiden Fassungen hier habe abdrucken lassen, um der Ansicht entgegenzutreten, dass Creusing dieselben im Hinblick auf das von Garcaeus überlieferte niederdeutsche Volkslied, das auch jenem bekannt gewesen sei, gedichtet habe, †) sind nach Creusings eigener Angabe veranlasst worden durch die holprigen Hexameter des Havelberger Domherrn; der von seinen Fähigkeiten stark überzeugte Diakonus von Beelitz wollte seinen Lesern zeigen, dass er ein besserer Lateiner und gewandterer Dichter wie jener sei, und wenn er dann seinen lateinischen Versen noch eine deutsche Übersetzung gleichfalls in Versen, anschloss, so that er dies wohl hauptsächlich deshalb, weil er diese beiden Gedichte zugleich mit seiner poetischen Be-

*) Zunächst ist im Autogr. das hinter ‚Pommer‘ stehende Wort — ‚Land‘ — ausradiert worden, dann sind die beiden Verse durchgestrichen und dafür an den Seitenrand geschrieben worden:

Der thut sich von franckfurt hindan
 Vnd Ruckt Zum feind fur Belitz nan.

Bei Küster und Angelus lauten die Worte so wie im ursprünglichen Text des Autogr.

**) Im Autogr. verbessert in: „Vmbringet In im seynem nest“. Bei Küster und Angelus wie oben im Text.

***) Verbessert in: „Schlesier“. Bei Küster und Angelus ‚Behmen‘ resp. „Böhmen“.

†) Fr. Holtze in den Schriften d. Ver. f. d. Geschichte Berlins, Bd. XXIII (1886) S. 34 ff.

schreibung von den drei grossen Feuersbrünsten der Stadt Beelitz*) erscheinen liess und sie jedenfalls zusammen mit dieser als Bittgesuche für die durch die zahlreichen Unglücksfälle verarmten Beelitzer in die Welt schickte; dass ihm ein älteres deutsches Lied vorgelegen habe oder bekannt gewesen sei, dafür findet sich nicht das geringste Anzeichen.

C) Treuenbrietzener Bericht.

Einen weiteren, wenn auch viel kürzeren Bericht von dem kühnen Handstreich Jan Kucks finden wir bei dem Treuenbrietzener Stadtchronisten (s. oben S. 249 f.), bei dem es (nach dem Riedelschen Text S. 281) heisst:

„Anno sequenti MCDLXXVIII hatt Jan Kuck die Stadtt Belitz mit Verrheterey gewonnen am Sontage Vocem Jucunditatis, vund Im selbigen Jare am Donnerstage im heiligen Pffingsten hatt Marggraff hans dieselbige Stadtt Belitz wider gewonnen vund Jan Kuck mitt seiner geselschafft gefangen genommen, die nichtt erschlagen wehren“.

Wenn hier der Sonntag Vocem Jucunditatis als der Tag des Überfalles angegeben wird, so darf man darauf wenig Gewicht legen, da wir hier die ersten flüchtigen Notizen vor uns haben, welche sich jemand, der eine Treuenbrietzener Geschichte schreiben wollte, machte (s. oben a. a. O.); vielleicht war dieses Datum in der ausführlichen Darstellung, welcher diese Zeilen entnommen sind, für den Zeitpunkt angegeben, an welchem Jan Cuck mit seinen Reitern bei seinem Streifzuge von den Brietzenern, die ihm alsbald folgten, gesehen worden war, cf. Creusings prosaischen Bericht oben S. 350.

D) Brandenburger Bericht.

Schliesslich liegt uns noch eine Überlieferung**), die nach der Stadt Brandenburg weist, vor in dem niederdeutschen Gedicht, welches Zach. Gartz in seinen Successiones . . . Praesidium Marchiae Brandenburgensis bewahrt. Es heisst daselbst (S. 237 ed. Krause = S. 463 Autogr.): Memoria hujus irruptionis cantilena seu rhythmis veterum Germanorum more comprehensa est, cujus versus aliquot subiiciam:

(1) Wille gy hören ein nyes gedicht, S. 463 Autog.
 Datt tho Belitz ist vthgericht,
 Tho Belitz an der owen,
 Jan Kuck bedröuede manch mündelin rott,
 Mangk***) megden vnd mangk frowen.

*) S. oben S. 241. — Der Titel der betreffenden Schrift wird ursprünglich gelautet haben: Descriptio triplicis incendii oppidi Belicensium, da Creusing nur die drei Feuersbrünste von 1526, 1536 und 1563 kannte (cf. Chronik S. 174, 162). Küster benutzte zu seinem Wiederabdruck jedenfalls die Neuausgabe, welche H. Sebald nach dem Brande von 1619 besorgt hatte, cf. auch Fr. Holtze a. a. O. S. 23.

**) Zwei noch kürzere Berichte, die wohl auf mündliche Tradition zurückgehen, finden sich bei Wolfg. Jobst, Beschreibung der Marck zu Brandenburgk, Frankf. 1572 Bl. N II a u. Nicol. Leutinger, Comm. de rebus March. Brand. ed. Küster S. 1122. In Frankfurt starb Herzog Hans von Sagan im Elend (cf. Wolfg. Jobst a. a. O., Leutinger S. 1135 ed. K.)

***) In der Handschrift sind a und e, besonders im Wortinnern, oft kaum zu unterscheiden.

- (2.) Vp einen Dinstag datt geschach,
 Datt men Jan Kuck Inryden sach,
*)
 Die landtsknechte vth den wagen sprungen S. 464 Antog. 12
 Die daren lethen sie vermhürenn.
- (3.) Idt warde ene wyle die was nicht lang
 Die bodeschop Jegen Brandenburg quham,
 Tho unsenn wysen Herenn,
 Gy wysenn Heren von Brandenburg,
 Dott gy vns hulpe mheren.
- (4.) Idt warde ene wyle die was nicht lange
 Die bodeschop tho Berlin ock quham,
 Tho unsenn Gnadigen Hern,
 Gnadige Here von Berlin,
 Dott gy vns hulpe mheren.
- (5.) Vp einen Dornstag datt geschach
 Datt men enen roden hanen vt flegen sach
 Tho Belitz awer die mhüre,
 Jan Kuck wol tho dem fenster vth sach
 Syn homod ward ehm verstürett.

Das Lied ist mit deutschen Buchstaben eingetragen, nur der Name „Jan Kuck“ in Str. 1, 2 und 5 ist lateinisch geschrieben.

Das Gedicht, von dem Garz nur „einige Strophen (aliquot versus)“ wiedergibt, zeigt denselben metrischen und strophischen Bau wie verschiedene andere, besonders norddeutsche Volkslieder**), von denen das älteste von der Einäscherung des Klosters zu Catlenburg (bei Nordheim am Harz) i. J. 1346***) handelt; mit dem letzteren hat es auch sonst manche Ähnlichkeit, wenngleich kaum anzunehmen ist, dass es dem Verfasser unseres Liedes bekannt gewesen ist.

Von Redewendungen kommen in unserm Gedichte verschiedene vor, die wir auch sonst in Volksliedern finden, z. B.:

*) Die dritte Zeile hat Gartz durch Punkte ausgefüllt; also hat er sie, als er auf der nächsten Seite weiterschrieb, nicht etwa aus Versehen weggelassen.

**) v. Liliencron, Histor. Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh. Bd. I (1865), S. 77 no. 21 (v. J. 1371); S. 84 no. 24 (v. J. 1373); S. 272 no. 56 (v. J. 1420); S. 340 no. 68 (v. J. 1431—35); S. 348 no. 71 (v. J. 1435); S. 372 no. 76 (v. J. 1439); S. 374 no. 77 (v. J. 1439); S. 401 No. 84 (v. J. 1446—47); S. 404 no. 85 (v. J. 1446—47); S. 406 no. 86 (v. J. 1446—47); S. 419 no. 91 (v. J. 1449—50); S. 424 no. 92 A u. B (desgl.); S. 437 no. 94 (v. J. 1450); S. 476 no. 102 (v. J. 1457), S. 489—501 no. 106—108 (v. J. 1457); S. 523 no. 112 (v. J. 1462); S. 529 no. 114 (v. J. 1462) u. s. w.

***) Bei Liliencron I no. 16. S. 60. — Erhalten ist das Gedicht bei Letzner, Dasselische u. Einbeckische Chronica, Erfurt 1596. Bl. 24: „Von diesem grossen feur-schaden / hat man die Zeit vnnd dahervmb oberlaut folgendes liedt gesungen, welches ich in seiner sprache / wie es von dem gemeinen Bawrenvolck gesungen / hieher habe setzen sollen. (Fortsetzung umstehend.)“

Wille gi hören ein nyes —, datt tho —;
 Up einen — datt geschach, datt man — sach;
 Idt warde eine wyle, die was nicht lang;
 — wol tho dem fenster uth sach,
 Syn homoth ward ehm verstürett.

Einen näheren historischen Zusammenhang solcher Lieder braucht man deswegen nicht anzunehmen. Volksdichtungen lieben es eben, sich in bestimmten stereotypen Formen zu bewegen.

In den ähnlichen Gedichten pflegt der Verfasser in der Schlussstrophe seinen Namen entweder genau oder andeutungsweise zu nennen; da eine solche hier fehlt — wir wissen nicht, ob Gartz dieselbe nur weggelassen oder gar nicht gekannt hat —, so müssen wir uns damit begnügen, die Vermutung auszusprechen, dass der Verfasser ein Brandenburger gewesen sein dürfte, da er die Botschaft gen Brandenburg zu „unsern weisen Herren“ kommen lässt. In Brandenburg wird das Gedicht sich auch bis auf die Zeit, in der Gartz es niederschrieb, also bis 1582, d. h. etwa hundert Jahre nach seiner Entstehung, im Volksmunde lebendig erhalten haben, da kein Anzeichen vorhanden ist, dass es schon früher gedruckt gewesen ist und dass Gartz etwa eine gedruckte Vorlage benutzt hat.

Inhaltlich bietet das Lied nichts Neues. Der Überfall wird in Übereinstimmung mit den anderen Berichten auf einen Dienstag, die Rückeroberung der Stadt durch den Kurprinzen Johann auf einen Donnerstag angesetzt: nach den genaueren Angaben der anderen Quellen sind dies, da Ostern i. J. 1478 auf den 22. März fiel und der Markstag der 25. April ist, Dienstag, der 28. April — richtiger wohl die Nacht vom 27. zum 28. d. M. — und Donnerstag, d. 7. Mai. — Während dieser Zeit konnte alles, was Creusing berichtet*), sehr wohl vor sich gehen. Die Brietzer kamen fast gleichzeitig mit Jan Kuck an, also am 28. April vormittags, die Brandenburger einen Tag später (cf. Ann. Havelb.). Der Kurprinz, welcher, wie eine daselbst

1. Und wille gi horen ein nie gedicht,
 wat Horleman heft utgericht?
 mit stro und ock mit fure
 heft he dat gode Catelenborg
 verbrant so ungehure.

9. Düt led dat heft im widen veld
 gesungen Henni brun int veld
 to Catelenborg im Dome
 nicht heimlik sondern owerlut
 dem Horleman to hone.

Aber auch der Überfall Lüneburgs (Liliencron I no. 21, S. 77 ff.) und von märkischen Liedern dasjenige auf Busse von Erxleben und die Stendaler (Liliencron I no. 24, S. 84 f.) sowie das auf den Sieg von Angermünde (Liliencron I no. 56, S. 272) bieten manche Vergleichspunkte.

*) Es ist sicherlich zu viel gesagt, wenn die Annales Glogovienses berichten, der „Markgraf“ habe Beelitz drei Wochen lang belagert. Vielleicht ist dies die Zeit, die vom Aufbruch Jan Kucks aus der Heimat bis zur Eroberung von Beelitz verflossen war.

von ihm ausgestellte Urkunde beweist, am 21. April in Prenzlau weilte, wird, nachdem Boten an ihn nach Frankfurt oder Berlin abgesandt waren, später, etwa am 5. oder 6. Mai, vor Beelitz erschienen und alsbald zur Beschiessung der Stadt geschritten sein, da schweres Geschütz wohl schon aus Brandenburg und andern Städten zur Stelle geschafft worden war. In solchen Fällen, wo jede Minute Verzögerung die Gefahr vergrösserte, hat man in früheren Jahrhunderten, was Schnelligkeit anlangte, oft Unglaubliches geleistet.

Über die Sprache und den poetischen Wert des Gedichts wird später gehandelt werden, wenn die andern Lieder zur Vergleichung herangezogen werden können. H. Pieper.

Bericht über die 13. (9. ausserordentliche) Versammlung des VI. Vereinsjahrs.

Sonnabend, den 4. Dezember 1897

im Bürgersaale des Berlinischen Rathauses.

Der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

G. V.! Unter den exakten Wissenschaften sind es die Landeskunde und die Heimatkunde, welche ganz besonders zu ihrer Verdeutlichung der Abbildungen bedürfen. Wie viel besser haben wir es diesbezüglich heut, als unsere Altvorderen vor hundert Jahren. Freilich blühte damals eine sehr vornehme Art der Abbildungen — der Kupferstich und wenn man bedenkt, wie zeitraubend und kostbar er ist, so erregt es unsere Verwunderung und Bewunderung, wie viele wissenschaftliche Werke in dieser Manier ausgestattet worden sind, auch solche, die unter die Landes- bzw. Heimatkunde fallen. Indessen, diese graphische Ausstattung hatte doch ihre grossen Nachteile; sie ist eine sehr teure, und gewöhnlich fühlten sich die Kupferstecher mehr als Künstler denn als exakte Zeichner; daher ging zwischen Auge und Hand, zwischen Wirklichkeit und Wiedergabe vieles verloren und die zur wissenschaftlichen Ausstattung dienenden Abbildungen muten uns heut recht oft sehr wunderlich an und wir fühlen auf der Stelle: so haben die dargestellten Gegenstände unmöglich ausgesehen.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wird auf dem Gebiet der wissenschaftlichen bildlichen Ausstattungen durch eine neue Technik.

den Steindruck, die Erfindung Senefelder's*), beherrscht. Die Lithographie hat den exakten Wissenschaften viel genützt, das muss dankbar anerkannt werden. Die Darstellungsart des Steindrucks ist eine leichtere als diejenige des Kupferdrucks und sie ist in manchen Fällen, namentlich für die Abbildung einzelner Tiere, Pflanzen, Krystalle u. s. w., noch heutigen Tages im Gebrauch. Dagegen hat die Lithographie niemals sonderliches bei der Massenzusammenstellung architektonischer wie ländlicher Gruppen, also z. B. wenig bei Städteansichten, Landschaften, topographischen Prospekten und dergleichen geleistet.

Hier nun gerade hat zum Vorteil der Landes- und Heimatkunde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Photographie Wandel geschaffen**). Aber auch bei dieser, wie bei jeder Technik, hat es Jahrzehnte gedauert, bis sie sich derartig vervollkommnete, dass ihre praktische Anwendung für unsere Spezialwissenschaft eine allgemeinere werden konnte. Die Chemikalien sind verbessert, die Platten lichtempfindlicher, die Apparate für reisende Forscher vereinfacht, verbilligt und vor allem leichter gemacht worden und es vergeht kaum ein Jahr, wo nicht diesbezüglich neue Erfindungen bekannt gemacht, mitunter auch ihrer Erheblichkeit wegen patentiert werden.

Einen natürlichen Mangel haben aber selbst die grössten und schärfsten Photographieen darin, dass sie in einem Vortragssaal immer nur von einer kleinen Anzahl Personen zur gleichen Zeit besichtigt werden können. Sie wissen aus unseren Sitzungen, wie es mitunter eine Viertelstunde und länger dauert, bis diejenige Photographie, auf welche der Vortragende Bezug genommen hat, den Umlauf durch sämtliche Zuhörer macht.

*) Aloys Senefelder, geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, erfindet 1799 den chemischen Steindruck, richtet seit 1806 in München lithographische Werkstätten ein und stirbt daselbst 26. Febr. 1834. Senefelder wurde vor einigen Jahren vor dem Schönhauser Thor ein Standbild errichtet und der Platz daselbst Senefelder-Platz genannt. Auf den Holzschnitt, der in früheren Jahrhunderten ebenfalls zur Ausstattung wissenschaftlicher Werke, auch landes- und heimatkundlicher Natur, verwendet wurde, wird hier nicht eingegangen, weil er vor 100 Jahren gerade arg verfallen war. Vorzüglich ist der Holzschnitt durch Friedrich Wilhelm Gubitz, geb. 27. Februar 1780 zu Leipzig wiederbelebt worden, hauptsächlich in Berlin seit 1800, also um die Zeit, als der Steindruck erblühte. Aber gerade deshalb und weil er viel mehr Kunst und Geld als der Steindruck erfordert, hat er mit dem letzteren die Konkurrenz bei wissenschaftlichen Werken selten bestehen können.

***) Die Anfänge der Photographie reichen bis etwa 1837 zurück, wo Professor Enslin in Dresden wahrscheinlich die ersten Versuche machte. Mein Vater, Dr. phil. Carl Friedel, half ihm dabei und stellte selbständige Versuche hierselbst bis in die ersten Jahre des folgenden Jahrzehnts an. Dann liess die Erfindung des Franzosen Daguerre diese ersten Anfänge in Vergessenheit geraten, bis sie Talbot in verbesserter Form wieder aufnahm. Gelegentlich werde ich mich in der Brandenburgia hierüber ausführlicher verbreiten.

Hier setzt nun seit einigen Jahren das Projektions-Verfahren ein, welches nach dem Prinzip der alten Wunderlampen (*laterna magica*), die schon seit Jahrhunderten bekannt, für eigentlich wissenschaftliche Zwecke aber wegen der Ungenauigkeit der Reproduktionen wenig benutzt worden sind, erdonnen ist und sehr grosse, weithin sichtbare Bilder liefert.

Erst hierdurch bekommt die Landes- und Heimatkunde für örtliche Schilderungen das Hilfsmittel, mittels dessen sie sich in kürzester Frist und gegenüber selbst sehr zahlreicher Versammlungen durch die Anschauung verständlich macht.

In dieser Weise, m. D. u. H., werden wir unter Führung des Herrn Franz Goerke, Vorstandsmitgliedes der freien Photographischen Vereinigung hierselbst,

eine malerische Wanderung durch die Provinz Brandenburg heute Abend antreten.

Hierauf begann Herr Goerke seinen Vortrag:

Die folgenden Zeilen enthalten eine Aufzählung der vorgeführten Darstellungen und geben gleichzeitig aus den Erläuterungen des Herrn Redners die wichtigsten Thatsachen wieder. Die Geschichte der Mark spiegelt sich in ihrer Baugeschichte wieder, hauptsächlich also in ihren Klöstern und Schlössern. Von der ältesten Bauart, dem Holzbau, ist naturgemäss nichts erhalten geblieben. Mit dem Christentum kam der Monumentalbau auf und zwar zuerst der Granitbau und darauf der Backsteinbau.

Das erste Bild bot eine Ansicht der Stadt Freienwalde; man sieht von der Höhe aus auf die Stadt und das Oderbruch dahinter. An dieses schlossen sich einige Ansichten des buchenumkränzten Baasees zwischen Freienwalde und Wriezen.

Während diese Photographieen als Einführung dienten, eröffnete nun das Cistercienser Kloster Chorin den Reigen der kirchlichen Bauwerke. Ein Bild gab eine Totalansicht desselben, das zweite die Kirchenruine, eine dreischiffige Pfeilerbasilika, das folgende den Chor mit den schönen Spitzbogenfenstern, ein anderes bot einen Blick in die zweigeschossige Kapelle, ein weiteres einen solchen in die Klosterküche und ein letztes endlich brachte die Ansicht des prächtigen Portals zum Forstgarten. Einen Begriff von der reichen Gliederung und der ausgezeichneten technischen Ausführung gewährte das Bild mit der Westfront des Klosters. Den Schluss bildeten eine Anzahl malerischer Motive des Forstgartens.

Der nächste Cyclus von Aufnahmen umfasste Lehnin (erbaut 1180—1232, restauriert 1872—77). Die alten hohen Bäume erlaubten die Aufnahmen nur im ersten Frühjahr oder im Spätherbst. Diese Aufnahmen zeigen das Königshaus, einen wohlerhaltenen Backsteinbau des XV. Jahrhunderts mit schönem Giebel, die Klausen mit der prachtvollen

Allee, das Abthaus, die Kellerei des Konvents, die Kurfürstlichen Räume und einige Blicke auf benachbarte Seen z. B. den Klostersee, den Mühlenteich und den Gohlitz-See.

Darauf folgte eine Ansicht der Klosterkirche von Zinna (1170) und ein Blick auf die Stadt Jüterbog mit ihren Kirchen und der alten Mauer mit den Warttürmen, sowie eine Ansicht des Klosters Himmelpfort (1299). Es ist nur das Mittelschiff erhalten, das als Pfarrkirche benutzt wird.

Unter den weltlichen Bauwerken eröffnete der Eisenhart bei Belzig den Reigen, mit seiner Ringmauer und den wuchtigen Rundtürmen. Daran schloss sich eine Gesamtansicht von Wiesenburg, einem prächtigen Renaissancebau (1456—1754, restauriert 1864), sowie eine Ansicht des Schlossportals mit Wappen und Relief, ferner des Bergfrieds mit Umgang, endlich eine solche des ältesten Teiles des Schlosses und des Brunnens und eine Reihe von Aufnahmen aus dem prachtvollen Park.

Die nächsten Bilder boten Ansichten von Boitzenburg z. B. das Schloss im Renaissancestil und die Ruinen des Cistercienser Nonnenklosters Mariathür oder Mariapforte (1269).

Eine stattliche Reihe von Ansichten hat Rheinsberg gespendet. In erster Linie sind zu nennen mehrere Totalansichten des Schlosses eines zweistöckigen Mittelbaues mit zwei Seitenflügeln, die nach dem See zu in runde, durch eine Halle verbundene Ecktürme endigen, sodann die Erinnerungen an den Prinzen Heinrich, die sich im Parke befinden, wie der Salon, die Grotte, die Sphinxtrappe, der Obelisk, die Grabpyramide und endlich noch mehrere Ansichten aus dem Park und dem Buberowwald.

Hieran schlossen sich die Aufnahmen aus der Umgegend von Wustrau, berühmt als der Geburtsort Hans Joachim von Ziehlens. Das erste Bild zeigte die Anlegestelle der Dampfer mit den Kähnen der Landungsbrücke und den hohen Bäumen des Parkes im Hintergrund, das nächste das sog. Rohrsche Haus aus Fachwerk, ein anderes das stattliche aber anspruchslose Schloss und einige folgende brachten noch schöne Gruppen aus dem Park.

Die anschliessende, wohl die umfangreichste Serie von Aufnahmen, stammte aus der Ruppiner Schweiz und zwar bot sie die Ausbeute einer Wanderung, welche Kunsterspringmühle, Steinberge, Tornow-See, Kalksee, Binenwalde, Forsthaus Tornow, Zermützelsee, Forsthaus Rottstiel, den Tetzensee berührte und durch das Dorf Molchow über Alt-Ruppin nach Neu-Ruppin führte.

Sodann folgten einige Ansichten von der Klosterruine und aus dem Kirchhofe von Lindow (Ende des 12. Jahrh. gegründet als Prämonstratenser Nonnenkloster, jetzt Fräuleinstift).

Eine Ansicht von Templin, welche hier eingefügt war, wird einigen Mitgliedern den interessanten Ausflug vom 30. August 1896 wieder in die Erinnerung bringen. (Vergl. „Brandenb.“ V, 214.)

Die Reihe von Bildern, welche nun folgten, hatte Herr Goerke auf dem Ausfluge der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte nach Finsterwalde am 8. u. 9. Juni 1897 gesammelt, so zeigte das erste die Gesellschaft beschäftigt mit der Freilegung eines Urnenfeldes. Das nächste bot Teile des Schlosses Sonnenwalde z. B. das Schlossthor mit Wappen, ferner Abschnitte der ehemaligen Befestigung und einen schönen Schlossgiebel. Aus Dobrilugk stammte das Innere einer Kirche, die Totalansicht des prächtigen Schlosses in Renaissancestil und Ansichten des Schlosshofes, des Treppenturms und Sandsteinbrunnens.

Eins der letzten Bilder, die Gesamtansicht von Lychen war den Mitgliedern unserer Gesellschaft schon bekannt, es zielt das Septemberheft des V. Jahrg. und ist ein Geschenk des Herrn Goerke.

Den Abschluss bildeten eine Anzahl von Landschaften, hauptsächlich von Seestücken in Abendbeleuchtung mit wunderbarer Spiegelung des Wassers und grossartiger Wolkenbildung.

Am Schlusse des Vortrages sprach der Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, Herrn Goerke den Dank der Gesellschaft aus für den ausserordentlich genussreichen Abend.

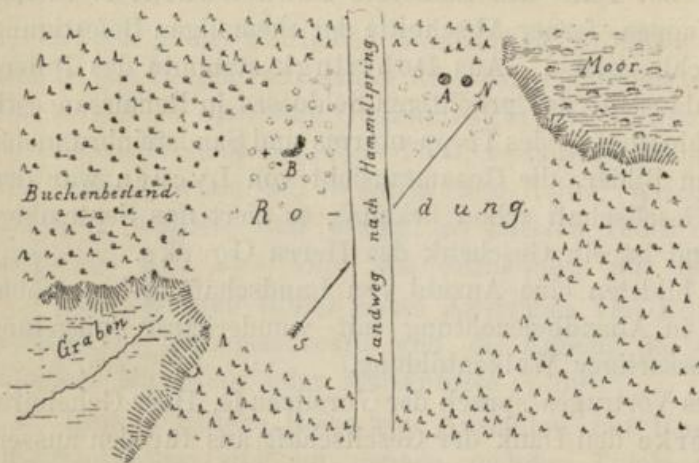
Bericht über die Ausgrabungen in der Bruchhaide bei Templin.

Von **Robert Mielke.**

Bei dem Roden eines grösseren Stückes Waldboden stiessen die damit beauftragten Arbeiter im Juni 1896 auf Urnen, von denen sie eine kleinere und mehrere Bronzegegenstände fast unversehrt ausgraben konnten. Dank den Bemühungen des Gemeindeförsters Dinse, der von dem Funde nach Templin berichtete, und den thätigen Bemühungen der Herren Bürgermeister Nitzschke, Ihreke, Allenstiel und Hauk in Templin wurde auf jeden weiteren Fund geachtet und die Ausgrabungsfläche am 20. Juni 1896 im Beisein der drei letztgenannten Herren von dem Unterzeichneten und dem Museums-Assistenten Femerling eingehend besichtigt und auch weitere Grabung veranlasst. Die Fundstelle liegt in der die Stadt Templin südlich umgebenden „Bruchhaide“, einem aus Nadel- und Laubbäumen bestehenden Forste, der in einzelnen Teilen erst vor etwa 3 Jahrzehnten angepflanzt ist. Ein nicht weitentfernter Buchenbestand soll bereits über ein Jahrhundert vorhanden sein. Die Urnen sind in altem Waldboden gebettet, der keine Spur einer einst anderen Kultur erkennen lässt; und zwar sind sie an einer Stelle in dem Jagen 26 zum Vorschein gekommen, die durch ihre

Lage sich deutlich aus dem umgebenden Gelände erhebt. Nördlich ist das „grosse Moor“ vorgelagert und im Süden ein flaches Moor- und Bruchgelände derart eingesenkt, dass sich das Terrain wie ein flacher Landrücken dazwischenschiebt oder sich auch als Übergangsstelle zwischen beiden Mooren hervorhebt. Alte Flurnamen wie: „Reiherort“, „Judenlake“, „Bärenluch“, „Gänselake“ und „Viechelslake“ (Vieh?) sind in der Haide noch heute bekannt.

An der Fundstelle ist der Nadelwald in der Form eines Kreises gerodet, dessen Peripherie sich nördlich unmmittelbar an das „grosse Moor“



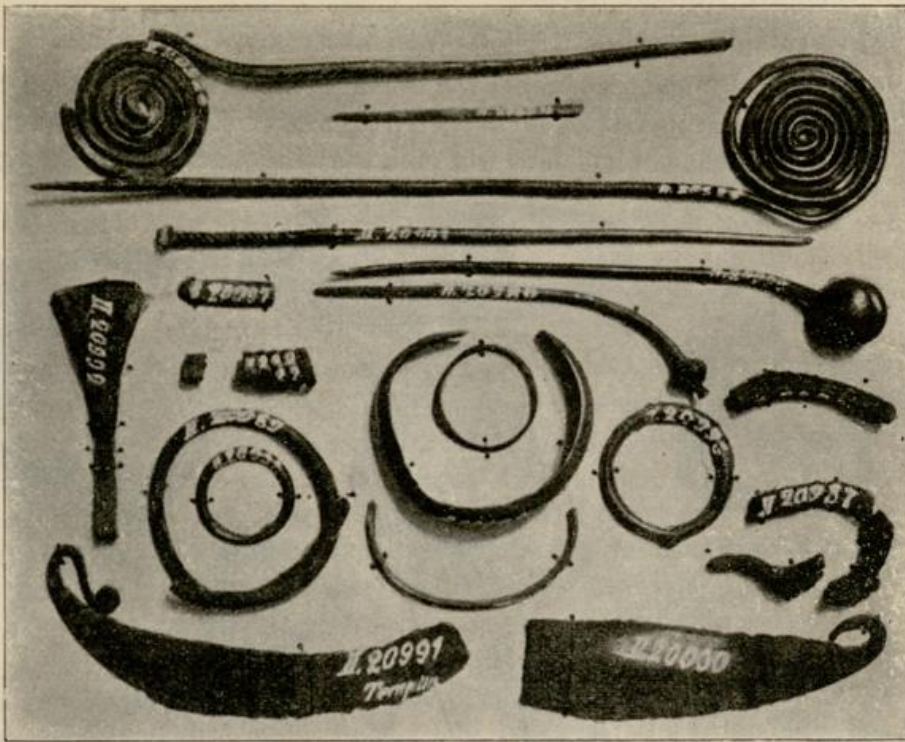
A-Brandstellen B-Bogenförmige Steinpackung + Fundort der Bronzen.

○ Ungefähre Lage der Urnenstellen.

lehnt, (Vergl. Abbildung.) Fast in der Mitte wird dieser Kreis von einem Landwege von etwa 500m Länge durchschnitten, der denselben in der Richtung NW.-SO. teilt. Zu beiden Seiten des nordwestlichen Endes dieses Weges sind die Fundstellen unregelmässig verstreut; sie liegen aber auf der südlichen Seite des Weges dichter und häufiger. Sämtliche Urnen standen, wie sich erkennen liess, auf einer Steinunterlage, unregelmässig von grösseren Steinen, bald dicht bei einander, bald in grösseren Zwischenräumen ringförmig umgeben. Sie waren so mürbe, dass, soweit sie nicht schon zusammengebrochen, sie nur in kleinen Stücken zu retten waren. Vielfach lag ein flacher Stein als Deckel auf ihnen; ein Gefäss oder ein anderes keramisches Produkt als oberer Abschluss liess sich jedoch nicht nachweisen. Die Zerstörung durch Druck oder Wurzeln war derartig, dass es nicht gelang, eine einzige Urne unbeschädigt zu erhalten; wie überhaupt die aufgedeckten Stellen den Eindruck machten, als wären sie schon einmal nach Steinen durchwühlt worden. Die Steinsetzungen waren überdies bei dem gegenwärtigen Roden schon vielfach auseinandergerissen und anderwärts geschichtet; bei den zu Tage geförderten Funden lagen die Steine bisweilen so zerstreut, dass einer der Arbeiter meinte, sie wären mit der „Dräg utg'schüttet“. Am nördlichen Ende der Rodung, unmittelbar am Moor, sind zwei deutlich erkennbare Brandstellen freigelegt worden, welche eine mit kleinen, mürben Steinen durchsetzte Brandschicht ohne jeden weiteren Fund ergaben.

Die von den Arbeitern bereits früher gemachten Bronzefunde lagen auf der südlichen Seite des Weges, nicht weit von einer auffallenden bogenförmigen Steinpackung, die bei der Untersuchung noch unter der Erde lag, und deren Freilegung einen flachen Bogen ergab, dessen Sehne etwa 3 m Länge betrug. Funde sind weder hier noch in unmittelbarer Nähe gemacht

worden, weder Branderde noch Scherben. Nach Aussagen der Arbeiter und nach Aussehen des Geländes mögen etwa 20 bis 30*) Beisetzungen vorhanden



gewesen sein, die 3—4 m, häufig aber noch weiter, von einander entfernt waren.

Abgesehen von einem kleinen mit Zickzackornament versehenen Gefäß, in dem sich ein Bronzering befand, waren die Urnen ohne Verzierung; eine einzige war mit einem Henkel versehen. Die Formen wiesen nach den Bruchstücken auf ein bauchiges, mit ebenem Boden versehenes Gefäß hin, dessen eingeschnürter Hals fast senkrecht aufstieg. Die vor der Untersuchung von den Arbeitern gemachten Bronzefunde bestehen aus einem diademartigen Schmuck,

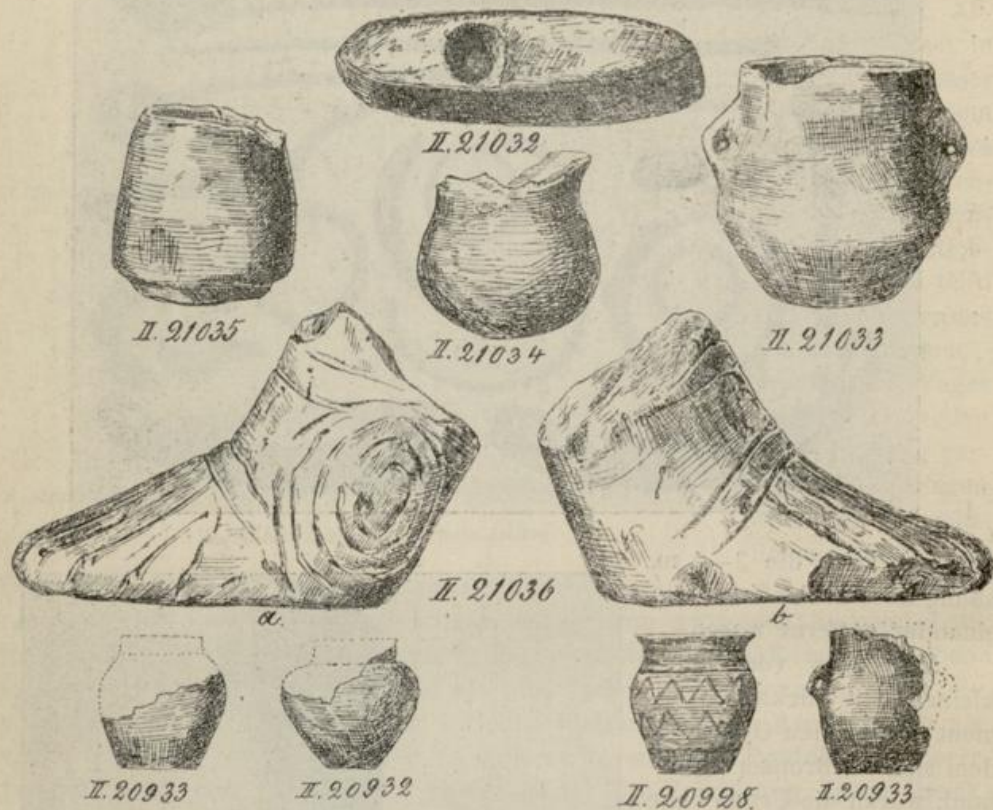
*) Inzwischen sind etwa 10 neue hinzugekommen.



2 Nadeln, 1 Spirale, - 1 kleinen Ringe und dem Bruchstück eines Messers. Sie sind mindestens an 2 Stellen zu Tage gekommen, die aber nicht weit von einander entfernt waren.

Zusatz seitens des Märkischen Provinzial-Museums:

Die einzelnen Fundstücke aus der von Herrn Mielke beschriebenen, auch diesseits durchforschten Gräberstätte der mittleren Bronzezeit sind zum Teil so charakteristisch und bemerkenswert, dass wir einige Abbildungen hier wiedergeben.



Am merkwürdigsten erscheint der aus derselben Thonmasse, wie die Urnen, geformte Fuss, der, nach der Bruchfläche zu schliessen, einer menschlichen Figur angehört haben dürfte. Die daran befindlichen Ornamente scheinen die Bekleidung mit einer Art Sandalen andeuten zu sollen, nebst den zugehörigen Riemen und einer grossen Spiralplatte als abschliessendes Ornament an der äusseren Knöchelseite, wie die beiden Seitenansichten auf dem folgenden Bilde, II. 21036, zeigen. Die Thongefässe sind von recht primitiver Töpfer-Technik, auch die seltener vorkommenden Strichverzierungen, II. 20928, sind mehr eingeritzt, weniger ausgeglättet, so dass sie zwar schon die Formen der entwickelteren altgermanischen Periode, aber nur eine geringe handliche Fertigkeit des Töpfers verraten, wie das auch der mittleren Bronzezeit entspricht. Das Steinbeil II. 21032 mit angefangenem Bohrloch ist beim Ackern nahe Templin gefunden. Der von 3 Seiten dargestellte thönerne mit einer Art Stiefel bekleidete Fuss einer Figur stammt aus der erwähnten Stadtfurst; leider ist nichts weiteres mehr zu ermitteln gewesen. Ebendaher stammen die abgebildeten Bronzen und Thongefässe.

Kläterpott.

Von H. Pieper.

Indem ich an dasjenige anknüpfe, was ich auf S. 225 bis 227 dieses Jahrganges der „Brandenburgia“ über die Erklärung von Ortsbezeichnungen im allgemeinen gesagt habe, erlaube ich mir heute die Aufmerksamkeit der Leser auf einen Namen zu lenken, dessen Deutung nach seinen Bestandteilen scheinbar ganz klar ist, wengleich man nicht ohne weiteres einsieht, wie derselbe dazu kommt, eine Örtlichkeit zu bezeichnen: wird sich doch auch hier ergeben, dass das Wort etwas ganz anderes bedeutet, als was man gewöhnlich darunter versteht.

Nach Ausweis von Urkunden aus früheren Jahrhunderten*) und nach dem Zeugnis des Chronisten Zach. Gartz (Garcaeus, 1544—86)**) hiess eine Feldflur in der Nähe der Neustadt-Brandenburg a. d. H. Klater- oder mit Umlautung des Wurzelvokals Kläterpott. Die Lage der so genannten Örtlichkeit lässt sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen, da die in der Anmerkung an zweiter Stelle citierte Urkunde die Notiz enthält: „in dat brede bruk, dat dar liet tuschen der Nienstad vnd klaterpot to smerzker ackere wart“; denn da wir das Breite Bruch, das noch jetzt seinen früheren Namen führt, als die Wiesenniederung kennen, welche sich im Südwesten der Neustadt längs der nach Göttin führenden Landstrasse und zwar auf der östlichen resp. südöstlichen Seite hinzieht, so werden wir den „Kläterpott“ unweit des zuletzt genannten Ortes auf dem rechten Ufer des Planeflüsschens, etwa da, wo der Bruchgraben in dasselbe mündet, zu suchen haben.

Was nun die Deutung des Namens anlangt, so möchte ich mit Übergehung der wunderlichen und gekünstelten Erklärungen, die bisher aufgestellt worden sind, darauf hinweisen, dass es im Westfälischen eine Ortsbenennung giebt, die, wenn nicht alles täuscht, mit der unserigen identisch ist.

Fr. Woeste führt in seinem „Wörterbuch der westfälischen Mundart“ (Norden und Leipzig 1882) auf S. 129 unter dem Worte „kläterig“ als eine in dem Dorfe Deilinghofen (Kr. Iserlohn) vorkommende Ortsbenennung Kläterpôt an und erklärt das Wort nach meiner Meinung richtig als „Pfütze, wo man sich beschmutzt“. Der zweite Teil derselben ist nämlich das meines Wissens bisher nur für das Westfälische nachgewiesene Substantiv männlichen Geschlechtes pôt, eine Nebenform des allgemein niederdeutschen putte masc. u.

*) A. Riedel, Cod. diplom. Brandenb. B, III no. 1375 (v. J. 1420) S. 355; A, IX no. 157 (v. J. 1423) S. 120; A, VIII no. 447 (v. J. 1434) S. 406; A, IX no. 381 (v. J. 1541) S. 288.

**) Successiones . . . Praesidium Marchiae Brandenburgensis S. 81 ed. Krause = S. 173 f. Autograph: „qui hodie Klaeterpott ante novam civitatem Brandenburgensem dicitur“. — Nach den Angaben der Brandenburg Lokalhistoriker, z. B. R. Schillmanns in seiner „Geschichte der Stadt Brandenburg a. d. H.“ S. 209 Anm., hat sich der Name bis jetzt erhalten. Auf den Karten der Preuss. Landesaufnahme, selbst auf den ausführlichen im Massstab von 1:25 000, habe ich denselben jedoch vergeblich gesucht. Die beste Auskunft über die Lage dürften die Grundbücher geben.

fem. „Grube, Pfütze, Cisterne, Ziehbrunnen (= ahd. pfuzza, pfuzzi t, mhd. pfütze f. „Lache, Pfütze, Brunnen“), die in dieser Mundart auch sonst noch in Ortsbenennungen vorkommt, z. B. in kattenpôt in Iserlohn (neben hundeputte auf der Hemerschen Feldmark, Kr. Iserlohn), uppem Pôte, wie ein Stadtteil von Iserlohn heisst nach einer dort früher vorhandenen Pferdeschwemme, cf. Woeste S. 204. Freilich ist dieses westfälische pô, dem ein altgermanisches *paut-a-s*) entsprechen würde, da das deutsche „Pfütze“ zweifellos das lateinische puteus „Grube, Cisterne, Brunnen“ ist, welches in der Gestalt *putja- in das Westgermanische überging, eine erst auf germanischem Boden, etwa nach dem Vorbilde von „Fluss“ (vergl. niederdeutsch vlote f. u. n. „Floss, Flotte“) zu „Floss“ (niederd. vlôt, vlôte m. u. f. „Fluss“ Flut*) oder „Genosse“ (altsächs. genôt) zu „nütze“ (cf. angelsächs. nytt, got. un-nut-s) geschaffene Analogiebildung, doch kann dieselbe, da das Wort schon vor Beginn der zweiten sogen. hochdeutschen Lautverschiebung, d. h. vor dem 6. resp. 7. Jahrhundert ins Deutsche aufgenommen wurde, ziemlich alt sein.

Der erste Bestandteil des Namens Kläterpôt ist das über das gesamte Gebiet der deutschen, ja sogar der germanischen Sprachen verbreitete Substantivum Kläter, das zwar in unserer Schriftsprache noch nicht eingebürgert aber in den Mundarten so verbreitet ist, dass ihm z. B. in dem Grimmschen Wörterbuch (Bd. V, 1873, S. 1008) eine längere Besprechung zuteil wird. Die Bedeutung dieses Wortes ist zunächst „Absonderung aus dem Körper (Augenbutter,**) Nasenschleim u. s. w.“, dann „Unrat“, besonders „der an Menschen und Tieren hängen gebliebene Schmutz“, und schliesslich, wie das Volk es ja überhaupt liebt, jede wertlose Sache als „Dreck“ zu bezeichnen, in übertragenem Sinne „geringfügiger Gegenstand, Lappalie, Fetzen u. s. w.“

Gebäuchlich ist das Wort besonders in den niederdeutschen Dialekten, cf. Schiller u. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterb. II, S. 474: „Klatte Schmutz aus der Nase, vergl. das noch übliche Klatterie, -rê, Fetzen, Kleinigkeit.“

Fr. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart S. 129: „Kläter f. Klunker von Augenbutter, — vergl. nds. Kläter“. (S. 139. „Kolter, Augenbutter, cf. Kläter.***) S. 129: „klatsig, schmutzig auf der Strasse.“

G. Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen (Hannover 1858) S. 101: „Kläter m. plur. Klättern 1. der Fetzen, Lumpen, ein zerrissenes Kleidungsstück, 2. der angespritzte Dreck, besonders der Drecksaum, welcher sich bei schmutzigem Wetter unten an dem Kleide, an der Hose, am Mantel bildet. 3. Die Mistklunker an den Haaren der Kühe, der Schafe und anderer Tiere.“

*) Formen, die bisher in der betreffenden Sprache nicht nachgewiesen, sondern nur von den Grammatikern erschlossen sind, pflegt man mit einem * zu versehen.

**) Wegen dieser Bedeutung lassen sich als urverwandt vergleichen gr. γλήμη „Augenbutter“, γλημώδης, γλαμώδης „triefängig“, lat. gramiae (mit secundärem r statt l, wie in grando u. a.) „Augenbutter“, gramiosus „triefängig“, cf. oculi gramiosi „klättrige Augen“.

***) Kläter und kolter gehören zu derselben Wurzel wie z. B. „fragen“ und „forschen“, „Knabe“, „Knecht“ und „Kind“.

„Kläterhämel m. ein Mensch, der sich bei schlechtem Wetter das Zeug immer so beschmutzt, dass Klättern daran sitzen.“ „Kläterig, klätzig 1. zerlumpt, zerfetzt. 2. von den Augen, woran die verhärtete Augenbutter in Menge sitzt. 3. Kläglich.“

Joh. Friedr. Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart (Salzwedel 1859) S. 103: „Kläöter, Klat'r, Kladd'r*) heisst der Mistklunker, der bei Kühen, Schafen, die nicht gehörig mit Streuroh versehen sind, herabhängt, Kläöttern an der Kleidung sind einzelne zapfenartig herabhängende Schmutzteile oder einzelne Schmutzflecken an der Kleidung.“ S. 102: „Kladdrig, verwirrt, verfilzt, z. B. de Haor sên so kladdrig üt.“ S. 101 f. „Kladdern: von Schmutz kleben und dadurch in Unordnung gerathen. Wenn die Augenwimpern durch Eiter, bei einem Kopfausschlage die Haare verworren an einander geklebt sind, so sagt man: de Haor sünd tosaom kladdert. Von Kladd, Schmutz (hier ungebräuchlich). Sich bekladdern: wenn auf schmutzigen Wegen der Gehende nicht vorsichtig ist, sondern sich beschmutzt, so hat er sich „bekladdert“. An einigen Orten gebraucht man das Wort „kladdern“ auch, wenn die Kuh den Koth fallen lässt“. S. 102: „Kladderbock“ und „kladdriger Hund“ gelten als Schimpfworte.“

H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen, II (1883) S. 141 führt dieselben Worte an und ferner die Schimpfwörter: „Klater, ein schmutziges, gemeines Frauenzimmer, z. B. Fabrikklater (in Berlin); Klaterjan, Klattergatt, Klatt-hammel = Klaterhammel, auch Klaterseller „Lumpensammler.“

Für Ostpreussen bezeugt das Vorkommen dieser und ähnlicher Wörter H. Frischbier, Preuss. Wörterb. I (1882) S. 371, für meine Heimat, die Neumark, kann ich dasselbe thun.**)

Nachdem sich so „Schmutzpfütze“ als Bedeutung für „Kläterpott“ ergeben hat, erübrigt es noch, die oben citierte Stelle des Garcaeus genauer zu betrachten. Es heisst dort nämlich (S. 81 ed. Kr. = S. 173 f. des Autogr.) „Anno igitur Christi 1229. . . . XVIII Archiepiscopi. Magdeburgensis copias, quae Brandenburgo appropinquânt, ad Havelum iuxta Kletterbach, non procul à Brandenburgo vicerunt — sc. die Markgrafen Johann I. und Otto III. — et fugarunt. Locus Kletterbach (quem latine flumen discordiae sive certaminis diceret***)) an is sit, qui hodie Klaeterpott ante novam civitatem

*) Wie in Grimms Wörterbuch (a. a. O.) mit Recht bemerkt wird, liegen hier Doppelformen mit -t- und -d- vor, wie z. B. in ahd. flêdarmûs, niederl. vledermuis neben engl. flittermouse, mhd. vladern „flattern“ neben engl. to flutter „flattern“, to flitter „dahin fliegen“.

**) Mundartliche Nebenformen mit klut- und klunt-, z. B. oberdeutsch Klitterbuch, Klütterbuch „Sudelbuch“ = niederdeutsch Kladde, erklären sich wie die in der vorigen Anmerkung angeführten engl. Wörter to flitter und to flutter.

***) In dem Grimmschen Wörterbuch (V, 1873, S. 1151) ist für das Verbum „kletten“ auch die Bedeutung „jurgare, streiten“ angegeben und dabei auf ein Breslauer Vocabularium aus dem 15. Jahrh. hingewiesen. An etwas Ähnliches wird Gartz gedacht haben, als er die oben citierten Worte niederschrieb.

Brandenburgensem dicitur, haud sico: conveniunt enim Circumstantiae loci et nominis etc.“ Die erste Notiz hat Gartz wie auch Wolfg. Jobst seine gleichlautende Angabe (Beschreib. der Marck zu Brandenburgk, Frankf a. d. O., 1572, Bl. L_{1a}) ohne Zweifel der „Genealogia vnd Chronica des . . . Hauses der Fürsten zu Anhalt“ (Leipzig, 1556) des anhaltinischen Chronisten Ernst Brotuff (1497—1565) entnommen, wo es heisst (Bl. XLIVa): „Vnnd dise beyde Herren / Johannes vnnd Otto der gütige / haben im Jar Christi 1229, in jhren jungen Jaren / mit Herrn Albrechten von Kefferberg / Cardinaln vnd Ertzbischoffen zu Magdeburg an der Havel bey Kletterbach / nicht fern von Brandenburg / eine Schlacht gethan / vnnd den Sieg behalten.“ Brotuff aber wird nun seinerseits diese Nachricht wie so manche andere, welche von einem der in und bei Brandenburg stattgefundenen Ereignisse berichtet, aus der alten märkischen Chronik des Klosters Lehnin, die er zusammen mit der von Chorin laut seines Quellenverzeichnisses benutzte, geschöpft haben: denn nur eine Quellschrift, welche nahe dem Schauplatz der betreffenden Begebenheit entstanden war, konnte eine so genaue Ortsbezeichnung bringen, wie das hier der Fall ist.

Die andern Berichte nämlich, welche wir über dieses Treffen besitzen, vornehmlich die ausführliche Schilderung in den Gesta Archiepiscoporum Magdeburgensium (M. G. H., Scriptorum XIV, 1883, S. 421) und die kurze Notiz der Märkischen Fürstengeschichte (G. Sello, Forsch. z. Brandenb. u. Preuss. Gesch. I, 1888, S. 121), welche beide, wie Sello (20. Jahresber. d. Histor. Ver. z. Brandenburg a. d. H., 1888, S. 18) dargethan hat, der verloren gegangenen Brandenburger Bistums-Chronik entstammen, geben an, dass die Schlacht stattgefunden habe „super Planam fluvium“, ja die zuerst genannte Schrift weiss sogar zu berichten, dass man z. T. auf dem durch dieses Flüsschen führenden Damm (agger), z. T. im Wasser selbst gekämpft habe.*) Nun darf wohl als sicher angenommen werden, dass der Zusammenstoss an der Stelle erfolgt ist, wo damals die von Magdeburg nach Brandenburg führende Strasse die Plane überschritt, und dies kann nach allem, was wir von dem vielfach veränderten Laufe dieses Flusses wissen (H. Berghaus, Landb. d. Mark Brandenburg, I, 1854, S. 569), nur der Punkt sein, wo noch jetzt auf einer Brücke sowohl die Berlin—Potsdam—Magdeburger Eisenbahn als auch die Wilhelmsdorfer Chaussee über die Plane geht. Südlich von dieser Brücke mündet nun, von Südosten herkommend, der sogenannte Bruchgraben, über den leider frühere Nachrichten fehlen. Nicht unmöglich wäre es, dass dies der von den Chronisten erwähnte „Kletterbach“ ist; dann hätten wir in dem südlichen Zipfel des Breiten Bruches, welcher an zwei Seiten von dem Bruchgraben umflossen wird, den „Kläterpott“ zu erkennen.

Eine genauere Untersuchung kann nur an Ort und Stelle veranstaltet werden.

*) Unbestimmt ist die Angabe der Sächsischen Weltchronik (Mon. Germ. Hist., Deutsche Chroniken, II, 1877, S. 248): „bi Brandenburch“, vorausgesetzt, dass hier dieselbe Schlacht gemeint ist.

Kleine Mitteilungen.

Aufstellung öffentlicher Denkmäler. Die Heimatkunde umfasst auch die Denkmäler, der nachstehende Ministerialerlass wird deshalb für unsern Leserkreis von Interesse sein.

Berlin, den 17. Juni 1897.

Der Minister des Innern.

Zur Aufstellung von Denkmälern für Mitglieder des Königlichen Hauses bedarf es der Allerhöchsten Genehmigung, insbesondere dann, wenn es sich um Denkmäler handelt, die an einem der Öffentlichkeit zugänglichen Orte oder aus öffentlichen Mitteln errichtet werden sollen. Zur Aufstellung jedes öffentlichen Denkmals in der Haupt- und Residenzstadt Berlin und in den Residenzstädten Potsdam und Charlottenburg ist die Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs in Hinblick auf § 10 des Gesetzes vom 2. Juli 1875, betreffend die Anlegung und Veränderung von Strassen und Plätzen in Städten und ländlichen Ortschaften, einzuholen. Insoweit besondere Vorschriften für die anderen Königlichen Haupt- und Residenzstädte bestehen, behält es dabei sein Bewenden.

Die Anträge sind rechtzeitig im Instanzenwege vorzulegen, etwa nach Herstellung des Modelles und sobald der Umfang der zur Verfügung stehenden Mittel und die Art der Ausführung mit Sicherheit übersehen werden kann, jedenfalls vor Eingehung von Verpflichtungen in Bezug auf die Ausführung des Unternehmens. Den Berichten ist eine das Denkmal veranschaulichende Zeichnung oder Photographie beizufügen, und neben den sonstigen, zur Beurtheilung des Unternehmens dienlichen Thatsachen anzugeben, ob die Aufbringung der Kosten des Denkmals ein hervorragendes öffentliches Interesse obwaltet.

Im allgemeinen bemerke ich aus Anlass einiger Specialfälle, dass bei der Herstellung von Denkmälern auf die Verwendung guten, wetterbeständigen Materials zu achten ist.

In Vertretung
gez. Braunbehrens.

An den Herrn Polizei-Präsidenten, hier.

I A. 3883/84.

Der Polizei-Präsident

I C. 1937

Berlin, den 30. Juni 1897.

Abschrift übersende dem Magistrat ich zur Kenntnissnahme
(gez.) Friedheim.

An den Magistrat hiesiger Königlichen
Haupt- und Residenzstadt.

(Aus dem Archiv des Märkischen Museums.)

Nochmals die „Berlinen“. Jahrg. V, S. 79 hatte ich angegeben, dass die „Berlinen“ genannten Kutschen um 1665 von dem piemontesischen, in brandenburgische Dienste übergetretenen Ingenieur Filippo di Chiesa in Berlin

erfunden seien. Es ist nun immer noch ein Streit, ob dies ein leichtes oder schweres Fuhrwerk war. In dieser Beziehung ist beachtenswert, was Delisle de Sales in seiner „Lettre de Brutus“, London 1771, S. 154 schreibt: „Um so langsamer ein Wagen ist und mit Geräusch rollt, um so weniger kann er Unzuträglichkeiten veranlassen; so ist eine Berline weniger gefährlich als eine Coupé-Carosse“. Und S. 231 sagt er von der vollkommenen Berline: „Une berline est plus sûre et plus commode qu'un carosse, aussi n'a-t-on rien négligé pour perfectionner cette voiture; on a rendu mobiles les panneaux de côté; on a placé sept glaces qui en relèvent l'élégance; Dalem a inventé pour elle ses ressorts; un autre artiste a ajouté un cric à stores, et on a dessiné sur la partie extérieure des peintures si vraies, qu'on les a prises quelquefois pour des tableaux de Greuze, de Vernet, ou de Boucher; enfin, si quelque voiture peut être mise en parallèle avec les anciens chars de triomphe, ce sont sans doute ces berlines“. Dass die Berlinen angenehm „mollig“ waren, dafür spricht auch folgende hübsche Anekdote, die uns Madame Campan in ihren „Mémoires“, III, 78 aufbewahrt hat. Der erste Stallmeister der Königin Marie Leszczyńska, der auch das Hoffuhrwerk unter sich hatte, war ein braver, aber ziemlich beschränkter Kopf, den die Königin mitunter etwas aufzog. „Dieser gute Herr von Tessé (erzählt Madame Campan) hat seinen Sohn mit der lebenswürdigen und gleichzeitig geistvollen Tochter des Herzogs von Ayen, später Marschall de Noailles verheiratet; er liebte seine Schwiegertochter ganz ausserordentlich und sprach von ihr nur mit Zärtlichkeit. Die Königin, welche ihn zu verpflichten wünschte, unterhielt sich mit ihm oft von der jungen Gräfin und fragte ihn eines Tages, welche Herzenseigenschaft er besonders an ihr wahrnehme. — Ihre Güte, Madame, ihre Güte, antwortete er die Augen voller Rührungstränen: sie ist so sanft so sanft — — wie eine gute Berline. — Das ist ein des ersten Stallmeisters würdiger Vergleich, sagte die Königin.*)

Diese überaus prächtig ausgestatteten Berlinen wurden namentlich auf Reisen von Fürsten und anderen vornehmen Herrschaften bevorzugt. Der Grosse Kurfürst und alle preussischen Herrscher bis auf Friedrich Wilhelm III. benutzten Berlinen. Sehr elegante Berlinen wurden in England gebaut und auch nach Frankreich ausgeführt. Dem Fürsten Karl von Soubise wurde in der für ihn so schimpflichen Niederlage bei Rossbach am 5. November 1757 von den preussischen Husaren eine elegante Berline abgenommen. Ueberhaupt erblühte dem galanten Prinzen Soubise aus den Berlinen eigentümliches Unglück. Im Jahre 1769 hatte er eine sehr schöne Ballet-Tänzerin, Mademoiselle Audinot, im zweiten Stockwerk eines recht alten wackligen Hauses der Rue de Richelieu zu Paris einquartiert. Soubise, höchst eifersüchtig, liess die flatterhafte Schöne durch ihre Mutter und Dienstpersonal ängstlich bewachen. Auf das Fräulein Audinot warf nun Armand-Louis Gontant, Graf von Biron, später Herzog von Lauzun, ein berüchtigter jugendlicher Libertin, ein begehrlches Auge und verständigte sich leicht mit ihr. Er bestach eine

*) Marie Leszczyńska, einzige Tochter des Königs Stanislaus L., geb. 1703, wurde 1725 die Gemahlin Ludwig XV.; sie war ebenso sittenrein und menschenfreundlich, wie ihr Gemahl verworfen und verhasst; sie starb 1768.

Dienerin, liess sich einen Hausschlüssel machen und seine Berline vor dem Hause hin und herfahren, die auf dem schlechten Pflaster viel Lärm verursachte und, wie Lauzun*) selbst erzählt, das Gebäude erzittern machte. Auf diese Weise konnte er das Fräulein ungestört besuchen und den Fürsten Soubise narren, ohne dass die Mutter, welche im Nebenzimmer schlief, vor dem greulichen Gepolter der Berline das geringste merkte. — Bekannt ist das Bild, wie Ludwig XVI. mit Marie Antoinette in einer Berline, vom Abschaum des Pariser Pöbel begleitet, als halber Gefangener von Versailles nach den Tuileries fährt.

Eigentümlich ist es, dass der Name der Berliner Erfindung, die Berline in Berlin ganz ungebräuchlich, ja so gut wie vergessen worden ist. Es kommt dies übrigens bei Erfindungen, die nach ihrem Ursprungsort benannt werden, in den Ursprungsorten öfters vor. So ist beispielsweise der Ausdruck „Pariser“ bei uns für Hausschuhe aus Filz gebraucht, in Paris selbst unbekannt.**)

Wenn nach dem Vorgesagten die gewöhnlichen französischen Wörterbücher „Berline“ mit „ein leichtes Reisefuhrwerk“ übersetzen, so ist das sicherlich falsch, die Berline war und ist ein solides, gutgefedertes, aber schweres Fuhrwerk.

E. F.

Nachtrag zum Judentotschlag bei Grimnitz, Kreis Angermünde.
(Vergl. Monatsblatt VI. S. 178.) I. Ein Maurermeister aus Jochimsthal erzählte mir die Sage folgendermassen:

Im vorigen Jahrhundert kam ein jüdischer Handelsmann die Strasse entlang, die vom Schützenhaus nach Parlow führt. Er trug ein Päckchen mit schönen bunten Seidentüchern und ähnlichen Artikeln auf dem Rücken. Dort, wo jetzt der Reisighaufen liegt, lauerten ihm 2 junge Burschen von der Plantage auf und schlugen ihn tot. Geld fanden sie bei dem alten Mann nicht oder höchstens ein paar Pfennige. Daher raubten sie sein Warenpäckchen aus und nahmen besonders die schönen bunten Seidentücher. Die schenkten sie ihren Bräuten in Grimnitz. Dadurch kam aber die Sache heraus, und die Burschen wurden zum Tode verurteilt und auf dem Galgenberge beim Schützenhause gehängt. Jeder, der an der Stelle vorübergeht, wo der Mord geschehen ist, muss einen Reisigzweig hinwerfen. Wer es nicht thut, dem fügen die Juden Schaden zu. Der Reisighaufe ist aber heut so klein, weil niemand mehr die alten Geschichten glauben will.

II. Ein alter Mann, der des Weges kam, erzählte mir, der Judentotschlag sei vor einiger Zeit fast ganz verschwunden gewesen; da habe er wieder einige Zweige hingeworfen.

*) Mémoires du Duc de Lauzun. VI éd. par Louis Lacour. Naumbourg s. S. 1862, S. 101. Lauzun, am 13. April 1746 geboren, starb am 12. Nivose des Jahres II der Freiheit, d. i. am 1. Januar 1794, auf dem Schaffot.

**) Es ist auch eigentlich eine Beleidigung für Paris und die zierlichen Pariser, nach ihnen ein plummes Schuhwerk zu benennen.

*Diesem botzigen Schindlerwerk verdanke ich Tausende
wofür auf ihren Namen. Jule (1929) ist ein bayerisches Produkt*

III. Ein junges Mädchen in Joachimsthal erzählte: Vor einiger Zeit soll der Judentotschlag abgebrannt sein. Früher hat dort auch eine mächtige Kiefer gestanden, die war mit einem Kreuz gezeichnet.

Ich persönlich habe den Haufen am 1. Oktober 1897 erheblich ergänzt. Er besteht aus Wachholderreisig. Die Höhe betrug nur ca. 1 m. Man konnte den Haufen fast im Arm forttragen.

Will man den Judentotschlag aufsuchen, so verfolgt man am besten den verbotenen Weg (Fusssteig) der geradeüber vom Schützenhause vor der Lehmchaussee abgeht. Nach ca. 20 Minuten erreicht man die L.-Chaussee. Der Judentotschlag liegt ca. 200 Schritt vor der Stelle, an der die Lehmchaussee in Pflaster übergeht, rechts hart am Wege in einer weiten Mulde zwischen 2 Hügeln, die ca. 200 Schritt von einander entfernt sind. Weiter in den Wald hinein vertieft sich die Senke.

O. Monke.

Vom „Böten“, ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin. Einer unserer rühmlichst bekannten Anthropologen, Herr Sanitätsrat Dr. Bartels, hielt im Berliner Verein für Volkskunde am 28. Dezember 1894 einen Vortrag über das Besprechen („Böten“) und die im Volksglauben üblichen Besprechungsformeln von den in den indischen Veden vorkommenden Heilspriechen und von der Merseburger Zauberformel*) bis zu den neuesten Wendungen, wie sie im Volk jetzt noch umlaufen. Herr Geheimrat Dr. W. Schwartz machte darauf aufmerksam, dass es doch allezeit Zweifler gegeben und führte den isländischen Schwank an, wie der teuflischen Geistliche, der vergessen hat, dass „spiritus“ nach der 4. Deklination geht, dem Teufel zuzurufen: „abi male spirite“! (statt spiritus) und Satanas ihm antwortet, es falle ihm nicht ein, vor einem solchen elenden Lateiner auszufahren. Einen andern Belag bringt unser Berliner Dichter Heinrich Seidel (Sonderbare Geschichten, Leipz. 1891, S. 165). Ein Landmann bringt einer armen, ihm recht hexenhaft vorkommenden Frau halb aus Hohn das Verslein bei:

*) Verhochdeutsch:

Phol und Wodan führen zu Holze,
Da ward dem Balders Fohlen sein Fuss verrenket;
Da bötete Sinthgunt, Sunna ihre Schwester,
Da bötete Frua, Folla ihre Schwester,
Da bötete Wodan, so wohl er konnte,
So zum Beinrenken, so zum Blutrenken,
So zum Gliederrenken
Bein zu Bein, Blut zu Blut,
Glied zu Glied, so sie zusammengeleimt sind.

Joh. Matth. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen giebt Bd. I, S. 137 folgende Erklärung: „Böten bezeichnet die Handlung, wenn die Heilung irgend eines Uebels durch Streichen, Hauchen und Besprechen versucht wird, namentlich bei der Rose. Das Besprechen besteht in Hinmurmeln abergläubischer Sprüche oder Formeln während des Streichens und Anhauchens des krankhaften Theils, also ein ländlich-sittliches Magnetisieren.“ F. führt ebendasselbst in einem scherzhaften altmärkischen Liede folgende Verse an:

„Böt, böt, böt!
 „Dei Kreih hett Föt,
 „Dei Kreih hett'n langen Start,
 „Dat du bald wedder beter ward!
 „Böt, böt, böt!
 „Helpt es nich, so schad't ok nich!“

Die gutgläubige alte vermissquente Person benutzt diesen unsinnigen Psalm mit bestem Erfolge und wird davon ganz wohlhabend. Der Landmann, ihr Lehrmeister, bekommt ein bösesartiges Geschwür im Halse, der Arzt kann nicht helfen und die Ehefrau setzt nun ihrem immer mehr nach Luft „jappenden“ Manne zu, die alte Böt-Frau kommen zu lassen. Dem Tode nahe, vermag sich der Mann dessen nicht zu erwehren. Die Olsch kommt und plappert nun ihren Sermon mit der grössten Andacht her. Das ist dem Kranken denn doch zu arg, er muss trotz aller Todesgefahr laut auflachen, davon platzt das Geschwür und der Patient ist gerettet.

Nicht erwähnt hat Dr. Bartels, dass es noch neuerdings Ärzte gegeben hat und noch giebt, die bei ihren Patienten das Böten durch alte Frauen und Männer in gewissen Krankheitsfällen ausüben lassen. Das kommt nun auch in der Hauptstadt der Intelligenz vor.

Meine Mutter hatte sich vor vielen Jahren bei einem der den alten Berlinern noch erinnerlichen patriotischen Musikfeste, die mit allerhand Trara, Feuerwerk pp. im ehemaligen „Hofjäger“ an der Thiergartenstrasse (nahe der Friedrich Wilhelmstrasse) gefeiert wurden, durch plötzlichen jähen Schreck eine böseartige Gesichtsrose zugezogen. Das geschah also: in der Nähe meiner Mutter wurde ein lebendiger Adler, „Preussens siegreicher Aar“ versteckt gehalten und dann mit einem Knalleffekt an einer Schnur in die Höhe gezogen, so dass er seine Schwingen entfalten musste. Als dass grosse Tier unter gewaltigem Flügelschlagen mit einem Male sausend in die Höhe fuhr, alterierte sich meine Mutter, damals noch junge Frau, hierüber derart, dass sie von der geschilderten Krankheit jählings befallen wurde.

Sie wandte sich nun an den uns damals befreundeten berühmten Operateur Dieffenbach*) Derselbe besah sich die Geschwulst, liess sich aber

„En junger Dokter was derbi
 „He leep so neben her,
 „Un schnökert, of nich doa un hi
 „För äm ook Kundschaft weer.
 „Mücht ick an siene Stelle sien,
 „Mit Böten füng ick an;
 „Gliek seet ick in de Wulle drin,
 „Dät nährt jitzt sienen Mann.“

Das Wort „böten“, ahd. puozan, ags. bētan, nhd. büssen ist „emendare“ (ausbessern) aber auch „mederi“ (heilen). Vgl. Grimm. Myth. 866, N. 304, 305. Es ist in der Mark, Altmark und Westfalen üblich, scheint aber in manchen norddeutschen Gegenden, z. B. Neuvorpommern, ungewöhnlich zu sein.

*) Johann Friedrich Dieffenbach, geb. 1792 zu Königsberg in Ostpr., wurde 1830 dirigierender Arzt am kgl. Charité-Krankenhaus, 1840 ordentlicher Professor und Direktor der chirurgischen Universitäts-Klinik zu Berlin. † am 11. November 1847. Eine Strasse Berlins ist nach ihm, der als der grösste deutsche Chirurg galt, benannt.

auf weiteres nicht ein, schickte vielmehr seine „kluge Frau“ zur Patientin, um die Rose zu besprechen. Dies geschah und die Krankheit verschwand nach ein paar Tagen vollständig ohne weitere Behandlung. Diese Böt-Frau Dieffenbach's erfreute sich einer gesegneten Kundschaft, es war ihr aber, wie ich hörte, verboten, zu verraten, dass sie von Dieffenbach geschickt wurde.

Eingeschaltet werde, dass im allgemeinen die Regel gilt, bei Männern das Böten durch Frauen, bei Frauen durch Männer besorgen zu lassen. Ausnahmen sind aber nicht gerade unstatthaft, nur muss man sich gefallen lassen, zu hören, dass wenn in dergl. Fällen das Böten nicht hilft, die daselbe besorgende Person kein Vorwurf trifft.

Die Anwendung des Böten, besser gesagt der Glaube daran, ist mir neuerdings noch bei einem andern angesehenen Arzte, dem 1889 zu Greifswald verstorbenen dortigen Universitäts-Professor und Dozenten für die Staatsarzneikunde, Dr. Haeckermann, vorgekommen. Dieser erklärte mir die Wirkung als die der Suggestion⁺ Hiermit trifft man den wissenschaftlichen Kern der Sache. Dass man durch Suggestion einzelne bestimmte Krankheitserscheinungen heilen kann, wird nicht länger ernstlich bestritten werden dürfen und damit kommt der alte Volksglaube vom Böten und von der Heilkraft des Bötens in gewissem Umfange unzweifelhaft wieder zu seinem Rechte.

E. Friedel.

Meer-Rettig (*Cochlearia armoracea*). Über die Entstehung, Bedeutung und Schreibweise dieses Pflanzennamens sind im verflossenen Jahre recht interessante Untersuchungen angestellt worden. Nach meiner Auffassung liegt die Sache sehr einfach. Pflanzen werden vielfach nach ihren inneren oder äusseren Eigenschaften benannt. Diese im Spreewalde stark gebaute Pflanze beisst wie Rettig. Ihre Wurzel (das Essbare ist die Wurzel) gleicht der Möhre. Ursprünglich wird sie wohl „Möhren-Rettig“ zum Unterschiede von dem schwarzen und weissen Rettig genannt worden sein, da die Farbe das Unterscheidungsmerkmal nicht mehr abgeben konnte. Daraus wurde „Möhr-Rettig“ und überall wo eine den Diphtongen abholde slavische Bevölkerung vorherrschte „Mehr-Rettig“. In Lübbenau z. B. sagt man: „Merredich“. Möhre kommt aber wieder von dem Moorboden, auf dem sie mit Vorliebe wächst und das thut auch der Meerrettig.

K Altrichter.

+ *Zum Beginn der Reise nach dem Norden*

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

14. (5. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 5. Januar 1898, abends 7^{1/2} Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

1. Der II. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel begrüsst namens des Vorstandes die Mitglieder und Gäste zur Jahreswende, teilt die Hauptvorträge bis zum Mai k. J. mit und bittet um rege Beteiligung an den Sitzungen.

2. Herr E. Friedel legt das soeben erschienene I. Heft der „Mittheilungen aus dem Museum für Deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin C., Kloster-Strasse 36, herausgegeben von dem Vorstande des Museums-Vereins. Berlin 1897, Druck von Rudolf Mosse in Berlin“ vor. Darin bespricht unser Mitglied, Herr Sökeland, hausgewerbliche Gegenstände aus Westfalen und Professor Eugen Bracht Volksthümliches aus dem Hümmling, beides gediegene Abhandlungen, die mit wohl gelungenen Abbildungen ausgestattet sind. Da der Sammelkreis dieses Museums auch die Provinz Brandenburg umfasst, so erregt dasselbe auch unser Interesse und werden die dort aufgespeicherten Schätze der Beachtung bestens empfohlen. Zu bedauern bleibt es, dass dieselben nur gegen Zahlung von 50 Pfg. zugänglich sind, was einem regeren Besuch Abbruch thut.

3. Herr E. Friedel lässt eine mit fünf Abbildungen geschmückte Schrift unlaufen: „Hans Ferdinand Massmann. Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder. Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag herausgegeben von Professor Dr. C. Euler und Dr. R. Hartstein“. Berlin - Charlottenburg. Verlag von Richard Heinrich 1897. 176 S. 8^{vo}. — Unser 2. Beisitzer Schulrat Dr. Carl Euler schilderte uns, bemerkt Herr Friedel, bei der Versammlung der „Brandenburgia“ auf dem Königlichen Turnplatz in der Hasenhaide am 9. Oktober 1897 (Monatsblatt VI, S. 257 flg.) u. A. auch die Verdienste Massmanns um das Turnwesen und äusserte die Hoffnung, dass es bald gelingen möge, diesem vortrefflichen Manne ebenfalls ein Denkmal auf dem Turnplatz zu errichten, etwa in der Ausstattung des

rechts am Aufstieg belegenden Denkmals für den Professor Ferdinand Voigt, als Seitenstück hierzu links. Hierzu will die Eulersche Schrift beitragen, die mit warmer Begeisterung für die mannhafte Turnkunst und mit pietätvoller Liebe für Massmann geschrieben ist, welcher zu Berlin, Mohren-Strasse 36, am 15. August 1797 geboren, in Muskau bei seinem Sohn Berthold am 3. August 1874 verstarb. Als Teilnehmer an dem Wartburg-Fest im Herbst 1817 wurde Massmann in die Demagogen-Verfolgungen, welche zwei Jahre darauf die Aufhebung der Deutschen Burschenschaft und die Schliessung der Turnplätze zur Folge hatte, verwickelt. Von 1827 ab übersiedelte Massmann nach München, wo er die Leibesübungen des Kadettenkorps mit Erfolg leitete und 1829 den ersten bayerischen Turnplatz in München einrichtete. Aus Dankbarkeit ist Massmann hier auf dem weiten Turnplatz des Oberwiesenfeldes am 24. Juli 1876 ein Denkmal aus Tuffstein und Marmor mit der Inschrift enthüllt worden: „Dem dauernden Andenken an den Königlichen Universitätsprofessor Hans Ferdinand Massmann, geboren den 15. August 1797, gestorben den 3. August 1874, dem ersten und langjährigen Lehrer der Turnkunst in München, dem Begründer dieser Anstalt errichtet“.

Seit 1841 schwebten bei der preussischen Regierung Verhandlungen mit Massmann wegen der Wiedereinrichtung des Turnwesens; 1843 wurde er zu diesem Behufe nach Berlin berufen und der neue Turnplatz, da der alte Jahnsche Turnplatz während der Turnsperrre eingegangen war, nördlich und unterhalb desselben, so wie er noch heut liegt, nach Art des Münchener Turnplatzes 1844 eingerichtet. 1845 begründete das Unterrichtsministerium nach Massmanns Vorschlägen die Turnlehrer-Bildungsanstalt.

Daneben war er als akademischer Professor an der hiesigen Universität thätig; er las Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Tacitus Germania u. dgl. Ich habe bei ihm Ende der fünfziger Jahre die Vorlesung über das Nibelungenlied gehört und entsinne mich noch, wie sein allerdings auf dem germanistischen Gebiet viel bedeutenderer Amtsgenosse Moriz Haupt ihn ungeniert angriff. „Wenn Sie Unsinn hören wollen, gehen Sie doch nebenan!“ dabei deutete der von den Studenten „der grobe Haupt“ genannte Kollege nach dem Auditorium, worin Massmann las. Freilich war Haupt ein Streithahn ersten Ranges. Euler spielt noch auf die heftigen Angriffe Heinrich Heines wider unsern Massmann an. Ich finde in dem Bären-Epos Atta Troll die Verse, die sich auf Trolls und Mummas Junge beziehen:

Wohlgelockte Bärenjungfrau'n,
Blond von Haar, wie Pred'gerstöchter;
Braun die Buben, nur der Jüngste
Mit dem einz'gen Ohr ist schwarz.

Dieser Jüngste war das Herzblatt
Seiner Mutter, die ihm spielend
Abgebissen einst ein Ohr;
Und sie frass es auf vor Liebe.

Ist ein genialer Jüngling,
Für Gymnastik sehr begabt,
Und er schlägt die Purzelbäume
Wie der Turnkunstmeister Massmann.

Frisch und frei und fromm und fröhlich,
Ist verhasst ihm alle Seife,
Luxus des modernen Waschens,
Wie dem Turnkunstmeister Massmann.

Diese in jeder Beziehung bezüglich unsers Turnmeisters ungerechten Verse stammen etwa aus der Zeit von 1841 bis 1842. Viel schlimmer lautet es in dem von Heinrich Heine 1853 bis 1856 gedichteten Liede „Die Menge thut es“, wo geschildert wird, wie Massmann in der Bierseeligkeit von seinen eigenen Turnern geprügelt wird:

Und der Massmann mit der platten Nas',
Hat Massmann noch nicht gebissen ins Gras?
Ich will es nicht wissen, o sagt es mir nicht,
Wenn er verr . . . — ich würde weinen.
O mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf seinen kurzen Beinchen,
Das Wurzelmännchen, das Alräunchen
Mit dem Hängewanst! O diese Figur
War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit — ich sehe sie noch —
So klein sie war, sie soff wie ein Loch,
Mit seinen Schülern, die bierentzügelt
Den armen Turnmeister am Ende geprügelt.

In noch roherer Weise geht es zwölf Verse weiter. Die drollige Figur Massmanns ist hier in boshafter Weise kladderadatschartig karriert. Allerdings erregte das Äussere Massmanns, der altväterische Rock, der ungestärkte grosse über den Rockkragen geschlagene Hemdkragen vielfach die Spottlust. Ich war mit zwei Söhnen Massmanns, die, irre ich nicht, Friedrich und Dietrich hiessen, auf dem hiesigen Friedrich Werderschen Gymnasium einige Jahre zusammen; Friedrich, der ältere, war in einer höheren Klasse, Dietrich mit mir ungefähr gleichaltrig und in der nämlichen Klasse; beide waren durch den Vater genötigt, dieselbe altertümliche jahn-massmannsche Normaltracht zu tragen und wurden dieserhalb weidlich belächelt. Allerdings mehr hinter dem Rücken, denn sie hatten schwere Fäuste und würden jedem, der sie offen verhöhnt, mit einer tüchtigen „Jahnschen Tachtel“ gelohnt haben.

An diesen Äusserlichkeiten allein kann aber die eingewurzelte Abneigung zwischen Massmann und Heinrich Heine nicht gelegen haben. Sie waren beide fundamental verschiedene Naturen, wenn auch darin eins, dass sie sich gegen die bestehenden Zustände auflehnten. Während Massmann durch ein geträumtes Ideal altdeutscher Biederkeit die deutsche Jugend, gleich Jahn, gewissermassen atavistisch und tugendbündlerisch wieder beleben wollte und deshalb in den Verdacht demagogischer Umstürzerei geriet, blickte Heine mit dem sog. jungen Deutschland wie fasziniert auf den gallischen Nachbar und suchte nach der Juli-Revolution eine Verbesserung unserer Zustände nur in der Nachahmung des Jahn und Massmann so überaus zuwideren Franzosentums. „Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. — Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister“. Mit solchen Worten beschloss bereits 1828, also schon vor der Juli-Revolution, Heine seine „Englischen Fragmente“. Bei so gegensätzlichen Standpunkten bedurfte es nur eines geringen Anstosses, um Heine und Massmann zu unversöhnlichen Feinden zu machen. Wahrscheinlich jedoch ist dieser Anstoss zunächst nicht litterarischer, sondern persönlicher Natur gewesen, und hat Massmann mutmasslich die hochgradige Eitelkeit Heinrich Heines irgend einmal verletzt. Da Massmann sich hierüber ausgeschwiegen, so kann nur ein ungefährer Zufall einsmals vielleicht die Sache aufklären. Litterarisch hat Massmann jene boshaften Angriffe Heines, obwohl er diesen viele Jahre überlebte, niemals vergolten; er war dazu eine zu biedere und im guten Sinne vornehme Natur.

Am 19. Juli 1877 erfolgte auf dem Friedhof zu Muskau die Enthüllung eines Denkmals für unsern Turmeister auf dessen Grab. Auf dem 2 $\frac{1}{2}$ Meter hohen Obelisk von Syenit ist das bronzene Reliefbild des Verblichenen eingelassen; darunter die Inschrift:

„Hans Ferdinand Massmann, geboren am 15. August 1797
gestorben am 3. August 1874“.

Auf der Rückseite die Worte: „Gewidmet von seinen Freunden und Turngenossen“.

Herr Hartstein hat die wichtigsten Turn- und Vaterlandslieder Massmanns, die noch jetzt in den Kreisen des vierfachen F gesungen werden, für die Verehrer des Meisters beigefügt, auch sonst an dem Buch vielfach mitgearbeitet.

Man kann es eine Ehrenpflicht Berlins und der Berliner nennen, dass Massmann auch auf dem jetzt ältesten, von ihm eingerichteten berlinischen Turnplatz, da, wo Euler es bezeichnet, ebenfalls ein Denk-

stein errichtet werde. Möge die Schrift der Verfasser dazu beitragen, dass das Denkmal recht bald entstehe.

4. Herr E. Friedel hält einen Vortrag:

Über primitive Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Tier-Reich (Brot, Butter und Käse, Schnecken und Muscheln).

A. Primitive Pflanzenkost.

Das Brot.

Die Brotnahrung erscheint in der ursprünglichsten Form als die noch halbreife Kornähre, die ausgerauft und verzehrt wird, wie die Jünger Christi an einem Aftersabbath, da sie mit dem Heiland durchs Getreide gingen, Ähren ausraufte, sie mit den Händen rieben und die Körner zum Ärgernis der Pharisäer assen (Evang. Lucae, 6, 1). Auf diese Weise mag der Urmensch zuerst zufällig bei einer korntragenden Grasart zum Genuss der Brotfrucht veranlasst und dahin geführt worden sein, um sich dieses Nahrungsmittel in Menge beisammen zu verschaffen, die reifen Körner auszusäen.

Die reifen Körner selbst vermochte er aber nicht zu geniessen; der Urmensch wird aber am Feuer bemerkt haben, wie dieses die harten, reifen Getreidesamen brüchig und weicher macht. So entstand die Erfindung des Getreideröstens. Sängen nennt die lutherische Bibelübersetzung das geröstete Korn*). Dergleichen Sängen oder Getreideähren, welche das Alte Testament öfter erwähnt, wurden zerkleinert zu einem Speisopfer der ersten Früchte nach 3. Moses 2, 14 am Osterfest geopfert, wobei man sich erinnern wolle, dass der Weizen in Palästina schon im April reift.

Aber auch die Sängen sind noch kein Brot, sobald aber die Sängen zerstoßen, mit Wasser zu einem Brei gerührt und gesalzen werden, kommen wir dem Brote näher und es entsteht das letztere, wenn dieser Brei auf heißen Steinen zu einem flachen Kuchen oder Fladen ausgebacken oder geröstet wird.

Es ergibt sich dann, in Folge der aufweichenden Eigenschaft des Wassers, leicht, dass das Rösten der harten Getreidekörner unnötig ist, dass vielmehr viel besser zum Verbacken sich die hart ausgereiften, ungerösteten Körner, zerstampft, zerrieben, zermahlen, eignen. Damit

*) Die Sänge ist ein Ährenbüschel, die Körner darin reif oder nahe zu reif. Grimm, Wörterbuch S. 1789. Luther 3. Mos. 2, 14 übersetzt: „und assen vom getreide des Lands, nemlich ungeseuert brot und sängen“ (andere Lesart: „versengete ehren“. Frischbier 2, 247: „das Korn ist schon in der Sänge, sagt man in Preussen, wenn der Roggen anfängt, Körner anzusetzen“. Das Zeitwort sängen bedeutet, Getreide schneiden und in Garben binden. „Wenn das getraid säng wird, so soll man sängen an einem mittage“. Dies setzt wiederum den Begriff der Reife des Korn in der Sänge (Garbe) voraus. Grimm, weisth. 3, 582.

haben wir das wirkliche und eigentliche Brot der Urzeit und unserer Vorfahren. An diese ursprünglichste Herstellung erinnert das heilige Gebäck der Israeliten, Mazze, Mazzeth, Mazzoth genannt, welches noch heut um Ostern zur Erinnerung an den Auszug aus Egypten (2. Mosis, 12, 15 flg.) verzehrt wird, flache scharf gebackene und leicht zerbröckelnde Weizenkuchen, kreisrund, fast papierdünn, ohne Krume, ungesäuert, d. h. ohne Gährungspilze (Sauerteig, Hefe, Gest, Bäreme) und zur Erinnerung an die einfachen Urzustände des auserwählten Volkes Gottes hergestellt. Wenn bei den strenggläubigen Israeliten Mazze gebacken werden soll, muss zuvor alles Gerät, welches mit gesäuertem Brot in Berührung kam, mit heissem Wasser ausgewaschen und dieses dadurch erhitzt werden, dass man glühende Steine in das betreffende Gefäss thut, eine Sitte, welche auf die altertümlichsten Urzustände des Volkes schliessen lässt.

In ähnlicher Weise werden noch jetzt Brotfladen bei vielen halb-zivilisierten oder wilden Völkern hergestellt, wie wir das auf den ethnologischen Schaustellungen von solchen in Berlin, z. B. in der Kolonial-Ausstellung gelegentlich der hiesigen grossen Gewerbe-Ausstellung im Treptower Park 1896 öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt haben.

Die Herkunft unserer gewöhnlichen Brotfrüchte ist zum Teil noch völlig dunkel. Als auf Mosis Gebet (2. Mosis 9, 31) der Hagel die Fruchtfelder der Egypter verwüstete, heisst es: „Und der Flachs und die Gerste wurden geschlagen; denn die Gerste hatte Ähren und der Flachs Knoten gewonnen; aber der Waizen und Spelt* ward nicht geschlagen, denn es war spät Getraide“. Zwei unserer häufigsten Brotgräser, Roggen und Hafer, vermögen bis jetzt ihren Stammbaum nicht auf den Ursitz zurückzuführen.

Die Herstellung des Brotes bei den afrikanischen Wilden schildert u. A. der Missionar Livingstone in seinem Bericht über den Zambese und seine Zuflüsse anschaulich wie folgt:

„Die Mühle der Mangajas, Makalolos, Landinos und anderen Völkerschaften besteht aus einem Granit- oder Syenit-Block, mitunter Glimmerschiefer, 15 bis 18 Zoll lang bei 5 bis 6 Zoll Dicke und aus einem Stück Quarz oder einem ähnlich harten Gestein, von der Grösse eines halben Mauersteins. Die Oberfläche des Mahltrogs ist in dem un-

*) Spelt, Spelz (*Triticum Spelta* L.), nicht „Roggen“, wie Luther irrig übersetzt, eine Kornart, welche die alte Welt nicht kannte, war das gewöhnliche Brotkorn der Egypter. Die von Moses erwähnte Bemerkung trifft noch heut für Egypten zu, wo Flachs und Gerste im 6. Monat nach der Saat, im März, Weizen und Spelz dagegen im 7., dem April, reif werden. Somit fiel der Hagel im Februar. Im April habe ich die Weizenernte in Tunesien, im Mai auf Sizilien und bei Capua unweit Neapel gesehen. Vgl. über geröstetes Korn (Grünkorn, Spelz) meine Angaben im Monatsheft III, S. 318 u. Paul Ascherson, IV, S. 40.

beweglich liegenden Stein ausgehöhlt. Wenn die Frau Korn zu mahlen hat, kniet sie, ergreift mit beiden Händen den konvexen Mahlstein und führt ihn in der trogartigen Höhlung hin und her, etwa wie ein Bäcker, wenn er seinen Teig presst und vor sich ausrollt. Die Müllerin drückt dabei mit voller Kraft auf den Mahlstein und schüttet von Zeit zu Zeit frisches Korn in den Trog. Dieser ist nach vorn geneigt, der Art, dass das Mehl von selbst herunterfällt und zwar in ein zur Aufnahme vorbereitetes Tuch“.

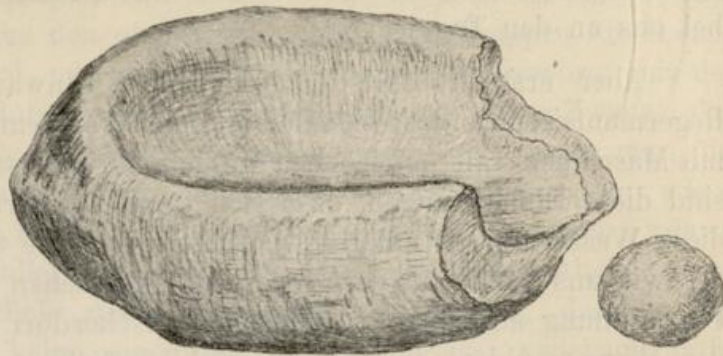
Ganz ähnlich sind die Mühlen der neolithischen Stein- und der

Bronze-Zeit, wie sie in Deutschland, häufig genug auch in unserer Provinz Brandenburg vorkommen. Siehe die Abbildung: Mahltrog und Mahlstein.

Johann Beckmann in seinen „Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen“, Band II, 1788, S. 2 hält den Mörser (*ὄλμος*, pila) und die Keule (*ὑπερος* oder *ὑπερον*, pistillus oder pistillum) für die älteste Brotmühle; ich glaube aber, sie war mehr ein Notbehelf da, wo man nicht über geeignete Steine verfügte, denn diese sind doch wirksamer und von der Natur fertig geliefert, während Mörser und Keule doch schon mehr eine künstliche Herstellung voraussetzen. Auch einzelne Tiere (Affen) bedienen sich der Steine zum Zerschlagen, z. B. von Nüssen.

Bei den klassischen Völkern wird der Reibestein mit dem Kornquetscher und der Mörser mit der Stampfkeule durch die Handmühle mit einem unteren festgestellten und einem oberen beweglichen Stein, dem Läufer, abgelöst, in welchen Läufer ein Loch für den zum Drehen dienenden Handgriff eingemeißelt ist. Diese Arbeit war eine schwere und nur von niedrigen Personen geübt, daher der Herr durch Moses (2. Moses 11,5) sagen lässt: „Alle Erstgeburt in Egyptenland soll sterben, von dem ersten Sohne Pharaos bis an den ersten Sohn der Magd, die hinter der Mühle ist“. — Gleichzeitig wurde die Handmühle als das zum Lebensunterhalt notwendigste Gerät angesehen. Deshalb die Bestimmung: Du sollst zum Pfande nehmen weder die beiden Mühlensteine noch auch nur den Läufer, denn der Mann setzt Dir damit sein Alles zum Pfande. 5. Mos. 24, 6. Herr Ferd. Meyer legte hierzu das Modell einer Handmühle vor, wie sie noch jetzt von der semitischen Bevölkerung in Palästina gebraucht wird.

In der wendischen Zeit kommen bei uns schon Handmühlen vor, zwei Steine, die mit der Hand von Frauen und Sklaven gedreht wurden und bereits einen bedeutenden Fortschritt in der Fabrikation bedeuten.



Im Feuer geplatzte Steine, die für das Brotbacken zeugen, haben sich bei jenen primitiven Mahlvorrichtungen in unserer Gegend recht häufig gefunden, ebenso Kohlen und Aschenreste, dagegen anscheinend keine Brotreste, auch nicht in Torfmooren, was aber wohl nur an der Unkenntnis unserer Torfgräber und dem geringen Interesse liegt, welches die Torfgräbereibesitzer gewöhnlich für dergleichen Gegenstände leider bei uns an den Tag legen.

Aber erst die christlich-deutschen Einwanderer führen bei der Regermanisierung des Wendlandes die Wassermühlen, d. h. die ersten mit Maschinenkraft getriebenen Mühlen ein, und so wichtig, so bedeutsam sind diese Einrichtungen, dass sich sogar die Gründung von Städten an diese Wassermühlen anknüpft. Keine geringere Stadt, als diejenige, in der wir uns befinden, der Vorort des deutschen Reichs, verdankt seine Umwandlung aus einem wendischen Fischerdorf in eine deutsche Stadt den Wassermühlen, welche zur Mehlbereitung an dem quer durch die Spree errichteten Mühlendamm errichtet wurden, der gleichzeitig zwei Landschaften, den Teltow und den Barnim, und dereinst zwei Städte Berlin und Kölln an der Spree mit einander verbinden sollte.

In jener primitiven Weise ist auch das Brot aus den Pfahlbauten der Schweiz, jüngeren Steinalters, hergestellt, ohne Hefe. Ich lege Ihnen Proben vor, die Herr Jacob Messikomer in Wetzikon bei Zürich von seinem Pfahlbau zu Robenhausen dem Märkischen Museum mitgeteilt hat. Diese Brote waren kreisrund flach, fladenartig, 4 bis 5 Zoll im Durchmesser, also wie die auf sehr frühe Zeiten zurückbeziehbaren Berliner Salzkuchen, die im Volksmunde „Schusterjungen“ heissen und aus den bei der Brotbereitung übrig bleibenden Teigresten, allerdings jetzt mit Hefe, hergestellt werden. Hierzu sind von den Pfahlbauern drei Weizensorten (*Triticum vulgare antiquorum*, *Tr. vulgare compactum* und, was besonders interessant, der ägyptische [Mumien-] Weizen *Tr. turgidum*) verwendet worden. Das Brot war also ohne Krume, ähnlich dem Schiffszwieback, nur viel gröber.*) In anderen Fällen hat man die Körner geröstet, grob zwischen Steinen zerstampft und leicht angefeuchtet gegessen, wofern man sie nicht in grossen irdenen Töpfen verwahrte. Nur Weizen und Hirse scheint man zur Brotbereitung verwandt zu haben. Auch die von mir erwähnten Sangen kommen in den Pfahlbauten vor. Und zwar die dichte sechszeilige Gerste (*Hordeum hexastichum densum* L.), unterschieden von unserer gemeinen Gerste (*H. vulgare* L.) durch die Zahl der Zeilen und kleineren

*) Vgl. Sir John Lubbock: Die vorgesch. Zeit. Deutsch. von Passow, I. 206 flg. — Fr. v. Hellwald: Der vorgesch. Mensch. 2. Aufl. 1880, S. 578 flg. — N. Joly: Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Lpz. 1880. S. 245 flg.

Körner.*) Bei der dichten sechszeiligen Gerste schliessen sich die Hülsen dicht um das Korn, und würde es schwerer gewesen sein, sie von einander zu trennen, dagegen lassen sich in den Sengen d. h. den gerösteten Ähren die Körner leicht von einander trennen. Das grobe Weizenbrot aus den Pfahlbauten, der sogenannte Pfahlbaupumpnickel, lässt sich nach Prof. Robert Hartmann mit dem recht groben Weizenkuchen vergleichen, das den ägyptisch-senaarischen Truppen als eiserner Bestand gereicht wird und das auch vorkommende Hirsebrot mit dem Durrahbrote der Kordofaner und Funji. Es scheint ausser Zweifel, dass das Backen des Brotes dadurch bewerkstelligt ward, dass man den Teig auf heisse Steine legte und mit glühender Asche bedeckte, wie es in der Edda heisst: „Da nahm Edda einen Laib aus der Asche, schwer und klebricht und voller Kleie“. Die Poren im steinzeitlichen Brote sind ganz klein und dicht zusammenstehend, ein Beweis, dass es, wie ich schon andeutete, keine eigentliche Krume besass, zwiebackähnlich war und dass man damals noch nicht verstand, das Brot durch Gährung zu treiben. Eine gewisse Raffiniertheit spricht sich gleichwohl schon damals darin aus, dass man dem Hirsebrot stets einzelne Körner von Weizen und von Leinsamen beimengte.***) So entstanden Brotkuchen von nur 2 bis 4 cm Dicke, rundlich, in der Mitte etwas vertieft oder durchlöchert, um die Kuchen auf Stangen zu schieben oder zusammenzubinden. Auch hier bestand der Teig nicht aus Mehl, sondern aus mehr oder weniger zermalmten Getreidekörnern. Man kann darin noch viertel, halbe, ja ganze Körner erkennen, desgleichen Kleie und Halmstückchen. Nicht viel besser wird das vorbeschriebene Livingstonesche Negerbrot aussehen und schmecken.

Das grobe Gefüge des urzeitlichen Brotes, seine Härte, die unwillkürlichen Beimengungen von Kleie, Halmen, Asche, Steinchen und Sand setzten nicht bloss leistungsfähigere Mägen als die des modernen Über-

*) Nach de Candolle wurde *Hordeum hexastichum* von den Hellenen und Römern angebaut. In Bezug auf das geröstete Getreide sagt L. Figuiet: *l'Homme Primitif*, Paris 1870, p. 326: „Les grains étaient grillés avant le broiement, puis déposés dans des vases légèrement mouillés. On les mangeait en cet état. Il paraît qu'à l'époque de la conquête des îles Canaries par les Espagnols, les indigènes préparaient les céréales de cette façon, et qu'aujourd'hui encore la plus grande partie de la population des mêmes parages se nourrit avec des grains torréfiés“. Dies aus Sengen hergestellte kanarische Mehl heisst Gofio und ist auch in Berlin käuflich.

**) 2 Sorten Hirse kommen in den Pfahlbauten vor, Rispenhirse (*Panicum miliaceum* L.) und Kolbenhirse, Fennech, Fennich (*Setaria italica*). v. Hellwald a. a. O. u. Fr. Ratzel, *Vorgeschichte des europ. Menschen*. 1874. S. 193. Der erwähnte Leinsamen ist nicht von unserm Flachs (*Linum usitatissimum* L.), sondern der im Mittelmeergebiet heimische *Linum angustifolium*, den auch die Ägypter benutzten. (Nach Osw. Heer: *die Pflanzen der Pfahlbauten*.)

kulturmenschen, sondern auch kräftigere natürliche Esswerkzeuge voraus. Über die Art des Brotessens belehren uns die Schneidezähne der uralten Schädel aus der Schweiz, Frankreich, Belgien, Skandinavien und Deutschland. Sie zeigen uns, dass die betreffenden Völker sich damals in diesem Punkte im Grossen und Ganzen von uns recht erheblich unterschieden. Ihre Schneidezähne zeigen nämlich, bei älteren Personen, keine scharf zulaufende, sondern eine plane Oberfläche ähnlich den Backen- oder Mahlzähnen. Diese Besonderheit ist durch die mahlende oder schrotende Bewegung der Kiefern beim Kauen des groben Brotes hervorgerufen. Beim Kauen setzten die Urmenschen beide Kiefer derartig gerade aufeinander, dass die Schneidezähne meisselartig genau aufeinander passten, während die Mehrzahl der modernen Kulturmenschen die oberen gegen die unteren Schneidezähne scheerenartig kreuzt; man kann jene alten Brotesser daher Meisselbeisser, die modernen Brotesser dagegen Scheerenbeisser nennen. Wahrscheinlich hatten auch die alten Ägypter diese noch heut zu Tage bei den allerdings mehr von tierischer Kost lebenden Eskimos und Grönländern die Regel bildende Art des Essens. Dadurch nutzten sich die Schneidezähne allmählig wie bei den alten Pferden ab, mitunter bis auf die Wurzel und, für uns beinahe unbegreiflich, der Regel nach ohne hohl und kariös zu werden. Einen solchen Schädel, den fälschlich so benannten Mammuthmenschen, gefunden auf dem Kiesgrubengelände unseres Mitgliedes Franz Körner, wahrscheinlich einem Wenden, etwa aus der Zeit zwischen 1000 und 1100 n. Chr. angehörig, habe ich in der „Brandenburgia“ am 22. August 1885 erörtert („Brandenburgia“ IV, 162 flg.).

Erhalten hat sich das harte fladenartige Brot der Urzeit noch in manchen Teilen der Schweiz und Süddeutschlands, besonders aber in Schottland, Norwegen, Schweden, Bornholm und Island. In den schottischen Hochlanden wird noch jetzt primitives Brot aus Gerste, Hafer und Buchweizen bereitet. In verfeinerter Gestalt erhält man es zum Frühstück in den schottischen Gasthöfen als oat-cakes und buck-wheat-cakes. Auf Island, den Färoer, den Lofoten und in manchen Teilen von Norwegen hat man noch das altnordische Brot, wie es Karl Weinhold, „Altnordisches Leben“, Berlin 1856, S. 149 schildert: „Man buk es aus Gerste, Roggen und Weizen. Die Bauern und die Ärmern machten es aus grob geschrotetem Korn und es wurde demnach dick und schwer; die Weizenbrote aber waren, wie unsre Kuchen, dünne Platten. Die Laibe wurden fest und hart gebacken und dann auf langen Vorrat aufgehoben, wie noch jetzt skandinavische Sitte ist. In den ärmeren und nördlicheren Gegenden wurde auch der Hafer zu Brot genommen“.

Noch jetzt ist das gewöhnliche Brot in Schweden und Norwegen das dünne fladenartige, leicht zerbrechliche, krumelose Knäckebröt,

welches als fin Delikatess-Spis-Knäckebröd auch nach dem Ausland verführt wird, leider aber bei uns in Berlin noch fast unbekannt ist, obwohl das Brot, wie Ihnen die heut Abend vorgelegten Proben aus Upsala in Schweden zeigen, äussert wohlschmeckend und gesund ist und sich trocken verwahrt unverändert Jahr und Tag hält. Die heut von mir hier vorgelegten Weizenfladen sind kreisrund, haben etwa 20 cm Durchmesser und in der Mitte ein 3 cm im Durchmesser haltendes Loch. Dgl. Knäckebröd wird auch derber und dicker aus Roggen für das Volk und den gewöhnlichen Hausgebrauch hergestellt.

Ähnliches Hartbrot ohne Krume ist auch bei uns sicherlich das älteste Brot gewesen und es haben sich Überlieferungen davon in einzelnen Teilen erhalten. So die flachen Brotkuchen, welche in der Niederlausitz hergestellt und mit Leinöl verzehrt werden und die Speckkuchen genannten Brotfladen der Altmark und Uckermark, woselbst man, um dies Hartbrot schmackhaft zu machen, Speckstückchen hineinbackt.

Unserm eifrigen Mitgliede Herrn Otto Monke verdanke ich flache Brotfladen von altertümlicher Form, welche seine Mutter in Lietzow bei Nauen, Kreis Osthavelland, vor einigen Tagen gebacken hat und die ich hier auslege. Herr Monke entsinnt sich, dass diese Brotkuchen aus Roggen- oder Weizenmehl auch noch dünner und flacher, dabei aber rösch gebacken, dem nordischen Knäckebröd also sehr ähnlich, hergestellt werden — vielleicht muss man bald sagen — wurden, denn die Sitte dieser Brotbereitung unserer Urmütter stirbt mit dem Hausbrot aus. In den kleinen Wirtschaften, ja auf den grossen Rittergütern verfallen die Backöfen mehr und mehr; das kunstgerechte Bäckerbrot, wenn es auch weniger kräftig und nahrhaft ist, verdrängt aus Gründen der Bequemlichkeit das Landbrot mehr und mehr, und ein Bäcker sucht den andern durch Feinbrotkünsteleien zu übertrumpfen, sodass vielleicht vor Ende des nächsten Jahrhunderts bereits die primitiven Brotbereitungen, von denen ich heute gesprochen und die ich durch Beweisstücke belegt habe, eine Sage geworden sein werden. — Mit unserer Erklärung, dass das älteste Brot, eben unser Hartbrot, Knäckebröd war, stimmt die Ableitung des Wortes, die nach Grimm von Brechen, Knicken herkommt, siehe Wörterbuch S. 399. Brod für Brot zu schreiben ist übrigens unhochdeutsch, obwohl es schon Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, z. B. Alberus, thun. (Grimm a. a. O. S. 400.)

B. Primitive tierische Kost.

1. Die Butter.

Bei dem Wort Brot fällt dem Norddeutschen, überhaupt dem Nordgermanen unwillkürlich und von selbst das Wort Butter ein, aber

auch nur dem Nordgermanen, dem Süddeutschen und dem Südländer durchaus nicht.

In der That gehört zu den mancherlei auffallenden und schwerwiegenden Unterschiedlichkeiten zwischen Deutschland nördlich und südlich der Main-Linie nicht zum wenigsten die Art, wie die hier vertretenen Völkerschaften über die Butter denken. Einer der besten Kenner des Germanentums, der schon genannte Karl Weinhold drückt sich über die Sache a. a. O. S. 144 wie folgt aus: „Man kann behaupten, dass die Butter mit der wachsenden nördlichen Breite an Wert und Verbrauch wächst. Im Süden ganz durch Öl ersetzt, in den deutschen Alpen selten frisch genossen, sondern zu „Schmalz“ eingesotten und beim Kochen der Speisen verbraucht, beginnt erst in der Mitte von Deutschland die frische Butter die beliebte und fast unentbehrliche Zuspeise zu werden. In Skandinavien steigert sich dies noch. Keiner ging auf eine längere Reise über die Berge oder über See, ohne seinen Butterkorb (smiörhlaupr); die Abgeordneten zur Gerichtsversammlung erhalten Butter, Mehl und Malz zur Reisekost; Buttevvorräte wurden in allen Höfen aufgeschichtet und machten einen grossen Teil des Volksvermögens aus. Als die deutschen Kaufleute auf die norwegischen Märkte kamen, haben sie vorzugsweise Butter aufgekauft. Ausser der Kuhmilch wurde und wird auch die Schafmilch verbuttert. Wie dort heute, so scheint man auch in älterer Zeit die Butter selten frisch, sondern nur alt und sauer genossen zu haben. Nachdem die Molken sorgsam ausgepresst sind, wird die Masse in besonders dazu gebauten Schuppen, die eine Länge von 30 bis 40 Fuss zuweilen haben, aufbewahrt und hält sich, nachdem sie in Säure übergegangen, gegen zwanzig Jahre. Je saurer, um so kräftiger schmeckt sie den Isländern; sie ist die belebende anreizende Zuthat zu den dünnen harten Broten und den trocknen Fischen.“*)

Neben den Nordgermanen haben besonders eifrig auch die nördlichen Kelten auf Irland der Butterbereitung obgelegen. Die Iren haben ebenfalls

*) In der Skida-Rima, einem satirischen Gedicht, das der Hofskalde des Königs Sigurd-Jorsalafars gemacht haben soll, wird erzählt, dass als Skidi die Freya zur Gemahlin haben und sich ausserdem noch eine Gnade von Odin ausbitten sollte, sei er, weil er ein elender, gemeiner isländischer Bettler gewesen, darauf verfallen, sich seinen mitgebrachten Kasten voll Butter auszubitten, welchen Wunsch Friggia nach Odins Befehl allsogleich erfüllte. Als nun Skidi im Hittardal einsam und verlassen erwachte, dachte er sogleich, dass er auch mit der Butter genasführt sein werde, fand aber zu seinem Troste den Kasten mit sehr saurer und kräftiger alter Butter, also mit dem unverkürzten Göttergeschenk gefüllt war. Vgl. Eggert Olafsen, Reise durch Island. § 43. Aus Norwegens Heidenzeit wird eines Geschenks an Schmeer (Sauer-Butter) gedacht, welches so gross war, als ein starker Mann tragen konnte und dies wird als ein gar ansehnliches Geschenk gepriesen. Torfaeus, histor. Norweg. P. I. 6, sect. 3, c. 2, p. 319.

die saure Pressbutter, da auch sie nicht frische Butter längere Zeit zu konserviren vermochten, bevorzugt. Man findet Überreste der altirischen Butter in jenen wunderbaren Torfmooren des Smaragdeilandes, welche ähnlich dem Wüstensand und der Wüstenluft Egyptens unzählige leicht vergängliche Dinge wohl bewahrt haben und bereits seit mehr denn hundert Jahren von kundigen Liebhabern und Gelehrten darauf hin kontrolliert und genau durchforscht sind, woran wir Brandenburger, welche die von den Linumer und anderen Torfstichen gebotenen Gelegenheiten leider in der sträflichsten Weise zum Schaden der Wissenschaft vernachlässigt haben, uns ein Beispiel für die Zukunft nehmen sollten. *)

In verschiedenen Mooren Irlands hat man Torf-Butter, Bog-Butter, von den Chemikern mitunter als „mineral-tallow“ bezeichnet**), ausgegraben, von welcher merkwürdigen Essware ich mehrere Stücke im Museum der K. Irischen Akademie zu Dublin gesehen habe. Die Butter ist in Folge vielhundertjährigen Lagerns im Torf in eine harte gelbliche Masse, ähnlich dem Leichenwachs (Adipocere) oder, angenehmer zu denken, ähnlich altem, trockenem Stilton-Käse verwandelt. Die Torfbutter wird gewöhnlich in Holzgefässen aus einem Stück, ähnlich Meth-Gefässen (methers) oder Fässchen (firkins) gefunden. Die Torfbutter wurde zuerst in Irland 1736 als Merkwürdigkeit erwähnt. Sie kommt gewöhnlich in grosser Tiefe und in alten festen Torfmooren vor, die zum Teil ins Altalluvium und den älteren Abschnitt der Neusteinzeit zurückreichen. Diese Butter ist entweder auf dem Grunde aufgestellt in damals jungen Mooren oder über der ältesten Torfschicht in späteren Zeiten, in beiden Fällen absichtlich, um die Butter zur Konservierung dem Einfluss der Moorsäure zu unterwerfen. Wahrscheinlich war auch diese Butter vorher gepresst, daher ihre grosse Festigkeit. Ein Stück der Museumssammlung wurde 9 Fuss unter der Oberfläche in Grallagh-bog bei Abbeyleix, Queen's County, ausgegraben. Ein anderes Stück, eine harte gelblich-weiße Masse, gleich altem Stilton-Käse und im Geschmack dem Walrath (Spermaceti) ähnlich, wurde in einem doppelhenkligen Gefäss, 9 Zoll hoch, 5 breit aus Weidenholz, gefunden, in Ballyconnel-bog, Grafschaft Donegal, 15 Fuss unter Terrain. Ein recht ansehnliches anderes Stück wurde 18 Fuss unter der Oberfläche in der Grafschaft Kilkenny ausgegraben.

Deutschland zerfällt wiederum, wie angedeutet, nach Nord und Süd gesondert bezüglich der Butter in zwei völlig verschiedene Gebiete, sowohl vom wirtschaftlichen wie kulturgeschichtlichen Standpunkt aus. Nicht einmal das Wort „Butter“ wird in Deutschland gleichmässig be-

*) Auch in schottischen und färoerischen Torfmooren ist Torfbutter gefunden worden.

**) Vgl. Wilde, Catalogue of the Antiquities of animal materials and bronze in the Museum of the Royal Irish Academy. Dublin, 1861, p. 267.

handelt, in Norddeutschland sagt man „die Butter“, in Bayern, in Österreich, Tirol, in der Schweiz, selbst in der Pfalz und in Franken „der Butter“ (mit langem u). Dabei wird das Wort im süddeutschen Sprachgebiet überhaupt seltener gebraucht, gerade wie das Nahrungsmittel selbst; man benutzt im Südwesten für Butter das Wort „Anke“, so schreibt Hebel in seinen alemannischen Gedichten für unsere süsse Maibutter „süsse Anke“. Man sagt dort auch für Butter „Schmeer“, dies ist das alte germanische Wort überhaupt für Butter, so im Skandinavischen noch heut „Smör“. Im Althochdeutschen heisst es z. B. chuo-smero d. i. Kuh-Schmeer, daneben hat man an Stuten-Schmeer, Schaf-Schmeer, Ziegen-Schmeer zu denken.

Das Wort Butter, gr. βούτυρον, lat. butyrum, it. butiro, burro, franz. beurre, provenc. boder ist jedenfalls ein fremdes Wort, wie der Gegenstand für die klassischen Völker selbst. Die Brüder Grimm (Wörterbuch) lassen aber eine Herleitung aus dem Griechischen, aus βούτυρος und τυρός zu (Galenus: ἐκ τοῦ βοείου νομίζω βούτυρον καλεῖσθαι), dagegen des Hippokrates Angabe, dass βούτυρον scythisch sei, dahingestellt. Die älteste Erwähnung der Butter dürfte im Herodot eben bei jenen Scythen (IV. 2. p. 281) vorkommen. Diese, sagt er, giessen die Pferdemilch in hölzerne Gefässe, lassen solche von ihren geblendeten Knechten stark bewegen und schütteln und nehmen dasjenige ab, welches sich oben aufsetzt, indem sie dies für schmackhafter und schätzbarer als dasjenige erachten, welches sich darunter absetzt. Bald nach Hippokrates erzählt der Dichter Anaxandrides von der Hochzeit des Iphikrates und dem dabei in Thrazien gegebenen Gastmahl; da, sagt er, als etwas Ungewöhnliches, haben die Thrazier Butter gegessen.*)

Aristoteles erwähnt auffallend genug die Butter garnicht. Bei Strabo kommen drei Stellen mit Erwähnung der Butter vor: Die Lusitanier nahmen Butter statt Öl, die Aethioper dgl. und die verwundeten Elefanten schafften dadurch die Pfeile aus ihrem Körper fort und heilten sich, dass sie Butter — wo bekamen sie diese aber her? — tranken. Plutarch erzählt, dass eine Spartanerin zu Berenice, der Gemahlin des

*) Als hohes Alter für das Vorkommen der Butter bei den kultivierten Völkern des Altertums wird u. A. auch die häufige Erwähnung des Wortes Butter in der lutherischen Übersetzung des Alten Testaments (1. Mos. 18, 8; 5, 32, 14; Richter 5 25; II. Sam. 17, 29; Jesaias 7, 15, 22; Hiob 20, 17 u. 29, 6; Sprüche Sal. 30, 33) angeführt. Allein das ebräische Wort Chamea bedeutet Rahm, Milch, dicke Milch, aber nicht Butter. Vgl. Otto von Gerlachs Bibelwerk, Ausführung zu 1. Mos. 18, 8. — Wenn aus der Zeit der spanischen Eroberung der Kanarischen Insel erzählt wird man habe in alten Guanchen-Höhlen grosse Töpfe mit Butter gefunden, so kann der Thatbestand jetzt nicht mehr geprüft werden, es müsste denn eine noch unberührte Grotte eine derartige Untersuchung ermöglichen. Die Spanier selbst verstanden, wie wir weiterhin sehen werden, von der Butter herzlich wenig. Der Don Quixote des Cervantes schweigt darüber.

Dijotarus, gekommen wäre, dass die eine nach Salbe, die andere nach Butter gerochen hätte, und dass sie sich beide deswegen nicht hätten ausstehen können. Die Abessinierinnen salben sich noch heut mit oft ranzig riechender Butter reichlich ein. Nach Sidonius Apollinaris *carm.* 12 (um 450 n. Chr.) salbten die Burgunder ihre Haare mit saurer Butter: *Quod Burgundio cantat esculentus, infundens acido comam butyro.*

Dioskorides im 1. Jahrh. n. Chr. sagt: Gute Butter werde aus der fettesten Milch, dergleichen Schaf- und Ziegen-Milch sei, dadurch bereitet, dass man sie in einem Gefässe so lange bewege, bis sich der fette Anteil ausgeschieden habe. Dieser Butter schreibt er heilsame Eigenschaften bei. Zugleich meldet er zum ersten Male, dass man mit frischer Butter statt Oel die Gemüse bereiten, auch damit backen könne. — Galenus, welcher die Heilkräfte der Butter noch genauer auseinander gesetzt und bestätigt hat, merkt ausdrücklich an, dass die Kuhmilch die fetteste Butter gebe, viel weniger fett sei die Butter aus Schaf- und Ziegen-Milch, am wenigsten die aus Esel-Milch. Er bezeugt dabei seine Verwunderung, wie Dioskorides sage, dass Schaf- und Ziegen-Milch zum Buttern verwendet werde, und versichert, er habe sie selbst aus Kuhmilch machen sehen, er glaube auch, sie habe von eben dieser Milch ihren Namen. Man könnte, sagte er, die Butter ganz wohl zu Salbe brauchen, und wenn man Leder damit einschmiere, so wäre das ebenso gut, als wenn man Oel einreibe. Sogar bediene man sich in kalten Ländern, welche kein Oel hätten, der Butter in den Bädern, und dass sie ein wahres Fett sei, erkenne man auch daraus deutlich genug, dass sie, wenn sie aufglühende Kohlen gegossen würde, eine Flamme erzeuge.*)

Mit Galenus (geb. 131, † um 200 n. Chr.) kommen wir tief in die römische Kaiserzeit und man ersieht sowohl aus den griechischen wie römischen Schriftstellern, dass die Butter ihnen immer etwas ungewöhnliches gewesen und geblieben ist. Plinius schreibt die Erfindung der Butter daher auch gewiss ganz zutreffend den barbarischen Stämmen (XXVIII, 9. pag. 465) zu, wobei er höchst wahrscheinlich an germanische Völkerschaften gedacht hat. Die Griechen haben sie durch die Scythen, Thrazier und Phrygier, die Römer durch die Germanen, vielleicht auch die Nord-Kelten kennen gelernt. Weder die Griechen noch die Römer haben das Butter-Brot gekannt noch die Butter zum Kochen gebraucht. Marcus Gabius Apicius, ein berühmter Feinschmecker zur Zeit des Augustus und Tiberius, welcher die leckerste Tafel in Rom führte und sein Genie für die Kochkunst durch so bedeutende

*) Plinius, XXXVIII, 9 pag. 465 bemerkt: *e lacte fit et butyrum, barbarorum gentium lautissimus cibus, et qui divites a plebe discernant. Plurimum e bubulo, et inde nomen; pinguisimum ex ovibus. Fit et ex caprino, sed hieme, calefacto lecte.* — Additur paululum aquae ut acescat, d. h. damit die Butter sauer wird.

Erfindungen bekundete, dass sein Name zum Sprichwort ward und Kochkunst-Schulen nach ihm benannt wurden, kannte die Butter als Speise nicht und Cölius, der unter des Apicius Namen ein Kochbuch in zehn Abteilungen (de arte coquinaria seu de obsoniis et condimentis) geschrieben hat und das von Milch, Käse und Öl sehr ausführlich handelt, erwähnt die Butter garnicht. Johann Beckmann (Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, 3. Bd., 1792 S. 270 flg.) giebt sehr richtig zwei Gründe für die Missachtung der Butter bei den klassischen Völkern an: einmal scheinen dieselben feste Tafelbutter garnicht, vielmehr nur eine halbflüssige, unansehnliche Butter hergestellt zu haben. Dann hatte man sich damals bereits gänzlich an den Gebrauch des trefflichen Speiseöls gewöhnt, welches letztere auch heut noch die Italiener, Spanier, Portugiesen und Südfranzosen der Butter bei weitem vorziehen. Auch hielten die klassischen Völker von der Kochkunst der barbarischen Völker überhaupt nicht viel.

Noch heut wird gewöhnliche Butter in jenen Ländern in manchen Orten in der Apotheke als etwas Besonderes verkauft und Beckmann erwähnt (S. 293), dass, als Leodius den Churfürsten Friedrich II. von der Pfalz im 16. Jahrhundert auf seiner Reise durch Spanien begleitete und daselbst, was zur Notdurft der Reise gehört, einkaufen wollte, er nach langem Fragen wegen der Butter in eine Apotheke verwiesen ward, wo man aber wegen der Menge, die er zu kaufen verlangte, erstaunte und ihm schliesslich in einer Blase einen kleinen verdorbenen Vorrat zeigte, der zum Einreiben bestimmt war. Eine ähnliche abscheuliche Butter, mehr in der Art des süddeutschen Schmalzes, sieht man noch heutzutage in den italienischen Kaufmannsläden und Wirtshäusern in Blasen an der Decke hängen, für jeden Nordgermanen ungeniessbar.

Wir kommen damit auf den fundamentalen Unterschied zwischen der norddeutschen Butter und dem Schmalz zurück. Dass die erstere, die eigentliche Butter zum Rohessen, die ausgelassene und gekochte südländische Butter, d. h. das Schmalz, zum Kochen bestimmt war, erhellt schon aus einem mittelalterlichen Gedicht, welches vom Heiligen Bernhard erzählt: wie ihm Butter und Butterschmalz hingesetzt worden sei, wäre er nun so in Andacht versunken gewesen, dass er ruhig das Schmalz gegessen habe, ohne zu bemerken, wie es nicht Butter war.

Man solde im zweimal buteren geben,

dô stunt smalz dâ beneben

zu andern dingen bereit.

das wart von vergessenheit

me danne zweimâl vor in brâcht.

dô hete er sîner andâcht

geworfen kleine an spîse,

er as es in der wîse

als ob es butere wêre.

(pass. K. 401.)

Diese für unsere Ausführung wichtige Stelle entnehme ich Grimms Wörterbuch s. v. Butter, S. 582.

Dass man in unserer norddeutschen Heimat neben der seltenen frischen Butter vorzugsweise auch die gepresste säuerliche Butter d. h. Schmeer, Schmeerbutter in der ältesten Zeit verwendet hat, ist meine Überzeugung, wie ich bereits von einem nordgermanischen Stamme, den Burgundern, erwähnt habe, dass sie sich des *acidum butyrum*, der sauren Butter, bedienten.

Man könnte mir vielleicht einwenden, dass man sicherlich doch die Butter gesalzen habe. Gewiss, aber gerade das Salzen der Butter ist wiederum eine unterschiedliche Besonderheit Norddeutschlands gegen Süddeutschland, denn das bayrische, österreichische, tirolische, schweizerische etc. Schmalz wird nicht gesalzen und noch heutzutage, wo sich daselbst die frische Butter durch den Verkehr mit den Norddeutschen, Engländern, Skandinaven, Niederländern in Gasthöfen und Gasthäusern eingeführt hat, wird sie ungesalzen serviert.

Aber das Salzen der Butter giebt doch keine Dauerbutter im Sinne unserer Altvorderen.*) Man hat diesbezüglich in Island, wo man wegen der langen Winter und des schwierigen Verkehrs der zerstreuten Ortschaften auf Dauerbutter im eigentlichen Wortverstande angewiesen ist, Versuche angestellt und gefunden, dass sich gesalzene Butter nicht gut über ein Jahr hält (Olafsen a. a. O. § 44), und auch die Erfahrungen in der Mark, Pommern, Schlesien etc. lehren, dass schliesslich gesalzene Butter recht unangenehm ranzig wird, kaum noch zum Kochen tauglich.

Erwägt man nun, dass die norddeutschen Bergen-Fahrer, Schonen-Fahrer und Wisby-Fahrer von jenen nordischen Landstrichen, oft erst nach vielmonatlichen Fahrten, Butter mitbrachten und zwar häufig und in grossen Quantitäten, so wird man allein hieraus schon darauf geführt, dass es sich um Kuh-Schmeer im nordischen Sinne, also nicht um Salz-Butter in unserem Sinne in sehr vielen Fällen gehandelt haben muss. Kurzum, es bleibt unumstösslich: Dauer-Butter ist Sauer-Butter!

Die Mark Brandenburg ist von jeher ein butterholdes Land gewesen. Colerus, ein Märker, schreibt in seiner *Oeconomia ruralis et domestica* (Mainz 1656), 11. Buch, S. 411: „Die Märcker halten viel von der Butter, vnd essen dieselbe allezeit vor vnd nach

*) Der Märker Johann Colerus giebt in seinem Hausbuch (Mainzer Ausg. von 1656) Buch XI, S. 415 eine besonders für unsere Heimat berechnete Anweisung: „Wan man Butter in Tonnen einschlagen soll. -- Erstlich muss sie gemacht vnd zugerichtet einen Tag oder zweene in einer Mulden stehen bleiben, dass das Wasser wol davon abfliessen kan. Darnach muss man sie wider mit Saltz besprengen, vnd alsdann muss sie erst recht in Tonnen geschlagen werden. Wann es aber blitzet vnd ein Wetter ist, soll man sie drey Tage stehen lassen vnd alsdann widerumb knetten mit Saltz nach Notturfft besprengen vnd verwaren, dass sie nicht verderbe“.

essens, ja wann sie rohen Speck essen, so bestreichen oder beschmieren sie den zuvor mit Butter, vnd brauchen dieselbige im Essen mächtig offft vnd sehr.“

In naiver Weise fügt er aber für unsere Frauen gleich eine Warnung dabei hinzu. „Doch muss ich dieses den Hausmüttern zur Nachricht auch anzeigen, was ihnen vor ein grewlicher vnd erschrecklicher Schade durch die Butter zukommen kan. Dann wan sie Butter vber Feuer gesetzt haben, vnd selbige sich anzündet, vnd man Wasser drein gust vnd vermeinet sie also zu leschen, so zündet man das gantze Hauss an, dann das Feuer fehret gewaltig vber sich in die Höhe vnd zündet bald an. Als Anno 1604, den 27. Aprilis, Annaeberg in Meissen gar zu grunde aussgebrandt ist, soll solches ein Weib auff diese Weise verursacht haben. Wiewol hernach auss der Stadt Prage geschrieben worden, dass es zweene Juden zu Prag bekandt, dass sie es solten angesteckt haben, dann das Feuer nicht an einem Ort allein angangen.“

In Wirklichkeit hat es lange gedauert, bis gute Butter in unserm heutigen Geschmacke allgemeiner in der Mark verfertigt wurde, z. T. lag dies an der Unkenntnis einer sauberen Bereitung, z. T. auch an dem dürftigen Landvieh, unter welchem sich keine hervorragenden Milchkühe befanden, z. T. auch an der mangelhaften Weide und Stallfütterung. Holland ist hier für uns vorbildlich geworden. Der Grosse Kurfürst, der eine grosse Vorliebe für dies Land hatte und durch seine erste Gemahlin Luise Henriette von Oranien fortgesetzt Beziehungen zu den General-Staaten pflog, brachte Holländer ins Land, welche nach Art ihrer Heimat die Fabrikation der süssen Sahnen-Butter ausübten. Dies Beispiel scheint aber in unserer Landbevölkerung keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben, vielmehr datiert der eigentliche Aufschwung der Molkereien, der Milch-, Rahm-, Butter- und Käse-Wirtschaft erst seit König Friedrich Wilhelm I.

Der Hauptsitz hierfür ist das weltberühmte Königshorst, welches auf den trocken gelegten Ländereien der bisherigen Arendshorsten 1718 geschaffen wurde.*) Die Bestimmung des neuen nach dem ökonomischen König benannten Horstguts ging auf eine daselbst zu errichtende Milchwirtschaft nach niederdeutscher Art, daher der König im Jahre 1719 und nochmals im Jahre 1721 eine grosse Anzahl Kühe aus Ostfriesland, und das Jahr darauf einen in der Kunst der Butter- und Käsebereitung vorzüglich geübten Meier aus dem damals noch deutschen, 1815 leider von Preussen an die Niederlande-abgetretenen Amte Zevenaar kommen

*) Nach Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg I. 410. Horst bedeutet in der Mark Brandenburg eine im Sumpfe befindliche trockene Erhöhung von grösserer Ausdehnung. Diese Ortsbezeichnung kommt sehr häufig vor, z. B. Adlershorst, Kuhhorst bei Lobeofsund etc. Im wendischen Spreewald sind damit die „Kaupen“ zu vergleichen.

liess, welches zum Herzogtum Cleve gehörte. An diesen wurde die Milchwirtschaft verpachtet, während der König die Bewirtschaftung der für den Getreidebau gewonnenen Ackerstücke selbst übernahm. Es ward eine förmliche Lehranstalt für die Kunst des Butterns und Käsemachens eingerichtet, wohin die Beamten der kurmärkischen Ämter, in welchen die meiste Gelegenheit zur Viehzucht stattfand, der Reihe nach Bauerntöchter, für deren gute Führung sie verantwortlich waren, als Mägde schicken mussten. Diese wurden während eines zweijährigen Dienstes unterwiesen. Dann mussten sie ohne Hülfe der Holländerin eine Probe guter Butter bereiten, die der König mitunter selbst zu kosten nicht verschmähte. Fiel die Probe gut aus, so verlieh der König der Magd einen Brautschatz von 100 Thaler. Diese Einrichtung hat bis zum Tode des Königs bestanden und zu ihrer Zeit reiche Früchte getragen, die noch heutzutage nachwirkend sind. Friedrich Wilhelm I. hinterliess Königshorst, diese ehemalige Sumpfwildnis der Arendshorste in dem zum osthavelländischen Kreise gehörigen havelländischen Luch, mit einem Flächenraum von 14876 Morgen 176 Geviertruten urbar gemachten Landes in hohem Kulturzustande.

Auch Friedrich der Grosse widmete seit Anfang seiner Regierung dem Amte Königshorst eine besondere persönliche Aufmerksamkeit. Anfänglich liess er den grössten Teil der dortigen Ländereien zu Fettweiden benutzen, um die Einfuhr von ausländischem Schlachtvieh für den Berliner Markt entbehrlich zu machen, legte auch 1752 eine Stuterei von den schönsten ausländischen Pferden an; allein diese hatte nicht lange Bestand, und in den späteren Regierungsjahren kam der „Alte Fritz“ wieder ganz auf den Benutzungsplan seines Vaters zurück und stellte das von diesem begründete Lehrinstitut zum Unterricht der märkischen Landleute in der Milchwirtschaft, wie der König in einem Erlass vom 13. Mai 1780 sich ausdrückt, als „eine ordentliche Academie des Butermachens“ wieder her, an deren Spitze ein Ostfrieser, Namens Thomas Harms Grabenstein, aus dem Amte Leer, gestellt wurde, woneben drei seiner erwachsenen, der Milchwirtschaft kundigen Töchter als Lehrmeisterinnen wirkten. Harms starb zwar schon im Jahre 1785, allein seine Töchter haben die Königshorster Butterwirtschaft bis in das gegenwärtige Jahrhundert fortgeführt, wiewohl der Besuch derselben von Jahr zu Jahr leider geringer wurde. Noch jetzt erinnert Königshorst mit seinen unabsehbaren Grasweiden, seinen Gräben und baumbepflanzten Deichen an die niederrheinisch-holländische Landschaft. Der Name „Holländereien“ für dergl. Unternehmungen und die Bezeichnung „Holländer“ für den Vorstand solcher Meiereien hat sich bis heutigen Tages im nördlichen und nordöstlichen Deutschland erhalten, wie noch immer die Horstbutter sich in Berlin eines besonderen Rufs erfreut.

Allein es ist nicht zu leugnen, dass die brandenburgische Butterwirtschaft im Laufe dieses Jahrhunderts mehr und mehr durch den rationelleren Grossbetrieb der ostfriesischen, schleswigschen, holsteinischen und mecklenburgischen Meiereien, zum Teil auch durch die schlesischen (obwohl man diesen immer einen zu reichlichen minderwertigen Gewichts-zusatz an Salz zum Vorwurf gemacht hat) namentlich auf dem Berliner Markt ins Hintertreffen*) gedrängt wurde. Dem ist nun in neuester Zeit begegnet worden durch Einführung verbesserter maschineller Einrichtungen (Milchschleuder-Verfahren) und mittels der grossartigen Graserzeugung, welche durch die die Stadt Berlin in einem weiten und breiten Ringe umziehenden Rieselgüter unserer Stadtgemeinde hervorgegerufen worden ist, indem das billige und nahrhafte Futter die Haltung von Kühen im Grossbetriebe ermöglicht.

Daher jene sich stetig vermehrende Zahl brandenburgischer Molkereien und Meiereien, von denen die bekannteste — diejenige des intelligenten Herrn Karl Bolle — seitens der „Brandenburgia“ auf der Zentralbetriebsstelle in der Strasse Alt-Moabit No. 99—103 hieselbst am

*) Schon Bekmann, Hist. Besch. der Chur und Mark Brdb. I. 1751, S. 795, sagt: „Man hat auch wohl Vieh von guter ahr̄t aus andern Orten lassen kommen, und selbiges an die fetteste örter von der Mark gesetzt. Dergleichen versuch hat die Churfürstin, Henriette Louise, Churf. Friedr. Wilhelms glorwürd. andenkens erste Gemahlin gemacht, welche nicht allein schönes auserlesenes Vieh, sondern auch Leute anher kommen lassen, die damit am besten umzugehen wüssten, und selbiges in eine der fettesten gegenden, im Havelländischen Kraiss im Amt Oranienburg gesetzt; dergleichen auch geschehen in dem Amte Gramzow. Allein es ist das Vieh, das dennoch eines andern futters gewohnt gewesen, bald ausgeartet; und den Holländischen Landmann hat doch immer wieder nach seiner in Holland gemachten Butter und Käse verlangt, welcher nachmahls ohngeacht der schönen weide dennoch nur Märkische Butter und Käse zuwege bringen können: so viel ist an grund und boden, ohne zweifel auch an der luft gelegen. Die Baiern und Oesterreicher halten in ihren besten Ländereien auch Vieh, so aus der Schweiz hergeholet ist: allein wann sie solches eine zeit genutzet, suchen sie es loszuwerden, und lassen frisches kommen; auf welche weise dann ihre Meiereien allezeit in gutem stande erhalten werden. So muss es hiesiger orten mit dem Holsteinischen und Holländischen Vieh gemacht werden, wann unsere fremde Viehzucht bestehen soll: wiewohl auch hier auf die ahr̄t der weide gesehen werden muss, deren das Vieh vorher gewohnt gewesen. Bei Mülrose kommt kein auswärtiges Vieh, sondern nur einheimisches fort, welches allda gezogen, und des nassen bodens und sauren gras gewohnt ist: und wann das Polnische oder auch nur aus einer andern gegend eingebrachte Vieh in unsern Brüchern an der Oder einschlagen soll; muss der Landmann seine dreierlei ahr̄t grasung bei der fütterung wissen zu rechter zeit anzubringen. Denn hier gilt sonderlich was der Poet, wiewohl in andern absichten, sagt:

Taurus amat gramen mutatum carpere valle,
Et fera mutatis sustinet ora cibis.“

Diese weisen Lehren sind in unserer Mark Brandenburg bis über die erste Hälfte des scheidenden Jahrhunderts zum Nachteil der Buttereie und Käseerei sehr oft leider vernachlässigt worden.

27. Oktober 1893, wie unseren Mitgliedern noch wohl erinnerlich, mit grösstem Interesse besucht worden ist (Monatsblatt II, 183 flg.). Durch diese Verbesserungen ist die Butter gegen ihren Preis in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts, zumal, wenn man den nicht unbeträchtlich höheren Wert des Geldes dazumal mitveranschlagt, entschieden verbilligt und dadurch mehr Gemeingut, mehr wirkliches Volksnahrungsmittel geworden und mit Recht tritt die Regierung deshalb scharf gegen die Verfälschung der Kuh-Butter mit sogen. Kunstbutter, Margarine und dgl. auf. Zum Schluss unserer Mitteilung über die Herkunft und Verbreitung der Butter sei noch — mehr als Curiosum — angeführt, dass ich in der Priegnitz Schaf-Butter angetroffen habe und dass nach Mitteilung unseres Mitgliedes Dr. Carl Bolle auch Ziegen-Butter bei uns vorkommt; es ist eine mehr schaumige, wohlbekömmliche Masse, die zur Zeit beispielsweise in Neu-Weissensee bei Berlin, natürlich nur im häuslichen Kleinbetriebe, angefertigt wird und — für den Liebhaber — ganz gut schmecken soll.

2. Der Käse.

Unter den aus der Aufbereitung der Milch gewonnenen Erzeugnissen hat der Käse von jeher und bis auf den heutigen Tag eine viel grössere geographische und ethnologische Verbreitung als die Butter. Der Käse ist älter in der Geschichte der menschlichen Land- und Hauswirtschaft, und er hat vor der Butter den gewaltigen Vorsprung, dass er unter allen Klimaten, wo Milcherzeugung herrscht, hergestellt werden kann, während in den wärmeren Ländern Butter in unserem Sinne nicht mehr erzeugbar erscheint.*)

Seit den heroischen und mythologischen Zeiten des cyklopischen Polyphems, der in Sizilien Käserei betrieb, überall verbreitet, hat der Käse eine ungeheure klassische Litteratur, in welche sich zu vertiefen, hier, wo wir es mit der nordischen Heimat zu thun haben, nicht am Platze wäre.

Caesar, de bello Gall. sagt IV, 1 von den Sueven: „maximam partem lacte atque pecore vivunt“ und bestimmter noch von den Ger-

*) In den heissen Ländern sieht es durchgängig mit der Milch- und Butter-Wirtschaft übel aus. Selbst die besten Butterverfertiger, die Holländer, vermögen nicht, in Niederländisch-Ostindien Butter herzustellen. Der erfahrene Naturforscher Dr. G. Radde sagt in seinem Aufsatz: „Eine Reise in Indonesien“ in „Aus allen Welttheilen“, Jahrg. 29, 1897, S. 154 von Java: „Nicht so gut fällt unser Urtheil über die Milch aus. Sahne im europäischen Sinne ist hier ein unbekannter Begriff, frische Butter gehört zu den Unmöglichkeiten, die Milch ist eben sehr wässrig, dünn und hat nur geringe Fetttheilchen. Die konservirte Butter ersetzt eine gute, frische nicht, obgleich sie leidlich schmackhaft und geniessbar ist.“

manen im Allgemeinen VI, 22: „major pars victus eorum lacte et caseo et carne consistit.“*)

Dagegen heisst es von den keltischen Britanniern bei Strabo IV: „moribus partim similes Celtis, partim simpliciores ac magis barbari, adeo ut nonnulli, quamvis lacte abundant, caseum tamen non conficiant propter imperitium“. Die keltischen Iren dagegen müssen der Käsemacherei kundig gewesen sein, denn in ihren vorerwähnten Mooren findet sich auch Käse, bog-cheese, Torfkäse, irisch cáise. Während die Torfbutter in Gefässen ausgegraben wird, findet man den Käse ohne dergleichen, freiliegend (Wilde, a. a. O. p. 269). Im Museum der K. Irischen Akademie zu Dublin bemerkte ich zwei verschiedene Stücken Torf-Käse. Der eine dieser Käse war kugelig, sehr leicht, trocken und krümelig, dem Stilton-Käse sehr ähnlich. Die Oberseite zeigt deutlich Abdrücke des Stoffes, mit welchem er gepresst wurde, auch Blattabdrücke. Das andere Stück ist ein alter gelbbraunlicher Käse, 7½ Zoll lang, 3½ Zoll dick, überall die Eindrücke des Zeugesweisend, welches aber von weit feinerem Gewebe erscheint, als der erst-erwähnte Stoff. Auf der einen Seite zeigt dieser unvordenkliche Käse deutlich ein erhabenes Kreuz, welches von der Presse herrührt.

Im Norden hat in der That die Käseproduktion mit der Butterfabrikation nicht entsprechend Schritt gehalten und ist mehr vernachlässigt worden. Von Skandinavien sagt Weinhold a. a. O. S. 145: „Der Käse wurde in Brote geformt und in Kisten aufbewahrt. Seine gewöhnlichen Namen, ostr und misa, die ursprünglich finnisch sind, beweisen, dass die skandinavischen Germanen bei den Urbewohnern des Landes die Käsebereitung, wenn auch nicht erlernten, so doch vervollkommneten“.

Dr. Rudolf Hildebrand im Grimmschen Wörterbuch weist darauf hin, dass Grimm für unser Wort Käse, ahd. châsi, das lateinische caseus als Quelle anfangs annahm, später aber eine Anlehnung an das gothische kas versuchte. „aber lat. cãseus (später volksm. cãsius) ist dem ahd. châsi zu gleich, und wie Butter entlehnt ist, mögen die Deutschen auch die Bereitung des Käses gleich der der Butter von den Römern in besserer Weise neu gelernt haben. So heisst nord. der käse zwar ost, altn. ostr., nordschlesw. jütisch vost, aber

*) Nicht ganz hiermit stimmt überein Plinius, XI, 41. pag. 637: mirum barbaras gentes, quae lacte vivant, ignorare aut spernere tot saeculis casei dotem, densantes id alioqui in acorem jucundum et pingue butyrum; spuma id est lactis, concretiorque, quam quod serum vocatur. Non omittendum in eo olei vim esse, et barbaros omnes, infantesque nostros ita ungi. — Die Stelle ist auch deshalb wichtig, weil sie von dem acor d. i. der Säure der germanischen Butter spricht, gerade wie die schon erwähnte Stelle XXVIII, 9, pag. 465, wo gesagt wird, dass die Germanen ihre Butter durch Zusatz von Wasser sauer machten.

der Käselab norw. kjäse, das Bereiten des Käses damit kjäsa (daneben osta), isl. kaesir m. käselab, schwed. käse, kjäs m., auch kjäsmage (käs wattn käsewasser), so dass die Nordländer die Käsebereitung mittels des Kälbermagens nachträglich von Deutschland erhalten haben müssen, auch romanisch ist übrigens caseus nicht untergegangen, ital. gilt neben formaggio noch cacio mit einigen Ableitungen, span. queso, port. queixo“.

Der Käse ist und wird im süddeutschen Sprachgebiet genau so hoch geschätzt wie bei uns die Butter. Wir mögen zum Brot eher den Käse als die Butter entbehren; wir sagen „Brot und Butter“ oder „Butterbrot“, der Süddeutsche dafür „Brot und Käse“ (oder Käs bezw. Kas) oder „Käsebrod“, scherzhaft im Küchenlatein: casiprodiu. Es heisst dort oft Käs' und Brot so viel als einfachstes Mahl, als die natürlichste Speise. Daher sprüchwörtliche Ausdrücke wie:

Für Hungers Noth

Käs und Brod.

Käs und Brod ,

Macht Wangen roth.

Caseus et panis

sunt optima fercula sanis.

„Subfossilen“ Käse vermag ich leider weder aus unseren Land- und Hauswirtschaften, noch aus unseren Torfmooren nachzuweisen. Eine so bedeutende Rolle wie im Süden hat wie gesagt der Käse niemals bei uns gespielt. Colerus (*Oeconomia ruralis et domestica*, Mainz 1656), der hauptsächlich märkische Verhältnisse im Sinne hat, spricht sich über den Käsegenuss sehr ungünstig aus, 11. Buch S. 411; allenfalls lässt er, als weniger schädlich, jungen Käse passieren und bemerkt: „Die Holländer haben diese Kunst contra calculum; wann sie Käse essen, so essen sie auch Butter. Oder essen Butter und Kes miteinander auff einem bussen Brots; vnd daher kompts, dass die Holländer den Stein nicht haben“. Während man märkische Biere weithin verführt hat, ist dies mit Käse nicht der Fall gewesen. Man hatte wohl nicht viel mehr als unserem gewöhnlichen sog. Kuhkäse und Kümmelkäse ähnliche Sorten. Dafür spricht, dass in unseren Einfuhrzollrollen schon frühzeitig der Käse auftritt.

Die Aufbesserung unserer Käsefabrikation hält mit dem Aufschwung der Molkereien und der Butterfabrikation kaum gleichen Schritt, obwohl sie merkbar ist und noch heutigen Tages werden in Berlin und der Mark viel mehr auswärtige als heimische Käsesorten verzehrt.

Der Kuriosität wegen will ich beim Schluss dieses Abschnitts noch anführen, dass auf der zu Neuenburg in der Schweiz i. J. 1887 abge-

haltenen Ausstellung für Milchwirtschaft ein Käse aus der Zeit, als Karl der Kühne von den Eidgenossen bei Murten 1476 besiegt wurde, ausgestellt war. Dieser Käse zeigte eine völlig hornartige Beschaffenheit.

3. Die Schalthiere.

Die beschalten Weichtiere (Mollusca bezw. Testacea) kommen als menschliche Nahrungsmittel allein in Betracht, denn meerische gehäuslose Schnecken (Nacktschnecken, Limacea) werden so wenig verzehrt die nackten Landschnecken.*) Die Schal-Weichtiere zerfallen in Landschnecken und in Wasser-Weichtiere und letztere in Wasserschnecken und Muscheln. Die Wasserschnecken teilt man wiederum ein in Süßwasser- und in Meeres-Schnecken und dem entsprechend die Muscheln in Süßwasser- und in Meeres-Muscheln.

Wir erhalten also 5 Gruppen von essbaren Weichtieren:

- a) Gehäuse-Landschnecken,
- b) Gehäuse-Süßwasser-Schnecken,
- c) Gehäuse-Meeres-Schnecken,
- d) Süßwasser-Muscheln,
- e) Meeres-Muscheln,

*) Es ist mir von Apothekern erzählt worden, dass man in den Apotheken mitunter nach der bekannten nackten schwarzen Wegeschnecke oder Theerschnecke (*Arion empiricorum* Fér) verlangt, um daraus eine Gallerte oder Brühe für Hals- oder Lungenkranke zu kochen. Auch die Volksheilkunde in unserer Provinz Brandenburg sammelt und verwendet diese fette, ungemein stark schleimende Schnecke zu gleichem Behuf. Beiläufig mag erwähnt werden, dass Fuhrleute diese Schnecke bei uns mitunter lebend in die Radbuchsen legen, statt Wagenschmiere, damit die Räder sich, nachdem die Tiere zerquetscht worden, mit Hilfe des fetten Schleimes besser drehen. Schon in der mehr erwähnten berühmten „*Oeconomia ruralis et domestica* hiebevot von M: Joanne Colero beschrieben“, Mainz 1656, heisst es, 4. Buch S. 146: „Ich werde berichtet, dass die Leute an etlichen örtern die langen schwarzen Schnecken, die man dess Morgens im Thaw findet, in den Theer werffen, die sollen darin zu eitelem Oel werden, damit soll man die Axen mechtig wol schmieren können. — Im Lande zu Meckelburg ists an etlichen örtern gar gemein, da gehen die Bawren den gantzen Sommer lang dess Morgens mit Körben auss, vnd lesen sie im Thaw auff, legen sie auff die Axen und stecken die Rade an, das ist ihre Schmier-salb“. Ferner 5. Buch S. 169: „Von den schwarzen Schnecken pflegen etliche in Oel zu machen. Etliche machen Wagenschmer drauss, wie im 4. Buch am 61. ca. ist gemeldet. Etliche brauchen sie anderst wo zu“. Hiernach scheint es fast, man habe die schwarzen Nacktschnecken im 17. Jahrhundert hier und da in Oel eingemacht, sogar gegessen.

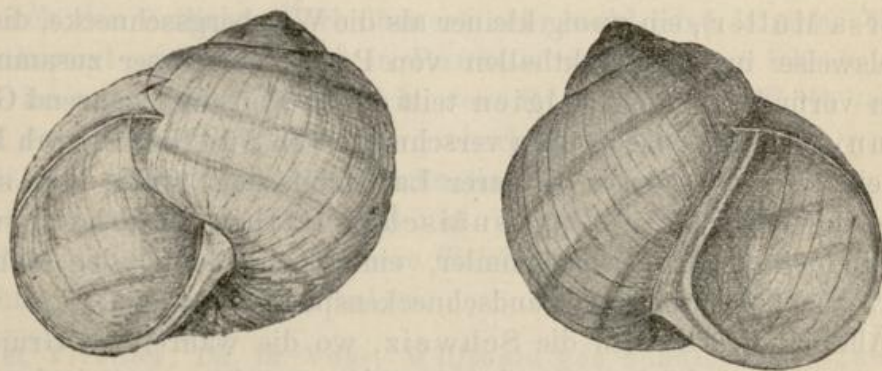
J. P. E. Stein, Kustos am K. zoolog. Museum zu Berlin, † 1882, berichtet in seinem Buch „Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins“ Berlin 1850 von *Arion ater* List (= *empiricorum* Fér): „dass die Fuhrleute Deutschlands früher, und stellenweis noch jetzt, hauptsächlich diese Art auf die Achsen ihrer Wagen legen, um ein leichteres Umgehen der Räder zu bewirken, habe ich von mehreren Personen versichern hören. (Siehe auch Dr. H. Scholtz, *Ergänz. z. Molluskenfauna Schlesiens*, in der Uebersicht d. Arbeiten der schles. Ges. für vaterl. Kultur, im J. 1844, S. 136)“.

welche teils im rohen teils im gekochten Zustande einen Beitrag zur menschlichen Küche liefern.

a) Essbare Landschnecken.

Man kann eigentlich alle Landschnecken verzehren; niemals sind schädliche Folgen nach dem Genuss von solchen beobachtet worden. Dennoch ist der Mensch von jeher hier besonders wählerisch gewesen. Viele Hunderte von Landschnecken-Arten bieten mehr Schale wie Fleisch und auch bei den eigentlich fleischigen kann man dasselbe erst durch einen komplizierten Vorgang gewinnen, indem man nämlich erst die Schnecken — um sie nicht zu quälen — durch plötzliches Übergiessen mit siedendem Wasser tötet, gleichzeitig auch mehr oder minder kocht und alsdann mit einem Haken oder Hölzchen aus dem gewundenen Gehäuschen herauszieht, was eine gewisse Fertigkeit verlangt. Austern und andere Muscheln sind ungleich leichter und appetitlicher zu servieren.

Der Genuss der Landschnecken ist nach Nationen und Gegenden ausserordentlich verschieden. In manchen Gegenden verschmätzt man



denselben in den gebildeten Klassen ganz oder fast gänzlich. In anderen Gegenden verspeist man fast alle zu der grossen Familie der Schnirkelschnecken (*Helix*) gehörigen ansehnlicheren Arten, in anderen Gegenden werden nur einige Schnirkelschnecken - Arten, in Norddeutschland fast nur eine Schnirkelschnecke, die grösste Art, die ansehnliche Weinbergschnecke (*Helix pomatia* Linné) verzehrt, von der wir beifolgend zwei Abbildungen geben; die eine (rechts) zeigt ein Tier aus der Gegend von Oderberg i. M. in der gewöhnlichen Weise rechts gewunden, welches im Winterschlafe liegt und sich, um in diesem nicht gestört zu werden, an der Mündung einen weissen kalkigen Deckel (*operculum*) gefertigt hat, welcher von dem Tier, sobald die ersten warmen Frühjahrsregen bis in die Verstecke der Schnecken eintreten, wieder abgestossen wird, also nicht an dem Fuss der Schnecke festgewachsen ist, wie dies bei anderen Landschnecken und vielen Wasser-Schnecken der Fall ist. Das andere Exemplar, ebenfalls von Oderberg und bereits im Monatsblatt III, S. 139 erwähnt, ist ausnahmsweise links gewunden und deshalb eine

ausserordentliche Seltenheit, welche eine Reproduktion bei dieser Gelegenheit verdient.

Auch bezüglich der Schneckenkost sehen wir hier wieder die auffallende Scheidungslinie zwischen Nord- und Süddeutschland, die in der Hauptsache durch die Main- und Rheinlinie so zwar gebildet wird, dass das Schneckenessen noch hier und da in die mitteldeutschen Gelände übergreift. Auch hier ist gleich wieder der Sprachgebrauch zwischen Nord- und Süddeutschland verschieden. Wir sagen: die Schnecke, oberdeutsch sagt man noch jetzt: der Schneck. Schon Konrad von Gesner (geb. 1516 zu Zürich, † daselbst 1565) schreibt im „Fischnachbuch“ 195: „Diese Schnecken haben ein glatt, rund, klein gehäuss, solche pflegt man hauffecht ob den Felsen zu samlen, das Fleisch von jnen zu nemmen, welches so es gesotten, gibt es ein rot gemüss, als ob es geferbt were“. In den Rhein- und Mosel-Gegenden einschliesslich Belgiens (aber ausschliesslich der Niederlande) werden seit jeher, namentlich beim Frühstück zum Wein, Weinbergsschnecken verzehrt. Ab und zu gesellt sich hierzu die mehr in Frankreich heimische Sprengel-Schnecke (*Helix adpersa* Müller), ein wenig kleiner als die Weinbergsschnecke, die man beispielsweise in den Markthallen von Paris mit dieser zusammen in Massen vorfindet. Auch Belgien teilt diesen Konsum, während Grossbritannien die Landschnecken verschmäht. In Südfrankreich kommt noch eine Menge anderer essbarer Landschnecken hinzu, die sich an Arten-Zahl noch auf der pyrenäischen Halbinsel steigert, wo die Caracolleros, die Schneckensammler, eine eigene Zunft, den Markt besonders zur Fastenzeit mit Landschneckenspeise versorgen.

Ähnlich verhält sich die Schweiz, wo die wahren zur Gruppe der *Helix pomatia* gehörigen Species verzehrt werden, und insbesondere Italien, woselbst nach Süden zu bis Sizilien und die italienischen Kolonien in Malta und Tunesien die Zahl der gegessenen Landschnecken stetig zunimmt. Dasselbe gilt von Dalmatien, dem österreichischen Küstenlande, Istrien, Fiume. Ähnlich in Griechenland. Bei den Südslaven nimmt die Zahl der verzehrten Landschnecken-Arten wieder etwas ab, in den übrigen österreichischen Kronländern, deutschen wie slavischen, werden meist nur die Weinbergsschnecken verzehrt. Dasselbe gilt von dem ganzen eigentlichen Süddeutschland.

Von der katholischen Kirche ist der Genuss der Landschnecken, die als erlaubte Fastenspeise gelten, begünstigt und verbreitet worden.*)

*) Auch in südlichen Gegenden im Hochgebirge, wo wegen der Kälte und des Futtermangels halber *Helix pomatia* nicht mehr gedeiht. So habe ich in den alten Küchenabfallhaufen des im 15. Jahrhundert gegründeten, ca. 5000 Fuss hoch bei Innsbruck belegenen Wallfahrtskloster der Serviten-Mönche, St. Maria Waldrast, im vorigen Jahre und früher wiederholt die Schalen verspeister Weinbergsschnecken ausgegraben. Wild kommt das Tier noch in dem am Fuss des Klosterbergs an der Brenner-Strasse liegenden Flecken Matrei vor.

Dadurch ist, unter Einführung und Eingewöhnung der Weinbergsschnecke, deren Genuss auch nach Norddeutschland, darunter nach der Provinz Brandenburg, gekommen.

Die Weinbergsschnecke ist bei uns nicht einheimisch gewesen, niemals ist sie im Diluvium oder Altalluvium der Provinz Brandenburg; auch in den zahlreichen wendischen Burgwällen unserer Provinz aus dem 11. und 12. Jahrhundert, welche doch an Schnecken sehr reich sind, ist nicht ein einziges Exemplar von *Helix pomatia* bisher ausgegraben worden, obwohl zahlreiche Forscher der Sache ihre spezielle Aufmerksamkeit gewidmet haben.*)

Wohl aber findet sich die Weinbergsschnecke bei alten Klöstern, Stiftern und Kirchen z. B. Chorin, Lehnin, Himmelpfort, Zinna, Kagel, Neuzelle, Dobrilugk, Königsberg N.-M. u. s. f. In Berlin habe ich subfossile Exemplare auf dem Tempelhofer Berg gefunden, wie sie in Tempelhof selbst nicht selten sind. Hier mögen die Tempelritter mitgewirkt haben. Von diesen Stätten künstlicher Ansiedlung hat das Tier sich weit verbreitet, aber doch bei uns noch nicht überall dahin, wo es nach den örtlichen Verhältnissen sehr wohl leben könnte. Nächst Berlin kommt sie verwildert in Pankow vor, von wo ich sie selbst besitze, in ungeheuren Mengen in den Rüdersdorfer Kalkbergen und auf dem Sommerfeldschen Berg oberhalb Oderberg i. M.

Mit dem Eindringen der Reformation in die Provinz Brandenburg scheint der Schneckengenuss aufgehört zu haben. Die Fasttage fielen fort und unser Volk scheint derbere Fleisch- und Fisch-Speise der Weinbergsschnecke vorgezogen zu haben.

*) R. Virchow, Dir. Dr. Voss, Willibald von Schulenburg, Jentsch-Guben, Prof. v. Martens, Jetschin, Schacko, Otto Reinhardt, ich selbst u. a. m. Vgl. meine ausführlichen Angaben bezüglich *Helix pomatia* in dem Aufsatz: „Über die ethnologischen Beziehungen der Verbreitung einiger europäischer Landschnecken, Zeitschr. für Ethnologie, I, 1869, S. 305 flg., ferner meine Angaben Brandenburgia III, S. 139 und bezüglich der Burgwälle Brandenburgia II, S. 40. — *Helix pomatia* kommt in ganz Pommern, West- und Ost-Preussen, Dänemark, Norwegen, Süd-Schweden und nordöstlich bis Kurland vor, auch hier zumeist nur in der Nähe von Klöstern, Kirchen und Edelhöfen. — In England wurden diese Schnecken als ausländische Delikatesse gegessen. Der grosse Kochmeister Robert May gab verschiedene Rezepte für die Zubereitung, dennoch ist das Landschneckenessen daselbst wieder abgekommen. Sir Walter Scott erzählt humoristisch (Quat. Review XXXVI, 197) von einem letzten Versuch, den Dr. Black und der Geologe Hutton miteinander machten, wobei indessen ihr Ekel einen wenn auch nicht glänzenden Sieg über ihre Willensstärke davon trug. Johnston u. Brown, Einl. in die Konchyliologie, Stuttg. 1853, S. 41. Jeffreys, British Conchology, London 1862, S. 183 führt als Ausnahme an, dass die Glasbläser von Newcastle alljährlich ein Schneckenfest mit *Helix adpersa* feiern. — In Schweden hat König Friedrich I., Gemahl Ulrike Eleonores, Schwester Karls XII., ein Hessen-Casselscher Fürst (1720—1751) die Weinbergsschnecke, die er mutmasslich in seiner mitteldeutschen Heimat schätzen gelernt, der Überlieferung nach und mit Erfolg eingeführt.

Aber noch einmal wird ein Vorstoss zur Verbreitung der Weinbergsschnecke und zwar durch die protestantischen französischen Refugiés gemacht, welche seit 1685 nach der Aufhebung des Edikts von Nantes die Schneckenkost in die Mark Brandenburg wieder einführten. Fast sämtliche reformierte Vertriebene stammten aus schneckenholden Gegenden und brachten deshalb die Neigung für das Schneckenessen mit. Ob demselben durch fremden Import genügt worden sei, bezweifle ich, weil die Einfuhrsteuerrollen hierüber schweigen. Die Einwanderer werden wohl die hiesigen verwilderten Weinbergsschnecken genossen haben.

Höchst wahrscheinlich hängt hiermit ein merkwürdiger Fund zusammen, welcher i. J. 1872 in Berlin bei den Fundamentierungsarbeiten für das Friedrich Werdersche Gymnasium und Friedrich Werdersche Realgymnasium am Treffpunkt der Charlottenstrasse mit der Dorotheen- und Georgen-Strasse (Dorotheenstr. 13/14) gemacht wurde, der von Rudolf Virchow und mir untersucht, zunächst von Virchow (Verh. der Berl. Anthropol. Ges. 1872, IV, 123) beschrieben worden. Nach des Stadtarchivar Ernst Fidicins Ermittlungen befand sich hier Ende des 17. Jahrhunderts ein beim Weidendam in die Spree mündender grosser Kanal, von dessen Ufern aus allerhand Abfälle ins Wasser geworfen wurden, und der schliesslich zu Anfang des 18. Jahrhunderts verschüttet ward. Neben vielen Topfresten des 17. und 18. Jahrhunderts und zahlreichen Vogel- wie Säugetierknochen kamen Massen von Miesmuscheln, Austernschalen, Fischschuppen, Gräten, Schildkrötenschalenstücke und Gehäuse der grossen Weinbergsschnecke vor. *)

Ich setze diese Abfälle ins Ende des 17. Jahrhunderts und nehme an, dass die in Berlin angesiedelten vertriebenen Reformierten, welche gut, jedenfalls feiner als die Altberliner, zu essen verstanden, bei der Ablagerung dieser Speisereste beteiligt gewesen sind.

Nun aber entsteht für Berlin und die Mark Brandenburg eine grosse Pause im Verzehren der *Helix pomatia*. Nur ab und zu hört man in der Zeit vor 1870, dass Jemand — meist Schneckensammler —

*) Vgl. meinen ausführlichen Generalbericht über die (I.) Fischerei-Ausstellung zu Berlin, abgestattet in der Versammlung des deutschen Fischerei-Vereins am 3. April 1873 (Korrespondenzblatt des D. F. V.'s von 1873, S. 73). Hierbei ist das schnelle Anwachsen der französischen Bevölkerung in Berlin und der Mark Brandenburg zu berücksichtigen. Bereits 1677 waren gegen 100 französische Familien in Berlin, deren Zahl nach der Aufhebung des Edikts von Nantes so anwuchs, dass nach genauen statistischen Erhebungen sich die Bevölkerung Berlins dadurch um 46,6% vermehrte. Vgl. mein Buch „Die deutsche Kaiserstadt Berlin“, 1882, S. 17 und Berliner Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik, 1878, S. 142. — Bemerkenswert sei hier, dass die nicht mit natürlichem Deckel versehenen Schnecken sich in warmen Ländern umgekehrt mit einem allerdings viel dünneren Sommerdeckel versehen und sich während der heissesten Jahreszeit in der kühleren Erde verkriechen. Dies wusste schon der altrömische Dichter Plautus. Ergasilus, der Schlemmer und Braten-

aus Neugier den Versuch gemacht haben, Weinbergsschnecken zu kochen und zu verspeisen.

Sofort aber nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges und der Einverleibung von Elsass-Lothringen meldet sich das Schneckenessen von neuem; unsere Landsleute, namentlich Offiziere und Beamte, hatten das Schneckenessen in Frankreich und den neuen deutschen Landesteilen gesehen und versucht. Sie übertrugen diese Sitte in unsere Heimat. Alsbald, d. h. seit 1871, zeigte die damals berühmte Weinhandlung von Schütt in der Königstrasse an, dass dort zu den Elsasser Weinen auch Weinbergsschnecken feilgeboten würden.

Ganz langsam hat der Schneckenkonsum bei uns zugenommen. Leider gelten vielen Berlinern die leckeren und wirklich schmackhaften sowie nahrhaften Weinbergsschnecken als abscheuliche Tiere, vor deren Genuss den meisten ekelt, genau so wie es vor hundert Jahren mit den Austern bei uns stand, die ja auch jetzt noch selbst manchen Gebildeten ein solches Grauen einflössen, dass sie die leckere Kost selbst im gebackenen Zustande noch verschmähen. *)

Dabei werden die *Helix pomatia* als raffinierte Feinschmeckereien in den besten Stadtteilen feilgeboten. Meinen Notizensammlungen entnehme ich u. a.:

9. Oktober 1893. Anzeige der „Voss. Zeitung“: „Frische Burgunder Weinbergs-Schnecken (*Escargots de Bourgogne*) empfiehlt die Luxus-Delicatessenhandlung Curt Grunewald, Berlin W., Mohrenstrasse 60“.

6. Februar 1894. Das Delikatessengeschäft von Borchardt, Französische-Strasse, empfiehlt stets frische Weinbergsschnecken.

Witzbold, sagt in dem plautinischen Schönbartspiel „in Ketten und Banden“, übers. v. Dr. Rudolf Meyer, Berlin 1886, S. 5:

„Grad' wie die Schnecke bei der Hitze
Sich tief verkriecht an geheime Sitze
Und, wenn nicht eben Tau sie nähret,
Von ihrem eig'nen Fett nur zehret —
So die Hausfreunde, die armen Schlucker,
Kriechen in's Loch als Unterducker,
Zehren ihr eigen Fett in den Ecken,
Haben keinen, an ihm herumzuschlecken:
Haust alle Welt ja im Sommerhaus!
Man sieht gar wie ein Windspiel aus,
Solange dieses Fasten währet.“

Mitunter habe ich bei grosser anhaltender Hitze dies Gebahren der Weinbergsschnecken und kleineren Schnirkelschnecken zeitweilig selbst bei uns beobachtet.

*) Nicht einmal träumen durfte man vom Austernessen. Der Märker Colerus sagt in seinem „Traumbuch“ Cap. 280: „Wann einem träumt, wie er Ostreen [Austern] esse, oder dergleichen [Muscheln und Schnecken], so wird er in eine Kranckheit fallen“.

10. November 1895. In der Leipziger - Strasse wurden in dieser Woche „getrüffelte Schnecken“ feilgeboten, 8 Stunden mit der Mündung auf heisse Platten zu legen. Farce von Weinbergsschnecken (also gehacktes Schneckenfleisch) mit Trüffel - Schnittchen in das Schneckengehäuse gefüllt, das Stück 20 Pfg., das Dutzend 1,50 M.

Auch in diesem Winter — weil die kalte Jahreszeit, wie wir gleich sehen werden — gerade wie beim Kaviar die eigentliche Konsumzeit für Schnirkelschnecken — wurden die *Helix pomatia* teils lebend mit dem Winterdeckel, teils abgekocht und zubereitet wieder als Delikatessen angeboten.

Ob die Nachfrage eine grosse ist? Nach einer auf den Markthallenverkehr sich stützenden Mitteilung unseres erfahrenen Mitgliedes Oskar Micha — Nein! Schade, denn wir brauchten die essbaren Weinbergsschnecken nicht aus Burgund zu beziehen, wir könnten Millionen aus der weiteren Umgegend Berlins heranschaffen. Freilich müssten die Tierchen gehegt und gepflegt d. h. ordentlich gemästet werden, um mit den rheinischen und französischen Escargots den Wettbewerb eingehen zu können.

Ich kann meinerseits vom Standpunkt der Heimatkunde nur dringend wünschen, dass der Landschneckenkonsum bei uns zunehme und diese nahrhafte Kost ein Bestandteil der Volksnahrung werde. Ich bitte deshalb, doch wenigstens Versuche selbst zu machen und solche in weiteren Kreisen anzuregen. Aus diesem Grunde füge ich aus dem berühmten Audotschen Kochbuch, 61. Aufl. Paris 1883, S. 330 zur „Verschönerung“ unserer Weinbergsschnecke 2 treffliche Rezepte bei.

Escargots. (Entrée.) Mettez-les 15 à 20 minutes dans une eau bouillante avec une poignée de cendres, tirez-les alors de leurs coquilles; faites-les bouillir encore 10 minutes dans de l'eau et du sel, en les remuant pour les bien nettoyer. Faites les égoutter et les accommodez à la poulette, en y ajoutant vin blanc et bouillon, champignons, bouquet de persil: faites cuire, retirez le bouquet et liez de jaunes d'oeufs: servez bien chaud.

Autre à la bourguignonne. Essuyez-les, ainsi que les coquilles. Hachez fin champignons, persil, échalotes, ail, que vous maniez avec beurre, sel, poivre, et mettez un peu de cette pâte dans chaque coquille, puis l'escargot, et remplissez de même en unissant le dessus. Placez-les tous les uns à côté des autres sur une tourtière ou un plat où vous avez versé un verre de vin blanc; faite cuire demi-heure feu dessus et dessous: servez.

Schon angedeutet habe ich, dass unsere wilden Weinbergsschnecken gepflegt werden müssten, um schmackhaft zu werden. Das geschieht in den Schneckengärtchen im Grossbetrieb, aber auch im Kleinbetrieb, wie mir u. a. von unseren Soldaten erzählt worden ist, die bei der

Okkupationsarmee bis 1873 in Frankreich blieben; in und bei Belfort, bei Verdun, bei Toul hatten die kleinen Leute ihr Schneckengärtchen, oft nur eine Art Drahtbauer oder Verschlag (Schneckengrube), worin die Tiere mit Rüben, Salat, Kohl, Brotabfällen und dgl. gefüttert wurden. Die norddeutschen Okkupationskrieger haben sich allerdings, aus Vorurteil, nur selten entschliessen können, dgl. Schnecken, obwohl lecker farciert, bei ihren Quartierwirten zu geniessen.

Ergänzen kann man die Haus-Schnecken natürlich jederzeit durch wilde Schnecken, die häufig von armen Leuten zu diesem Zweck gesammelt werden. So sagt Jean Paul im Siebenkäs (Reclams Ausg., S. 54) von einer milden Augustnacht: „Die gefällten Saaten lagen ohne Rauschen in Garben um, und die eintönige Grille und ein harmloser alter Mann, der Schnecken für die Schneckengrube zusammelas, schien allein in weiten Dunkel zu wohnen“. — Als ich nahe der Schlossruine von Donaustauf vor einigen Jahren nach einer für die Gegend seltenen, von mir vor Jahren daselbst zuerst entdeckten Schnirkelschnecke, *Helix austriaca* (= *vindobonensis*) suchte und sie auch fand, fragte mich eine alte Frau treuherzig, ob ich die Schnecken zum Frühstück verzehren wolle; es seien aber auch die grossen Weinbergsschnecken da, die schmeckten besser und gäben mehr her.

Verschleppt sind absichtlich und unabsichtlich die europäischen essbaren Landschnecken nach verschiedenen Ländern namentlich der neuen Welt. So z. B. hat sich die Pariser Zeitung „National“ aus Zürich das folgende Geschichtchen berichten lassen: „Gegen Ende des verflossenen Jahres gab der Konsul einer fremden Macht, der seinen Sitz in Zürich hat, einigen Freunden ein leckeres Mahl. Da er eine Vorliebe für Schnecken hatte, verschrieb er sich ein Kistchen der köstlichen Schalthiere aus Einsiedeln, und gedachte auch seine Freunde mit der Schüssel zu überraschen. Das Kistchen traf ein und die Köchin, der „cordon bleu“, wie Franzosen die Küchenfee wohl auch nennen, öffnete es mit gebührender Sorgfalt. Aber, welch' Entsetzen bemeisterte die gute Frau, als sie die Schnecken des Herrn Konsuls in Heiligenbildchen und Denkmünzen verwandelt fand! Der Konsul, um den Vorgeschmack seiner Lieblingsspeise betrogen, schrieb nach Einsiedeln und beklagte sich bitter wegen des Missverständnisses. Die Antwort aber entwaffnete ihn, denn sie lautete: „Geehrter Herr, wir sind in noch grösserer Verlegenheit als Sie. Es war uns nämlich aus der Republik Argentinien der Auftrag zu Theil geworden, eine Sendung von Heiligenbildchen und Denkmünzen dorthin abgehen zu lassen. Und wir Unglücklichen haben irrthümlicherweise Ihre Schnecken nach Südamerika expedirt. Sie sind bereits nach Buenos - Ayres unter Segel.“ — Wer wird dort das Kistchen öffnen? (Berl. Tagebl. 25, I, 1894.)

Vielleicht tragen diese nützlichen Speise-Schnecken zu ihrer Ausbreitung in Argentinien bei.

Bezüglich Vorarlberg habe ich die dortigen grossen Schnecken-gärten i. J. 1869 (Zeitschr. für Ethnologie, I, S. 305) wie folgt geschildert: „Sie umfassen einen Flächenraum von 100 bis 3000 Quadratklaftern trocknen Grasbodens, der von Bäumen frei, rings von fliessendem Wasser umgeben ist. Auf solch einem Graben werden 15- bis 40 000 Schnecken, welche von Kindern im Walde gesucht und denselben mit 2 bis 3 Kreuzern per 100 Stück bezahlt werden, gezogen, täglich mit Gräsern und Kohlblättern gefüttert, am Wegtreiben durch das umgebende Wasser aber mittels eingesetzter Rechen verhindert, von denen man die angespülten Schnecken abnimmt und in den Garten zurückbringt. Häufchen von Moos bieten Schutz gegen Kälte und Hitze, unter sie vergraben sich die Schnecken im Winter 2 bis 3 Zoll tief in die Erde und können dann, nachdem sie sich eingedeckelt haben, leicht ausgehoben und verpackt werden“. — Ähnliche Schneckengärtchen habe ich bei Ulm auf den von der Donau umspülten kleinen Wörthern gesehen.

Einer unserer berühmtesten Weichtierkundigen, Herr Professor Dr. Eduard von Martens hierselbst, teilt mir zur Sache folgendes mit: „Ich finde in einer Arbeit meines Vaters Georg von Martens über die württembergische Alp, welche 1826 (wahrscheinlich in der Zeitschrift Hertha von Berghaus und Hoffmann) erschien, S. 93 die Bemerkung: „Ein eigener Erwerbsartikel sind die Schnecken (*Helix pomatia*), welche in den Wäldern, besonders auf dem Hardt [Theil der schwäbischen Alp zwischen Münsingen und Feldstetten] von Kindern das Hundert zu 4 Kreuzer gesammelt und dann in Schneckengärten auf den Winter zur Versendung aufbewahrt werden. Von Anhausen und Judelhausen [Oberamt Münsingen] allein gehen jährlich über eine halbe Million Schnecken die Donau hinab. — In meines Vaters Schrift über Württembergs Fauna im Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins für Württemberg 1830 veröffentlicht, werden mehre Orte auf der schwäbischen Alp genannt, wo *Helix pomatia* in Schneckengärten gesammelt und von wo sie eingedeckelt in Fässern zu je 1000 Stück nach Wien geschickt werden. — Ueber einen frühern Schneckengarten des Kapuzinerklosters in Appenzell, s. Hartmann, Gasteropoden der Schweiz, 1840, S. 107. Der Garten fasste 12 000 bis 19 000 Stück nach einer Rechnung von 1792. In einer neueren Beschreibung des Kantons Appenzell von 1887 ist derselbe nicht erwähnt und auch ich sah 1889 nichts davon. Nach Hartmann wurde das Hundert Schnecken von den Mönchen in Appenzell zu 10—12 Kreuzern, nach Wolf in Sturms Fauna, Würmer, Heft I, 1803 in Nürnberg zu 24—28 Kreuzer (60 Kreuzer — 1 rhein. Gulden) gekauft“.

Bei der Landwirtschaftlichen Ausstellung zu Berlin im Dezember 1895 sah man, wie der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung“ am 19. dess. zutreffend bemerkte, „eine Zuchtausstellung, die bei uns ganz unbekannt ist, nämlich die Zucht der Weinbergsschnecken“. Es war ein Schneckengärtlein, wie es die Schneckenbauern anlegen, natürlich im kleinen, welches zu Nutz und Frommen unserer Bewohner im Betriebe vorgeführt wurde.

In Immensee nahe der Hohlen Gasse von Küsnacht, Kanton Luzern, sagte mir im Mai 1893 die Wirtin, als ich Weinbergsschnecken auflos, dieselben würden dort nur im Winter gegessen, namentlich gern mit Sauerkraut. Die Geistlichen, insbesondere die Kapuziner-Patres, wüssten sie am besten zu bereiten.

In der Johannisnacht spielt im mittleren und südlichen Italien das Schneckenessen eine Hauptrolle. Dr. Hans Barth schreibt darüber im „Berliner Tageblatt“ unterm 24. Juni 1896 folgendes:

„Das nächtliche Bacchanal des S. Giovanni-Festes in Rom ist vorüber, und ach! — zahllose arme Schnecken sind nicht mehr, Legionen wohlgefüllter Liter sind ihrem Berufe zugeführt. Wohl 100 000 Römer und Römerinnen, samt kleinem Volk, trieben sich von elf Uhr bis in die Morgenstunden auf den phantastisch erleuchteten Plätzen am Lateran, von Santa Croce oder vor der Porta S. Giovanni herum, wo die bereits bestehenden Kneipen durch eine Menge improvisirter Trinkbuden verstärkt waren.

Da wurden die üblichen Nelken ausgedient, womit sich Männlein und Weiblein schmückten, die in Blüte geschossenen Knoblauchstengel, die grossen und kleinen Tonglocken, von denen Rom ein paar Tage lang widerhallen wird, — dazu ein Heer, nein, eine „grande armée“ von Bettlern, Musikanten, echten und falschen Krüppeln, an die Tausende. Alle machten natürlich gute Geschäfte, denn der Römer ist mildherzig, und statt dem ihn mit seinen Marterinstrumenten umringenden Gelichter den Laufpass zu geben, wirft er ihm oft seine Soldos zu, und . . . die Marter verlängert sich. Der arme „Festteilnehmer“, der sich an seinem knusperigen Schneckengericht (die Hälfte der Schneckenhäuschen ist leer, die geleerten Häuschen werden einfach in den Kessel geworfen und von Neuem aufgetragen, um die Portion recht gross erscheinen zu lassen) delectieren, der arme Wandersmann, der etwa bei Schnecken und Wein in der „Faccia Fresca“ sass und sich gütlich thun wollte — welche Unterbrechungen harrten seiner! „Signore, faccia la carità!“ („Herr, ein Almosen!“) wimmert ein aus irgend einem Asyl davongelaufener Krüppel und hält uns einen grässlichen Armstumpf unter die Nase u. s. f.“

Die Betriebsart, welche wir in unserer Provinz Brandenburg in den Schneckengärten einführen sollten, ist in folgendem Bericht zusammengefasst,

In Süddeutschland, Oesterreich, der Schweiz und anderen südlichen Ländern findet eine mehr oder weniger starke Zucht von Schnecken (Weinbergsschnecke, *Helix*) statt, da die Tiere eine beliebte Speise bilden. So bestehen u. A. im Kanton Zürich mehrere grössere Schneckenzüchtereien, die, von Kleinbauern betrieben, sehr schöne Erträge abwerfen. Eine sanft nach Norden geneigte, etwas beschattete Rasenböschung ist die Weide des „Hornviehes“, sogenannt wegen der langgestielten Augen. Ein solches Stück Land trägt ja so wie so nicht viel Futter, besonders wenn Bäume sich darüber ausbreiten. Aber auch für die Schnecken darf die Beschattung nicht zu stark sein, sonst gehen im Herbst bei kalter und nasser Witterung die noch nicht eingedeckelten Tiere massenhaft zu Grunde. An der Sonne bekommen sie schöne, helle, weisse Häuschen, was sehr vorteilhaft ist. Damit sie sich solide behausen und bedeckeln können, muss der Platz eher mager als fett, dafür aber kalkhaltig sein, um ihnen das Material für den Häuschenbau zu liefern; sonst bedarf es kleiner Gaben gebrannten Kalks oder auch etwas Sand, gleichmässig über den Boden gestreut, oder man bestreicht auch wohl grosse Steine im Schneckengarten mit Kalkmilch. Damit die im Mai vor dem Eierlegen eingefangenen Tiere nicht entrinnen, erhält der Schneckenpark als Umzäunung eine etwa halbmeterhohe Holzwand, deren Wände oben mit Eisenvitriol oder einem stinkenden Oele bestrichen werden; ein Kranz von Nägeln hindert die Tiere auch noch am Hinauskriechen. Man rechnet für 1000 Schnecken 2 Geviertmeter, darf aber den Platz nicht zu klein anlegen, da man bis zum Herbst leicht 20 000 bis 25 000 Stück heranzüchten kann, die einen Platz von mindestens 50 Geviertmeter gebrauchen. Da bei Sonnenschein und Wärme die Schnecken sich gern verkriechen, so muss man für geeignete Schlupfwinkel sorgen; lockeres Moos längs der Umzäunung oder ein Schutzdach aus Brettern zieht sie bald in grosser Zahl an. Die Fütterung ist sehr einfach. Bei trockenem Wetter fressen die Schnecken überhaupt nichts; sowie es aber regnet, muss auch das Futter da sein, sonst strengen sie alle Kräfte an, um das Freie zu gewinnen. Das Futter besteht aus Salat, Kohl und anderen Küchenabfällen, auch Löwenzahn, Brennesseln, Ackersenf, Melden und sonstige gross- und weichblättrige Unkräuter eignen sich sehr gut dazu. Wer sie ganz fett haben will, kann auch Kraftfuttermittel anwenden, die ihnen auf Kürbisblättern gereicht werden.

Gegen den Herbst, etwa Ende August oder Anfangs September, wird die ganze Weide sorgfältig, aber nicht zu dicht, damit die Schnecken nicht ersticken, mit Moos beworfen, so dass Ende September die Weide eine ein bis zwei handbreite dicke Schicht Moos bedeckt, unter welcher sich die Schnecken verdeckeln und ruhig bleiben, bis man sie zusammenliest. Wenn sie gedeckelt sind, werden sie sorgfältig gesammelt, je

nach Grösse und Güte sortiert und gereinigt. Haben sie schöne glänzende Häuschen und stark gewölbte Deckel, so sind sie recht fett, und der Käufer erkennt daran die gute Ware. In Kisten und Fässern zu je 1000 oder 5000 Stück zwischen Heu, Holzwolle u. s. w. eingelagert, werden sie dann verschickt. Kälte vertragen sie eher als Wärme, d. h. wenn es ihnen zu warm ist, öffnen sie den Deckel und sprengen so das stärkste Fass.

Die Nachfrage nach guten, fetten und grossen Schnecken steigert sich im Süden von Jahr zu Jahr, sodass die Schneckenzucht in dieser einfachen Weise betrieben und ein gutes Absatzgebiet vorausgesetzt, als ein gewinnbringendes Unternehmen gilt. —

Bayern betreibt die Schneckenzucht ebenfalls. Statt der ohne Zweifel einträglicheren „Stallwirtschaft“ ist die weniger Mühe und Sorgfalt erfordernde „Weidewirtschaft“ in Gebrauch. Wie die Ochsen und Kühe im Sommer auf die Weide gelassen werden, so dürfen auch die Schnecken in Gärten, Wiesen und Laubwaldungen im Frühjahr und Sommer ein behagliches freies Dasein führen. Wird es aber draussen kälter, so werden sie von Kindern und alten Leuten gesammelt und in eine tiefe Grube geworfen. Als Winteratzung, die zugleich als Henkersmahlzeit dient, erhalten sie Getreide eingeschüttet, an dem sie sich, man möchte sagen, bis zum Platzen vollfressen, bis sie sich „einhausen“, das heisst ihre weissen Kalk-Deckel anfertigen und zuschliessen. Im Frühjahr macht man sehr zeitig die Grube auf und bringt das Getier auf den Markt, wo es noch im süssen dolce far niente befangen, gar keine Ahnung hat, was für ein schreckliches Loos seiner harrt. Die Schnecken werden nämlich ins kochend sprudelnde Wasser geworfen, welches sie sofort tötet, wobei der Winterverschlussdeckel des Gehäuses abfällt. Nun zieht man die Schnecke heraus, säubert sie und kann sie alsdann ohne weiteres, in Essig und Oel angerichtet, verzehren. Oder: man wiegt die Schnecken ganz fein, thut Sardellen hinein und streicht das Gemisch in die gereinigten Schneckenhäuser, die man dann in Schmalz siedet. Das Ganze — die Häuser natürlich nicht — lässt man sich dann mit Sauerkraut und einem Mass Bier schmecken. In Oesterreich isst man sie häufig mit Meerrettig (Kreen). Es giebt übrigens noch viele andere Zubereitungsarten, die anzuführen hier zu weitläufig sein würde. In der Schweiz sind, wie vorbemerkt, die Kapuziner fleissige Schneckenzüchter und verstehen es auch, sie gut für den Tisch zuzubereiten.

Im mittleren Deutschland — auch in den evangelischen Teilen — war die Schneckenkost offenbar verbreiteter als sie jetzt ist. Dass man selbst in Nordthüringen früher die grosse Weinbergsschnecke verzehrte und nach Leipzig verführte, geht aus folgender Nachricht hervor. Zu den Orten, die einer besonderen Beschäftigung wegen geneckt werden,

zählt Bleicherode, dessen Bewohner man „Schneckenhengste“ nennt. Ein Schriftsteller aus dem Jahre 1739 teilt hierzu folgendes mit:

„Die Bewohner zu Bl. haben vor einigen Jahren eine kuriose Nahrung gehabt, die wohl schwerlich an vielen Orten anzutreffen. Sie haben nämlich die grossen Schnecken (grosse Weinbergsschnecke), so man zu essen pflegt, bei vielen tausend Schocken auf den dortigen Bergen gesammelt und zusammengelesen, dieselben in ihren Gärten aufbehalten, zu dem Ende sie einen Haufen von Wellenholz gemacht, welcher von einem Wassergrübchen umschlossen gewesen oder sie auch nur mit Holz umlegt, damit sie nicht davon kommen können und solche nachgehends mit Kohlblättern, auch einem Kraute von solcher Art, so im Wasser wächst, gefüttert, bis sich die Schnecken geschlossen. Als dann haben sie solche zum Verkauf in benachbarte Oerter gefahren und getragen. Man hat wohl eher ganze vierspännige Wagen voll solcher aufgefütterter Schnecken mit gutem Gewinn nach Leipzig gefahren und verkauft. Nachdem aber vor einiger Zeit ein solcher gewinnsüchtiger Handelsmann das Unglück gehabt, dass er auf der Reise von einer warmen Witterung überfallen und wie er nach Leipzig kommt, der ganze Wagen lebendig worden, so dass er seinen ganzen Kram in den Koth schütten muss, so ist hernach manchem der Appetit vergangen, sich durch diese Schneckenfütterung zu bereichern“. (Entnommen aus Fr. Krönig, Oertl. Spitznamen der Nordthüringer. „Aus der Heimath“, Sonntagsbl. des Nordhäuser Courier vom 28. Jan. 1894.)

b) Essbare Süsswasserschnecken.

Mit diesem Kapitel werden wir sehr schnell fertig. Professor Dr. Ed. von Martens, „Die Weich- und Schalthiere“, 1883, S. 285 berichtet: Im malaiischen Archipel werden die grösseren Süsswasserschnecken aus den Gattungen *Melania*, *Neritina* und *Ampullaria* von den Eingeborenen gern gegessen; auf Ile de France (Mauritius) wird *Navicella borbonica* und *Melania amarula* von den Schwarzen gegessen, aus der ersteren wird auch eine Brühe bereitet, welche für Kranke besonders wohlthätig sein soll. Die beinahe faustgrossen Kugelschnecken, *Ampullaria*, sind auf einigen westindischen Inseln nach Guildings Ausdruck Lieblingsspeise der Neger und Ratten; die riesige Art dieses Geschlechts, *Ampullaria urceus*, an den Ufern des Orinoko dient nicht nur den dortigen Eingeborenen als Ernüchterungsmittel nach ihren berausenden Paiwarifesten, wie bei uns der saure Häring, sondern sie errettete auch den Reisenden Ferdinand Appun einmal vom Hungertode, als er im Urwald verirrt war“.

Dass ein Berliner oder Brandenburger eine Süsswasserschnecke verzehrt habe, ist nur einmal bekannt geworden. Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Paul Ascherson hat mir nämlich gebeichtet, dass er aus

der Lagune einer Oase in der Sahara, woselbst er sich mit der Expedition des Gerhard Rohlfs aufhielt, eine grosse Ampullarien-Schnecke entnommen und sie, unbemerkt von den gläubigen Marabuts, heimlich verzehrt habe.

Überall handelt es sich hier um gedeckelte Süßwasserschnecken, für das Verzehren ungedeckelter Süßwasserschnecken vermag ich keinen Belag beizubringen.

c) Essbare Gehäuse-Meeres-Schnecken.

In den irischen Quartieren in London (Saint Giles) und sonst habe ich Strandschnecken (*Litorina litorea*) engl. periwinkles, Kinkhornschnecken*) (*Buccinum undatum*) wulks oder willoksen und Schüsselschnecken (*Patella vulgata*) limpets, sämtlich der Nordsee entstammend, verzehren sehen. Schon auf Helgoland scheint man die Meeresschnecken zu verschmähen, erst recht an den übrigen deutschen Nordseeküsten. Dabei sind die Tiere wohlschmeckend; sie werden in den englischen und nordfranzösischen Garküchen, abgekocht, lose wieder in die Mündung hineingefügt und so zum Verkauf angeboten.

d) Essbare Süßwasser-Muscheln.

Gegen den Genuss von Süßwasser-Muscheln besteht eine weitverbreitete Abneigung, die gleichwohl einige Ausnahmen zulässt. Nach v. Martens a. a. O. S. 285 ist innerhalb Europas nur in wenigen Gegenden Frankreichs (z. B. Gironde und Dep. Saone et Loire), Italiens und der türkischen Halbinsel das Verzehren der grösseren Süßwassermuscheln von seiten der ärmeren Klassen des Landvolks üblich und wird von einzelnen besonders herabgekommenen Individuen als letztes Hilfsmittel ergriffen, während die Süßwassermuscheln in Deutschland nur zur Fütterung der Schweine und anderswo auch zur Düngung der Felder benutzt werden.***) Auch in Nordamerika werden die grossen und zahlreichen Flussmuscheln gegenwärtig nirgends von den Angloamerikanern als Speise benutzt, wurden es aber vielleicht früher von

*) Vgl. meine Angaben über die Kinkhorn-Schnecke der Nordsee und westlichen Ostsee in den Verhandl. der Berl. Ges. für Anthropol. 1894 („Kinkhorn und Keuchhusten“). Die Deutschen essen sie nicht, lassen aber ihre Kinder, falls sie den Keuchhusten haben, daraus trinken. Das sausende Geräusch der Schnecke, wenn man sie ans Ohr hält, soll das „Kinken“ oder „Keuchen“ in der Kehle des Kranken vertreiben, sobald er das Heilmittel aus dem Kinkhorn schluckt!

***) Bei Johnston, Einl. in die Konchyliologie S. 33 finde ich folgende Stelle: „Von der Flussperlmuschel, *Unio margaritifera*, sagt Boëtius, sie sey als Nahrungsmittel so sehr geschätzt, dass man ihr in alter Zeit, nicht unverdient, den Namen Wittwen-Lust gegeben habe. Scot. 15; — Art. Mollusca in Encycl. Brit. Suppl.“ So viel mir bekannt, wird die Flussperlmuschel, wo sie am häufigsten ist, im sächsischen Vogtland und in Bayern nicht gegessen.

einzelnen Stämmen der Rothäute, wie man aus alten Muschelhaufen schliessen kann, und werden es jetzt noch in Kalifornien und Südamerika. Die niederen Stände der Chinesen essen dagegen unbedenklich Süsswassermuscheln, deren die grossen Flüsse und Seen des mittleren und östlichen Theils ihres Landes ihnen eine grosse Menge darbieten; eine Art hat daher den Namen *Anodonta agricolarum*. —

Wenn Sie die grossen Stücke von *Unio pictorum*, der Malermuschel, und der grossen Teichmuschel *Anodonta* sehen, letztere bis halbpfündig, die bei uns vorkommen, und die ich zur Ansicht heut mitgebracht habe*), so werden Sie mein Bedauern vielleicht verzeihen, dass man mit denselben keine Essversuche macht. Ich muss mich aber hier sogleich berichtigen: Drei unserer Mitglieder haben Unionen und Anodonten gekocht und verzehrt, wenigstens gekostet und mir gesagt, dass sie das Fleisch wässerig und fade fanden. Allerdings hatte man versäumt, das Fleisch zu hacken, mit Essig und Oel, Nelken und anderen Gewürzen zu versehen, vielleicht hätten unsere brandenburgischen Süsswassermuscheln alsdann besser gemundet. Dennoch werden Süsswassermuscheln in Menge bei uns in der Provinz Brandenburg verspeist, allerdings vom lieben — Rüsselvieh. An der Oder bei Neu-Glietzen sah ich Haufen von Schalen der Unionen und Anodonten aufgehäuft, deren Tiere zum Schweinefutter ausgeschrappt waren, ähnlich am Stobberbach bei Buckow in der Märkischen Schweiz, wo ich seltene Unionen, *Unio batavus*, *ater* und *crassus* in den Schalenhaufen bemerkte. Von ähnlicher Verwendung mögen Muschelhaufen herrühren, die ich am linken Dahme-Ufer bei Coepenick mit Wirtschaftsresten ausgegraben und in den Verh. der Berl. Anthropol. Ges. V. 1873 S. 22 beschrieben habe, dgl. Muschelhaufen, die ich auf der Oder-Insel Neuenhagen unweit des Bahnhofs Oderberg ausgegraben und im „Führer durch die Fischerei-Abth. des Märkischen Provinzial-Museums“ Berlin, 1880 S. 4 erwähnt habe. An beiden Oertlichkeiten handelt es sich um vorgeschichtliche Funde. — Auch die mitunter sehr dicken Schalen der Maler-Muschel (*Unio pictorum*) werden bei uns wirtschaftlich verwendet, einmal, was längst bekannt, zur Auf-

*) Diesbezüglich entnehme ich dem „Berliner Lokalanzeiger“ vom August 1895 folgende Mitteilung: „Panke-Austern. Während der verflossenen Ferien entdeckten Knaben, dass die Panke besonders unter den Brücken in Berlin „Flussmuscheln“ enthält. Seit dieser Zeit waten kleinere und grössere Knabengruppen in der schulfreien Zeit dort täglich auf der Muschelsuche im Wasser umher. An einem der letzten Nachmittage fand einer der Jungen unter der Brücke der Schulzendorfer Strasse ein Riesenexemplar von 1 Fuss Länge und $\frac{1}{2}$ Fuss Durchmesser, das er freudig der Mutter für das Aquarium übergab.“ Diese Masse sind allerdings wohl übertrieben. Freilich führt Stein a. a. O. Exemplare der *Anodonta cygnea* L. von $10\frac{1}{2}$ Zoll Länge bis 4 Zoll Dicke und 5 Zoll Breite aus einem Mühlenwehr bei Coepenick mit dem Bemerkten an, dass nach Mitteilung eines Fischers noch um die Hälfte grössere Exemplare daselbst vorkämen.

nahme von Wasserfarben und als Tuschnäpfe. Dann sah ich vor einigen Jahren, wie egyptische Kunstschreiner, welche Sessel und Tischchen nach orientalischer Art mit Muschelschale auslegten, als ihnen die von Egypten mitgebrachten Süßwassermuschelschalen auf der hiesigen egyptischen Ausstellung ausgegangen waren, sich mit Stücken von Schalen des *Unio pictorum* und *Unio tumidus* behalfen. Allerdings waren dies sehr dicke Exemplare, wie sie die Havel zwischen Pichelswerder und der Pfaueninsel beherbergt. Auch am Main werden die Schweine mit Flussmuscheln gefüttert (Kobelt, Fauna der nassauischen Mollusken. Wiesbaden 1871. S. 234), ferner zu vergl. E. v. Martens, die Weich- und Schalthiere. Lpz. u. Prag. 1883. S. 272, sowie Conwentz: Die Verwerthung der Flussmuscheln in Westpreussen, Mitth. des Westpreuss. Fischerei-Vereins, Bd. VI, Heft I, 1894. Auch zur Aufbesserung der Wege verbraucht man die Schalen der Unionen und Anodonten in Westpreussen nach Conwentz, während ich gesehen, wie manche Anwohner des Müggelsees und Tegeler sowie des Werbellin-Sees die ungeheuren Bänke leerer Schafklauen-Muscheln (*Dreissensia polymorpha*) verwenden, um damit ihre Gartenstege zierlich zu bestreuen. Dass letzteres mit Seemuschneln in den Niederlanden vielfach geschieht, habe ich in meinem Aufsatz: „Fischwesen in Holland, Belgien u. England“, Circulare des deutschen Fischerei-Vereins, Jahrg. 1871, S. 23 flg. ausführlich beschrieben.

e) Essbare Meeres-Muscheln.

Ganz anders liegt die Sache mit den Meeres-Muscheln. Der Küchenverbrauch derselben steigt, man kann sagen, mit jedem Jahre, hauptsächlich bei den Austern, welche leider in unserer engeren wie weiteren Heimat noch immer zu den teuren, nur den wohlhabenderen Ständen zugänglichen Nahrungsmitteln gehören. *)

Gleichwohl schaudert noch immer mancher unter uns vor dem Genuss der Auster, dieser Königin unter den „Meeresfrüchten“ zurück und er wird denken, König Jakobs von England Ausspruch, es sei ein mutiger Mann gewesen, der es zuerst gewagt, Austern zu essen, ist durchaus zutreffend. In der That sind Austern fast die einzige lebendige Kost, welche der Mensch zu sich nimmt. **)

*) Vor Weihnachten 1895 erschienen plötzlich nordamerikanische Austern, sogen. Blue points, das Schock zu sechs Mark, das Stück zu 10 Pfg. auf dem Berliner Markt, wo sie auch unter weniger Begüterten reissend Absatz gefunden haben sollen. Dieser Fall ist aber eine Ausnahme hierorts geblieben. Auch die Venus-Muscheln (*Venus mercenaria*), die bei den Nordamerikanern so beliebten clams, versuchen in Büchsen eingemacht sich in Berlin zu verbreiten, werden leider aber aus Unwissenheit bei uns wenig beachtet.

**) Ich bekenne mich schuldig, wiederholt Miesmuscheln aus der Ost- und Nordsee sowie Napfschnecken (*Patellen*) aus dem atlantischen Ozean und aus dem Mitteländischen Meere, die ich mir am Strande von Steinen abgelöst, rohe und lebende, mit Genuss verzehrt zu haben.

Dass in Berlin und der Mark Brandenburg schon im 17. Jahrhundert „Oesters“, „Ostreen“, „Oestern“ verzehrt wurden, habe ich bereits i. J. 1873 in meinem Generalbericht über die erste grosse internationale Fischerei - Ausstellung, welche zu Berlin und zwar in der Privatmarkthalle*) zwischen Karlsstrasse und Schiffbauerdamm im April 1873 abgehalten wurde, Correspondenzblatt des deutschen Fischerei-Vereins 1873, S. 73 flg., mitgeteilt. Es heisst darin: „Wir kommen hiermit auf die Zeit zurück, wo Preussen und Brandenburg überseeische Kolonien, eine Kriegsflotte, mehre Handelscompagnien hatte und mit den grossen Seemächten, namentlich den holländ. Generalstaaten rege Beziehungen unterhielt. Sie wissen, wie der grosse Kurfürst sich in seiner Jugend mit Vorliebe in den Niederlanden aufhielt, und in der That weisen die Zolllisten aus seiner Zeit einen solchen mannigfachen Konsum an Austern und Miesmuscheln, überhaupt an Seeprodukten nach, wie er in unserer historischen, so zu nennenden Binnenlandsperiode, d. h. während der Zeit Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III., wo unsere Verbindungen mit dem Meere immer mehr zurückgingen, niemals stattgefunden zu haben scheint.“

Der Vater Friedrich des Grossen pflegte von sich selbst zu sagen, dass er ein treu-holländisches Herz habe, und so theilte er auch den holländischen Geschmack für Seeprodukte. Ein Schriftsteller bemerkt, dass der Kaufmann Daum**) einmal dem König ein Fässchen Austern schickte und dies durch seinen Handlungsdienner bei Tafel überreichen liess. Der sparsame König wurde hierüber so vergnügt, dass er demselben dafür eigenhändig ein Biergeld von acht Groschen in die Hand drückte. (Förster: Friedr. Willh. I. — Bd. I, S. 207.) Ein anderer Schriftsteller (Eberty: Gesch. des Preuss. Staates Bd. II, S. 340) berichtet: „Zuweilen wurden Leckerbissen, namentlich Austern und Hummer aus Hamburg verschrieben. Der Kaufmann Destinon, des Königs Agent, erhielt mit dem Dank für 6 grosse Taschenkrebse eine eigenhändige Anweisung des Königs. — In welchem Zustande bei dem damaligen Postenlaufe die Austern nach Berlin kamen, kann man sich denken. Dennoch wurden schon unter dem grossen Kurfürsten, wie die Acciseordnungen erkennen lassen, sehr viel Austern in Berlin verspeist. Wahrscheinlich galten die Zeichen der Verwesung für Seegeschmack, wie man

*) Es ist dies ein Gebäude, welches in wenig Jahren recht mannigfaltige Schicksale gehabt hat. Als private Markthalle konnte es nicht gedeihen, weil das K. Polizei-Präsidium sich nicht dazu verstehen wollte, die öffentlichen Wochenmärkte unter freiem Himmel in der Nachbarschaft zu schliessen. Dann wurde das Markthallengebäude zum Cirkus Renz umgebaut, seit dem Herbst 1897 wiederum umgeändert, dient es zur Zeit dem neuen Olympia-Riesentheater.

**) Vgl. meine Mitteilungen über die eigentümliche Laufbahn Daums, Begründers der Firma Daum & Splittgerber, jetzt Gebrüder Schickler, in der Brandenburgia IV, S. 329.

ja an den süddeutschen Höfen und in den grossen Binnen-Handelsstädten, namentlich in Breslau, die Austern noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts im ekelerregendsten Zustande als Leckerbissen verzehrte“.

Auf die Austerschalenhäufen, welche in Berlin bei den Gymnasialbauten Charlotten- und Dorotheenstrasse aus dem 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts gefunden wurden, habe ich schon verwiesen. Im Märkischen Museum befinden sich auch wahrscheinlich ebenso alte Austerschalen, welche bei Kanalisationsarbeiten nahe dem Königlichen Schloss zu Tage kamen.

Diesen geschichtlichen Beziehungen sei hinzugefügt, dass Herr Dr. Carl Bolle mir mitgeteilt hat, wie in dem Schlosspark von Meseberg bei Gransee, damals Herrn von Hövel, jetzt Herrn Lessing, dem Schwiegersohn unseres ersten Vorsitzenden, Oberbürgermeisters Zelle, gehörig, gewaltige Austerschalen-Ablagerungen ausgegraben worden sind. Sie gehören der Zeit an, wo der tolle Major Christian Ludwig von Kap-hengst, geb. 1740, hier etwa seit 1775 als ausgesprochener Liebling Prinz Heinrichs, Bruder Friedrichs des Grossen, hauste.*)

Dass hier Austern in Masse verzehrt wurden, wird niemand Wunder nehmen, umsomehr überrascht wird man aber sein zu hören, wie auch in dem Pfarrgarten des schlichten Pastors Schmidt zu Werneuchen erkleckliche Mengen von Schalen verspeister Austern gefunden wurden. Verwundersam, wenn man weiss, wie der bukolische Dichter eine Butterstulle in der Tegeler Heide und ein Glas Milch als Hochgenüsse anzupreisen pflegte.**)

Durch die Erwerbung Schleswig-Holsteins i. J. 1866 ist der Austern-Konsum in Berlin und der Provinz Brandenburg erheblich gesteigert worden. Sehr zum Schaden der allgemein aber fälschlich sogenannten Holsteiner Austern, welche vielmehr aus der schleswigschen Nordsee bei den Inseln Amrum, Sylt, Föhr und Romoe stammen. Die anfängliche Überfischung der Bänke nötigte die Regierung, den letzteren eine lange Schonzeit zu bewilligen, die erst jetzt abgelaufen ist. In diesem Jahr durften zum ersten Mal wieder Austern (500 000 Stück) gefangen worden.

Diese lange Ruhepause haben die Holländer benutzt und ihre Auster mit gutem Erfolge und Preise, das Dutzend kostet gewöhnlich 1,50 Mk., in Berlin eingeführt. Auch die Dänen mit ihren Limfjord-

*) Vgl. über das wüste Treiben in Meseberg, Fontane, Die Grafschaft Ruppin, 2. Aufl. Berlin 1865, S. 160—167.

**) Vgl. Brandenburgia V, S. 269 und 330. — Wenn auf oder am wendischen Burgwall von Freesdorf bei Luckau Austerschalen gefunden wurden, Verh. der Berl. Anthropol. Ges., X, 1878, S. 299, so muss man an neuerliche Verschleppung denken.

Austern*) sind am Platz erschienen, dgl. die Ostender, sowie die vornehmen englischen und französischen Austern, die letzteren beiden Arten sehr klein, aber sehr fleischig und schmackhaft. Als die Krone der Austern galt früher (Johnston, Konchyliologie, 28) die Auster von Colchester, fett, salzig, grünflossig, wo man die vortreffliche Kunst übt, sie in eigens dazu angelegten Gräben zu füttern. Jetzt gilt speziell Whitstable als Prima-Ware. Andere ziehen die grünen französischen Austern vor.

Seit der Erwerbung von Helgoland hat sich die Aufmerksamkeit auf die wilden Austern gelenkt, welche nördlich dieses Eilandes in der freien Nordsee vorkommen und zu ungeheuren Exemplaren auswachsen. Nach dem Geschmack der eigentlichen Kenner geht diesen wilden Austern, die zum grossen Teil der Spielart *Ostrea hippopus* Lamarck, der Pferdefussauster, angehören, vorläufig noch die Hochfeinheit ab. Es wäre zu wünschen, dass diese neue deutsche Errungenschaft im deutschen Meer (german ocean) eigens kultiviert und womöglich domestiziert würde.

Auf die anderen Auster-Arten gehe ich bei der „Beschreibung der Ausstellung“ ein.**)

Es erübrigt hier hauptsächlich noch, der Miesmuschel (*Mytilus edulis* L.) zu gedenken, deren sich bereits die mittleren Stände bemächtigt haben und die man deshalb erfreulicher Weise bereits als Volksnahrung bezeichnen kann. In den Rheinlanden, Niederlanden, Belgien, im flämischen Nordfrankreich bis Dünkirchen nennt man das Tier einfach „Muschel“ und ruft sie so auf den Strassen und Plätzen aus, ein beredter Beweis für die Popularität dieser Konchylie.

Bereits zur Reformationszeit ist die Mies-Muschel von Wismar nach Berlin und der Mark eingeführt worden***); dass sie in dem Abfallhaufen der hiesigen Dorotheenstrasse vorgekommen, habe ich bereits erwähnt. Die Miesmuschel wird zumeist gekocht bei uns verzehrt, teils ohne weiteres, teils zu Brühen und Tunken als Beigabe verwendet. Seit langer Zeit kämpfen nun bei uns die beiden Meere Nord- und Ostsee hier um den Vorzug, den ich entschieden der Ostsee zuerkennen muss. Allerdings sind in Folge des grösseren Salzgehalts und der besseren Ernährung, vielleicht auch wegen der grösseren Wärme des Wassers die

*) Die Limfjord-Austern sind erst seit 1851 aufgetreten. Vgl. meinen Aufsatz: „Fischweesen in Skandinavien und Schleswig-Holstein“, *Circulare des Deutschen Fischerei-Vereins* 1874, S. 140.

**) Ich lege bei dieser Gelegenheit das Kochbuch „In the Kitchen“, Boston Mass. 1875, vor, welches eine mir befreundete Dame, Frau Oberst Elisabeth S. Miller, eine ebenso gelehrte wie wirtschaftliche Dame, verfasst hat, um an den vielen Rezepten zur Bereitung von Austern und Clam-Muscheln zu zeigen, welche kulinarische Mannigfaltigkeit, von der die deutsche Hausfrau fast nichts weiss, hier erzielbar ist.

***) Vgl. meine Angabe im *Circ. des Deutschen Fischerei-Vereins* 1873, S. 72.

Nordsee-Tiere, Fische, Krebse und Weichtiere grösser und schmackhafter und so giebt es auch sehr grosse Exemplare von Miesmuscheln in der Nordsee. Allein das Ungestüm des Meeres, das beständige Umwühlen des Grundes durch die alle 12 Stunden wechselnden Gezeiten, die heftigen Strömungen lassen die Miesmuscheln sehr ungleich wachsen. Daher fällt auch die Marktware ungleich aus, die Tiere sind im allgemeinen kleiner und unansehnlicher, mehr mit Algen, Parasiten aller Art, Schlick und Sand bedeckt, als dies bei den zu Markte kommenden Miesmuscheln der westlichen Ostsee der Fall ist. Setzte man die Miesmuscheln in geschützte Bassins und gewährte ihnen Pfähle zum Anheften, so könnte man zweifellos ebenso gute Ware wie in den Ostseeförden und Belten erzeugen. Aber das ist zu teuer; wo solche Vorkehrungen gebaut werden, da setzt man in sie lieber die besser lohnende Auster ein.

Dagegen werden in den erwähnten Teilen der Ostsee, vornehmlich in Schleswig (Flensburg und Apenrade), die Miesmuscheln fast wie Haustiere behandelt und gepflegt. Man steckt ihnen ganze Baumschulen von Pfählen in die nicht von Ebbe und Flut beherrschten stilleren Buchten und erzielt durch diese Sorgfalt die Pfahlmuscheln, d. h. jene gleichmässig grossen, sehr ansehnlichen, schieferblauen, weniger als die freien Nordsee-Miesmuscheln glänzenden Konchylien, welche sich schon durch ihr appetitliches äusseres Ansehen empfehlen. An unseren nächsten Küsten (Pommern) kommt die Miesmuschel auch in Unmengen vor, wird aber nicht so gross, obwohl ich einzelne Exemplare vor der Insel Zingst und dem Dars gefunden habe, die sich mit den Pfahlmuscheln messen dürfen. Man könnte ohne Zweifel namentlich an der neu-vorpommerschen Küste Pfahlmuscheln produzieren, aber die Bevölkerung, welche keine Muschelnahrung essen mag, ist viel zu indolent, um Versuche zur Herstellung marktfähiger Ware für Berlin zu machen.

Es giebt nun noch in unserer Ostsee, besonders aber in der deutschen Nordsee eine Menge essbarer Muschelarten; die auch wirklich an den belgischen, französischen, englischen und schottischen Ufern verzehrt werden, unsere Küstenbevölkerung verhält sich aber dagegen ablehnend und in Berlin weiss unter Zehntausend vielleicht kaum einer, dass diese Tiere geniessbar, gesund, sogar wohlschmeckend sind. Ich komme hierauf bei Besprechung unserer heutigen Ausstellung zurück.

C. Beschreibung der Ausstellung.

Die ausgestellten Tiere gehören teils der Sammlung des Märkischen Museums, teils meiner seit über 40 Jahre gepflegten Privatsammlung an, welche ich allmählich dem Märkischen Museum einverleibe.

Die bereits spezieller erwähnten Objekte führe ich nicht noch einmal an.

a) Essbare Landschnecken.

1. *Helix pomatia* L., Weinbergsschnecke, von etwa 20 verschiedenen Fundorten. Ein linksgewundenes Exemplar von Oderberg i. M.
 2. *Helix adpersa* Müller. Frankreich, Italien, Istrien.
 3. *Helix secernenda* Rossm. Küstenland.
 4. *Helix lucorum* Müller. Oberitalien.
 5. *Helix ligata* Müller. Mittelitalien.
 6. *Helix cincta* Müller. Istrien.
 7. *Helix melanostoma* Drap. Tunesien.
 8. *Helix pathetica* Parr. Kleinasien.
 9. *Helix aperta* Born. Sizilien, Tunesien.
 10. *Helix pisana* Müller. Lido bei Venedig. Vgl. hierzu E. v. Martens, Über die Verbreitung der europ. Land- und Süßwasser-Gasteropoden, Tübingen 1855, S. 119.
 11. *Helix nemoralis* L. Von verschiedenen Fundorten. In der Provinz Brandenburg durch Einschleppung verbreitet. Die nahe verwandte *Helix hortensis* Müll. ist bei uns heimisch, geht nicht so weit nach Süden und fehlt deshalb auf dem Tisch des schneckenspeisenden Südländers.
 12. *Helix vermiculata* Müller. Südeuropa und Nordafrika.
 13. *Helix lactea* Müller. Tunesien.
- Zu 1 bis 13, mit Ausnahme von No. 8, von mir gesammelt.

b) Essbare Süßwasserschnecken.

Ampullaria crassa Sow. Brasilien.

c) Essbare Meeresschnecken.

1. *Patella mexicana* Brod. Riesiges Exemplar von Panama; wird in der Schale geröstet und verspeist, das Fleisch wiegt bis zu 500 Gramm.
 2. *Patella caerulea* Lm. Atlantischer Ozean.
 3. *Patella vulgata* Lm. Nordsee, Adriat. Meer, limpet der Engl.
 4. *Patella tarentina* Lm. Adriat. Meer.
 5. *Litorina litorea* L. Helgoland, Sylt, Kiel, periwinkle der Engl.
 6. *Buccinum undatum* L. Kinkhorn. Helgoland, Sylt, whelk der Engländer.
 7. *Haliotis tuberculata* L. Quarnero, Istrien.
 8. *Murex brandaris* L. Adriat. Meer, Tunesien.
 9. *Murex tremulus* L. Adriat. Meer, Tunesien.
 10. *Aporrhais pes pelecani* L. Nordsee, Adriat. Meer.
- Zu 2 bis 10 von mir gesammelt.

d) Essbare Süßwassermuscheln.

1. *Anodonta variabilis* Clessin. Mittenwalde. Risengross.
2. *Unio pictorum* Linné. Havel am Cladower Sandwerder.
3. *Unio tumidus* Retz. Havel bei der Pfaueninsel.

Zu 1 bis 3 von mir gesammelt.

e) Essbare Meeresmuscheln.

1. *Ostrea edulis* L. (auch die Spielart *Ostrea hippopus* Lamarck). Englische und holländische Küste der Nordsee, Helgoland, Sylt, Mittelmeer (Tanger).
2. *Ostrea borealis*. Massachusetts.
3. *Ostrea virginiana* Gmel. Chesapeake-Bay, Virginien, wird 30 cm lang. Von dieser riesigen Auster wird in Amerika gern folgendes Geschichtchen erzählt: Eine alte Dame klagt ihrem Arzt über Appetitmangel. Der Arzt empfiehlt ihr zur Belebung der Esslust Austern zu essen. Nach einigen Wochen erkundigt sich der Arzt nach dem Befinden der Patientin. Ach lieber Herr Doktor, erwidert dieselbe, ich esse jeden Morgen zwei Dutzend der grössten Austern und habe trotzdem immer noch keinen Appetit.

Die Austern zu 2 und 3 kommen häufig in Blechbüchsen eingemacht, mitunter auch lebend auf den Berliner Markt. Im Dezember 1895 wurden hierselbst die beliebten amerikanischen bunten Austern (blue points) das Schock zu 6 Mk., das Stück zu 10 Pfg. angeboten. Siehe S. 415. — *Ostrea gigas* Thunberg, auch eine schmale und längliche Form wie die Virginische Auster, von Ostindien bis Japan, wird noch länger, bis 50 cm, schöne Exemplare im Kgl. Zoolog. Museum.

4. *Ostrea depressa* Phil. Adriat. Meer.
5. *Ostrea cochlear* Poli. Palermo.
6. *Ostrea plicatella* Gmel. Venedig.
7. *Ostrea lamellosa* Brocchi. Mittelmeer.
8. *Ostrea cristata* Philippi. Palermo.
9. *Ostrea angulata* Lam. Meerenge von Gibraltar, Mittelmeer.
10. *Pecten jacobaeus* L., Pilgermuschel. Mittelmeer, Adriat. Meer.
11. *Pecten opercularis* L. Adriatisches Meer.
12. *Mytilus edulis* L., Muschel, Miesmuschel. Nordsee, Ostsee Atlantischer Ozean, Mittelmeer, Adriatisches Meer.
13. *Lithodomus lithophagus* Lam. Seedattel, Adriatisches Meer bei Abbazia.
14. *Modiola vulgaris* L. Sylt, englische Küste.
15. *Cardium edule* L. (auch die schiefe Spielart *Cardium rusticum* L.) Ostsee, Nordsee, Atlant. Ozean, Mittelmeer, Adriatisches Meer, cockle der Engländer.

16. *Venus gallina* L. Adriatisches Meer.
17. *Venus verrucosa* L. Venedig.
18. *Cytherea chione* L. Adriat. Meer.
19. *Tapes edulis* Chemn. St. Veit am Flaum (Fiume).
20. *Tapes decussatus* L., clovisse in Frankreich. Adriat. Meer. Sehr wohl schmeckend.
21. *Scrobicularia piperata* Schum., Pfeffermuschel. Schmeckt angenehm bitterlich. Früher in der Ostsee weit verbreitet, z. B. bei Greifswald, wo ich diese Muschel in Menge subfossil entdeckt. Desgl. subfossil im Saaler Bodden. Lebend vom Dars ab westlich. — Sylt, Brighton, Ostende, Galway (Irland), Adriatisches Meer (Rovigno, Abbazia. Venedig).

Zu 1, 4 bis 21 von mir gesammelt.

Die heutige Ausstellung, welche Ihnen einen kleinen Begriff der essbaren „frutti di mar“ (Meerfrüchte) geben soll, erschöpft die Reihe derselben nicht entfernt.

f) Krebse.

Ausgestellt sind die 3 in Europa heimischen Krebsarten:

1. Der eigentliche Flusskrebs (Edelkrebs), *Astacus fluviatilis*, in 2 riesenhaften Exemplaren, welche wir Herrn Oskar Micha auf der Internationalen Fischerei - Ausstellung zu Berlin i. J. 1880 verdanken, eins 16 cm, das andere ca. 15 cm ohne die Fühler und ohne Scheeren lang. In der damals gerade erfundenen Wickersheimerschen Flüssigkeit präpariert, haben sie sich sehr wohl, sogar beweglich, erhalten. Es sind dies vielleicht 20 Jahr alte Tiere. Über den Krebs und die leidige Krebspest wird Ihnen weiterhin der genannte Gewährsmann berichten. Glücklicher Weise beginnen unsere Gewässer sich allmählich von selbst wieder mit Krebsbrut zu bevölkern, so teilt z. B. unser Mitglied Herr Franz Maurer soeben mit, dass er junge Krebse im grossen Brückenthin-See an der Mecklenburg - Strelitzschen Grenze kürzlich beobachtet. — Eine blaue Spielart aus dem Spirding-See, Ostpreussen,
2. Der Steinkrebs, *Astacus saxatilis*, die nach meiner Auffassung im Darwinschen Sinne zu einer beständigen eigenen Art ausgebildete Form der Gebirgsgewässer mit steinigem Grund. Mehrere grosse und kleinere Exemplare sind von mir im Eibsee, Oberbayern, i. J. 1894 gefangen. Schmäler als der Edelkrebs, wird nur bis ca. 12 cm lang, hat weissliche, der Edelkrebs rote Füsse. Ein Teil der schwedischen Gebirgskrebse scheint mir hierher zu gehören.
3. Der osteuropäische, galizische und russische Krebs, *Astacus leptodactylus*; der Edelkrebs ist gleichmässig

gefärbt, der osteuropäische Krebs hat Flecken und Marmorierungen. Die Unterseite der Scheeren ist beim Edelkrebs rötlich, bei *A. leptodactylus* blass. Dieser meist als „Galizier“ eingeführte, über die Gebühr marktschreierisch angepriesene Krebs ist weicher im Geschmack als unser heimischer Seen- und Flusskrebs, Er hat sich während der Krebspestperiode auf unsern Markt gedrängt; Aussetzungsversuche mit ihm haben glücklicher Weise keinen Erfolg gehabt. Dieser Galizier ist zur Eingewöhnung und zum Ersatz des *A. fluviatilis* garnicht zu empfehlen.

Wer sich sonst noch über diese Krustentiere unterrichten will, dem empfehle ich als recht brauchbar die Schrift: „Der Krebs und seine Zucht. Im Auftrage des Sonderausschusses für Seenwirtschaft des Deutschen Fischerei-Vereins bearbeitet von Dr. W. Dröscher-Schwerin“, mit 20 Abbildungen, Berlin 1897, im Verlag des D. F. V.'s, Preis 1 Mk.

g) Fischerei-Geräte und Verwandtes.

1. Die Ssasauka (*Ssasawka*) der Spreewald-Wenden. Ein 1,5 m langer Stecken, unten spitz. 15 cm über der Spitze umschliesst den Stecken ein Holzreifen mit Garnsack; in demselben werden die aus Muscheln (*Unio*, *Anodonta*) geschrapten Tiere befestigt und die Fangvorrichtung in der Nähe von altem Holzwerk, Erlenwurzeln etc., woselbst der Krebs gern wechselt, in den Grund gebohrt. Wenn nach einiger Zeit Krebse in dem Garnsack sitzen, um zu fressen, werden sie mit der Ssasauka leicht herausgezogen. Katalog B. VI 12048 des Märk. Museums.
2. Schulzenstock der Fischer von Pichelsdorf bei Berlin in Form eines Aals. B. VI. 6497.
3. Versilberter Hecht aus Schmiedeeisen, 22 cm lang. B. VI. 210. Mittels einer Kette am alten Berlinischen Rathaus angebracht. Unter diesem Mindestmass durften Hechte hierorts nicht feilgeboten werden.
4. Acht Fischkörbe aus Messing in Eimerform mit Bügel, B. W. 454; 551; 928; 4291; 5310; 6192; 6496; 6516; meist aus Berlin, 18. Jahrhundert, um die gekauften Süßwasserfische lebend nach Hause zu tragen.
5. Fischer-Geldkatze, zum vorläufigen Verwahren des auf dem Markt gelösten Geldes, welches die Fischverkäuferinnen mit ihren nassen, oft von der Kälte steifen Fingern nicht wohl in die Tasche stecken können. Zwei, VI. 5404 und 8085 in Form von zusammenhängenden flachen Doppelbecken, von denen eins offen, das andere verdeckt, beide durch eine Klappe verbunden sind; das dritte in Form eines länglichen Kästchens, dessen zwei Fächer durch eine Schiebeklappe getrennt sind. VI. 4650.

6. Fischkochkessel, IV. 2226. Dreifüssig, aus Bronze gegossen, 15. Jahrhundert.
7. Fischkochkessel, IV. 2228, aus Bronze getrieben, mit Bügel zum Aufhängen über dem Feuer; in Lychen ausgegraben.
8. 4 Berliner Fischmarktbilder, XI, 1446. Der Köllnische Fischmarkt um 1840. XI. 3112, derselbe um 1785. XI. 1424, der Spittelmarkt um 1785. XI. 1767, der Spittelmarkt am 1. Mai 1886, dem letzten Tage der Benutzung des Platzes für den offenen Marktverkehr, der dann in die Markthallen verwiesen wurde.
9. 3 Photographien, XI. 3186—88, die Fischkasten in der Spree, oberhalb des Mühlendamms 1888, also kurz vor ihrer Beseitigung.
10. Einige ältere Fischergewerks-Gegenstände, darunter zwei grosse zinnerne Weinkannen mit Ausgussrohr, von 1636, 5 Liter fassend, VI. 4351—2. Zwei silberne Schaubleche, IX. 451—2, mit der Jahreszahl 1649, bezw. 1659, von dem verschollenen Willkommen-Pokal der Berliner Fischerinnung. Besonders interessant erscheint das Stammbuch der Berliner Fischerinnung; ein dicker Folioband in Leder mit der eingepressten, verzierten und vergoldeten Inschrift: „Renovatum das löbliche Fischergewerk; der Altmeister Johann Jakob Rahn. Anno 1752“. Es enthält die ganze Folge der Altmeister vom Jahre 1636 an bis 1825. Alle Eintragungen sind in Frakturschrift mit künstlerischer Verzierung der Initialen ausgeführt. Von 1690 an sind die Blätter auch farbig im Stil der jeweiligen Kunstrichtung verziert. Von 1825 an ist dies Stammbuch in einem zweiten Bande fortgesetzt bis auf die 1870er Jahre, in welchen der letztere der Innung abhanden kam.

5. Herr Oskar Micha hält sodann folgenden Vortrag:

Der Fisch- und Krebsmarkt im alten und neuen Berlin.

Verehrte Anwesende!

Unser so rühriger Herr Geheimrat Friedel verpflichtete mich bereits in diesem Sommer zu einem kleinen Vortrage in der Gesellschaft für Heimatkunde.

Wenn ich mein leichthin gegebenes Versprechen heute gern einlöse, so geschieht es in der Gewissheit, dass gerade dieser Kreis, welcher ja, alte Rückerinnerungen an unser liebes Berlin so wert hält, sich auch für die Entwicklung des Fischmarktes in der alten Fischerstadt genug interessieren wird.

So viel ist gewiss, dass mit dem ersten Häuschen, das in Berlin oder Alt-Kölln erbaut wurde, auch der erste Spreefischer am Platze war.

Darauf weist schon die Bezeichnung der Fischerbrücke und der Fischerstrasse in unserem allerältesten Viertel Berlins hin.

An allen bedeutenderen Orten der Spree und Havel finden sich noch heute Fischerinnungen, welche besondere Stadtviertel oder Strassen am Strom entlang bewohnen.

Diese Bezirke sind meist mit dem Namen „Kietz“ bezeichnet, so wie in Coepenick, Fürstenwalde, Beeskow, so auch in Spandau, Rathenow, Brandenburg u. s. w.

In diesen Städten haben sich die Fischerinnungen aus alter Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten und erfreulicher Weise auch an ihren alten Einrichtungen und Gebräuchen festgehalten. In den Händen dieser Innungen war früher auch der Fischhandel.

Der Fischfang in der Spree und Havel war so reichlich, dass Berlin aus der Spree und Havel vollständig mit Fischen versorgt wurde.

Von Beeskow, Fürstenwalde und von Brandenburg waren immer Fahrzeuge mit Fischen nach Berlin unterwegs, und diese Fische gingen an Grosshändler in Berlin und waren von diesen mit den ganzen Ortschaften auf lange Jahre kontrahiert.

Anders aber verfahren die nächsten Ortschaften wie Coepenick, Rahnsdorf, Wernsdorf, Spandau.

Die Frauen der Fischer brachten den Fang selbst nach Berlin und zwar zu den Mittwochs und Sonnabends stattfindenden grösseren Fischmärkten.

Es vereinigten sich 7 oder 9 Frauen. Die älteste sass hinten am Steuer und die anderen sassen auf den Ruderbänken mit langen Petzen und zogen dieselben in gleichmässigem Takte den stundenlangen Weg.

An dem Fahrzeug selbst hatte jede der Frauen ihren Dröbel mit den Fischen angebunden, so dass Sie sich leicht denken können, dass der Transport namentlich bei starkem Gegenwind ein recht beschwerlicher war. Dazu mussten sich die Frauen noch den Spott und Hohn der Schiffer und Berliner Sportrunderer in reichem Maasse gefallen lassen.

Thatsache ist, dass sie sich auf dem ganzen Wege immer und immer viel zu erzählen hatten und zwar sprachen sie alle plattdeutsch. Diese Redseligkeit führte dazu, dass sie auf dem Wasser mit den Gänsen verglichen wurden und man sie mit „Hule, Hule, Hule“ überall anrief. Aber dieselben Frauen, welche dem Wind und Wetter so gleichmütig trotzten, hatten auch Humor genug, um jeden Spott mit gleicher Münze zu bezahlen.

Also sowohl die alten in Berlin ansässigen Fischhändler, sowie diese vielen Frauen aus der Umgegend lieferten für Berlin den grössten Teil des ganzen Bedarfes, bis die Spree und Havel nicht allein durch übermässiges Abfischen, wie vielfach irrtümlich behauptet wird, sondern durch die Korrektur der Ströme, sowie durch Ausdehnung des Dampfer-

verkehrs ihren Fischreichtum verminderten und nun allmählich auch Wasser- und Eisenbahntransporte aus der weiteren Mark, Mecklenburg, Pommern hinzukamen.

Ausserdem wurde der Bedarf natürlich mit der zunehmenden Grösse und dem Wohlstande Berlins auch bedeutender.

Aber noch heute liefert sowohl die Spree als auch die Havel noch recht viel Fische und ernährt noch immer eine ganze Menge Familien. In der Mark Brandenburg gibt es heute noch gegen 1000 selbständige Fischer.

Der Fischfang in Berlin selbst hat zwar bedeutend eingebüsst, immerhin hat neulich der Fiskus als Abfindung für den Aalfang an der Kurfürstenbrücke an 6 interessierte Fischer die Summe von 130 000 Mk. bezahlen müssen.

Die bedeutendsten Fischmärkte Berlins waren der Spittelmarkt, Gensdarmenmarkt, Alexanderplatz, Neue Markt, ausserdem aber der Potsdamer Platz, Oranienplatz, Oranienburger Thor und nicht zu vergessen der Sonnabend-Abendmarkt auf dem Pappelplatz.

Der Markt auf jedem dieser Plätze fand an zwei Tagen der Woche statt. Für die Fischhändler standen die grossen Fischfässer die ganze Woche hindurch auf ihren Stellen. Dieselben wurden von einem Unternehmer am Tage vor dem stattfindenden Markte gereinigt und mit frischem Wasser gefüllt.

Eines Tages jedoch verfügte die Polizei, dass die Fischfässer nicht mehr stehen bleiben durften, sondern nach jemaligem Gebrauch abgefahren werden mussten. Das wollte den Fischern nicht in den Sinn. Sie beriefen sich auf ihr sogenanntes gutes, altes Recht so lange, bis die Feuerwehr kam und die Fässer zwangsweise abfuhr.

Von da an hat ein anderer Unternehmer das Hin- und Herbesorgen der Fässer übernommen.

Die Verkäufer sassen in Wind und Wetter, brennender Sonne und Schneesturm unentwegt und harrten der Käufer, die oft spärlich genug erschienen.

Die Frauen sassen in einem viereckigen Kasten — „Kummt“ genannt. — Kaffee, schwach, aber heiss und süss, gab ihnen die nötige Hitze von oben, während ein glühender Kohlentopf zwischen den Füssen für Unterhitze sorgte. Diese Kohlentöpfe waren oft schöne Ausstattungsstücke aus Messing oder Kupfer.

Dass diese Lebensweise den Berliner Frauen geschadet hätte, kann niemand behaupten. Frau Kretschmer zog erst 1837 nach Berlin. Von 1824—1837, also 13 Jahre hindurch war dieselbe jeden Wochentag, im Winter zu Fuss von Coepenick nach Berlin gegangen, um hier Fische zu verkaufen, dann war dieselbe bis zum Jahre 1872 täglich auf dem offenen Markt und erfreut sich heute, 89 Jahre alt, noch eines recht

erträglichen Daseins. Von ihren 16 Kindern leben noch neun. Frau Bild, welche das besondere Vorrecht genoss, auch ausser den eigentlichen Markttagen täglich auf dem Gensdarmenmarkt zu verkaufen, lebt ebenfalls über 84 Jahre, ebenso wie Frau Mechelke 79 Jahre und Frau Schmidt mit 80 Jahren, welche beide mehr als 60 Jahre auf offenen Märkten Fische verkauften. Meine Mutter ist allerdings noch jung, erst 73 Jahre alt, aber dafür finden Sie dieselbe auch noch jeden Mittwoch und Sonnabend pünktlich auf ihrem Stand in der Markthalle in der Lindenstrasse, wo sie Krebse verkauft.

Und was ich nicht übersehen darf, fromm und gottesfürchtig war dieser alte Stamm von Berliner Fischfrauen und in ihren Familien herrschte Zucht und gute Sitte.

Noch erwähnen möchte ich, dass die alten Berliner Fischhändler auch die Pächter der Eisbahnen waren, namentlich der Rousseau-Inseln und des Engelbeckens. War also im Winter das Fischgeschäft gegen Mittag beendet, so ging ein Teil der Frauen gleich auf die Eisbahn, um zu kassieren.

Den Männern der Berliner Fischverkäuferinnen aber lag es ob, den Einkauf zu besorgen und die Fische von und nach dem Markte zu schaffen. Dies geschah noch bei meiner Zeit vielfach mit dem grossen Käscher. Ein solcher Käscher, mit reichlich einem Zentner Fischen versehen, wurde über die Schulter gehängt. Vorn, an der Spitze des Stieles, hing ein grosser Holzeimer mit Wasser, 30–40 Pfund schwer um die Last zu balanzieren.

Wenn man sich vorstellt, dass auf solche Weise die Fische von der Fischerbrücke bis nach dem Spittelmarkt, Gensdarmenmarkt oder Alexanderplatz getragen wurden, so wird man es verstehen, dass die Männer nach solcher Arbeit tüchtig und erheblich frühstückten. An guten Frühstückskneipen war in der Nähe der Märkte durchaus kein Mangel. Damit soll nicht gesagt sein, dass später, als man sich Wagen und Hunde oder Pferde zum Transport der Fische anschaffte, weniger gefrühstückt wurde.

Während die Berliner Fischhändler nur nach Gewicht verkauften, handelten die Frauen, welche ihre Fische aus der Umgebung von Berlin brachten, also die Köpenicker, Spandauer u. s. w. nach Gerichten.

Die Weissfische, Hechte u. s. w. thaten sie auf kleine, hölzerne Wannen und boten diese den Vorübergehenden je nach dem Werte für 2 Courant (25 Pf.), 4 gute Groschen (50 Pf.) und 8 Courant (1 Mk.) an, und zwar verstanden sie es, dem oder der Vorübergehenden tüchtig zu schmeicheln.

Für sie gab es nur „junge Herrekens“ und „liebe Fräuleins“, waren sie aber sicher, ein wirkliches Fräulein vor sich zu sehen, so riefen sie sie mit „junge Frau“ oder „schönes Madamchen“ an.

Sehr belustigend war der Handel mit Aalen. Dieselben wurden in kleine Fässchen gethan, welche unten spitz waren, nach oben etwas weiter.

Hinein kam Wasser, zwei bis drei dünne Aale und ein dicker. Die Verkäuferinnen zeigten die Aale nun so geschickt vor, dass der Käufer immer nur den einen dicken Aal sah.

War man handelseinig, so gab der Käufer sein Taschentuch, die Händlerin breitete es auf ihre Schürze aus, stülpte das Fässchen darüber und band es so schnell zu, dass der Käufer immer noch der Meinung war, er hätte ein gut Gericht dicke Aale gekauft.

Oft genug wurde diese Illusion schnell zerstört, denn die Aale machten sich Luft und suchten den nächsten Weg durch den Rinnslein in ihr natürliches Element. Die Jagd nach solchen entlaufenen Aalen gehörte zu den schönsten Belustigungen der Berliner Jugend und zwar damals aller Stände.

Die Zeit, von der ich spreche, liegt in den Jahren zwischen 1860 und 1870.

Wenn ich mir das Berlin von ungefähr 1865 vorstellen will, so muss ich eigentümlicher Weise immer zuerst an die Ziegenherden denken, mit welchen damals ein schwunghafter Handel in unseren Mauern getrieben wurde.

Meine Eltern hielten, wie viele andere auch, die milchspendenden Tiere selbst und waren somit von den damals recht gefährlichen Milchplantschern unabhängig.

Von Zeit zu Zeit erschienen nun Händler mit Hunderten von Ziegen und nun begann der Handel, welcher zumeist in dem Umtausch der alten gegen frischmelkende Ziegen bestand.

Meine Mutter konnte sich Zeit dabei lassen. Wir wohnten am Spittelmarkt gegenüber der Spittelkirche. Der Platz an der Kirche vor dem Sparwalds Hof war so reichlich mit üppigem Gras bewachsen, dass die Ziegen gern und lange dort verweilten.

Was würde heute aus einer Ziegenherde, welche durch Berlin getrieben wird, werden? —

Dazu erinnere ich mich der Leipziger-Strasse, welche mit das schlechteste Pflaster von Berlin hatte, dafür waren die Rinnsleine allerdings desto grösser angelegt. Sobald ein Gewitter kam, waren trotzdem die Strassen überschwemmt, namentlich die Markgrafen-Strasse in der Gegend der Leipziger-Strasse. Dort wurde dann wassergefahren.

Das alte Berlin bot also für die lebenslustige Jugend viel mehr, als die heutige Gross- und Weltstadt.

Doch nun zurück zum Fischmarkt.

Während die Berliner Hausfrau bis dahin ihre Fische möglichst nur lebend kaufte, brachte die Eisenbahn nun allmählich die Produkte

der Ost- und Nordsee zu uns. Aber das Misstrauen gegen solche Fische war schwer zu besiegen. Der Handel mit feinen Nordseefischen, wie Steinbutt, Seesunge war vorerst nur in den Händen weniger Delikatesshandlungen und es waren in dem damaligen Berlin recht wenig Abnehmer dafür.

Für Lachs aus der Ostsee, für Zander aus dem frischen Haff war die Nachfrage bedeutender und einige pommersche Firmen, namentlich M. Radmann, welches Geschäft noch heute als eins der ersten europäischen Fischgeschäfte in Berlin besteht, hatten den Winter über reichlich zu thun.

Für billige Fische, namentlich Dorsch und Schellfische, wollte sich der Absatz durchaus nicht heben.

Um diese wohlfeile, gesunde und gute Nahrung in Berlin einzuführen, etablierten die Norddeutschen Eiswerke unter dem Einfluss des Deutschen Fischerei-Vereins, sowie dessen damaligen Protektors, des Kronprinzen, ein Fischgeschäft.

Sie kamen mit ihren Eiswagen jeden Morgen auf jeden Berliner Wochenmarkt und verkauften Dorsch und Schellfisch mit 10 bis 20 Pfg. das Pfund.

Trotz dieser billigen Preise ging das Unternehmen aus Mangel an Zuspruch in die Brüche.

In der eben geschilderten Weise verlief und entwickelte sich das Fischgeschäft sehr langsam zu grösserer Bedeutung, bis am 3. Mai 1886 die ersten vier Berliner Markthallen eröffnet wurden, welche dem Handel einen grösseren Rahmen gaben und den wesentlichen Anstoss für die Höhe des jetzigen Fischhandels gaben.

Vorher jedoch hatte sich die Firma C. Lindenberg in der Mohrenstrasse etabliert und gab damit den Anstoss zum weiteren Ausbau feinerer Fischläden namentlich im Westen der Stadt.

Der verstorbene Stadtsyndikus Eberty, welcher sich vorzüglicher Weise um die Einrichtung unserer Markthallen verdient gemacht hat, richtete namentlich die Verkaufsstände für lebende Fische ansprechend und sachgemäss ein. Er gründete auch nach Pariser Muster die Einrichtung der Verkaufsvermittler. Diese Einrichtung ist geschaffen, um dem ausserhalb wohnenden Absender den schnellen Verkauf an die Berliner Grosshändler zu erleichtern.

Ob das Prinzip sich für andere Handelszweige eignet, will ich dahingestellt sein lassen; eine grosse Bedeutung hat die Art des auktionenweisen Verkaufs aber gerade in lebenden Fischen erreicht und es ist nicht nur der städtische Verkaufsvermittler, welcher auf den Wegen der Auktion grossen Umsatz macht, sondern auch in der Umgebung der Markthalle bestehen zwei ähnliche grössere Privat-Unternehmungen.

Trotzdem die Technik bei dem Verkauf grösserer Massen von lebenden Fischen eine durchaus schwierige ist, so reüssieren gerade diese Auktionen.

Lebende Fische müssen schnell verkauft werden und an den Konsumenten gelangen. Jede Stunde vermindert ihre Lebensfähigkeit und ihr Gewicht und Ansehen.

Ist die Anfuhr gross, grösser als der Bedarf, so muss durch billigen Preis ein grösserer Konsumentenkreis geschaffen werden.

Ist dagegen die Ware knapp, so muss der Fischer trotz seines geringen Fanges dennoch seinen genügenden Lohn finden, das heisst, die Fische müssen teuer verkauft werden.

Die Auktion ist offenbar der beste Weg, um Anfuhr und Bedarf im Preise auszugleichen. So sehen wir oft an einem Tage das Pfund Fisch für wenige Pfennige verkaufen, das am nächsten Tage vielleicht ebensoviele Groschen bringt. Ist nun auch die Auktion für den Verkauf von Süsswasserfischen bedeutungsvoll geworden, so ist das Seefisch-Geschäft doch in den Händen des freien Handels geblieben. Radmann & Lindenberg stehen an der Spitze desselben.

Was in Berlin fehlt, das ist die enge Verbindung zwischen der Engrosmarkthalle und dem grossen Publikum. Es wäre Aufgabe unserer Presse, tägliche Berichte über den Fischmarkt zu bringen und auf die Fische hinzuweisen, welche im Überfluss vorhanden sind und, je grösser die Nachfrage, um so schneller und billiger auch in allen anderen Markthallen, ja auch in den feinen Fischläden des Westens zu haben sind.

Über den Wert der Fischnahrung will ich mich nicht weiter auslassen. Wer Fische kennt, kann von Fischen leben und sich recht wohl dabei fühlen. Gut gekochte Fische sind leicht verdaulich und gesund und eignen sich namentlich für unsere jetzige Zeit, in welcher von dem nervösen und abgesspannten Geschäftsmanne meist viel zu viel consistente Fleischnahrung genossen wird.

Um Ihnen nun einige Zahlen über den jetzigen Bedarf Berlins zu geben, benutze ich dazu diejenigen Angaben, welche der städtische Verkaufsvermittler Herr Ferdinand Kretschmer in dem Fischereiverein für die Provinz Brandenburg in dessen letzter Generalversammlung gemacht hat.

Die Zahlen betreffen den Umsatz des Jahres 1896 und sind als einigermaßen zutreffend zu betrachten.

Der Umsatz an Fischen in Berlin überhaupt beträgt 198,750 Zentner im Werte von 7,140.000 Mk. und zwar kommen davon auf lebende Fische 50,750 Zentner, also mehr als der vierte Teil, im Werte von 3,140.000 Mk. Der Durchschnittspreis für diese letzten 50,750 Zentner lebender Fische stellt sich auf 62 Mk. pro Zentner.

Zu diesen lebenden Fischen gehören Hechte, Karpfen, Schleie, Aale, Zander, Plötzen und Weissfische, Blei, Aaländer und Rapen.

Im Einzelnen beträgt der Umsatz an

lebendem Hecht	1 310 000	Mk. = 23 400	Zentner
„ Karpfen	390 000	„ = 6 000	„
„ Schleie	575 000	„ = 7 460	„
„ Aale	580 000	„ = 6 820	„
„ Zander	18 000	„ = 240	„
„ Plötzen	110 000	„ = 3 665	„
„ Weissfische etc.	157 000	„ = 3 140	„
	<hr/>		
	Sa. 3 140 000	Mk. = 50 725	Zentner.

Den ersten Platz nimmt, wie Sie sehen, der Hecht mit fast $1\frac{1}{3}$ Million Mark Umsatz ein. Der Hecht ist thatsächlich der wichtigste Fisch für den preussischen Fischer und auch für den Berliner Händler. Hecht wird das ganze Jahr über verlangt und erreicht namentlich zu den jüdischen Feiertagen hohe Preise. Der durchschnittliche Jahrespreis ist im Engroshandel pro Zentner 62 Mk.

Nächst ihm rangiert in der Liste der Karpfen, der eigentliche Winterfisch. Wie Sie wissen, wird der Karpfen in Massen, namentlich in Lausitzer, böhmischen und schlesischen Teichwirtschaften gezogen.

Von den 6000 Zentnern Karpfen, welche Berlin verbraucht, werden 4000 Zentner am Weihnachts-Heiligabend und Sylvester verbraucht. In letzter Zeit ist man eifrig bemüht, Karpfen auch in freien Strömen und Seen einzubürgern und zwar mit gutem Erfolge. Der in Berlin domizilierende Fischereiverein für die Mark Brandenburg hat in diesem letzten Herbst viele Zentner zweisommeriger Karpfen in die Spree und Havel eingesetzt. — Der durchschnittliche Jahrespreis beträgt engros pro Zentner 66 Mk.

Dann kommt der Schlei mit 7460 Zentnern im Werte von 575 000 Mk., das heisst einem Durchschnittspreis von 78 Mk. pro Zentner. Dieser Fisch ist insofern interessant, als sein Wert fast mit jedem Jahre gestiegen ist. Die Fischesser sind dahinter gekommen, dass ein schöner Schlei namentlich in gewissen Jahreszeiten der Forelle an Schmackhaftigkeit und Zartheit des Fleisches recht nahe kommt.

Dieselbe Wahrnehmung haben schon viel früher die Feinschmecker gerade in Forellengegenden gemacht, denn Städte wie Quedlinburg, Braunschweig, Leipzig, Dresden, Chemnitz waren seit langer Zeit gute Abnehmer für Schleie und beziehen noch heute grosse Posten von und über Berlin. Im Anfang des Sommers werden in Berlin bei knapper Anfuhr häufig genug 1,50 Mk. pro Pfund Schlei bezahlt, namentlich für $\frac{1}{3}$ - bis $\frac{1}{2}$ pfündige Fische — sogenannte Portionsschleie.

Nun kommen die Aale, die mit 6820 Zentnern zu 85 Pfennigen pro Pfund nach dem Hecht rangieren und ihn im Preise um 23 Pfennige pro Pfund überragen.

Der Aal ist im Gegensatz zum Karpfen der eigentliche Sommerfisch. Er kommt sowohl auf den feinen Tisch wie auf den des kleinen Mannes. Bei dem ersteren im Gewicht von mindestens 1 Pfund, bei dem Arbeiter aber viel kleiner. Wenn die Familie eine Landpartie macht, so nimmt Mutter gern einen Topf mit grünen Aalen mit. Gefangen werden Aale in allen deutschen Strömen und vielen Seen — trotzdem bezieht Berlin noch grosse Posten dänischer Aale über Stettin.

Nun kommt der Aufstellung nach der lebende Zander mit nur 240 Zentnern im Preise von 75 Mk. pro Zentner.

Der Zander ist eigentlich der König unserer märkischen Seen und würde einen viel höheren Preis erzielen, wenn ihm nicht der russische Seezander, auf den ich später komme, grossen Abbruch thäte. Der Zander ist ein äusserst empfindlicher Fisch und lebend nur aus der Umgebung Berlins transportierbar.

Zum Schlusse kommen Plötzen mit 3665 Zentnern zu 30 Mk. den Zentner und sämtliche anderen Weissfische zusammen mit 3140 Zentnern zu 50 Mk. den Zentner.

Die Plötze ist so recht der Fisch des kleinen Mannes und gebraten und gekocht ein gutes Essen. Stralsund liefert seit langem einen grossen Teil des Berliner Bedarfs an diesem Fisch.

Ausser diesen lebenden Flussfischen kommen noch 17 650 Zentner derselben Arten in trockenem Zustande auf den Berliner Markt. Dieselben werden uns von Ostpreussen aus den grossen masurischen Seen, aus den Haffen u. s. w. geliefert. Der Durchschnittspreis für sämtliche Sorten betrug 34 Mk. pro Zentner.

Bevor ich dann auf die Seefische übergehe, muss ich die Zufuhr von russischem Zander besprechen. Dieselbe hat eine enorme Ziffer erreicht, nämlich 42 885 Zentner (ca. 200 Eisenbahnwaggons) zu 1 115 000 Mk. Diese Zander stammen aus dem Don und der Wolga, Rostow und Astrachan sind die Handelsplätze. Der weitaus grösste Teil dieser Zander kommt in gefrorenem Zustande zum Versand.

Die Qualität ist eine meist recht gute und da der Zander zu den feinen Fischen gehört und fast immer recht billig ist, so ist er oft genug der gute Nothelfer für andere fehlende Fischarten.

Wir kommen nun zu den Seefischen, für welche eine Gesamtmenge von 95 200 Zentnern im Werte von 2 285 000 Mk. angegeben wird. Dies macht einen Durchschnittspreis von 24 Mk. pro Zentner aus.

Im Einzelnen hat Herr Kretschmer den Durchschnittspreis für die einzelnen Sorten wie folgt berechnet:

Lachs*)	105	Mk. pro Zentner
Seezunge	91	„ „ „
Steinbutte	71	„ „ „
Heilbutte	30	„ „ „
Kleist	21	„ „ „
Schellfisch	16	„ „ „
Dorsch	13	„ „ „
Scholle	12	„ „ „
Kabeljau	11	„ „ „
Flunder	9	„ „ „

Wenn Ihnen, meine Damen, diese Preise niedrig erscheinen gegen die Preise, welche Sie oft zu zahlen hatten, so ist der Grund dafür erstens der, dass die billigsten Preise stets bei sehr grossen Anfuhrten Platz greifen, das heisst, bei Massenfängen, welche nur kurze Zeit andauern. Diese Massenfänge wirken natürlich erheblich auf die ermittelte Durchschnittsziffer.

Ferner habe ich gerade bei der Berliner Hausfrau erfahren, dass dieselbe nicht gern das kauft, was reichlich da ist und billig offeriert wird, sondern die Dame macht sich bereits zu Hause ihren Plan, welchen Fisch sie kaufen wird. In diesem Umstand liegt ein nicht kleines Hindernis für den billigen Detailverkauf. Der Umsatz an Seefischen steht ausserordentlich zurück gegenüber den anderer Grossstädte wie London, Paris, aber auch das kleinere Hamburg verzehrt verhältnismässig viel mehr Seefisch als Berlin.

Die Ausdehnung unserer Seefischerei hat aber seit den letzten 15 Jahren einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die Seglerfahrzeuge, welche von den verschiedensten Häfen ausgehen, sind an Zahl nicht geringer geworden, aber es sind bereits über 100 Dampfer in der Nordsee hinzugekommen, welche nur Fischfang betreiben. Diese Dampfer haben ihre Reisen längst bis zu den Isländischen, auch von England und Frankreich, sowie Skandinavien aufgesuchten Fischgründen ausgedehnt. Berlin braucht aber von diesen Nordseefischen noch viel zu wenig.

Dass aber ein starker Konsum von Fischnahrung herbeizuführen ist, bewiesen uns 1896 die Fischkosthallen in der Berliner Gewerbeausstellung.

Dieselben verkauften an gewöhnlichen Wochentagen 10—20—30 Zentner Fische, an Sonntagen 40—50 Zentner und am zweiten Pfingstfeiertage wurde sogar ein Quantum von 116 Zentnern Fischen verbraucht. Trotzdem die reichliche Portion Fische für 30—50 Pfennige verkauft wurde, machte der Unternehmer der Fischkosthalle, der stets eifrige deutsche Seefischerei-Verein Hannover ein gutes Geschäft dabei.

*) Lachs ist sowohl Fluss- als Seefisch, wird aber hier zu den Seefischen gerechnet

Von Sachverständigen geleitete Fischkosthallen würden in Berlin unbedingt reüssieren und am besten dazu beitragen, den Fischkonsum zu steigern. Ausserdem eignet sich der Hausirhandel namentlich in den Vororten ausserordentlich zur Erhöhung des Absatzes. Alle Städte der Welt, die viel Fisch konsumieren, haben starken Hausierhandel.

Leider beschäftigt sich auch die Berliner Presse, die doch sonst so rührig und findig ist, fast garnicht mit den Vorgängen in den Markthallen. Es ist allein der Berliner Lokalanzeiger, welcher wöchentlich einen Artikel „Markthallen-Wanderungen“ bringt.

Die Pariser grossen Zeitungen bringen aber regelmässig feuilletonistisch gehaltene Artikel aus der Zentralhalle, welche die Anführen namentlich der Saison-Delikatessen und Fische behandeln.

Also — zugenommen hat der Verbrauch von Seefischen in Berlin in den letzten 10 Jahren unbedingt — aber trotzdem ist der Bedarf noch viel zu gering.

In der Aufstellung fehlt der Häring und zwar der frische oder grüne Häring, welcher im Frühjahr in grossen Partien von der pommerischen Küste, sowie von Dänemark und Schweden herkommt und zu billigen Preisen hier verkauft wird. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier schildern, was alles aus diesen grünen Häringen zu machen ist. Der Engländer isst ihn morgens, mittags und abends. Der Umsatz ist nicht unbedeutend und kann gegen 100—120 Waggons per Jahr betragen.

Eigentümlicher Weise ist dieser Handel in Berlin weniger in den Händen der Fischhändler als in denen der Obst-Höker, ebenso wie der Handel mit geräucherten Fischen, welcher in Berlin eine ziemlich bedeutende Ausdehnung hat.

Ich verlasse nun dieses Thema in der Hoffnung, vielleicht ein Weniges für die Steigerung des Fischkonsums versucht zu haben und wende mich zu dem Krebshandel, meinem eigentlichen Berufe.

Auch dieses Geschäft hat eine gegen früher bedeutende Ausdehnung erfahren.

Im alten Berlin, noch in meiner Jugend, also vor 30 bis 40 Jahren, lieferten die Spree, Havel, die Oder und mächtige Seen überreichlich den Bedarf für Berlin, Leipzig, Dresden, Hannover, die von hier aus versorgt wurden.

Namentlich aus der Havelgegend von Zehdenick, Gross-Dölln kamen im Sommer fast täglich mit Hunden bespannte Wagen voll Krebsen. Ich erinnere mich dieser Händler noch recht gut, ihr Quartier war in der Prenzlauer-Strasse 9. Sie hatten oft eine Reise von 10 Meilen zu machen, die Menschen und Hunde langten totmüde an — die Krebse oft genug ebenso.

Waren die Krebse einmal knapp, so fuhren die Berliner Händler ihnen entgegen und rissen sich um die Ware, waren sie aber vollauf, so blieben sie unbeachtet am Spittelmarkt oder an der Fischerbrücke stehen.

Da der Krebshandel allein für die Leute nicht lohnend war, so beschäftigten sich dieselben auch damit, für ihr Heimatsdorf den nötigen Zucker, Kaffee und Tabak mitzubringen und da passierte denn einmal folgende Geschichte:

Einer von diesen Händlern hatte einen guten Tag gehabt, er hatte seine Krebse an den Mann gebracht, hatte dafür einen Beutel voll Geld — es braucht ja nicht allzuviel gewesen sein; es wurde ja damals noch in Kupfergeld, guten Groschen, in polnischen Achtgroschenstücken u. s. w. gezahlt — und sich nun wohl einen Freudenrausch gekauft.

Seine Einkäufe, welche namentlich in Zucker bestanden, waren besorgt, der Hausknecht des Gasthofes hat ihm seine Hunde vor den Wagen gespannt und lässt den Mann nun ruhig abfahren in der Erwartung, dass der lange Weg ihn schon ernüchtern werde.

Bis zum Windmühlenberg geht die Sache. Da plagt ihn der Teufel, er lässt Wagen und Hunde stehen, steigt den Berg hinan, holt seinen Geldbeutel heraus, schüttelt ihn drohend gegen die Stadt Berlin und sagt: „Berlin, Berlin, noch eenmal so, dann bist De mien!“ —

Inzwischen sind aber die durstig gewordenen Hunde mit samt Wagen und Ladung in den kleinen Teich gelaufen, welcher unten am Berge war und standen nun mit dem teuren Zucker mitten im Wasser.

So war der Mann aus seiner Seeligkeit gleich wieder in tiefe Bedrängnis geraten.

Also bis zum Jahre 1860 bewegte sich auch der Krebshandel in recht engen Grenzen.

Da bestellte die bekannte Firma Gustav Böttger in Köln fortlaufend grössere Posten Krebse bei meinem Vater und man erfuhr hier bald, dass diese Krebse nach Paris gingen und dort teuer bezahlt wurden.

Es dauerte nicht lange, so wurden die Krebse direkt von hier nach Paris gesandt und nun erlangte das Krebsgeschäft allmählich grössere Bedeutung. Paris versorgte damals nicht allein sich, sondern ganz Frankreich mit Krebsen und war und blieb daher Jahre lang der beste Abnehmer, zumal dort alles in Auktion verkauft wurde, so dass man hinschicken konnte, soviel man wollte.

Inzwischen stieg auch der Absatz in Berlin und Deutschland.

Selbstredend musste mit dieser Ausdehnung des Umsatzes auch die Beschaffung der Ware harmonieren und Mecklenburg, Pommern, Posen, Westpreussen und dann namentlich die grossen und zahlreichen masurischen Seen liefern ihre Erträge an Krebsen in regelmässigen Sendungen nach Berlin und Köln. Denn in Köln hatten sich inzwischen einige

Firmen etabliert und fingen an, das übrige Frankreich, Belgien, England von dort zu bearbeiten. Diese Firmen bestehen noch heute und wie überall im Erwerbsleben hat es auch im Krebsgeschäft an Konkurrenz niemals gefehlt — was übrigens ganz in der Ordnung ist.

Während also dieser Handel auch für Berlin eine grössere Bedeutung erreichte — es wurden z. B. täglich hunderte von Körben gebraucht, die bei hiesigen Korbmachern gearbeitet wurden — sann mein Vater darauf, wie es möglich zu machen sei, die so oft eintretende Überhäufung mit Krebsen gegenüber der zeitweilig wochenlangen Knappheit des Artikels auszugleichen, namentlich aber die Krebse, welche im September, Oktober überreichlich gefangen, bis in die Wintermonate Januar bis März aufzubewahren.

Dazu wurden die Reservoirs in Hoppegarten angelegt und erwiesen sich einige Jahre — nämlich von 1875 bis 1877 als zweckentsprechend.

Da kam aber die Krebspest, welche im November 1878 allein in Hoppegarten 36 000 Schock schöner Krebse innerhalb weniger Tage tötete. Die Krankheit war vom Süden gekommen und hatte sich vorher namentlich in Bayern gezeigt, sie breitete sich dann allmählich über die Mark Brandenburg, Pommern u. s. w. aus und ergriff schliesslich auch im Jahre 1887 die masurischen Seen.

So wenig der eigentliche Keim dieser Seuche trotz vielem Bemühen namhafter Gelehrten bisher festgestellt werden konnte, so wenig kann man sich erklären, warum gerade einzelne Seen in allen Provinzen glücklicher Weise verschont blieben.

Die Krebspest drängte den Einkauf über die russische Grenze vorerst nach Polen und die Ostseeprovinzen und das Einkaufsgebiet erweitert sich naturgemäss immer mehr.

Damit wachsen auch die Schwierigkeiten des Transportes und die Kosten desselben. Auch Schweden und Finland sind als Lieferanten hinzugekommen.

Aber auch in Russland gehört eine umfassende Organisation dazu, sich regelmässige Bezüge zu sichern. Es sind in allen Gouvernements, welche bis jetzt in Frage kommen, Kontrolstationen an Knotenpunkten der Eisenbahnen gelegt, welche die Aufgabe haben, die angebrachten Krebse im Flusse zu erfrischen und an bestimmten Tagen zur Grenze zu senden.

Die Sicherheit, Ware zu bekommen, erfordert für den Gross-Betrieb wieder eigene Pachtungen u. s. w.

Der Versand der Krebse, welche bis vor einigen Jahren fast nur in ganzen Waggonen, welche mit Eis gekühlt wurden, stattfand, ist zum recht grossen Teil an die Post übergegangen.

Der ausserordentlich hohe Eilgut-Tarif, dazu die völlig unzureichende Beförderung unserer Lebensmittel auf den preussischen Eisenbahnen

haben dazu geführt, den billigen Post-Tarif und das geschäftliche Entgegenkommen der Reichspost zu benutzen und es gehen jetzt in der Hauptsaison über Eydtkuhnen, Prostken, Illowo und auch über österreichische Grenzstationen täglich tausende von Körben Krebse nach allen Plätzen, namentlich aber Köln und Deutz a. Rhein.

Dass es für den Handel keineswegs leicht ist, solchen Postversand zu organisieren und die Ware in lauter kleinen Zehnpfund-Kolli zu verteilen, ist richtig — aber die Differenz zwischen Eilgut- und Post-Tarif ist so bedeutend, dass dieser Weg eingeschlagen werden musste.

Während die Post 100 Kilo Krebse von Eydtkuhnen bis Köln für 10 Mk. befördert, stellt sich die Eilgut-Fracht auf 29 Mk. für dasselbe Quantum.

Inzwischen zeigen eine Reihe von Seen in der Uckermark, Pommern und Preussen wieder Zunahme von Krebsen und liefern bereits nennenswerte Posten.

Fischerei-Vereine, welche über das ganze deutsche Reich ausgebreitet sind, sowie Private suchen durch das Einsetzen gesunder Krebse die Gewässer wieder zu bevölkern und zwar anscheinend nicht ohne Erfolg.

Das Berliner Publikum treibt tatsächlich Luxus mit Krebsen und prunkt gern mit recht grossen Exemplaren. Es ist Thatsache, dass die beste Ware hier in Berlin bleibt, aus dem einfachen Grunde, weil sie nirgends höher bezahlt wird als hier.

Aber in den letzten Jahren ist man doch dahinter gekommen, dass sich auch aus den Suppenkrebse recht viele sehr feiner und leichter Gerichte herstellen lassen und ich glaube nach allem, das Quantum Krebse, welches Berlin vom 1. Mai bis 1. Oktober verbraucht, auf über 600 Schock pro Tag taxieren zu dürfen.

Die Lehre, dass Krebse nur in Monaten ohne r schön sein sollen, gilt hier in Berlin, wenigstens in Bezug auf den September, nicht mehr — denn man weiss längst, dass gerade in diesem Monat die Krebse auf der Höhe ihres Wohlgeschmacks sind und benutzt gern die etwas billigeren Preise dieses Monats.

In der mir kurz bemessenen Zeit konnte ich die Beschreibung der Entwicklung des Berliner Fisch- und Krebshandels nur skizzieren und würde mich freuen, wenn Sie aus meiner Darstellung doch den Eindruck gewonnen haben, dass hier wie auf jedem anderen Gebiete der Berliner Industrie stets tüchtig und redlich gearbeitet werden musste und gearbeitet wurde. Berlin wird sich seinen Platz als bedeutende Fischhandelsstadt, sowie als Zentralpunkt für den Krebshandel nicht mehr nehmen lassen. —

6. Nach der Sitzung fand das altberlinische Fischessen im Rathauskeller statt. Während desselben hielt Herr Ferd. Kretschmer, Städtischer Geschäftsvermittler für den Berliner Fischverkehr in der Central-Markthalle, über die Herstellungsart des Fischgerichtes einen kurzen Vortrag. Auf diesen folgten sodann noch einige Toaste und heitere Tischreden.

15. (6. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. Januar 1898, abends 7^{1/2} Uhr

im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

1. Der Vorsitzende verteilt den „Bericht der Central-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland von Ostern 1895 bis Ostern 1897 erstattet vor dem XII. Deutschen Geographentage in Jena vom Vorsitzenden der Kommission, Prof. Dr. Eugen Oberhummer in München“ (Berlin 1897, 15. S. 8^{vo}). Wir entnehmen dem Bericht folgende Einzelheiten:

Trotz des Misserfolges, welchen die Bemühungen, einen grossen „Verein für deutsche Landeskunde“ ins Leben zu rufen, zu verzeichnen haben, ist die Kommission in der erfreulichen Lage, eine stattliche Reihe landeskundlicher Arbeiten vorlegen zu können, welche unter ihrer Leitung herausgegeben worden sind, abgesehen von den zahlreichen und wertvollen Beiträgen zur deutschen Landeskunde, die ausserhalb ihres engeren Wirkungskreises in den letzten Jahren ans Tageslicht getreten sind. Das Verdienst hieran gebührt freilich in erster Linie einem unserer Mitglieder, Herrn Prof. Dr. Kirchhoff, welcher die Fäden aller von der Central-Kommission ausgehenden Veröffentlichungen in seiner Hand vereinigt und im besonderen der Herausgabe der „Forschungen zur deutschen Landeskunde“ seine Zeit und Kraft gewidmet hat. Von diesem wertvollen Sammelwerke sind seit dem Bremer Tage nicht weniger als neun Hefte erschienen, deren jedes eine in sich geschlossene Einzeldarstellung enthält. Es sind die folgenden:

Bd. VIII. Heft 6. Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts.
Von Dr. Hans Witte.

- Bd. IX. Heft 1. Die Art der Ansiedelung der Siebenbürger Sachsen. Von Direktor Dr. Friedrich Teutsch. — Volksstatistik der Siebenbürger Sachsen. Von Prof. Fr. Schuller.
- Heft 2. Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen. Von Gymnasiallehrer O. Wittstock. — Die Mundart der Siebenbürger Sachsen. Von Direktor Dr. A. Scheiner.
- Heft 3. Die Regenkarte Schlesiens und der Nachbargebiete. Entworfen und erläutert von Prof. Dr. Joseph Partsch.
- Heft 4. Laubwaldflora Nord-Deutschlands. Von Dr. F. Höck. (Berücksichtigt besonders Brandenburg.)
- Heft 5. Die geographische Verteilung der Niederschläge im nordwestlichen Deutschland. Von Dr. Paul Moldenhauer.
- Heft 6. Der Hesselberg im Frankenjura und seine südlichen Vorhöhen. Von Dr. Christian Gruber.
- Bd. X. Heft 1. Zur Hydrographie der Saale. Von Dr. Willi Ule.
- Heft 2. Der Pinzgau. Physikalisches Bild eines Alpengaues. Von Dr. Wilhelm Schjerning.
- Heft 3. Die Pinzgauer. Von Dr. Wilhelm Schjerning.

Langsamer als die „Forschungen“ schreitet naturgemäss die andere Reihe von Veröffentlichungen, welche unsere Kommission unter ihren Schutz genommen hat, nämlich die „Handbücher zur deutschen Landeskunde“, vorwärts. Von der gross angelegten „Geologie von Deutschland“ von R. Lepsius ist seit der Vollendung des I. Bandes (1892) kein weiterer Teil erschienen; dagegen ist die von dem Herrn Verfasser bearbeitete geologische Karte von Deutschland, welche auf der mustergiltigen topographischen Grundlage von Vogel's grosser Karte beruht und wie diese im Verlag von J. Perthes in Gotha erscheint, nahezu vollendet und steht zu hoffen, dass der Herr Verfasser nach Erledigung dieser Arbeit nunmehr auch das der Karte zur notwendigen Erläuterung dienende Handbuch bald zum Abschluss bringen wird. Inzwischen ist uns eine überaus wertvolle Gabe zu teil geworden durch das Erscheinen des I. Teiles von „Deutschlands Pflanzengeographie“ von O. Drude (Stuttgart 1896), welche uns zum ersten Mal die pflanzengeographischen Verhältnisse eines grossen Gebietes in so erschöpfender Weise vorführt, wie sie der Geograph für seine Zwecke als sichere Grundlage bedarf, aber nur aus der Feder eines botanischen Fachgelehrten erwarten konnte.

Ausser diesen beiden Reihen von Veröffentlichungen kann die Kommission diesmal mit besonderer Freude noch das Erscheinen eines

weiteren grossen Werkes zur Kenntnis bringen, welches durch sie unmittelbar veranlasst worden ist. Von Anfang an war ihr Augenmerk auf die systematische Zusammenstellung der so überaus zerstreuten Litteratur gerichtet, welche zunächst für die einzelnen Landesteile durch die provinziellen landeskundlichen Vereine erfolgen sollte. Die früheren Berichte der Zentral-Kommission zählen eine lange Folge solcher bibliographischer Arbeiten auf, die zwar nach Plan und Ausführung keinen einheitlichen Charakter tragen, aber in ihrer Gesamtheit ein höchst wertvolles Hilfsmittel für die Orientierung auf dem endlosen Gebiet der landeskundlichen Litteratur von Deutschland bilden. Ursprünglich nur als Vorarbeiten zu einer umfassenden, einheitlichen Bibliographie von ganz Deutschland gedacht, sollten dieselben später in die von Anfang an geplante „Bibliotheca geographica Germaniae“ ausmünden. Indessen erwies es sich bald unmöglich, das Unternehmen in diesem Umfang durchzuführen, der weit über die uns zu Gebote stehenden Mittel hinausgegangen wäre und das Erscheinen des Werkes auf unabsehbare Zeit verzögert hätte. Es stand daher, als Herr Bibliothekar Paul Emil Richter in Dresden sich im Jahr 1889 im Auftrag der Zentral-Kommission der schweren Aufgabe einer allgemeinen landeskundlichen Bibliographie von Deutschland unterzog, von vornherein fest, dass nur die Deutschland im ganzen oder grössere Teile betreffende Litteratur mit Ausschluss aller in provinzielle Grenzen fallenden Schriften Aufnahme finden sollten, so dass die landschaftlichen Bibliographien auch nach der Fertigstellung der „Bibliotheca“ unverändert ihren Wert behalten. Indessen auch in dieser Beschränkung auf das Allgemeine war der zu erwartende Umfang des Werkes und die erforderliche Arbeitsleistung so bedeutend, dass die weitere Einschränkung getroffen werden musste, nur die selbständig bzw. als Sonderabdruck erschienenen Schriften und Karten aufzunehmen, alle Zeitschrift-Artikel aber von vornherein auszuschliessen. So bedauerlich letzterer Umstand gerade vom wissenschaftlichen Standpunkt aus erscheinen mag, lag doch keine andere Möglichkeit vor, das Unternehmen endlich seinem Ziel zuzuführen. So erschien denn im vorigen Jahr die lang ersehnte „Bibliotheca geographica Germaniae. Litteratur der Landes- und Volkskunde des Deutschen Reichs, bearbeitet im Auftrag der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland von Paul Emil Richter“. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1896. 8. X-841 S.), ein Werk bewundernswerten Fleisses und entsagungsvoller Mühewaltung, deren Mass nur jener, der selbst die technischen Schwierigkeiten einer verlässlich bibliographischen Arbeit kennt, annähernd zu beurteilen weiss. Mögen auch die Ansichten darüber, was in einem solchen Werk Aufnahme finden, was ausgeschlossen werden sollte, weit auseinandergehen, mag der geographische Forscher manches, was hier mit grosser Sorgfalt

zusammengetragen ist, als ausserhalb seines Arbeitsfeldes liegend erachten, auf anderen Gebieten vielleicht wieder eine eingehendere Berücksichtigung der für ihn massgebenden Gesichtspunkte wünschen, so wird er doch dem Verfasser in allen Fällen zu Dank verpflichtet sein, nicht nur für das, was er geboten hat, sondern auch für die Form, wie er es geboten hat. Es dürfte nicht viele bibliographische Werke geben, in denen auf die Feststellung der (hier etwa 15 000) Titel ein ähnlicher Grad von Sorgfalt systematisch angewendet wurde, ein Vorzug, den jeder schätzen wird, dem es zum Bewusstsein gekommen ist, wie selten selbst in den Arbeiten ausgezeichneter Gelehrter bibliographisch genaue und verlässige Literatur-Nachweise zu finden sind. Besonderen Wert hat der Verfasser seinem Werk durch die Aufnahme der (etwa 3000) Karten verliehen, für welche es sonst an guten bibliographischen Hilfsmitteln fast ganz fehlt, sowie durch die nachträglich erfolgte Beigabe eines „Autorenregisters“ (Leipzig 1897, 54 S.).

Als höchst erfreulich ist weiter zu bezeichnen, dass Herr Professor Dr. Kirchhoff in Halle a. S. sich auf wiederholten Wunsch entschlossen hat, den Vorsitz der Zentral-Kommission zu übernehmen. In bessere Hände konnte das Präsidium nicht gelegt werden.

Die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, welche Gesellschaft sich von Anfang an als dienendes Glied der Zentral-Kommission betrachtet hat, nimmt mit Interesse von deren Erfolgen Kenntniss und wünscht fernere günstige Entwicklung der wissenschaftlichen und gemeinnützigen Arbeiten.

2. Der Vorsitzende macht darauf aufmerksam, dass die Mitteilungen über die ältesten Schlittschuhe aus Knochen (Sitzung vom 24. November 1897, S. 318 flg.) überall, selbst in fernen Ländern, teils ganz teils auszugsweise nachgedruckt und dass ihm verschiedene auf die Sache bezügliche Angaben zugegangen seien, die er dem gedruckten Bericht noch habe einverleiben können, ebenso sind (vgl. S. 315 a. a. O.)

3. verschiedene Tintenstecher infolge der an demselben Abend überdies in Vergessenheit geratene altertümliche Schreibgerät gemachten Mitteilung dem Märkischen Provinzial-Museum geschenkt worden. Dasselbe besitzt nunmehr folgende hiermit der Versammlung vorgelegte fünf Exemplare: a. den bereits gezeigten Tintenstecher aus Berlin B. VI. 12 685 des Katalogs; b. einen desgl. von Pforten bei Sorau aus der Sammlung des verstorbenen dortigen Bürgermeisters Kuntzer; hier wird das kleine hörnerne Tintenfass von einer hölzernen Kapsel umschlossen B. VI. 5551; c. aus Berlin von unserm Mitglied Dr. Carl Bolle gebraucht VI. 12980; d. länglich und schmal von Prediger Suttkus in Tegel B. VI. 12 839; endlich e. ähnlich oder in allen Dimensionen stärker ein Exemplar von Fabrikant Schadewell in Freyburg an der Unstrut.

4. Die Gattin unseres verstorbenen Mitgliedes Stadtverordneten Diersch, Frau Luise Diersch, geb. Urban, hat die grosse Güte gehabt, zum Andenken an den Verewigten, einen der Mitbegründer der Brandenburgia, aus dessen Nachlass das überaus kostbare Werk des ehemaligen Staatsministers Heinrich von Mühler: „Wahlsprüche der Hohenzollern, zusammengestellt und historisch erläutert“ (29 Farbentafeln, 35 Texttafeln. Imper. Folio, Breslau, Ferdinand Hirt 1883), der Bibliothek zum Geschenk zu machen.

Das mit verbindlichstem Dank angenommene Werk wird hiermit den Mitgliedern zur Kenntnissnahme unterbreitet.

Da die Wahlsprüche des erhabenen Hauses der Hohenzollern von dauerndem geschichtlichen Interesse sind, so seien sie hiermit in zeitlicher Folge aufgeführt.

Kurfürst Friedrich I.: Wer Gott getraut, den verlässt er nicht.

„ Friedrich II.: Beten und arbeiten.

„ Albrecht Achilles: In Gott's Gewalt

Hab ich's gestalt.

Er hat's gefügt,

Dass mir's genügt.

„ Johann Cicero: All' Ding ein' Weil'.

„ Albrecht, Markgraf von Brandenburg, Herzog von Preussen:

Justus ex fide vivit.

Kurfürst Albrecht Alcibiades: Fortem exarmat fortior.

„ Joachim I.: Iudicio et justitia.

„ Joachim II.: Regium est, omnibus benefacere*).

„ Johann von Küstrin: Solus spes mea Christus.

„ Johann Georg: Juste et clementer.

„ Georg Friedrich, Markgraf von Brandenburg: Alles Ding währt seine Zeit.

Kurfürst Joachim Friedrich: Initium sapientiae timor dei.

„ Johann Sigismund: Pro lege et pro grege.

„ Georg Wilhelm: Anfang, bedenk' das End'.

„ Friedrich Wilhelm, der grosse Kurfürst:

1) Domine, fac me scire viam, per quam ambulem,
quia ad te levavi animam meam.

2) Deus fortitudo mea.

König Friedrich I.: Suum cuique.

„ Friedrich Wilhelm I.: Nec soli cedit.

„ Friedrich der Grosse: Pro gloria et patria.

„ Friedrich Wilhelm II.: Sincere et constanter.

„ Friedrich Wilhelm III.: Meine Zeit in Unruhe, Meine Hoffnung in Gott.

*) Und 2): „Gottes Wort und Luthers Lehr, Wird vergehen nimmermehr“.

Königin Luise: In Gott ist meine Zuversicht.

König Friedrich Wilhelm IV.: Ich und mein Haus wollen Gott dienen.

Königin Elisabeth: In Deinem Lichte sehen wir das Licht.

König und Kaiser Wilhelm I.: Gott mit uns.

Königin und Kaiserin Augusta: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

5. Vom II. Schriftwart, Herrn Dr. Pniower, wird vorgelegt:
Adolf Harnack: Berichte des Sekretärs der Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften J. Th. Jablonski an den Präsidenten G. W. Leibniz (1700—1715) nebst einigen Antworten von Leibniz. Aus den Abhandlungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin v. J. 1897. 4^o 120 S.

Adolf Harnack, der bekannte Kirchenhistoriker, ist von der Berliner Akademie der Wissenschaften beauftragt worden, zu dem Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens, das im Jahre 1900 gefeiert wird, die Geschichte des gelehrten Instituts zu schreiben. Die vorliegende Briefsammlung ist aus den Vorarbeiten zu dem Werke hervorgegangen. Da Leibniz, der Begründer und erste Präsident der Akademie, in Hannover wohnte und nur zeitweise und zu vorübergehendem Aufenthalt nach Berlin kam, so musste er durch eine Mittelsperson über die das Institut betreffenden Vorgänge auf dem Laufenden erhalten werden. Die Vermittelung fiel naturgemäss dem Sekretär der Akademie zu. Der aber war J. Th. Jablonski, der Bruder des bekannteren Theologen und Hofpredigers. Wie er seines Amtes als Vermittler waltete, worüber und in welcher Weise er an Leibniz berichtete, lehrt die Publikation. Sie reicht vom November 1700 bis zum Juni 1715, zu welcher Zeit Jablonski Berlin verliess und enthält 155 Briefe von ihm und nur 9 von dem grossen Philosophen, dasselbe Missverhältnis zwischen der Fülle dort und der Armut hier, das wir schon an dem durch Dr. L. H. Fischer im zweiten Band unseres Archivs herausgegebenen Briefwechsel zwischen Leibniz und Joh. Leonh. Frisch zu beklagen hatten.

Dennoch, wie spärlich auch Leibniz zu Worte kommt, wie geschäftsmässig und nüchtern auch Jablonskis Briefe gehalten sind, wie wenig Tieferes der grosse Mann dem kleinen zu sagen hat, man erhält aus der Korrespondenz doch ein lebendiges Bild der Urgeschichte unserer Akademie. Sie erzählt von ihrer Begründung und Organisation, von den grossen Schwierigkeiten, mit denen sie bei dem chronischen Geldmangel der Staatskasse und dem vielleicht noch übleren Mangel an bedeutenderen Gelehrten in dem damaligen Preussen zu kämpfen hatte, von den von Bosheit und Ärger eingegebenen Angriffen, die sie erfuhr und anderen Kinderkrankheiten.

Die Schwierigkeiten, auf die die Gründung stiess, waren so gross, dass die wirkliche „Ein- und Niedersetzung“ der Akademie erst i. J. 1711

geschah. Zwei Jahre später brachte der Thronwechsel von neuem Unsicherheit. Die sprichwörtliche Sparsamkeit des Königs, seine Feindseligkeit gegen die Federfuchser drohte dem Institut verhängnisvoll zu werden. Die Furcht vor der Zukunft beflügelt gewissermassen den Korrespondenten Jablonski und bewirkt, dass dieser trockene Geschäftsmann sich über sich selbst erhebt. Seine Briefe aus dieser Zeit erhalten einen tieferen historischen Hintergrund, indem er allerlei allgemein Interessantes, besonders für den König charakteristisches Detail mitzutheilen weiss. Eine der ersten Verfügungen Friedrich Wilhelms war, von der Kunstakademie — die man damals „Malerakademie“ nannte — 60 Thaler Miete für die von ihr innegehabten Räume zu verlangen. Der Akademie der Wissenschaften stand eine ähnliche Massregel bevor. Als Jablonski Leibniz darüber Mitteilung machte, schrieb der Philosoph folgendes deutsche Epigramm auf den Rand des Briefes:

„Am Saal des Parlements, so England kann gebieten,
Schrieb Cromwel endlich an: Der Orth ist zu vermieten.

Dem Kunstwerck zu Berlin geschieht noch grössre Ehr,

Ein König schreibt ans Hauss: Weicht oder Thaler hehr!“

Im übrigen ward er nicht entmutigt. Sein Eifer schien nur zu wachsen. Indem er den Publikationen der Akademie eine mehr praktische Richtung zu geben suchte, war er bestrebt, ihr die Gunst Friedrich Wilhelms zu verschaffen. Doch konnte er nicht verhindern, dass die Zuschüsse des Königs erheblich vermindert wurden. Dieser Umstand im Verein mit anderen bewirkte, dass, wie Jablonski schreibt, die Sozietät in einen languorem verfiel, aus dem sie sich erst unter Friedrich d. Gr. erhob.

Auch von allerlei pikantem litterarischen Klatsch — einem Streite des berüchtigten Ölven, des Gründers der ersten Berliner Zeitschrift, mit dem Orientalisten und kgl. Bibliothekar La Croze, einem garstigen Handel, den ein Mitglied der Societät, Karl v. Meiseburg, hatte — hören wir.

Die Akademie hatte damals und noch lange Zeit hindurch nicht den vornehmen, streng wissenschaftlichen Charakter, der ihr heute eigen ist. Sie verfolgte auch merkantilisch-technische Betreibungen und verschmähte es nicht, zur Beschaffung von Mitteln und um sich nützlich zu machen, ein Adressbuch Berlins herauszugeben, mit dem der Kalender des Jahres verbunden war. Von dieser auch wohl an anderen Orten geübten Gewohnheit schreibt sich übrigens die Bezeichnung Adresskalender her, die man heute noch verwendet, obwohl unsere Adressbücher nichts Kalendermässiges enthalten. Es ist rührend, zu lesen, wie Leibniz, der seine Pflichten als Präsident sehr gewissenhaft erfüllte, einmal bis ins Einzelne gehende Vorschläge zur Verbesserung des Kalenders thut, als der Sekretär über den schlechten Abgang des Büchleins klagte. Der Gedanke, sibirische Bergwerke zum Besten der

Akademie und zur Hebung der Industrie auszunutzen, erscheint beiden nicht befremdlich, wie sie denn auch auf maschinelle Erfindungen sorgfältig achten. Auch ein Monopol auf Herstellung von Scheidewasser wurde als Beitrag zu den Unterhaltungskosten des Instituts ins Auge gefasst und der Seidenbau zu dem Zweck wirklich betrieben.

Einen Kommentar zu diesen Briefen giebt Harnack nicht, weil ihn die spätere Geschichte der Akademie bringen wird. Bis zu ihrem Erscheinen verweist er auf die mit „grosser Sachkunde“ gearbeiteten Anmerkungen in dem zweiten Band unseres Archivs, die alles Wesentliche erklären und besonders über die in Betracht kommenden Personen Auskunft geben.

6. Der Obmann des Ausschusses, Herr Geheimer Baurat und Provinzial-Konservator Bluth:

Zur Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg.

In einer am 15. Dezember d. J. unter dem Vorsitze des Herrn Oberpräsidenten Dr. von Achenbach im Landeshause der Provinz abgehaltenen Sitzung der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg wurde eine Mitteilung des Herrn Ministers für die geistlichen etc. Angelegenheiten über den gegenwärtigen Stand der Inventarisirung der geschichtlichen Denkmäler in den einzelnen Provinzen des Preussischen Staates und in anderen Staaten des Deutschen Reiches zur Kenntnis gebracht. Danach ist diese Arbeit, soweit sie bisher nicht abgeschlossen war, überall im erfreulichen Fortschreiten begriffen und es ist seit der zuletzt in der Nummer 80 des Deutschen Reichs- und Königlich Preussischen Staatsanzeigers im Jahrgang 1895 gegebenen Übersicht über den Stand dieser Arbeiten, in einzelnen Gebieten die Inventarisirung vollendet, in der Mehrzahl durch das Erscheinen neuer Hefte bzw. Bände gefördert worden.

Nach dem Berichte des Provinzial-Konservators Geheimen Baurath Bluth haben die infolge des vorjährigen Beschlusses der Provinzial-Kommission auf die Gewinnung von Mitteln für die Wiederherstellung der aus dem XIV. Jahrhundert stammenden St. Gertraud-Kapelle zu Soldin gerichteten Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Zu den auf 2800 Mk. veranschlagten Kosten, wovon 800 Mk. auf die bauliche Instandsetzung und 2000 Mk. auf die Restauration der Kapelle in ihren Architekturteilen entfallen, haben die städtischen Behörden nur einen Beitrag von 400 Mk. zugesagt, während die Domkirchengemeinde zu Soldin, obwohl auch sie die Restauration als wünschenswert und den Denkmalswert der Kapelle anerkannte, jeden Beitrag hierfür unter Hinweis auf ihre beschränkten Mittel ablehnte, ja sogar einen früher von ihr zugesagten Beitrag zurückzog, weil die an diese Bewilligung geknüpften Voraussetzungen nicht in Erfüllung gegangen seien. Unter

diesen Umständen und da nicht anzunehmen ist, dass der Staat und die Provinz — bei so geringer Beteiligung der zunächst an der Restauration der Kapelle interessierten Körperschaften — die durch jene Bewilligung der Stadtgemeinde und durch eine in Soldin stattgehabte Sammlung nicht gedeckten Kosten der Wiederherstellung übernehmen werden, nahm die Provinzial-Kommission, nachdem mitgeteilt war, dass der bauliche Zustand der Kapelle ein sofortiges Einschreiten nicht erheische, für jetzt von der weiteren Verfolgung der Angelegenheit in der Erwartung Abstand, dass demnächst eine günstigere Auffassung bei den städtischen und kirchlichen Behörden von Soldin Platz greifen werde.

In der Angelegenheit, betreffend die Durchführung einer Kleinbahn durch den Schlossberg bei Burg, berichtet der Provinzial-Konservator, dass der gegen die Berührung und Veränderung dieses alten Heiligtums der Wenden und der Germanen der Vorzeit gerichtete Beschluss der Provinzial-Kommission dem Herrn Kultusminister mit der Bitte unterbreitet worden sei, darauf hinwirken zu wollen, dass die Durchschneidung des Schlossberges verhindert werde. Auf Veranlassung dieses Herrn Ministers hat dann nochmals eine Prüfung des fraglichen Eisenbahnprojektes unter Teilnahme von Kommissaren desselben, welcher der Konservator der Denkmäler, Geheimer Ober-Regierungsrat Persius, Geheimer Ober-Regierungsrat von Moltke, Direktor der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde Dr. Koch, der Provinzial-Konservator u. a. angehörten, an Ort und Stelle stattgefunden. Nachdem die von dem Herrn Minister für die öffentlichen Arbeiten entsendeten Kommissare die Umgehung des Schlossberges durch die Bahn für technisch nicht ausführbar erklärt hatten, wurde von den Kommissaren des Herrn Kultusministers eine Durchschneidung des Berges in seiner tiefsten Einsattelung unter der Voraussetzung für zulässig erklärt, dass nur derjenige Boden abgetragen werden dürfe, der zur Bildung des Bahnkörpers innerhalb des Schlossberges selbst entfernt werden müsse und unter der Bedingung, dass der Schlossberg in seinem übrigen Teile für alle Zukunft gegen jegliche Veränderungen und Abtragungen durch grundbuchliche Eintragung gesichert, auch dass die Ausführung des Einschnittes, behufs Sicherstellung und Verwertung der Fundstücke, unter Aufsicht eines von dem Herrn Kultusminister zu bestellenden Sachverständigen bewirkt werde. Nachdem diese Bedingungen von dem Unternehmer des Bahnbaues zugestanden waren, ist der Bahnkörper innerhalb des Schlossberges ausgeführt worden und haben sich dabei eine grosse Anzahl wichtiger und interessanter Fundstücke ergeben, mit deren Ordnung und wissenschaftlicher Bearbeitung die prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde z. Z. noch beschäftigt ist. Nur in einer oberen ziemlich flachen Schicht sind diese Funde — Scherben von Thongefässen, auch ein eiserner Sporn — slavischen Ursprunges;

in den tieferen Schichten gehören sie der voroslavisch germanischen Periode an und bestehen aus einer Anzahl Urnen und Thongefässe verschiedener Grösse und Ausführung — alle schwach gebrannt — und einer Anzahl von Herdstellen. Ungefähr in der Mitte der Aufgrabung wurde eine Steinpackung gefunden, in welcher der Schädel eines Bären von solcher Grösse, dass er sich den grössten russischen Bären an die Seite stellen kann, eingebettet war. Diese Steinpackung dürfte einen Opferalter dargestellt haben. Auch mehrere menschliche Schädel beiderlei Geschlechtes, fast alle von jugendlichen Personen, menschliche und Tierknochen — von letzteren solche, welche zur Fortbewegung über Eis und Schnee gedient zu haben scheinen — sowie Schädel von Wölfen und Hunden und ein sehr schönes Steinbeil wurden blosgelegt.

Auf Anregung des Märkischen Provinzial-Museums sind von den mittelalterlichen Figurenreihen am Süd- und Westportale der Maria-Magdalenen-Kirche zu Eberswalde photographische Aufnahmen und Federzeichnungen durch den Geschichtsmaler Heyl angefertigt worden und wurden der Versammlung vorgelegt; diese Aufnahmen fanden den Beifall der letzteren.

Bei dem jetzt in der Ausführung begriffenen Ausbau der Kirche zu Quartschen, einem dem XIV. Jahrhundert angehörigen, einschiffigen, gotischen Bauwerke von einfachen, aber sehr edlen Verhältnissen, sind unter der Kalktünche mittelalterliche Wandgemälde aufgedeckt worden und beauftragte der Herr Kultusminister den Provinzial-Konservator mit der Besichtigung und Begutachtung derselben. An das aus 3 Jochen mit Kreuzgewölben bestehende Langhaus schliesst sich der mit 5 Seiten des Achtecks angelegte und überwölbte Chor an. Die Gurte und Grate ruhen auf runden Diensten, welche im Langhause 2,75 m über dem Fussboden endigen und unterhalb mit einem in Thon gut modellirten Weinblatte abgeschlossen sind, während diese Dienste im Chor bis nahe zum Fussboden reichen. Im Langhause sind die Gemälde in vertikaler Beziehung von den Gewölbediensten und andererseits von den Fenster-nischen begrenzt, während sie in horizontaler Hinsicht unten und zwar in 3,75 m Höhe über dem Fussboden durch eine breite, horizontale Linie, oben — 6,50 m über dem Fussboden — durch architektonische Formen abgeschlossen sind. Die Gemälde haben somit eine Höhe von 2,75 m. Es ergeben sich im Langhause danach an den Längswänden 12 und an einer Fläche des Westgiebels 1, zusammen 13 Bildflächen. Auf 2 derselben sind die Darstellungen gänzlich zerstört, während sie auf den übrigen 11 Flächen noch erkennbar sind. Zehn derselben sind je mit einer Gestalt in mehr als Lebensgrösse, mit Heiligenschein, in einer Nische sitzend, geschmückt, welche letztere von einem reichen, architektonischen perspektivisch dargestellten Hintergrunde von Säulen, Bögen und Baldachinen gebildet wird. Das 11. Bild in der Mitte des

Langhauses auf der Nordseite weicht von den übrigen insofern ab, als es ringsherum durch breite Linien [eingefasst wird und als hier eine stehende Figur, welche den mit dem geteilten Nimbus versehenen Christusknaben auf der Schulter trägt und, indem sie durch Wasser schreitet, mit beiden Händen einen Ölbaum erfasst — also ein Christophorus — zur Darstellung gebracht wird. Wenn, wie anzunehmen, auf den beiden nicht mehr erkennbaren Gemälden, gleichfalls sitzende Figuren dargestellt waren, so ergeben sich deren 12, so dass diese Bilder als die der Apostel anzusprechen sind. Dass dies der Fall, wird auch durch die Köpfe der Figuren und durch einzelne noch erkennbare Attribute bestätigt. Nun wäre es ja möglich, dass ebenso wie auf der Nordseite eine der Flächen der Südseite, auf denen die Darstellung nicht erkennbar ist, gleichfalls mit einer abweichenden Darstellung, ähnlich wie der Christophorus, versehen gewesen wäre. Gerade letzterem Bilde gegenüber befindet sich auf der Südseite eine solche Fläche. Dann wären nur 11 Apostelfiguren dargestellt gewesen und man hätte Judas ausgelassen. Die Architekturen in diesen Gemälden gehören im wesentlichen der spätgotischen Kunstperiode an; aber es treten darin auch vielfach Formen der Früh-Renaissance auf. Die Architekturen sind dunkelbraun, aber auch schwarz konturiert und zwar im allgemeinen die spätgotischen schwarz, die der Renaissance dunkelbraun. Die Figuren sind teils auf dunkelblauem, teils auf grünlichem Grunde mit Konturierung in gebrannter Siena gemalt, die Gewandungen mit ziemlich reichen spätgotischen Falten; die Aussenseiten der Obergewänder zeigen damasziertes Muster. Die Ausführung ist als Flächenmalerei mit geringer plastischer Modellierung bewirkt. Die Entstehung der Bilder ist nach der Art der Darstellung, insbesondere der Architekturen und der Gewandungen, der Mitte des XV. Jahrhunderts zuzuschreiben. Wenn auch die Farben dieser Bilder, teils durch die Einwirkung der Luft, noch mehr aber der Tünche, welche sie so lange bedeckte, stark ausgebleicht sind, so lassen sich bei denselben, soweit sie nicht gänzlich zerstört sind, bei längerer Betrachtung in günstiger Beleuchtung die Formen der Köpfe, die Gewandungen, die Architekturen und auch die Farben noch sehr wohl erkennen und ein geschickter, in mittelalterlichen Formen und Darstellungen geschulter Maler wird sehr wohl im Stande sein, diese so erhaltenen Bilder, getreu in ihren früheren Formen und der Farbgebung wieder herzustellen bzw. zu ergänzen und die fehlenden Malereien stilgemäss zu erneuern.

Im Chorraum sind in gleicher Höhe wie im Langhause gleichfalls figurliche Darstellungen, aber in aufrechtstehender Stellung auf den erheblich schmaleren 10 Flächen zwischen Dienst und Fensterlaibung vorhanden gewesen; jedoch sind dieselben schlechter erhalten wie im Langhause. Immerhin sind auf der Mehrzahl noch die mit reich damasziertem

Muster besetzten Obergewänder zu erkennen, sodass auch diese Bilder, für welche neue Entwürfe unter Beachtung der Reste derselben, sowie der Formen und Farben bei den Bildern im Langhause aufzustellen wären, sich ergänzen lassen. Sowohl im Chore wie im Langhause finden sich vielfach Weihekreuze vor.

Die Laibungen der Fenster bzw. der Fensternischen sind, wie dies an den Chorfenstern, soweit der ursprüngliche Putz noch vorhanden, ersichtlich ist, in gleicher Höhe, wie die Wandgemälde, mit langgezogenem Rankenornamente in schwarzer Konturierung mit grünem Blatt- und Stielwerk bemalt und mit roten Blumen besetzt.

Die Rundsteine der Dienste sind in ihrer Höhe von ca. 30 cm durch Fugen geteilt und auf der Cylinderfläche der einzelnen Rundsteine mit einem Muster teils in Vierpassform, teils in spiralförmigen Bändern in tiefblauer Farbe bemalt gewesen.

Der malerische Schmuck, welcher im Langhause einen zusammenhängenden Cyklus von Gemälden bildet, muss den erhebenden Eindruck des in edlen und schönen Verhältnissen aufgeführten Kirchenraumes noch wesentlich gesteigert haben. Sowohl zur Wiedererlangung dieser Wirkung, als auch im Interesse der Denkmalpflege, sowie der Kunst und der Kunstforschung hat es der Provinzial-Konservator bei seiner Begutachtung dem Herrn Kultusminister als wünschenswert bezeichnet, dass diese Gemälde erhalten bzw. ergänzt und wiederhergestellt werden und umso mehr, als ähnliche hierfür in gleicher Weise sich eignende Wandmalereien in der Mark Brandenburg bisher nicht gekannt geworden sind. Es darf gehofft werden, dass die zu diesem Zwecke erforderlichen Mittel von ca. 4500 Mk. von dem Herrn Kultusminister werden bewilligt werden.

Der Marienberg (Harlunger Berg) bei Brandenburg, welcher seit den siebziger Jahren das schöne den in den Kriegen von 1863 bis 1871 gefallenen märkischen Kriegern gewidmete Denkmal von Hubert Stier trägt, ist in geschichtlicher Beziehung von besonderer Bedeutung, weil auf ihm das 1163 von Pribislav zerstörte wendische Triglav-Heiligtum und darauf die von diesem Fürsten zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtete Wallfahrtskapelle ihren Platz hatte, welcher vom Markgrafen Friedrich II. von Hohenzollern die Schwanen-Ordenskapelle angefügt wurde. Seit einigen Jahren finden am Fusse dieses Berges Abgrabungen zur Gewinnung von Kies und Sand statt und es ist zu befürchten, dass derselbe hierdurch in seinem Bestande geschädigt und andererseits, dass durch die zunehmende Bebauung an den zu dem Berge führenden Strassen der Blick auf das Denkmal beeinträchtigt wird. Nach dem Berichte des Provinzial-Konservators haben die bisher stattgehabten Abgrabungen für den Bestand des Berges noch keine Nachteile herbeigeführt, aber er erachtet es für notwendig, dass auf Massnahmen hingewirkt werde, welche

geeignet sind, die immerhin nicht zu unterschätzenden Gefahren für den Marienberg abzuwenden. Dies wird, wie die Provinzial-Kommission annimmt, durch ein an die städtischen Behörden in Brandenburg zu richtendes Ersuchen um Aufstellung eines Bebauungsplanes für die Umgebung des Berges, unter Berücksichtigung der für das Denkmal von der Stadt aus sicher zu stellenden Ansicht und durch Verhinderung von Abgrabungen des Berges in einem Umkreise von mindestens 150 m Halbmesser vom Denkmale aus, zu erreichen sein. Soweit die an das letztere stossenden Grundstücke zum Domgutsbezirke gehören, erbietet der Herr Oberpräsident sich, auf das Domkapitel in gleichem Sinne einzuwirken.

Ein bei Triebel, Kreis Sorau, befindlicher grosser erraticer Block von ungewöhnlichen Abmessungen, der im Volksmunde allgemein als Teufelstein bekannt ist, war, da er durch Rentengutsaufteilung in den Besitz eines kleinen Handwerkers gekommen war, in Gefahr, zum Zwecke der Verwertung des Steinmaterials zerstört zu werden. Auf Ansuchen des Provinzial-Konservators hat die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde den Stein, für dessen Eigenschaft als prähistorisches Denkmal und zwar sakralen Charakters nur die in Sagen und im Namen liegende Volksüberlieferung eine Stütze gewähren, nebst dem Grund und Boden, auf welchem er liegt, erworben, auch die Zugänglichkeit zu demselben gesichert. Die dadurch erworbenen Rechte bezw. das Eigentum an dem Steine hat die Gesellschaft an den Brandenburgischen Provinzialverband übertragen, welcher in dieselben eingetreten ist.

Dem Ankaufe einer Anzahl von dem Touristen-Klub zu Berlin gefertigter photographischer Aufnahmen von Denkmälern, welche im Inventar der Baudenkmäler in der Provinz Brandenburg nicht aufgenommen sind, stimmte die Provinzial-Kommission zu.

Für den runden Pulverturm zu Mittenwalde war vom Provinzial-Konservator die Restauration in den mittelalterlichen Formen mit Zinnenkranz und kegelförmiger Spitze befürwortet worden. Die hierdurch entstehenden Kosten sind auf 3150 Mk. ermittelt, während diese Kosten sich ohne Spitze aber mit Zinnenkranz auf 1725 Mk. stellen würden. Die städtischen Behörden haben dem letzteren Projekte unter der Voraussetzung zugestimmt, dass die Stadt nur einen Beitrag von 300 Mk. zu den Kosten zu leisten habe und dass diese im Übrigen vom Staate und der Provinz hergegeben würden. Die Provinzial-Kommission stimmte der Ansicht zu, dass für die Provinz nur dann eine Veranlassung zur Beteiligung an den Kosten vorliege, wenn der Pulverturm in seiner ursprünglichen Gestalt, also auch mit kegelförmiger Spitze, wiederhergestellt werde.

Zur Beratung der von der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Hannover aufgestellten Leitsätze betreffs der Kartierung der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer, wurde ein Unterausschuss, bestehend aus den Herren: Geheimer Regierungsrat Friedel, Professor Jentsch zu Guben und Architekt Wallé gewählt.

Nach dem weiteren Berichte des Provinzial-Konservators geht die unter der Oberleitung des Geheimen Regierungsrates von Tiedemann zu Potsdam in Ausführung begriffene Restauration der Klosterkirche zu Zinna ihrer Vollendung entgegen. Der Innenraum dieser in romanischem Stile ausgeführten Basilika ist schon jetzt, obwohl die Arbeiten noch nicht vollendet sind, von ungemein imponierender und erhebender Wirkung. Zu wünschen wäre, dass zur Steigerung dieser Wirkung eine Ausmalung der Chornische ausgeführt würde.

Der in deutscher Renaissance ausgeführte Ostgiebel, sowie das in Barockformen hergestellte Portal am Schlosse zu Lübben sind im Laufe des Jahres einer Restauration unterzogen worden.

Ebenso sind die durch ihre Schönheit berühmten beiden mittelalterlichen Thortürme zu Königsberg N.-M. mit einem Kostenaufwande von 10 500 Mk. wiederhergestellt worden.

Für die Erhaltung der mittelalterlichen Stadtmauern zu Kyritz und Mohrin, sowie der als Ruine daliegenden Festung Oderberg — der Bärenkasten genannt — ist der Provinzial-Konservator mit Erfolg eingetreten. Die Bemühung desselben um die Wiederherstellung der an die Hauptkirche zu Sorau in barocken Formen angebauten Promnitzschen Gruftkapelle und der in derselben angebrachten Wand- und Deckengemälde, sowie der darunter befindlichen Gruft und der darin aufgestellten verfallenen Särge haben bisher noch zu dem erwünschten Ergebnisse nicht geführt und ebenso ist es noch nicht gelungen, die Restauration eines schönen, aber sehr beschädigten Epitaphs der Promnitzschen Familie in dieser Kirche herbeizuführen. Die Provinzialkommission beauftragte den Provinzial-Konservator, die Ausführung dieser Restaurationsarbeiten weiter zu verfolgen.

Der letztere gab sodann eine Übersicht von denjenigen Begutachtungen und Berichten, welche er hinsichtlich der Erhaltung und Pflege von Denkmälern im Auftrage des Herrn Kultusministers, sowie auf Requisition der Königlichen Regierungen zu Potsdam und Frankfurt a. O. erstattet hat.

An älteren bisher nicht bekannten Denkmälern wurden eine Anzahl im Laufe des Jahres ermittelt. Darunter eine, jetzt als Kornspeicher benutzte, dem XII. Jahrh. angehörende in Granitquadern erbaute Kirche, deren halbrunde Apsis mit einer Kalotte überwölbt ist. Eine an der Umwehrungsmauer um das Schloss und die Kirche zu Dobrilugk aufgestellt gewesene, arg beschädigte Sandsteinfigur, eine

Melusine darstellend, wurde durch Überweisung an das Märkische Provinzial-Museum gegen weitere Beschädigung und Zerstörung gerettet. Einige Reste von Altarschreinen und Kanzeln, darunter zum Teil schön geschnitzte Figuren, welche mangels Pflege dem gänzlichen Verfall ausgesetzt waren, wurden durch Überweisung an dasselbe Museum davor bewahrt.

7. Darauf folgt der Vortrag:

Der Oderstrom in der Mark von Dr. Eduard Zache.

Die Flüsse und die Seen sind die Zierde unserer Mark. In keinem anderen Striche unseres Vaterlandes finden wir wieder einen ähnlichen Reichtum und eine gleiche, günstige Verteilung derselben. Der Naturfreund sucht sie auf, um sich an ihrem klaren Wasser, in welchem sich der blaue Himmel und die grünen Wälder spiegeln, zu ergötzen, während die praktischen Hohenzollern Fürsten früh ihre wirtschaftliche Bedeutung erkannt hatten.

Von den Flüssen der Mark gehören die Havel und die Spree ihr ganz an; an ihnen liegen auch die beiden Städte, welche aus den typisch märkischen allmählich zu preussischen und deutschen geworden sind: Potsdam und Berlin. Die landschaftlichen Formen ihrer Thäler haben manche Ähnlichkeiten. In breiten Rinnen fließen sie dahin, die sich häufig genug zu Seen und Brüchen umgestalten; die begrenzenden Höhenränder besitzen zum grössten Teil flache Böschungen, und ihre Wassermassen, die das ganze Jahr hindurch ungefähr denselben Umfang behalten, bringen ihrer Umgebung nur selten ernstere Gefahren.

Ein ganz anderes Bild gewährt die Oder. Ihre Thalrinne ist durchweg deutlicher ausgeprägt. Die Höhenränder schieben sich oft bis zu einem schmalen Pass aneinander und besitzen grössere Erhebungen. Oft erhalten sie gebirgsartigen Charakter, wie z. B. in dem Strich zwischen Brieskow und Lebus oder in dem Abschnitt kurz oberhalb von Schwedt. Die Wassermasse, welche die Oder dem Meere zuführt, hängt merklich ab von der Jahreszeit und von meteorologischen Ereignissen, so dass bei der Oder alljährlich Hochfluten ihre schädigenden Einflüsse geltend machen, die oft sogar einen gefährlichen Charakter annehmen können.

Auch das historische Gemälde ist in beiden Fällen ein anderes. Havel und Spree haben ihre strategische Bedeutung in weit zurückliegender Zeit gehabt. Die Oder trat erst im vorigen Jahrhundert in den Vordergrund.

Auf den ersten Blick erscheint es wenig berechtigt, den Oderstrom innerhalb der Mark zum Gegenstand einer besonderen Betrachtung zu machen, da von den 900 km, welche der ganze Strom lang ist, nur 236 km der Mark angehören. Ein Blick auf die Karte lehrt indessen schon, dass diese Teilung ihre Berechtigung hat.

Bis an die Grenze unserer Provinz bewahrt der Fluss, abgesehen von schwachen Schlängelungen, eine einheitliche Richtung, ungefähr von Südost nach Nordwest. Hier aber, von Tschichertzig ab, verliert sich die gradlinige Erstreckung des Stromes, und die Oder fängt an, sich hin und her zu werfen. Zuerst wendet sie sich scharf nach Westen bis zur Einmündung der Neisse und biegt hier fast unter einem rechten Winkel nach Norden um. Bei Küstrin weicht sie auch von dieser Richtung wieder ab, indem sie während ihres Laufes durch das Oderbruch die alte Südost-Nordwest-Richtung annimmt, um endlich am Nordende des Oderbruchs abermals fast unter einem rechten Winkel östlich abzubiegen.

Es ist nicht schwer, die Ursachen für diese Unterschiede im oberen und unteren Lauf der Oder herauszufinden. In Schlesien sind es die begleitenden Gebirge, welche dem Oderstrom seine Richtung weisen. Am deutlichsten sind diese im Westen in dem Sudetenzuge ausgebildet. Mit dem Wegfall dieses richtunggebenden Haltes verliert auch der Strom seine gradlinige Erstreckung.

Auf einer geologischen Karte tritt aber noch ein zweiter Unterschied hervor. Während in dem schlesischen Teil die festen Gesteine des tieferen Untergrundes oft durch die Lücken in der Decke aus losem Material hervortreten, erreichen letztere im märkischen Teil eine solche Mächtigkeit, dass der tiefere Untergrund vollständig verhüllt ist.

Um die Ursachen für den geschlängelten Lauf des Oderstroms in der Mark aufzufinden, ist es nötig, der topographischen und geologischen Beschaffenheit der Umgebung einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Auf der Karte können wir in der Mark zu beiden Seiten der Oder drei Geländeabschnitte unterscheiden. Wir heben als ersten einen linksseitigen bis zum Oderspree-Kanal hervor, das Lausitzer Vorland. Darauf folgt ein mittlerer. Wir finden hier auf jeder Seite der Oder eine „Plateauinsel“ ausgebildet, da die Niederungen ringsherum als ein zusammenhängender Streifen sich verfolgen lassen. Auf dem linken Ufer der Oder ist es das Plateau von Barnim-Lebus und auf dem rechten das Sternberger Plateau. Endlich kommt an der unteren Oder der letzte Abschnitt, der Durchbruch durch das Uckermärkisch-Neumärkische Plateau, der zum Baltischen Höhenrücken gehört.

Der erste Abschnitt steht, namentlich mit seinem südlichen Anteil, noch ganz unter der Herrschaft des böhmischen Grenzgebirges. Die Flüsse dieses Striches, Bober und Neisse, nehmen dort ihren Ursprung und fließen senkrecht von ihm hinweg. Die lockeren Bildungen der Oberfläche, die der Braunkohlen- und der Moränenformation angehören, bieten ihnen noch kein Hindernis, da namentlich die letztere nicht mächtig genug ist. Wie gering die Mächtigkeit der Moränenbildungen

stellenweise ist, offenbart sich noch in der Höhe von Fürstenberg a. O., wo sich westlich neben der Stadt auf dem Plateau die Braunkohlengrube Präsident befindet, in welcher die Flöze ehemals zu Tage ausgingen. Auch in den Strichen südlich von Fürstenberg trifft man gelegentlich den weissen tertiären Sand auf den Feldern an. Es ist hauptsächlich der Sand der Moränenformation, welcher den Boden zusammensetzt, deshalb bilden Kiefernwälder neben Kartoffeln- und Roggenfeldern das herrschende Pflanzenkleid.

In dem mittleren Abschnitt erst erlangt die Moränenformation mit ihren Gliedern, dem Geschiebelehm und dem Sand, eine grössere Bedeutung. Sie bildet hier von Tschichertzig über Crossen bis zur Westecke eine 30 m hohe, oft steile Wand, welche die Oder zur Linkschwenkung zwang. Unter dem Moränenschutt liegen überall die Braunkohlen in wechselnder Tiefe. Dafür sprechen die Gruben von Göritz, Drossen, Zielenzig, Schwiebus, Züllichau und Lagow. Auch hier herrscht der Sand bei weitem vor. Derselbe nimmt fast das ganze südwestliche Viertel, den Winkel zwischen den Oderschenkeln, ein. Den Lehm trifft man in grösserem Umfange nur in dem Strich Gleissen—Schermeissel—Lagow, wo auch die landschaftlich schönsten Punkte liegen. Unter ihnen sei der Anken-See bei Königswalde erwähnt, dessen südliches Ufer in den Gleissener Forst hineinragt und hier steile und hohe Ufer besitzt, die nach Norden hin sich allmählich abflachen. Südlich von Gleissen gewähren die Hemmberge eine weite Fernsicht auf die nördlich vorgelagerte Landschaft, sodass man über den ausgedehnten Königswalder Forst den Höhenrand des Neumärkischen Plateaus emporragen sieht. Merkwürdig ist die Lage des kleinen Städtchens Lagow mit seinem Schloss zwischen dem Lagowschen See und dem Tschetsch-See. Kurz nördlich desselben liegen, dicht von Buchenwald umkränzt, die beiden Bechenseen. In diesem Abschnitt westlich des Kleinen Bechen findet sich die höchste Erhebung des Sternberger Plateaus, sie erreicht nördlich von Gr. Kirschbaum 220 m Meereshöhe. Man kann in einem Strich*) quer durch das Plateau Anzeichen von einer Anhäufung der Geschiebe und eine eigenartige Ausbildung der Landschaft konstatieren, sodass man Teile derselben als „Endmoränen“ angesehen hat, wie sie in dem uckermärkisch-neumärkischen Teil noch ausgeprägter hervortreten. In der Nähe des Endmoränen-Zuges ist das Quellgebiet für die meisten Bäche des Sternberger Plateaus zu finden. Hier entspringt der grösste von ihnen, die Pleiske, im Grossen Malz-See und fliesst im wesentlichen von Ost nach West. Kurz westlich der Pleiske-Quelle

*) Höhnemann: Zur Heimatkunde von Landsberg a. W. Landsberg a. W. 1896. S. 13.

Berendt: Ein neues Stück der südlichen baltischen Endmoräne. Ztschrft. d. deut. geolog. Gesellschaft. Bd. XL. S. 559.

findet sich die der Eilang. Beide Bäche münden mit geringem Abstand von einander in die Oder oberhalb Frankfurt. Weiter nimmt der Postumbach an diesem Höhenzuge seinen Ursprung und fliesst durch Zielenzig nach Norden zum Wartebuch. Endlich entspringt hier noch in einem breiten Thal mit zahlreichen Zuflüssen die Griesel. Auch der südöstliche Zipfel der Sternberger Insel ist durch seine Wasserverhältnisse merkwürdig. Es liegen hier auf der Südostseite des Schermeissel-Kirschbaumer Rückens einige grössere Seen, die mit ihren Abflüssen z. T. zur Oder und z. T. zur Obra entwässern. Zu ihnen gehört der Packlitz-See und der Nieschlitz-See. Die Wasserscheide ist hier sehr unsicher, sodass eine vollständige Wasserverbindung zwischen der Obra oberhalb Meseritz und der Oder unterhalb Pommerzig besteht. Ein Vergleich der oben beschriebenen Seen und der zuletzt angeführten ist für die Geschichte ihrer Entstehung sehr lehrreich. Während der Lagow-See, der Tschetsch-See und noch einige benachbarte eine ganz ausgeprägte Rinnenform besitzen, sind der Packlitz- und der Nieschlitz-See grössere, unregelmässig gestaltete Wasserbecken mit flachen Ufern. Man darf sich daher wohl vorstellen, dass die ersteren durch das strömende Wasser der Abschmelzperiode ausgehöhlt worden sind, wogegen die letzteren eher als Sammelbecken in ursprünglichen Vertiefungen gedient haben. Mit der geologischen Ausbildung im engsten Zusammenhange steht die Bodenbenutzung. In den Sandgebieten, namentlich im Südwesten herrscht Kiefernwald vor, und in den übrigen Strichen ist Wald und Feld ungefähr gleichmässig verteilt. Ausgedehntere Ackerflächen finden sich nur in dem Gebiet der Wasserscheide; hier liegen die grossen Dörfer Lindow, Malkendorf und Petersdorf, die in trockenen Sommern unter Wassermangel zu leiden haben.

Auf dem linken Oderufer treffen wir in diesem Abschnitt das Plateau von Barnim-Lebus.*) Die Braunkohlenformation hat auch hier noch einen bedeutenden Anteil an der Zusammensetzung des Bodens. Die Gruben liegen unweit des östlichen Plateaurandes und erstrecken sich von Frankfurt bis Freienwalde. Auch die Anordnung der Moränebildungen ist charakteristisch. Der Lehm begleitet vorzugsweise in mehr oder minder zusammenhängenden Flächen den Ostrand, während der Sand sich auf der Abdachung zur Spree und Havel findet. Die höchsten Erhebungen liegen auf dem Ostrande, so hat das Terrain in der Nähe von Freienwalde 156 m Meereshöhe, an einer Stelle bei Buckow 130 m und in der Nachbarschaft von Frankfurt 111 m. Das Thal des Stobber und das Rote Luch teilt das Plateau in die beiden historischen

*) Zache: Über den Verlauf und die Herausbildung der diluvialen Moräne in den Ländern Teltow und Barnim-Lebus. (Zeitschr. für Naturwissenschaften, Bd. 63, S. 1.)

Zache: Land und Leute von Lebus. (Monatsblatt Bd. V, S. 297.)

Abschnitte Barnim und Lebus. Über die Verteilung von Wald und Feld und über den landschaftlichen Charakter des Gebietes ist es nicht nötig zu sprechen, da es vor den Thoren Berlins liegt.

Wenden wir endlich unsere Aufmerksamkeit dem letzten Abschnitt, dem Durchbruch der Oder durch den Baltischen Höhenrücken, zu, so finden wir erst hier das beinahe alleinige Vorherrschen der Moränenformation, während die Schichten der Braunkohlenformation sehr zurücktreten.

Auf der Neumärkischen Seite*) sind allerdings noch zwei Braunkohlengruben im Betrieb, doch liegen sie hart neben dem Südrande in der Nähe des Dorfes Liebenow. Ein zweites, ganz unbedeutendes Vorkommen von tertiärem Thon**) ist in der Nähe von Soldin nachgewiesen worden. Der Sand und Lehm der Moränenformation sind es daher, die uns auch hier in erster Linie beschäftigen sollen. In der Verteilung beider ist eine eigenartige Anordnung zu bemerken. Nach Norden zur pommersehen Grenze hin findet sich in grösseren zusammenhängenden Strichen der fruchtbare Lehmboden, der in der Umgegend von Soldin und Pyritz grosse Weizenfelder trägt. Das Terrain besitzt hier eine Meereshöhe von 70—80 m. Südlich von dieser Lehmzone lagert ein ausgedehntes Sandgebiet mit den Dörfern Dölzig und Fahlenwerder, das aufgeforstet ist und sich von der Oder her parallel mit dem Wartethal weit nach Osten hin erstreckt. Es hat ungefähr 50 m Meereshöhe und beherbergt eine Anzahl Brüche und Seen, die durch Friedrich den Grossen entwässert und kanalisiert worden sind. Die grössten Seen sind der Kusen- und der Steg-See, und die Gräben und Kanäle münden in die Mietzel. Südlich neben dem Dölzig-Fahlenwerder Bruch erhebt sich das Gelände zu einem 140 m hohen Rücken, dessen Kern die Braunkohlenschichten von Liebenow sind, und der wieder fruchtbaren Lehmboden aufzuweisen hat. Die Grenze zwischen dem Dölzig-Fahlenwerder Bruch und dem Soldin-Pyritzer Lehmgebiet ist merkwürdig ausgebildet. Sie tritt als ein scharf hervortretender Rücken auf, der im hohen Riesenberg bei Schöneberg 104 m erreicht, und der mit grossen Steinblöcken und Geschieben reichlich bestreut ist. Man hat in diesem Strich einen Abschnitt der grossen „Baltischen Endmoräne“*) erkannt, deren Fortsetzung auf dem anderen Ufer der Oder wir noch kennen lernen werden. Nördlich dicht neben dem Endmoränenzuge findet sich ein ganz eigenartiges Seeengebiet, das aus folgenden Seen besteht:

*) Zache: Die Entwässerung des Neumärkischen Plateaus am Ende der diluvialen Abschmelzperiode (Zeitschrift für Naturwissenschaften, 64. Bd., S. 201).

**) Keilhack: Über ein Vorkommen von Mitteloligocän bei Soldin in der Neumark. (Jahrb. d. Kgl. preuss. geolog. Landesanstalt für 1893. Berlin 1895. S. 187.)

***) Keilhack: Die baltische Endmoräne in der Neumark und im südlichen Hinterpommern. (Jahrb. d. Kgl. preuss. geolog. Landesanstalt für 1893. Berlin 1895. S. 180.)

dem Soldiner-, Ziethen-, Klopp-, Wandel-, Baudin-, Libbe- und Haus-See, die künstlich durch eine Kanalisation mit einander verbunden und zum Teil entwässert worden sind. Auch diese Seen dürfen wir wohl als Stauseen auffassen. Sie entlassen ihr Wasser durch die Mietzel zur Oder.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die Uckermärkische Hochfläche. Es tritt hier, abgesehen von einer ganz unbedeutenden Stelle das Tertiär nicht mehr zu Tage. Es ist die Moränenformation, welche uns als Endmoränenzug*) in überraschend charakteristischer Weise in der Gegend von Liepe-Oderberg-Joachimsthal entgegentritt. Die Wälle aus Findlingen und die Blockpackung im Innern der Berge haben hier zuerst die Aufmerksamkeit der Geologen erregt. Alsdann findet sich bei einigen Seen dieselbe Erscheinung, welche wir schon im Sternberger Ländchen und im Neumärkischen Plateau angetroffen haben. Hier sind der Grimnitz-See und der Parsteiner See die Stauseen, welche hinter dem Moränenwall liegen, und der Werbellin dokumentiert sich durch seine ausgeprägte Rinnenform als ein Abflussee. Wenn auch die Randgebiete neben dem Finowkanal und der alten Oder noch sandige Striche aufzuweisen haben, so ist doch der überwiegende Teil der Uckermark fruchtbarer Lehmboden.

Diese Ausführungen über die topographische und geologische Beschaffenheit der weiteren Umgebung der Oder werden auf den ersten Blick zu weitschweifig erscheinen; sie gehören aber eng zum Oderstrom, und die geologische Beschaffenheit der Umgebung bedingt die Form der Oderrinne selbst in jedem einzelnen Abschnitt.

Fünf deutlich ausgeprägte Abschnitte können wir unterscheiden.

Der erste umfasst das Stück zwischen Tschichertzig und der Einmündung der Neisse. Er ist oben schon erwähnt worden und endet mit dem 2,8 km breiten Durchbruch zwischen Wellmitz und dem Weissen Berge. Im zweiten erweitert sich das Thal wieder ganz allmählich, so dass der Abstand der Plateauränder bei Neu-Zelle schon bis 6 km und zwischen Pohlitz-Ziebingen auf 12 km angewachsen ist. Der dritte Abschnitt ist der interessanteste, er ist das Durchbruchsthal zwischen der Lebuser und der Sternberger Hochfläche, an der engsten Stelle zwischen Brieskow und Reipzig ist dasselbe nur 2,5 km breit und erweitert sich bei Lebus bis auf wenig über 6 km. Der vierte Abschnitt, der breiteste, umfasst das Oderbruch; dasselbe ist bei Küstrin 18 km, bei Klewitz 15 km, bei Zellin 20 km, bei Wriezen 11,5 km breit. Im letzten Abschnitt, dem Durchbruch durch den Baltischen Landrücken,

*) Vgl. die Karte in Wahnschaffe: Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes. Stuttgart 1891. S. 105.

zieht sich die Thalweite wieder zusammen, so dass z. B. zwischen Criewen und Raduhn nur 2,6 km Breite vorhanden sind.

Nach der Beschreibung der landschaftlichen Ausgestaltung des Oderstromes ist es Zeit, sich der Erklärung dieser Formen zuzuwenden.

Die Verteilung von Lehm und Sand und der Verlauf der grösseren und kleineren Rinnen hat in jener Beschreibung eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Lehm und Sand sind der Gesteinsschutt, den jener grosse Eismantel einschloss, welcher einst unsere Heimat bedeckte, und die Rinnen sind die Betten der Gletscherbäche, welche beim Abschmelzen entstanden waren. An den Stellen, wo der Lehm, die Grundmoräne des Inlandeises, sich erhalten hat, haben die Abschmelzwasser nicht in demselben Umfange ihre auswaschende Kraft entfaltet als in den Sandgebieten. An jenen Örtlichkeiten wird sich daher das Eis auch wohl länger gehalten haben als in den umgebenden Sandzonen, so dass von ihnen aus fortdauernd Schmelzwasser sich über die vorgelagerten Landstriche ergiessen konnte. Jeder unserer Abschnitte war daher am Ende der Eiszeit ein einheitliches Abschmelzgebiet mit einem Centrum von Eis, dessen innersten Kern wir in den „Endmoränen“ zu suchen haben.

Von der Dauer der Abschmelzperiode können wir uns keine Vorstellung machen, wie uns ja für alle geologischen Zeitabschnitte der Massstab fehlt. Wohl aber giebt es einige Anhaltspunkte, welche uns über die Richtung, in welcher sich das Eis zurückzog, Auskunft geben können. Unser südlicher Abschnitt, das Lausitzer Vorland, war sicherlich schon eisfrei, als die nördlich und östlich von ihm gelegenen Striche noch mit Eis bedeckt waren. Dafür spricht zunächst das Fehlen von Endmoränenzügen. Alsdann aber kommt eine zweite Erscheinung hinzu welche gleichfalls für eine frühzeitige Abschmelzung dieses Abschnittes spricht. Vor dem Nordrand des Plateaus zieht sich bei Neu-Zelle beginnend über Fürstenberg, Vogelsang, Zieltendorf und Krebsjauche eine mehrere Kilometer breite Vorstufe von 40 m Meereshöhe hin, während die Sohle des heutigen Oderthales ca. 30 m Meereshöhe besitzt. Die Böschung der Terrasse zum Oderthal ist überall eine steile. Man hat schon vor langer Zeit in dieser Terrasse das alte Bett eines Flusses erkannt, und Herr Geheimer Bergrat Professor Dr. Berendt hat die Entstehung dieses alten Thales mit der Wirkung der Schmelzwasser des Inlandeises in Verbindung gebracht und ihm den Namen des Berliner Hauptthales gegeben. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass hier das verlassene Flussthale der Uroder vorliegt, weil die Rinne sich mit der gleichen Breite von ca. 9 km und derselben Meereshöhe ihrer Sohle über Fürstenberg westlich in die Niederung südlich des Lebuser Plateaus und bis in das heutige Spreethal fortsetzt. Der Südrand des

Lebuser Plateaus bei Lossow ist genau die Fortsetzung des bogenförmigen Stückes der Sternberger Hochfläche zwischen Cunitz und Aurith.

Als der Eisrand sich bis hinter das rechte Oderufer und bis nördlich des Oderspreekanals zurückgezogen hatte, da floss hier neben dem Eisrand ein breiter Wasserstrom dahin, welcher, nachdem die Schmelzwässer sich verlaufen hatten, die Wassermassen der Oder und ihrer Zuflüsse aufnahm. Daher kommt es, dass sich nur auf dem linken, eisfreien Ufer eine Terrasse herausbilden konnte, während auf dem rechten Ufer beständig die kleinen und grossen Gletscherbäche, die von Osten und Norden in diesen Strom mündeten, eine Terrassenbildung verhindern mussten. Da der Obere Geschiebelehm an der Grenze der Provinz Brandenburg ungefähr seine äusserste südliche Ausdehnung erreicht, so ist es möglich, dass während der zweiten Vergletscherung nur einzelne Eiszungen sich bis in das Lausitzer Vorland erstreckten, während die zusammenhängende Inlandeisdecke mit dem alten Oderlauf ihre Südwestgrenze erreichte.

Wenden wir uns nun zu der Untersuchung über die Entstehung des jüngeren Stromlaufes unterhalb Brieskow. Auch in diesem Abschnitt finden wir eine Gabelung in dem heutigen Thalzuge. Am unteren Ende des Oderbruches zweigt sich nach Westen die Niederung mit dem Finowkanal ab und nach Norden das heutige Oderthal. Herr Geheimer Bergrat Professor Dr. Berendt erblickt nun in dem westlichen Thalzuge das untere Stück einer zweiten grossen Abflussrinne der Schmelzwässer, welche er das Thorn-Eberswalder Hauptthal genannt hat. Die wichtigsten Abschnitte in demselben sind das Netze-, Warte- und Oderbruch. Dieses Thal sollte eine neue Etappe in der Rückzugsbewegung des Inlandeises vorstellen. Wenn auch hier wie oberhalb Brieskow ein starker Wasserstrom sich nach Westen abgezweigt hätte, so müssten sich auch in der Thalbildung dieselben Erscheinungen ausgeprägt finden. An der oberen Örtlichkeit hatten wir gesehen, wie der Fürstenberger Abschnitt mit derselben Thalbreite und der gleichen Meereshöhe seiner Sohle in die westliche Abzweigung übergeht. An der unteren Örtlichkeit aber finden wir, dass das Oderbruch bei Freienwalde plötzlich sich bedeutend zusammenzieht. Während es nämlich zwischen Alt-Cüstrinchen und Freienwalde noch 8,5 km breit ist, schnürt es sich zwischen Freienwalde und Schiffmühle bis auf 2,5 km zusammen. Diese Zusammenschnürung erreicht westwärts bei Nieder-Finow einen noch grösseren Betrag, da das Thal hier nur 350 m breit ist. Ähnlich macht sich auch in der Höhenlage der Thalsole in beiden Abschnitten ein Unterschied bemerkbar. Das Oderbruch hat bei Nieder-Finow eine Meereshöhe von 4 m, während das Eberswalder Thal in der Nähe der Provinzial-Irrenanstalt 14,5 m und bei Hegermühle eine solche von 36 m besitzt. Diese beiden Thatsachen sprechen entschieden gegen eine Durch-

flutung dieser Strasse mit grossen Wassermassen während eines längeren Zeitabschnittes. Auch das Fehlen von Terrassen an den Höhenrändern des Warte- und Oderbruches spricht gegen eine Aushöhlung der beiden Niederungen durch die Schmelzwässer. Es muss sich daher hier schon eine Depression vorgefunden haben, bevor das Eis zum Abschmelzen kam. Diese Tiefe war natürlich mit Eis angefüllt, so dass dasselbe hier bedeutend mächtiger war als auf den benachbarten Höhen. Eine derartige lokale Ansammlung von Eis war somit das Quellgebiet für die Schmelzwässer, welche sich allmählich ihren Weg zur Ostsee bahnten, wobei ihnen natürlich die Schmelzwässer der benachbarten Höhen zu Hilfe kamen. Am Nordrand des Barnim-Plateaus finden wir die Schwärze in einem von stark strömendem Wasser einst ausgewaschenen Thal, dasselbe gilt vom Stobber zwischen den Ländern Barnim und Lebus. Derselbe ergiesst sich am Rande des Oderbruches in den Kloster- und Kietzer See. Beide Seen sind offenbar durch den Stobber ausgehöhlt worden, als er noch mit grösserem Gefälle und weiter nördlich als heute hier einfiel. Das Neumärkische Plateau findet in der Mietzel ihre Hauptabwasserungsrinne und das Sternberger in der Eilang und Pleiske. Die beiden letzten mündeten anfangs als Gletscherbäche mit grösseren Wassermengen in der Höhe der Reitweiner Spitze und allmählich erst wuschen sie ihr Bett nach rückwärts hin aus und schufen den Durchpass zwischen dem Sternberger und Lebuser Plateau. Da die Schmelzwässer in diesem Abschnitt in grösserem Umfange allein vom Sternberger Plateau kamen, so unterwuschen sie den Lebuser Höhenrand und erzeugten hier das Steilufer zwischen Brieskow und Reitwein, während sie den Sternberger Rand einebneten. Erst als sie den Pass hergestellt hatten, konnte ihn die Oder benutzen und ihre heutige Strasse einnehmen. Da sich der Pass oberhalb Frankfurt so merklich zusammenzieht, so darf man wohl annehmen, dass dieses oberste Stück des Durchbruchsthales nicht mehr von den Schmelzwässern ausgewaschen worden ist, sondern vielmehr von der postglazialen Wassermenge, die Pleiske und Eilang auch heute noch führen, sodass die Oder selbst erst, nachdem der Pass eröffnet war, hier die Ausweitung bis auf die heutige Breite vornehmen musste. Begünstigt wurde der Durchbruch und damit die Verlegung des Oderlaufes durch den Höhenunterschied, welcher zwischen der oberen alten Thalsohle im Fürstenberger Abschnitt mit 40 m Meereshöhe und dem Oderbruch mit 16 m bestand. Für diese Erklärung sprechen die Durchschnittszahlen des mittleren Gefälles.*) Für den Abschnitt von der Bobermündung bis zur Neissemündung sind 0,270 ‰ gefunden und für den Abschnitt zwischen der Neissemündung und Frankfurt 0,282 ‰, während für die Strecke von Frankfurt bis zur Wartemündung 0,266 ‰

*) Der Oderstrom. Bd. III. S. 204.

sich ergeben haben. Die Oder fand unterhalb des Passes das Oderbruch vor, wo sie sich in zahlreiche Arme teilte, in denen das Wasser nur träge dahinfluss und die auch oft ihren Lauf änderten. Dadurch gelangte der fruchtbare Schlickboden zum Absatz, welcher das Oderbruch auszeichnet. Nur an den höchsten Stellen ragt der Sand aus dem Schlick heraus. Es sind das in der Regel diejenigen Örtlichkeiten, welche zur Anlage der Dörfer benutzt worden sind. Am unteren Ende des Oderbruches mussten sich nun die Fluten wieder vereinigen, bevor sie den Pass durch den Baltischen Höhenrücken durchflossen. Wie wenig dieser Pass, namentlich bei Hochwasser, den Fluten genügt, das lehren die Uferabbrüche, welche noch heutigen Tages auf der Strecke zwischen Raduhn und Nieder-Saathen stattfinden.

Somit verliert die Senke zwischen dem Barnim-Plateau und dem Uckermärkischen Plateau ihre Bedeutung als Abflussrinne des Urstromes und erhält nur einen lokalen Wert, dem ähnlich, welchen die erwähnte Senke zwischen den Ländern Barnim und Lebus hat. Sie ist dadurch entstanden, dass hier die Abschmelzwasser der nächsten Nachbarschaft von Norden und Süden her eintrafen, so dass sich erst allmählich eine Wasserscheide zwischen Ost und West herausbilden konnte.

Nachdem wir im Vorhergehenden die Rinne des Oderstromes und ihre Entstehung kennen gelernt haben, wenden wir uns nun zu dem Strom*) selber. Er ist mit Hilfe von Durchstrichen verkürzt und durch Strombauten von seinen unzähligen Spaltungen befreit worden. Von den älteren Wasserverlegungen geben die parallelen Wasserläufe und langgestreckten Seen Zeugnis, die sich an verschiedenen Stellen des breiten Stromthales finden. In dem Fürstenberger Abschnitt sind anzuführen der Fürstenberger See, der Aurither See und der Brieskowsche See. In dem Engpass zwischen dem Lebuser und Sternberger Plateau fehlen die Seen gänzlich, und der Strom bildet eine geschlossene Rinne. Im Oderbruch treffen wir wieder die Erscheinungen des Fürstenberger Abschnittes. Die zahlreichen Seen, die ehemals sich hier fanden, sind abgelassen und entwässert, und nur die seenartigen Erweiterungen des alten sog. Stromes bei Gorgast und der alten Oder bei Manschnow, der Genschmarer See zwischen Genschmar und Zellin, der Kloster- und der Kietzer See bei Alt-Friedland sind übrig geblieben, ferner die seeähnlichen Altarme zwischen Neu-Glietzen und Neu-Tornow, sowie im Niederbruch der Liepesche und der Oderberger See. Andere grosse Gewässer, wie der Trebbiner See, der Biesdorfer und der Faule See bei Wriezen sind seit Ende des vorigen Jahrhunderts vollständig verschwunden.

*) Der Oder-Strom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Herausgegeben vom Bureau des Hochwasser-Ausschusses, Berlin 1896. Die folgenden Angaben sind z. T. wörtlich diesem Werke entnommen.

Während zwischen Güstebiese und Hohen Saathen die Höhenlage des mittleren Wasserstandes allmählich von + 5,7 bis + 3,0 m über NN abnimmt, beträgt die durchschnittliche Höhenlage des Bruches zwischen Güstebiese und Wriezen nur 4 bis 5 m über dem Meeresspiegel, in der Linie Neu-Glietzen-Freienwalde nur 2 bis 3 m und in dem Tiefbruch sogar nur 1,3 bis 2,3 m. Im letzten Abschnitt bildet der Fluss wieder eine scharfe Rinne.

Die Stromsohle ist fast überall bis zur grossen Tiefe mit feinem scharfen Sand bedeckt. Beim Neubau der Frankfurter Brücke fand man ihn bis 15 m mächtig, wo er auf einem Thonlager aufruft. Es finden sich auch Steine im Strombett. Bei Schidlow treten zwei Steinriffe auf, welche hier das Bett durchsetzen. Die Steine finden sich in der Fürstenberger Strecke häufiger als unterhalb.

Die Wassermenge und ihr Verhalten während des Jahres wird nicht unbedeutend durch die Nebenflüsse beeinflusst. Im ersten Abschnitt sind Bober und Neisse die wichtigsten Nebenflüsse, sie geben der Oder manche Eigenschaften eines Gebirgsflusses. Der Bober bringt seine Flutwelle in etwa 4 Tagen in die Oder und die Neisse in 3 Tagen. Ausserdem transportieren sie grosse Sandmassen, so dass sie häufig zur Verlegung der Schiffahrtsrinne beitragen. Bober und Neisse schaffen ihr Eis schon zu einer Zeit nach der Mündung, bevor dasjenige der Oder sich recht in Bewegung gesetzt hat und führen daher, wenn der Eisgang im Hauptstrom beginnt, nur noch eisfreies Hochwasser, was den Eisgang erheblich befördert. Die Warte, welche den Unterlauf der Oder speist, kommt in ihrem Niederschlagsgebiet der Oder gleich. Sie bewirkt oft im unteren Lauf gehobene Wasserstände, während sie im Oberlauf fehlen. Die Frühjahrsfluten der Warte treffen gewöhnlich erst in Cüstrin ein, wenn der Scheitel der Oderwelle dort bereits vorübergegangen ist. Es macht sich dann ihr Einfluss nur in der Verlängerung des Hochwassers geltend.

Was nun die Häufigkeit des Hochwassers betrifft, so ergibt sich, dass die sommerlichen Hochfluten trotz des Hinzutrittes von Bober und Neisse beträchtlich abgeflacht sind und eine geringere Rolle spielen als im oberen Stromgebiet. Die vorwiegende Herrschaft der Frühjahrs-hochfluten zeigt sich dadurch, dass in das Vierteljahr Februar bis April bei Krossen 70 % und bei Frankfurt a. O. 73 % aller höchsten Jahreswasserstände fallen, während beispielsweise bei Ratibor nur 38 % und bei Oppeln 40 % auf jenes Vierteljahr kommen.

Ende November findet die erste Grundeisbildung in der Oder statt, wenn die Lufttemperatur auf -5° gefallen ist. Die Beeinflussung durch Eis dauert vom 21. Februar bis 18. März. Dem stehen Ausnahmen gegenüber; sechs Fälle, in denen die untere Oder bereits im Januar völlig eisfrei war und sieben, in denen das Eis bis in den April hinein

lag. Durch vorzeitige Eisgänge mit eintretendem Frost können leicht Versetzungen stattfinden, die früher zu Deichbrüchen Veranlassung gegeben haben. Beschäftigen wir uns einen Augenblick auch mit den Hochfluten, so ist die Erinnerung hieran besonders lebhaft in einem so gefährdeten Ort wie Crossen, so dass die Daten hier ziemlich weit zurückgehen. Von den neun höchsten Ständen zu Crossen fallen sechs auf das Hochwasser des Frühjahrs und drei auf das sommerliche Hochwasser.

Nachdem wir uns bisher nur mit den natürlichen Bestandteilen des Oderstroms beschäftigt haben, wenden wir uns nun zur Thätigkeit des Menschen. Wir betreten damit das Gebiet der Wasserwirtschaft. Im vorigen Jahrhundert erstreckten sich die Arbeiten nur auf die Begradigung des völlig verwilderten Stromlaufes sowie auf die Sicherung seiner Ufer, und erst später trat die Herstellung einer regelmässigen Breite, Tiefe und Gestalt der Rinne als weitere Aufgabe hinzu. Die Kriegsjahre im Anfang dieses Jahrhunderts liessen alle Einrichtungen zu Grunde gehen. Bei der Strombereisung von 1819 haben Eytelwein und Günther den Weg klar vorgezeichnet, auf welchem sowohl Vorflut als Schifffahrt zu ihrem Recht kommen sollten. Immer aber waren die Mittel zu gering, deshalb beschränkten sich die Arbeiten auf die notwendigsten Strecken. Erst seit 1876, als reichlichere Geldmittel zur Verfügung gelangten, konnte der Ausbau planmässig durchgeführt werden. Dahin gehört die Anlage von Buhnen und ihre Verlängerung bis zu den Strichlinien des Mittelwasserstromschlauches. Sie haben die Aufgabe, das natürliche Bett auf die Normalbreite des Mittelstromschlauches einzuschränken. Sie werden aus Faschinenpackwerk und Steinen hergestellt mit einer Kronenbreite von 1 bis 2,5 m und einfach geneigter Seitenböschung. Ihre Köpfe sind ganz besonders verfestigt. Es gilt als Ziel eine Mindesttiefe von 2 m unter dem Mittelwasser des Jahrzehnts 1874/83 in dem Stromstück vor den Buhnenköpfen zu schaffen. Im Bauamtsbezirk Crossen sind von 1874 bis 1893/94 auf 116,7 km Stromlänge 1113 neue Buhnen gebaut, ausserdem 855 ältere Buhnen verlängert, aufgeholt und mit Vorlagen versehen worden. Der Kostenaufwand hierfür betrug 4 406 190 M. In der zum Bauamtsbezirk Cüstrin gehörigen Strecke von Frankfurt bis zur Wartemündung sind 1 742 520 M verausgabt worden.

In dem vorletzten Abschnitt (Oderbruch) hat die Oder in dem Lauf ihrer Flussrinne die grösste Umgestaltung erfahren. Und zwar geschah dies in der Zeit von 1740 bis 1817. Von der alten Wartemündung bei Cüstrin bis zur brandenburgisch-pommerschen Grenze wurde damals die Oder um $\frac{1}{4}$ ihres früheren Laufes, von Güstebiese bis Hohen-Saathener Zoll allein um mehr als die Hälfte begradigt. Der von Güstebiese über Zaeckerick bis Hohen-Saathen mit Benutzung

alter Nebenarme durch die Niederung geführte Kanal hatte nur 30 m und der Durchstich durch den Höhenrand zwischen Neu-Glietzen und Hohen-Wutzen nur 38 m Breite erhalten. Er sollte daher weniger zur Ableitung des Hochwassers dienen als vielmehr zur Senkung des Grundwasserstandes und Verbesserung der Vorflut im Oderbruch. Da der 21 km lange Kanal aber die ehemals 46 km lange Flussstrecke um mehr als die Hälfte abkürzte, so nahm er bald den grössten Teil der Abflussmenge auf, wenn auch das Hochwasser wegen der Stromenge am Neu-Glietzer Durchstich zunächst noch grösstenteils zur Verfolgung des alten Bettes genötigt war. Im Jahre 1832 wurde die alte Oder bei Güstebiese gesperrt. Bis in die fünfziger Jahre galt die Strecke unterhalb Güstebiese als von Natur schiffbar, aber seit 1856 gaben die gesteigerten Ansprüche des Schiffsverkehrs Anlass dazu, auch hier den Stromlauf mit Einschränkungenwerken zu versehen. Es sind unterhalb der Wartemündung von 1874 bis 1894 im ganzen 319 Buhnen neu hergestellt, 125 verlängert und mit Vorlagen versehen und 91 nur mit Vorlagen versehen worden. Die Ausgaben hierfür haben 2 996 828 M. betragen. Die Wirkung dieser Strombauten auf die Flusssohle besteht darin, dass der beweglichere Sand von der stärkeren Strömung so lange schwebend erhalten wird, bis der Strom für die seitlich abgeschnittene Querschnittsfläche sich durch Vertiefung der mittleren Rinne Ersatz geschaffen hat. Ausserdem werden die scharfen Krümmungen abgeflacht, wodurch ein glatterer Verlauf des Hochwassers und des Eisganges erzielt wird. Feinkörniger Sand wird auf der Flusssohle bewegt, er stammt hauptsächlich aus der mittleren Oder. Das Wartewasser lässt sich durch seine dunkle Färbung von dem bei grösseren Anschwellungen stark getrübbten Oderwasser bis zur Mündung der Mietzel verfolgen.

Während die Buhnen die Regulierung der Flussrinne bewirken sollen, dienen die Deiche zum Schutz der dahinter befindlichen Landstriche in der Oderrinne. Über die Anfänge der Eindeichung ist wenig bekannt; doch steht fest, dass schon im 16. Jahrhundert unterhalb Lebus Schutzwälle vorhanden waren. Schon unter der Regierung Johann Georgs (1571—1597) hatten die Dörfer am hohen Oderbruch sich durch Deiche gegen die Sommerhochwasser zu schützen gesucht, indem sie von Lebus bis Küstrin sog. Sommerdämme anlegten, die aber von dem weidenden Vieh immer wieder niedergetreten wurden und daher beständig neue Arbeit und Kosten verursachten. Die ganze Länge dieser Dämme, welche bis Zellin gingen, betrug 13 232 Ruten. König Friedrich Wilhelm I. erliess 1716 eine Deich- und Uferordnung, und im Jahre 1717 wurde der Deichverband des Oberoderbruches gegründet. Er stellte den ersten Abschnitt der grossen Eindeichungen her, durch welche die grossen Niederungen an der Oder und Warthe zu beiden Seiten von Cüstrin nutzbar gemacht worden sind. Die Oderdeiche besaßen anfangs noch

nicht solche, teilweise ungewöhnliche Abmessungen und sind wiederholt verstärkt worden. Im vorigen Jahrhundert, zuletzt 1785, entstanden häufig Deichbrüche. Von den beiden grossen Überschwemmungen 1736 und 1785 giebt Ulrich in seiner Beschreibung der Stadt Wriezen folgende anziehende Schilderung: Von der des Jahres 1736 heisst es: „Am 30. Juni fing die Oder bei Breslau an zu wachsen, welches man hier am 9. Juli bemerkte; so wuchs das Wasser mit jedem Tage. Am 16. stieg es in 24 Stunden über 3 Fuss und am 26. stand es 6 Ellen und 5 Zoll höher als sonst um diese Zeit. Schon am 14. war es in die niedrig gelegenen Ställe und Häuser getreten, so dass die hier garnisierende Kavallerie ihre Pferde nach den höher liegenden Ställen bringen musste; am 21. stand die Hälfte der Häuser im Wasser, und die höher liegenden mussten 40—60 Menschen beherbergen. Durch das Frankfurter Thor konnte man nur auf Kähnen aus- und einfahren, viele Brunnen und Keller stürzten ein. Der von Lebus bis Zellin gehende Oderdamm ward überströmt und an vielen Stellen durchbrochen. Am 17. Juli des Morgens um 4 Uhr riss der Strom unter dem Angstschrei der Einwohner zu Ortwig 80 bis 90 Ruten Damm weg und setzte das ganze Oderbruch in wenigen Stunden unter Wasser. Der hiesige geistliche Inspektor Kretschmann fuhr am 22. nach Gross- und Klein-Barnim und predigte unter freiem Himmel aus dem Schiff; dasselbe that er den folgenden Sonntag in Reetz.

Auf diese Überschwemmung folgten in den Bruchdörfern viele Krankheiten unter Menschen und Tiere, kein Haus blieb davon verschont und von 6 bis 10 Personen war kaum einer gesund, der dem Kranken hilfreiche Hand hätte leisten können. Die Brunnen waren ganz eingegangen oder überschwemmt, so dass man sich des Oderwassers bedienen musste, welches braunrot, wie Brühe von Pökelfleisch aussah, schleimig, warm und so scharf war, dass es den Leuten, die darin hantierten, Löcher in die Füsse frass, und wer aus Not davon trinken musste, dessen Zahnfleisch ward so angegriffen, dass ihm die Zähne ausfielen und er die Ruhr bekam. In 18 Bruchdörfern befanden sich 1800 Kranke, wovon jedoch nur 171 starben. Verheerender war indes die Überschwemmung von 1785. Eine ausserordentliche Menge Schnee, der bis in den April liegen blieb, war im Winter an 6 Fuss hoch gefallen, so dass man über alle Zäune und Hecken fahren konnte. Plötzlich fiel warmes Wetter mit Regen ein, und der Schnee schmolz in zweimal 24 Stunden dahin. Obgleich das Eis der Oder gut abging, so fing das Wasser doch schon nach einigen Tagen an sichtbar zu steigen, so dass es nach und nach die Höhe der Dämme erreichte, sie überstieg und am 18. April an mehreren Orten durchbrach, wodurch das ganze Bruch unter Wasser gesetzt ward. Hier in Wriezen stieg es noch einen Fuss höher als 1736; von 113 Häusern, die im Wasser standen, wurden

9 Häuser, 4 Scheunen, das Dammhaus, die Brücke über den Landgraben, eine grosse Menge Bretter, welche dem Kgl. Nutzholzmagazin gehörten, viel Brennholz, von der Gewalt des Stromes fortgerissen, und bei dem Kietz ein Loch gewühlt, welches noch jetzt von grosser Tiefe vorhanden ist. Das Land des Vorwerks Winkel sowohl als ein grosser Teil der städtischen Hütung ward durch Versandung fast gänzlich vernichtet, und eine grosse Menge ertrunkenen Viehs aus den Bruchdörfern hier angetrieben. Hätte man nicht alle Kähne, deren man habhaft werden konnte, zur Rettung der Menschen, die sich auf die Böden und Gipfel der Häuser geflüchtet hatten, nach den Dörfern, wo die Gefahr am grössten war, gesendet, so würden auch viele ertrunken sein. Der in der Stadt an den Gebäuden angerichtete Schaden wird auf 36 927 Thaler und der ganze Verlust mit Äckern und Wiesen auf 58 999 Thaler 12 Groschen geschätzt“. In diesem Jahrhundert verursachte das gefährliche Hochwasser von 1830 starke Beschädigungen am Deiche des Mittelbruches, und im März 1838 wurde das Mittelbruch durch die Zerstörung des Deiches bei Alt-Lietzegöricke vollständig unter Wasser gesetzt. Seitdem haben die Deiche den Angriff des Hochwassers und des Eisgangs ausgehalten.

Gegenwärtig beginnen die Deiche schon oberhalb von Crossen an beiden Ufern des Bober, sie begleiten das linke Oderufer bis zur Einmündung der Neisse und nehmen auf dem rechten oberhalb Mühlo ihren Anfang. Von der Neisse abwärts sind beide Ufer eingedeicht bis Schwetig, das rechte allerdings mit einer kurzen Unterbrechung, die oberhalb Aurith beginnt und oberhalb Reipzig endigt. Es ist die Stelle, wo Pleiske und Eilang münden. Auf dem linken Ufer zieht sich ein Rückstaudeich neben dem Brieskowschen See hin thalaufwärts. Alsdann folgt die Durchbruchsstelle bei Frankfurt, wo die Deiche fehlen. Sie beginnen auf dem rechten Ufer erst wieder bei der Damm-Vorstadt von Frankfurt und links unterhalb von Lebus. Der Deich des Oberbruches reicht bis Zelliner Fahne, wo der des Mittelbruches beginnt. Das Oberbruch entwässert mit 21 Hauptgräben von 142,8 km Länge bei Wriezen offen in die Alte Oder. Es beherbergt 30 Gemeinden, 21 Gutsbezirke und die Abbauten von 25 Gemeinden. Der Deich des Mittel- und Niederbruches ist erst seit 1754 angelegt, er stösst bei Neu-Glietzen auf hochwasserfreies Gelände. Die Entwässerung dieses Abschnittes erfolgt durch 30 Hauptgräben von zusammen 270 km Länge in zwei Abteilungen rechts und links von der Alten Oder. Der rechtsseitige Abschnitt, das Mitteloderbruch, entwässert bei Neu-Tornow in die Alte Oder, und der linksseitige Abschnitt, das Niederoderbruch, entwässert offen mit dem Landgraben in den Oderberger See. Es liegen hier 93 Gemeinden, 35 Gutsbezirke und 14 Vorwerke.

Unterhalb Hohen-Saathen ist die Oder bis Bellinchen auf beiden

Seiten eingedeicht, von hier bis Peetzig nur linksseitig und von dort bis Schwedt gar nicht mehr.

Zum Schluss sei noch des Wehres bei Hohen-Saathen kurz gedacht. Dasselbe hat 6 Flutöffnungen von je 5,34 m Lichtweite. Es hat dreierlei Aufgaben zu erfüllen, einmal Sicherung des Oderbruchs gegen den Rückstau des Unterwassers, alsdann Aufstau des Oberwassers zur Erhaltung der Schiffbarkeit und endlich Verschluss des Vorflutkanales gegen das Oberwasser, um bei einem Durchbruch zwischen Lebus und Neu-Glietzen die gewaltsame Durchströmung des Kanals zu verhindern.

Da das Niederoderbruch fast alljährlich unter dem Hochwasser zu leiden hat, so beschloss man allmählich eine Anzahl Sonderpolder zu errichten und zwar so, dass sich ihre Ausführung nach den Bedürfnissen der Landstriche richten sollte. Die Trockenpolder für Ackerland sind während des ganzen Jahres trocken zu halten und zwar mittels kleiner Schöpfwerke zur Zeit des hohen Wasserstandes. Die Nasspolder für Wiesen sollen während des Winters Stauberieselung mit Oder-, Landgraben- oder Höhenwasser erhalten, gegen Ende des Winters aber trocken laufen, um den Frühjahrsfluten als Sammelbecken zu dienen. Zwei solcher Anlagen sind schon fertig; die eine erstreckt sich von Neu-Glietzen oderaufwärts bis Zollbrücke und die zweite hat ihr Schöpfwerk beim Bahnhof Freienwalde.

Kleine Mitteilungen.

Das „Abtreten“ der Leichensteine. Über das Verlegen der Leichensteine in den Kirchen, um die Platten als Fliesen zu benutzen, und über das damit verbundene allmähliche „Abtreten“ der auf den Leichensteinen befindlichen Inschriften, Wappen und Bildnisse ist in den letzten Jahren oftmals, auch von dem Unterfertigten, öffentlich geklagt worden. Theodor Fontane, dem dies leidige Misshandeln der ehrwürdigen kirchlichen Denkmäler bei seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg nicht verborgen blieb, weiss davon ein artiges Geschichtchen in seinem „Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes“ kurz vor dem Unglücksjahr 1806 zu berichten. Die Berliner Herrschaften besuchten die Kirche von Tempelhof oder wie man damals, seltsamerweise mit einer wendischen Verstümmelung, sagte „Templow“*) unter Führung des Küstertöchterleins. Auf

*) Noch jetzt spricht übrigens der richtige Berliner von dem grossen Exerzierplatz im Süden Berlins lieber „Templower Feld“ als „Tempelhofer Feld“. Auch „Templower Ufer“ hört man vielfach sagen. In der Urkunde, durch welche der Bischof Rutger von Brandenburg am 29. April 1247 (Riedel, A. XIII. 315) dem Kloster Walkenried am Harz den Zehnten über 100 Hufen in der Uckermark überliess, und

Befragen nach einem alten Grabsteine wird ihnen ein abgetretenes, aber doch noch deutlich erkennbares Steinbild, das aufrecht in einen Pfeiler, dicht neben dem Altar, eingemauert war, gewiesen. Es war ersichtlich ein Reiteroberst, angeblich ein Tempelritter, der Ritter von Tempelhof geheissen. „Und diesen Grabstein liess er schon bei Lebzeiten machen — sagt das Mädchen —, weil er wollte, dass er ihm ähnlich werden sollte. Und er baute diese Kirche und baute zuletzt auch das Dorf, und nannte es Tempelhof, weil er selber Tempelhof hiess. Und die Berliner sagen „Templo“. Aber es ist falsch.“

„Er lag hier vor dem Altar über hundert Jahre, bis es ihn ärgerte, dass die Bauern und Einsegnungskinder immer auf ihm herumstanden, und ihm das Gesicht abschurrten, wenn sie zum Abendmahl gingen. Und der alte Maltusch, der jetzt ins neunzigste geht, hat mir und meinem Vater erzählt, er hab' es noch mit seinen eigenen Ohren gehört, dass es noch mitunter so gepoltert und gerollt hätte, wie wenn es drüben über Schmargendorf donnert. Aber sie verstanden nicht, was das Poltern und Rollen bedeutete. Und so ging es, bis das Jahr, wo der russische General, dessen Namen ich immer vergesse, hier auf dem Tempelhofer Felde lag. Da kam einen Sonnabend der vorige Küster und wollte die Singezahlen wegwischen und neue für den Sonntag anschreiben. Und nahm auch schon das Kreidestück. Aber da sah er mit einem Male, dass die Zahlen schon weggewischt und neue Gesangbuchzahlen und auch die Zahlen von einem Bibelspruch, Kapitel und Vers mitangeschrieben waren. Alles altmodisch und undeutlich, und nur so grade noch zu lesen. Und als sie nachschlugen, da fanden sie: ‚Du sollst Deinen Todten in Ehren halten und ihn nicht schädigen an seinem Antlitz.‘ Und nun wussten sie, wer die Zahlen geschrieben und nahmen den Stein auf, und mauerten ihn in den Pfeiler.“ Schach bemerkt hierauf, es sei ein Reiteroberst aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges oder auch erst aus den Tagen von Fehrbellin, Achim von Haake, gewesen. Dass diese Geschichte dichterische Erfindung sei, braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, volkstümlich und für die Sache lehrreich klingt sie darum nicht minder.

Auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Schwerin habe ich als deren Vorsitzender am 9. September 1890 auf die Dringlichkeit des Schutzes der als Platten in den Kirchen liegenden alten Grabsteine (vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins etc. 38. Berlin 1890, S. 111) hingewiesen. Am 14. Februar 1889 war für Preussen bereits ein Staatsministerialerlass zum Schutz der Grabsteine veröffentlicht (a. a. O. Jahrg. 37, 1889, S. 177); auch im Jahrg. 39, 1891, S. 28 bin ich nochmals auf die Notwendigkeit der Erhaltung der Grabsteine eingegangen.

in der Bestätigung dieser Schenkung seitens des Dom-Kapitels in Brandenburg vom selbigen Tage (Riedel, A. XIII. 316) wird ein „magister Hermannus de Templo“ in Gemeinschaft mit höheren Geistlichen, den Aebten von Zinna und Lehnin, dem Probste Symeon von Kölln etc. und zwar gleich hinter den Aebten, als Zeuge aufgeführt. (Nach Brecht, das Dorf Tempelhof, Berlin 1878, S. 3 fig.) Es fragt sich aber, ob „templo“ hier nicht einfach der Ablativus des lateinischen Wortes „templum“ ist. 43 Jahr später findet sich das Dorf zuerst unter dem Namen „Tempelhoffe“, „Tempelhoffe“ erwähnt, Brecht a. a. O. S. 6.

Allerdings darf ein Umstand nicht übersehen werden, dass nämlich Fälle vorkommen, wo die Verstorbenen selbst gewünscht haben, dass die Grabplatte über ihren Grabstätten in den Erdboden, meist nahe dem Altar, eingelassen werden sollte. Einige Frommen haben dies aus christlicher Demut gethan: es sollte gerade absichtlich auf ihren Grabsteinen herumgetreten werden. Dann sind es aber allemal schlichte, wenig oder gar nicht verzierte Steine. Es giebt aber auch prachtvoll ausgehauene oder mit Metall ausgelegte Grabplatten, die ebenfalls über den Grabstätten von Anfang an im Fussboden der Kirche gelegen haben. Hiermit ist der Wunsch, dass sie be- und abgetreten werden sollten, keineswegs verbunden worden. Es wäre ja das auch eine widersinnige Vereinigung von Hochmut und Demut gewesen. Diese Prunkgrabsteine lagen vielmehr entweder in wenig besuchten Kapellen oder an solchen Stellen nahe dem Altar, die gegen die Volksmenge in der katholischen Zeit abgesperrt waren. In der nachkatholischen Zeit ist diese Absperrung und damit die geheiligte Scheu vor dem Treten auf die Grabsteine fortgefallen. Auch diese oft für die Kirchen-, die Orts- und die Landesgeschichte wichtigen Steine sollten herausgenommen und durch senkrecht Einmauern an den Wänden vor der Zerstörung gerettet werden. In diesen Fällen empfiehlt es sich, den geretteten Stein mit einer Metallnummer zu versehen und an Stelle seiner in den Fussboden eine gewöhnliche Platte mit derselben Metallnummer versehen einzulassen. Es wird auf diese Weise die alte Grabstelle genügend markiert und kann dieselbe alsdann ohne Bedenken, dass etwa in Zukunft die Lage des darunter befindlichen eigentlichen Grabes verdunkelt werde, betreten werden.

Berlin, den 16. November 1897.

E. Friedel.

Altes märkisches Kirchen-Steinmetz-Zeichen. In der „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg (Jahrg. 1893 S. 86) berichtet E. Friedel über das Dorf Hönow:

„An der Südwest-Ecke der hausteinernen Kirche ist in Mannshöhe ein dunkler, anscheinend dioritischer Stein eingelassen, in welchem nach dem beifolgenden Schema ein seicht vertieftes und schraffirtes doppeltes griechisches Kreuz gemeißelt ist. Über die Bedeutung dieses Zeichens, welches unter die Kirchenmarken zu rechnen sein dürfte, haben wir nichts in Erfahrung gebracht. Vgl. auch Bergau S. 416, wo indessen die betr. Marke nicht erwähnt ist und die Kirche als ein Granitquaderbau des 14. Jahrhunderts bezeichnet wird.“

Der Unterzeichnete hat dieselbe Marke auch an einem pommerschen Kirchbau zu Plöwen im Kreise Randow gefunden und sieht in derselben, die er lieber als ein geschachtetes Feld charakterisieren möchte, nichts anderes als ein Steinmetzzeichen. Plöwen unweit von Locknitz (an der Stettin-Pasewalker Bahn) bildete ehemals eine märkische Enclave. Die Marke findet sich hier allerdings nicht wie in Hönow an einer Ecke des Gebäudes, sondern an dem Sockel des Südportals. Dies Portal aber ist in seiner ganzen Formgebung und namentlich in dem von einem Menschenkopf gebildeten Schlussstein des Kreuzgesimses auf den ersten Blick erkennbar als ein Werk des sog. Übergangsstils und zwingt, auf das 13. Jahrhundert als Bauzeit

zurückzugehen. Dasselbe dürfte auch für die Kirche in Hönow geboten sein, ebenso um des Rundbogens willen in seinem aus Granitquadern abgetrepten Portal, wie wegen der Übereinstimmung der Marken. Ich zweifle nicht, dass diese Marke sich bei genauerer Untersuchung der märkischen Dorfkirchen jener Zeit auch noch anderweitig finden würde. Hinzugefügt sei noch, dass das Portal von Plöwen genau dasselbe Profil hat, das sich an einem anderen märkischen Bau findet, nämlich an der Marienkirche in Prenzlau. Überhaupt entsprechen die Quaderbauten Mittelpommerns durchaus den märkischen und sind offenbar nach dem Vorbilde dieser gebildet, während sie in dem westlichen Pommern ihre Muster von Westen her aus Mecklenburg erhalten zu haben scheinen. Namentlich ist der Zusammenhang in der Bauweise in der Uckermark und in dem Kreise Randow ganz unverkennbar.

Stettin, den 25. November 1897.

H. Lemcke.

In Verfolg dieser dankenswerten Mitteilung des Herrn Provinzial-Konservators für Pommern Gymnasialdirektor Professor Lemcke bitte ich die Leser dieser Zeitschrift um gefällige Angabe nach dem Märkischen Museum, wo sich sonst etwa noch ähnliche schachbrettförmige Steinmetzzeichen befinden, Vergl. meine Abbildung im Monatsblatt 1893 Seite 86.

E. Friedel.

Der hoffähige Leierkasten. Im September 1896 berichteten die Zeitungen, dass Kaiser Wilhelm II. den italienischen Leierkastenmann Savori nach dem Marmorpalais in Potsdam kommen liess, um dort zum Geburtstag einer Prinzessin aufzuspielen, und dass unser Herrscher mit dem Manne, der nur gebrochen deutsch sprach, sich leutselig unterhielt. Dieser Savori, der nicht unvermögend ist und sich mit dem angeborenen Chic seiner Landsleute zu benehmen versteht, wird in Potsdam häufig von hohen und höchsten Kreisen requiriert, in die Hotels und Offizierkasinos sowohl als auch in Privatgesellschaften. Der vor etwa 20 Jahren in Potsdam eingewanderte Drehorgelspieler sorgt denn auch dafür, dass er stets die neuesten Tänze und Weisen auf die Walze bringt.

Ich kann bezüglich Berlin hinzufügen, dass ich auch hier bemerkt habe, wie in Familien der höchsten Aristokratie, die in Berlin den Winter über zubringen, ohne hier ansässig zu sein, sich in ihren Quartieren nicht selten durch Drehorgelspieler zum Tanze aufspielen lassen. Selbstredend sind dies stets ordentlich gekleidete, anständige und auserlesene Leute.

Ein alter biederer Berliner Bürger, der Tischlermeister Theodor Schmiedcke, der bereits im Jahre 1847 im Hause meiner Eltern tischlerierte, also auf eine lange Lebenszeit zurückblickt und voller denkwürdiger Erinnerungen steckt, teilt mir anlässlich des Savori'schen Falles folgendes mit:

„Mein Grossvater mütterseits, der Mechanikus Joseph Benoit, Besitzer einer Tierbude (Menagerie) und eines mechanischen Kabinetts, Berlin, Georgenstrasse 45, bereiste von hier aus mit seinen Schaustellungen aller Herren Länder, selbst ausserhalb Europas, und liess sich als etwas ganz besonders Neues und Merkwürdiges in Breslau eine künstliche Drehorgel bauen, mit welcher er hier in Berlin etwa in den Jahren 1780 bis 1790 auftrat.“

Benoit wurde mit seinem Wunderkasten sehr häufig in das Berliner Königliche Schloss befohlen. Auf der Drehorgel waren grosse mechanische Figuren befestigt, welche sich zum Ergötzen der Hörer und Beschauer nach dem Takt der Musikstücke bewegten. Auch andere Kunststücke, Schattenspiele, Laterna Magica-Bilder und dergl. wurden von Benoit gezeigt. Besonders exzellierte er durch die Darstellung des Leichenkonduktes der hochseligen Königin Luise, der auf eine Wandseite des Weissen Saales geworfen wurde und unter Trauermusik passierte, wobei der gesamte Hof, natürlich auch die jugendlichen Prinzen und Prinzessinnen zugegen waren.

Dies verschaffte dem Benoit viel Kundschaft, er musste mehrere dergleichen kunstvolle Leierkasten anschaffen, deren Spiel in den Hotels und Gasthäusern sehr begehrt war und meinem Grossvater viel Geld brachte.

Alle diese Kunstsachen waren, wie angedeutet, in dem alten Hause Georgenstr. 45 untergebracht, welches tief unter dem Strassendamm lag und ein doppeltes Dach hatte, weshalb das Gebäude den Spitznamen ‚der Neustädtische Sargdeckel‘ führte.“ —

Ich bin im Jahre 1848 als Kind in diesem seltsamen und unheimlichen Bau, der so recht wie ein Spukhaus aussah, öfters gewesen. Er ist längst verschwunden. An seiner Stelle erhebt sich ein dem Kgl. Oberhofmarschallamt gehöriges Dienstgebäude.

Berlin, 11. November 1897.

F. Friedel.

Hochzeitsthaler. Das Märkische Museum hat vor kurzem einen wohl-erhaltenen silbernen Hochzeitsthaler erworben. Auf der Vorderseite ragt aus Wolken ein rechter Arm, der an flatternden Schnüren drei verbundene Herzen hält. Darunter zwei schnäbelnde Turteltauben, rechts und links je eine blühende Blume und ein Fruchtbaum. Darunter:

Wo Gott die Hertzen so verbunden,
Da bringt die Eh' beglückte Stunden.

Auf der Rückseite steht:

Soll Dein Freyen
Woll gedeyen,
Flehe Gott umb Gnade an.
Bei dem Flehen
Mustu sehen,
Ob Dein Freyen woll gethan:
Freyen ist kein Pferdekauff,
Freyer thu die Augen auff.

Bei den letzten zwei Zeilen fallen einem unwillkürlich die berühmten Verse wieder ein, welche der im Ratsweinkeller zu Lübeck befindliche Sandsteinkamin (1575) des „Brautgemachs“ trägt:

Menich man lude synghet,
Wen me em de brut bringet.
Weste he wat man en brochte:
Dat he wol wenen mochte.
(Mancher Mann laut singet,
Wenn man ihm die Braut bringet;
Wüsste er was man ihm brächte:
Dass er wol weinen möchte.)

E. Fr.

Nachlese zum Toten Mann. (Vgl. Monatsblatt VI, S. 178—180.)
 A. Der tote Mann bei Swinemünde. Von Friedrichsthal führt ein Fahrweg am Saum des Waldes bis zur Ducherow-Swinemünder Chaussee. Zur Rechten geht ein Fussweg nebenher, der kurz vor dem Eisenbahndamm wieder in den Fahrweg mündet. Etwa 200 Schritt von der Bahn lag zwischen dem Fahrweg und Fussweg der tote Mann.

Ein alter Fischer aus Cammincke (am Haff) beschrieb mir die Stelle genau und erzählte, dort sei vor vielen Jahren ein Mann erschlagen worden. Jeder Vorübergehende habe früher einen Zweig auf die Stelle geworfen. Bald sei der Haufen klein, dann wieder gross gewesen; schliesslich sei er ganz verschwunden. Heut ist er nicht mehr da.

B. Der „tote Mann“ bei Pasewalk. In der Rothenburger Heide (königl. Forst) führt der Weg an einem Reishaufen vorüber; jeder Vorüberkommende muss einen Zweig darauf werfen.

Dort wurde vor langer Zeit ein Pferdehändler ermordet.

Mitgeteilt von Herrn C. Ledoux, Hausbesitzer, Ramlerstr. 25. Herr Ledoux hat den Haufen selber gesehen.

C. 4 „tote Männer“ sollen sich in der Heide bei Ueckermünde aus Reisholz aufgeschichtet befinden.

Mitgeteilt durch Frau Blunck, Ahlbeck, Schulstr. 9.

O. Monke. Juli 1897.

Berichtigung.

Der arme Mann in der Bernauer Vorheide. In meinem Bericht in Nr. 9 der Brandenburgia habe ich durch ein Versehen eine zweite Version der Volkssage unerwähnt gelassen, ohne welche der Schlusssatz über den Salzgehalt des Wassers unverständlich bleibt.

Es wird nämlich noch erzählt, dass der Bauer samt seinen Zugtieren im sumpfigen Teiche ertrunken sei: als nun dem Bäuerlein das Wasser schon bis an den Hals reichte, reckte es, den sicheren Tod vor Augen sehend, die Arme gen Himmel und schrie: „Ich armer Mann, ich armer Mann!“ Weil aber der Bauer an dem heissen Tage sehr stark geschwitz hatte, ist das Wasser von seinem Schweisse salzig geworden und so ist es geblieben bis an den heutigen Tag.

Der „arme Mann“ ist leicht zu finden; er liegt in dem Winkel, den der Schönower Weg mit der Wandlitzer Chaussee im Nordosten bildet. Der Schönower Weg schneidet die Chaussee bekanntlich ca. 1 Kilometer (10 Minuten) nördlich vom Waldesrand. Verfolgt man den Weg von diesem Schnittpunkte aus in der Richtung nach Ützdorf, bezw. Lanke, so erreicht man den an der linken Seite des Weges liegenden Teich in 5—6 Minuten. Der Teich ist fast kreisrund, und seine Fläche ist derartig mit Sumpfpflanzen bewachsen, dass nur am Rande ein etwa meterbreiter Wasserstreifen übrig geblieben ist, der sich auf der Ostseite am deutlichsten markiert.

O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Berichtigung.

In dem Vortrage des Herrn v. Schulenburg „Altertümer aus dem Kreise Teltow“, „Brandenburgia“ VI. 117 flg. sagt der Vfr. S. 134, 137, 138 und 139 bezüglich mehrerer vorgeschichtlicher von dort stammenden Fundstücken, die er zwischen 1877 und 1887 dem Museum für Völkerkunde geschenkt, dass dieselben fortgeworfen oder ins Ausland verschenkt seien. Hierzu bemerkt Herr Direktor Dr. Voss, dass diese Angabe unrichtig sei, die Gegenstände wären sämtlich im Museum noch jetzt vorhanden mit alleiniger Ausnahme der perlartigen weissen Metallstückchen S. 139. Diese sind 1884 im Eingangsjournal eingetragen, aber aus nicht erinnerlichen Gründen, vermutlich weil wertlos, nicht inventarisiert worden.

Entgegnung.

In der obigen Zuschrift wird zugestanden, dass die beiden metallisch glänzenden Kugelchen nicht mehr vorhanden sind. Im übrigen muss ich meine Angaben aufrecht erhalten, bis man mir Gelegenheit gegeben hat, mich an Ort und Stelle von dem Vorhandensein der eingesandten Gegenstände zu überzeugen.

W. v. Schulenburg.

Persönliche Nachrichten.

Unser 2. Vorsitzender, Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel, feierte am 13. Februar sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum als Stadtrat von Berlin. Neben vielen anderen Gratulanten erschien in der Wohnung des Jubilars eine Abordnung von Mitgliedern unsers Vorstandes und Ausschusses, welche ihm die herzlichsten Glückwünsche seitens der „Brandenburgia“ durch den Mund des Obmannes des Ausschusses, Geheimen Baurat Bluth, aussprach. Der Gefeierte, der am 13. Februar 1873 als Stadtrath in die Versammlung der Stadtverordneten eingeführt und dort durch den Oberbürgermeister, jetzigen Staatsminister Hobrecht begrüsst und verpflichtet worden ist, dankte mit warm empfundenen Worten.

16. (10. ausserordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Freitag, den 21. Januar 1898, nachmittags 2 Uhr,
mit gütiger Genehmigung des Gemeinde-Kirchenrats:

Besichtigung
der neuerbauten St. Georgenkirche.

Eine zahlreiche Versammlung hatte sich in der neben dem Hauptportal gelegenen Tauf- und Traukapelle eingefunden. Nachdem der Vorsitzende, Geh. Regierungsrat Friedel, dem Superintendenten Wegener und dem Erbauer des Gotteshauses, Geh. Regierungsrat Professor Johannes Otzen im voraus den Dank der Anwesenden ausgesprochen, gab das Ehrenmitglied Ferdinand Meyer einen kurzen geschichtlichen Rückblick auf St. Georgen und dessen Hospital.

Am 31. August des letztverflossenen Jahres riefen die ehernen Zungen der Abendglocken zu dem vom Superintendenten Wegener gehaltenen Abschiedsgottesdienst in der alten St. Georgenkirche.

Über sechshundert und fünfzig Jahre sind an dieser Stätte wie „verschwindende Schatten“ vorübergezogen, — vor unserm inneren Blick aber steigen sie wieder auf die wechsellvollen Bilder, seitdem werktätige Nächstenliebe den von der schrecklichen Krankheit des Aussatzes betroffenen Elenden und Pilgrimen hier eine Zufluchtsstätte bereitet hatte. Wir vernehmen den fernen Klang des Glöckleins, hören des Priesters Flehen: „O George, miles Christi!“ in der kleinen Kapelle des diesem Heiligen als Schutzpatron unterstellten Leprosenhauses.

Als dieselben im Mittelalter entstanden, übten zunächst die Geistlichen diese Pflegepflicht, bis das selbständige Laienwerk dann zum Durchbruch gelangte. Im engsten Zusammenhange standen die Leprosorien in der mitteleuropäischen Tiefebene mit den in Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden, und zwar wurde das erste derselben zu Acron begründet. Ihm folgten unmittelbar die übrigen europäischen Stiftungen, im nördlichen Deutschland fast ausschliesslich St. Georgs- oder St. Jürgenspitäler nach dem kappadokischen christlichen Königssohne benannt, welcher der Legende zufolge gegen Ende des 3. Jahrhunderts gelebt und einen Drachen getötet haben soll, der eine Jungfrau zu verschlingen drohte. Des Prinzen Bildnis, in voller Rüstung auf einem weissen Rosse dargestellt, führten die Kreuzfahrer in ihrem Panier, als Symbol der Kirche im Kampfe gegen die Ungläubigen auf dem Boden Palästinas, unter Anstimmung jener Hymne: „O George, miles Christi!“

Die Leprosorien lagen ausserhalb der Städte, zur Seite der Heerwege; in Berlin an der Oderberger- (späteren Bernauer-) Landstrasse, wo dieselbe vor dem heutigen Georgenkirchplatz mit dem Landsberger Heerwege zusammentraf. Hier musste das Hospital mit seinem Kirchlein um 1240, als Berlin zu einer deutschen Stadt geworden war und die Wallfahrten nach dem heiligen Lande noch immer stattfanden, sogleich gegründet worden sein.

Bei dem allmählichen Verschwinden der Kreuzfahrer aus den brandenburgischen Landen wurden die Pesthäuser in Hospitäler für einheimische Sieche und Kranke, in Zufluchtsstätten für das hilflose Alter umgewandelt; doch behielten sie ihren altwürdigen Namen. Wann diese Veränderung in Berlin erfolgte — wir wissen es nicht. Solch' frühe, stille Stätten erbarmungsvoller Liebe haben keine Geschichte, und so sind wir auch bei uns nur auf einzelne spätere Urkundenangaben hingewiesen. Eine solche ist zunächst in der Urkunde der am 18. Juni 1272 bestätigten Bäckergilde enthalten, nach welcher das minderwertige Brot aus den Scharren den beiden Armenhöfen (St. Georgen- und Heiligegeist-Hospital) überwiesen werden sollte. Dann gewährte Bischof Ludolf II. von Halberstadt am Tage vor Mariä Himmelfahrt (14. August) 1278 allen denen einen 60tägigen Ablass, die ihre Sünden wahrhaft bereuen, bekennen und rechten Schmerz darüber empfinden, auch dem Krankenhause zu St. Georgen in Berlin zur Stärkung der Siechen hilfreiche Hand leisten oder ihm sonst ihre Teilnahme und Gunst zuwenden würden.

Dann waren die Schneider nach dem Gildebriefe vom 10. April 1288 verpflichtet, bei Gewinnung des Werkes 4 Pfund Wachs zu geben, wovon je ein halbes Pfund an die beiden Hospitäler verabfolgt werden sollte.

Und am 12. März 1331 erteilten zehn Bischöfe allen denen, welche die St. Georgskapelle oder Hospitalkirche bei Berlin mit angenehmer Ehre besuchen und hochachten etc., auch besagte Kirche und Hospital an allen und jeden Festen der Heiligen, denen dort Altäre geweiht, besuchen und zum Ausbau, zur Beleuchtung oder Ausschmückung hilfreiche Hand bieten, oder Gold, Silber und Stoffe etc. schenken oder vermachen würden, einen 40tägigen Ablass.

Es geschieht hier der Hospitalkirche zum ersten Male Erwähnung. Auf einer späteren Abbildung des dann erweiterten Gotteshauses zeigt der Teil des älteren Kirchenschiffes Strebepfeiler und einen sogenannten Dachreiter auf.

Ähnliche Georgshospitäler lassen sich in unserer Mark noch bei 24 Städten nachweisen; hin und wieder auch eine noch erhalten gebliebene Darstellung des Schutzheiligen, wie er in höchster Vollendung

als Erzgebilde aus Professor Kiss' Meisterhand hervorgegangen, im äusseren Schlosshofe seine Aufstellung gefunden hat.

Verweilen wir noch bei einer Urkunde vom 17. März („am Sonntage, an dem man singt: Oculi mei“) 1381. Sie lautet in der Übertragung: Wir, die alten und neuen Ratmänner der Stadt Alt-Berlin, bekennen hiermit, dass wir in sorgsamer Erwägung der mannigfachen Mängel und Ungehörigkeiten, an denen unsere Siechenhäuser und Spitäler zum Heil. Geist und zu St. Georg leiden, zu der Einsicht gekommen sind, dass es für die Armen, die dort gepflegt und unterhalten werden, nützlich und vorteilhaft sei, wenn wir ihnen einen tüchtigen und sorgsamsten Mann zum Vorsteher und Leiter der Anstalten gäben. Ferner haben wir wohl überlegt und in Erwägung gezogen die mancherlei getreuen Dienste und den willigen Gehorsam unsers Dieners Jürgen Wilcken und seines Sohnes, Herrn Johannes. Und wir sind in Ansehung ihrer Weisheit, Vernunft und Umsicht zu der Überzeugung gelangt, dass sie sich wohl eignen zu Vorstehern gedachter Siechenhäuser und Spitäler, und zu Pflegern der armen Leute in geistiger wie in weltlicher Beziehung. Darum haben wir sie einmütig erwählt und bestellt, erwählen und bestellen sie kraft dieses offenen Briefes zu rechtmässigen Vorstehern und Verwaltern der genannten Siechenhäuser und Spitäler für die armen Leute, mit voller Macht zu thun, zu befehlen, zu verabreichen, zu lassen und zu verbieten, ganz wie es ihnen zu Nutz und Frommen der Siechenhäuser geboten erscheint. Und weder wir, noch unsere Nachfolger sollen beide während ihrer Lebzeiten dieses Amtes entsetzen, sondern Wilcken und seine Ehefrau und ihr Sohn sollen dort wohnen, und was sie benötigt sind an Kleidern und Nahrung und sonstigen Bedürfnissen, so lange sie leben, beziehen. Für den Fall, dass einer von beiden, Wilcken oder Johannes mit Tode abginge, so soll der Überlebende das Amt mit gleicher Machtbefugnis und ebenso wie vorher, als sie beide waren, bekleiden. Wenn aber Gott beide sterben lässt und Wilckens Gattin sie beide überlebt, soll dieselbe eine ihr passende Wohnung beim heil. Geiste oder bei St. Georg sich aussuchen, und soll dort ungehindert wohnen bleiben und am Tische des Nachfolgers in dem Vorstand der Spitäler essen und trinken an seinem Tische und aus seiner Schüssel, so lange sie lebt, ohne Störung und Hinderung. Dafür haben genannter Wilcken, seine Gattin und ihr Sohn Johannes 22 Schock Groschen bar an die Kasse der Siechenhäuser und Spitäler gezahlt, worüber wir ihnen hiermit namens derselben quittieren. Dess zum Zeugnis haben wir unser Stadtsiegel an diese Urkunde gehängt.

Im Schatten der hohen Friedhofslinden lagen Hospital und Kirchlein fast drei Jahrhunderte vereinsamt vor dem St. Jürgenthor, wie das alte Oderberger am Kreuzpunkte der heutigen Königs- und Neuen Friedrichstrasse zuvor hiess. Wie oft die geistlichen Funktionen in Berlin noch

1579 in Anspruch genommen wurden, geht aus einer handschriftlichen Notiz hervor, die sich in dem mir gehörigen Thurneisserschen Kalender jenes Jahres befindet. Sie lautet: Diess Jahr seind getrauet worden 92 par Ehleuts, 429 Kinder getauffet, 264 Perssonen gestorben.

St. Georgen unterstand noch ohne eigenen Geistlichen dem Ministerium von St. Nicolai.

Als dann aber in Folge des neuen Festungsbaues die Ansiedelungen in den Vorstädten einen rapiden Fortgang genommen, beantragten die Bewohner der Stralauer-, Georgen- und Sophien-Vorstadt, welche auf die kleine Spitalkirche angewiesen waren, die Erhebung derselben zur Pfarrkirche. Allein das geistliche Ministerium von St. Nicolai mochte die Einnahmen nicht verlieren, und so zog sich die Angelegenheit bis zum Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrichs III. hin. Dieser „resolvirte“ unterm 18. März 1689: „Als dieweil die Bürgerschaft und die Einwohner sowohl in Berlin, als auch die Vorstädte am Volke täglich sich mehren und zunehmen, und also das Ministerium in Berlin mit denen in der Stadt wohnenden genugsam zu thun haben, hiergegen die in denen Vorstädten, sonderlich im Winter, da des Abends die Thore um 4 Uhr geschlossen, des Morgens aber erst um 8 Uhr geöffnet, wegen der Kranken und Sterbenden, auch der jungen und kranken Kinder, deren Eltern sie gerne vor Absterben getauft sehen möchten“, ist ein eigener Prediger in diesen Vorstädten anzustellen, welcher in der sogenannten Spitalkirche predigen soll.“

Im übrigen fand auch hier, wie bei der Gertraudten-, Heiligegeist- und Sebastians (Luisenstädtischen) Kirche, während des Sommers der Gottesdienst unter den Lindenbäumen des Kirchhofs statt.

Der erste neugewählte Prediger an St. Georgen war Christoph Wilke, eines Goldschlägers Sohn aus der Heinersdorfer- (Prenzlauer-) Strasse. Er bezog ein jährliches Gehalt von 80 Thlrn., für das sowie für Beschaffung einer Wohnung zwölf „einigermassen wohlhabende“ Gemeindeglieder sich mit Haus und Hof verbürgten. Der Kantor bezog 40, der Organist 15 Thlr. Letzterer hatte nur ein kleines Positiv zu spielen, das 20 Thlr. kostete, wozu ein Ungenannter 15 Thlr. beige-steuert hatte.

Im Jahre 1764—65 erfolgte ein Anbau der Kirche; acht Jahre später ein stattlicher Turmbau an Stelle des Dachreiters. Um dieselbe Zeit schied ein grosser Teil der Gemeinde, die neu begründete Sophien-Parochie, aus.

Dann wurde 1716 das alte Pesthaus abgebrochen und zu dem 1720 erfolgten Erweiterungsbau des Hospitals hinzugezogen, wie dasselbe auf dem Kirchplatz sich erhebt, seit einigen Jahren aber seiner Bestimmung nicht mehr dient.

Eine erhebende Feier vollzog sich in St. Georgen, als am 2. Mai 1732 der Konsistorialrat Roloff den vertriebenen und in Berlin eingewanderten Salzbergern eine Predigt abhielt und an 400 derselben das heilige Abendmahl austheilte.

Die zunehmende Baufälligkeit des Gotteshauses und das Anwachsen der Gemeinde gegen Ende des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens machten einen Neubau erforderlich. So wurde denn 1779 das alte Gebäude, mit Ausnahme des erst 1714 erbauten Turmes, niedergerissen und mit königlicher Unterstützung der neue Bau durch den Ober-Bau-Direktor Naumann errichtet. Bereits am 29. Oktober des folgenden Jahres (1780) konnte das Gotteshaus durch den Probst Spalding geweiht werden.

Grossartig gestaltete sich die Feier des einhundertjährigen Bestehens, am 19. Juli 1789.

Zwei Momente aus den Annalen von St. Georgen seien noch hervorgehoben.

Wenige Tage nach dem am 27. Oktober 1806 erfolgten Einzuge Napoleons wurde das Gotteshaus von feindlichen Dragonern mit ihren Pferden besetzt; draussen auf den Gräbern der Toten loderten die Bivouacfeuer empor.

Wie anders 1814, als die Gemeindemitglieder in patriotischer Kundgebung und herzlicher Siegesfreude zur Orgel auch Posaunen und zwei Pauken stifteten. Letzteren gab man die Inschriften, dass sie „ein Geschenk zum Denkmale der wundervollen Hülfe seien, welche der Herr der Heerscharen in den Jahren 1813 und 1814 bei dem mit Gott für König und Vaterland begonnenen heiligen Kriege erzeugte, da er einen Sieg nach dem andern und bald den glorreichsten Frieden uns schenkte.“ Auf der andern heisst es, wie die Gemeindemitglieder „dieses Denkmal als Andenken ihrer Freude, ihres Lobes und Dankes für die grossen Wunder Gottes gestiftet haben, so wünschen sie, dass auch die Nachkommen, welche die noch reiferen Früchte dieser grossen Gnade Gottes geniessen werden, nie vergessen mögen die Wunder des Herrn und ihn fortwährend dafür preisen.“

Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich noch, dass diese Pauken als etwas aussergewöhnliches bei kirchlicher Festmusik in Gebrauch waren. Seit Jahren erinnern sie im Märkischen Provinzial-Museum an die glorreiche Zeit ihrer Stiftung.

Von altgeschichtlichen Erinnerungen ist wohl kaum etwas vorhanden. In früheren Turmknöpfen fand sich nichts vor; die gelegentlich einer Turmreparatur 1821 dem Knopfe einverleibten Gegenstände werden in der Sakristei zur Aufbewahrung kommen.

Einige Denksteine im Innern des alten Gotteshauses kündeten uns die Namen der in der Kirchengruft beigesezten Geistlichen: Johann

Lysius † 1716; Levin Johann Schlicht, ein Nachkomme der Edlen v. Boyneburg, † 1723. Von ihm findet sich in unserm Gesangbuch das Abendlied (No. 550) vor: „Ach mein Jesu, sieh, ich trete, da der Tag sich nunmehr neigt etc.“.

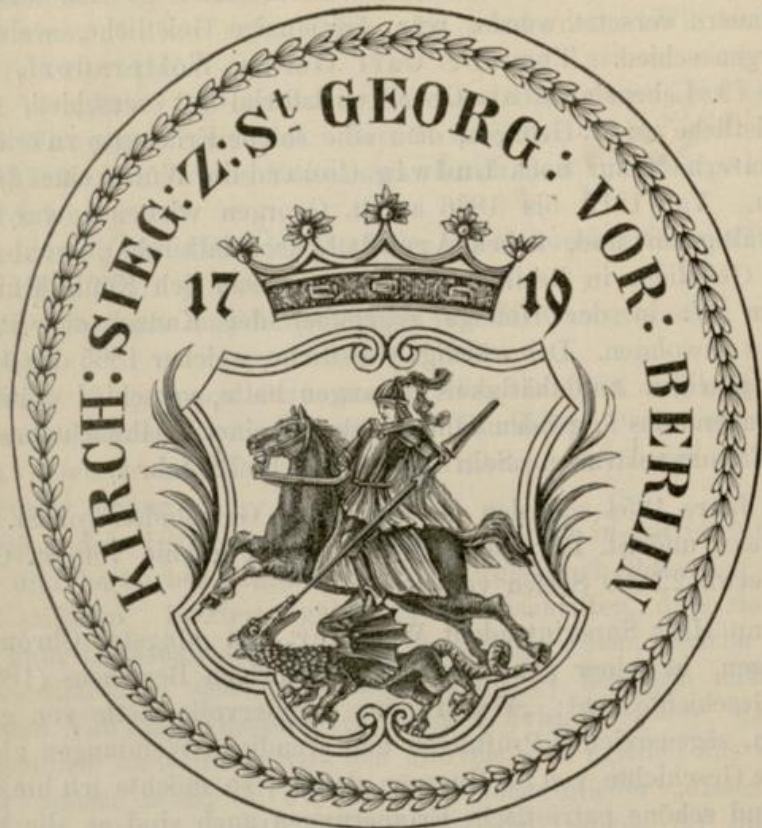
Daniel Schönemann, welcher ganze Predigten in Reime improvisierte, von Friedrich Wilhelm I. aber 1735 zu den Friedrichsfelder Bauern versetzt wurde, war der einzige Geistliche, welcher von St. Georgen schied. Theodor Carl Georg Woltersdorf, welcher 1806 im 79. Lebensjahre als Ober-Konsistorial-Rat verschied, war der erste Geistliche an St. Georgen, dem eine solche Erhebung zu teil wurde. Nach ihm erhielt nur noch Ludwig Couard die Würde eines Dr. theol. verliehen. Von 1819 bis 1866 an St. Georgen wirkend, war er einer der gewaltigsten und, neben Arendt (Parochialkirche), wohl der beliebteste Geistliche in Berlin. Des öfteren sah ich König Friedrich Wilhelm IV. in der Hofloge gegenüber der Kanzel den Predigten Couards anwohnen. Der würdige Geistliche, welcher 1865 das Jubiläum seiner 50jährigen Amtsthätigkeit begangen hatte, verschied plötzlich am Vorheiligabend des folgenden Jahres während einer Weihnachtsbescherung in der Wassmannstrasse. Sein Leben währte 73 Jahre.

Im Jahre 1854 schieden die drei neuen Gemeinden von St. Marcus, St. Andreas und St. Bartholomäus aus der Parochie von St. Georgen, welcher etwa 22 000 Seelen verblieben.

Wenn Herr Superintendent Wegener, als jüngster Chronist von St. Georgen, in seiner zur Feier des 200jährigen Bestehens (1889) verfassten Geschichte sagt: „Welch' eine wundervolle Kette von gnädigen Fügungen, segensreichen Prüfungen und freudigen Wendungen zieht sich durch die Geschichte von St. Georgen dahin“, so möchte ich hinzufügen: Grosse und schöne patriotische Erinnerungen auch sind es, die hier vor uns aufsteigen. Zogen doch durch die Bernauer-Strasse, vorüber an St. Georgen, Preussens Könige aus der Krönungsstadt ein! Hielt doch auch hier Luise, die Herrliche, deren Bildnis die grosse Glocke von St. Georgen (aus dem Jahre 1805) aufzeigte, vier Jahre später, am 23. Dezember von Weissensee her an der Seite des Gemahls ihren thränenreichen und doch so erhebenden Wiedereinzug in Berlin! Dess' zum Gedächtnis erhielt die Neue Königstrasse, auf Bitten der dortigen Besitzer, ihren Namen. Und endlich auch ging hier im Nordosten der Hauptstadt das Gestirn der Befreiung auf, in deren Kampfe Alexander Freiherr von Blomberg, am 20. Februar 1813 von einer französischen Kugel getroffen, beim Königsthor als erstes Opfer fiel. Noch sehe ich in der Erinnerung die hohe Pappel aus der Zeit des alten Georgenkirchhofes vor dem Eingange zur damaligen „Grossen Georgenkirchgasse“ aufragen, an deren Fuss der Direktor des Blinden-Instituts, Zeune, ein

kühles Grab für den Gefallenen schaufeln und eine gusseiserne Gedenktafel an den Stamm des Baumes befestigen liess

Bald werden die neuen Glocken am Weihetage von St. Georgen erklingen auf der Stätte, wo — wie bei keiner zweiten Alt-Berlins — erbarmungsvolle Liebe die Stiftungen errichtete, welche ehemals den Platz begrenzten. Möge St. Georg, dessen Steingebilde im Giebelfelde



Ältestes Siegel der Kirchengemeinde von St. Georgen.
(In dreimaliger Vergrößerung.)

des Orgelhauses uns entgegentritt, als Schirmer und Pfleger der Müheligen und Beladenen noch Jahrhunderte hindurch das Wahrzeichen des herrlichen Gotteshauses bleiben!

Das Äussere der Kirche entspricht — wie der Erbauer derselben nunmehr ausführte — der inneren Anordnung, in welcher Haupt- und Seitenschiff, Chor, Orgelraum und Turm sich klar aneinander stellen und durch Kapellen, Sakristeien und Treppenhäuser ergänzt werden. Die Ausführung ist in der Form des deutschen Übergangsstils, jedoch mit voller Freiheit und Selbständigkeit im Detail erfolgt. Mit der Verwendung eines wetterfesten Sandsteins zu den Gesimsen, Ecken und Abdeckungen ist eine Durchbildung der übrigen Bauglieder

im Backsteinbau und dadurch eine gewisse künstlerische Verwandtschaft in den Formen angestrebt. Der Schmuck im äusseren beschränkt sich auf eine reichere Behandlung des Blattwerks in Stein und Thon, und zwar unter direkter Anknüpfung an die Formen der heimatlichen Flora. Als Wahrzeichen der Gemeinde ist an der Giebelwand des Orgelhauses die Sandsteinfigur des Drachentöters angebracht, während im Hauptportal eine Christusgestalt den „Mühseligen und Beladenen“ sich zuwendet.

Eine reiche Symbolik zeigt das Innere der Kirche auf, und auch hier ist eine Behandlung des der nordischen Flora entlehnten Ornaments in Holz, Eisen und Thon, in Malerei und Mosaik erfolgt. Der lutherischen Tradition entsprechend ist das Chor als Abendmahlsraum ausgebildet und reich geschmückt mit Symbolen und Gestalten der heiligen Geschichte. Der aus politurfähigem weissen Kalkstein hergestellte Altar mit seinen vergoldeten Arabesken und Friesen aus venetianischem Glasmosaik deutet in allen seinen Teilen auf den Opfertod des Erlösers hin. Hier sind zur Darstellung gebracht die vier alttestamentarischen Opfertypen: Abel, Isaak, Aron und Melchisedek, welche das mittlere Reliefbild: das von Jesu selbst eingesetzte Abendmahl, umgeben. Darüber erhebt sich das vollbrachte Opfer: Christus am Kreuze; zu seinen Füßen zwei weibliche symbolische Engelsingestalten, die trauernde und die in froher Hoffnung aufblickende Christenheit darstellend.

Die in Leder getriebene Altarbekleidung zeigt den Pelikan mit seinen Jungen (in altchristlicher Symbolik die sich opfernde Liebe des Erlösers). Inmitten des Chores steht der erhobene Christus, mild und versöhnend, aber in der alles Irdische überragenden göttlichen Hoheit; umgeben von den vier in Stein gemeisselten Evangelisten mit ihren Symbolen, und von den in Glasmosaik ausgeführten zwölf Aposteln, mit den überlieferten Märtyrersymbolen. Vom Scheitel des Gewölbes blickt das „Auge Gottes“ herab. Ebenfalls in Mosaik ausgeführt erscheinen im Triumphbogen die Brustbilder der grossen Propheten, darunter in plastischer Steinausführung die Standbilder von Moses und Johannes den Täufer. Die unteren Schragen des Triumphbogens enthalten die Darstellungen des Glaubens, in Gestalt der begnadigten Sünderin, und der Liebe, den barmherzigen Samariter darstellend.

Der Fussboden des Chores und der Mittelgang sind in echtem Stiftmosaik hergestellt; die Mitte des Altarteppichs enthält eine Darstellung der Welt: die Sonne mit den vier Mondzeiten, in deren Umgebung die althistorischen vier Elemente in Medaillons angebracht sind. Eine alte Auffassung des Himmelsgewölbes enthält der den Altar umziehende Fries des Fussbodens.

Die Kanzel, rechts vom Altar, ist ebenfalls aus weissem Kalkstein gefertigt und mit Mosaiken durchzogen; ihren figürlichen Schmuck bildet

das Relief der Bergpredigt. Sonst noch erscheinen symbolisches Blattwerk und stützende Genien am Fusse.

Die Orgelbühne gegenüber dem Altarraum zeigt in der grossen Bogenleibung oben einen Fries musizierender Engel; unten den Königsänger David und die heilige Cäcilie. Die Fenster sind hier rein ornamental geschmückt, während die Grisailfenster des Langschiffes als altchristliche Symbole enthalten: die Taube (Versöhnung), den Löwen (Wächter des Heiligtums), den Adler (Auferstehung), den Hahn (Wachsamkeit), den Pelikan (Aufopferung) und den Hirsch, das Heilsverlangen darstellend.

Der ornamentale und figürliche Schmuck der Chorwände und des Triumphbogens ist in echtem Glasmosaik und Flächenmalerei durchgeführt.

Neben der elektrischen Beleuchtung des Gotteshauses ist auch der Orgelbetrieb und die Läutevorrichtung — letztere durch die dem Bochumer Verein patentierte Erfindung — zum ersten Male in Berlin eine elektrische, und zwar wird sie durch einen im Turm aufgestellten Elektromotor bewirkt. Die Vorrichtung ist folgende: Auf einer Triebwelle ist eine tellerförmige Reibscheibe befestigt, deren eine Fläche mit einer Holzplatte versehen ist. Dicht daneben wird die Läuteseitltrommel auf die Welle geschoben und an diese fest angepasst, sodass sie mit derselben sich fortbewegt. Dies wird dadurch bewerkstelligt, dass man einen daneben befindlichen Hebel, der mit einer schiefen Fläche gegen eine solche des Wellenlagerblockes anlehnt, hebt und dadurch Hebel und Seiltrommel seitwärts schiebt. Sobald nun die Läuteseitltrommel in Rotation kommt, erfolgt eine Schwingung der mit dem Seil verbundenen Glocke, während die Rückschwingung eintritt, sobald der Hebel nachgelassen und dadurch die Friction zwischen Scheibe und Trommel beseitigt wird. In diesem Moment tritt ein seitwärts hängendes Gegengewicht und, sobald die Glocke in vollen Schwung gekommen ist, durch Übertragung eines in die Seiltrommel eingreifenden Zahnrades auch ein Excenter in Thätigkeit. Dieser bewirkt, dass die Seiltrommel ausser Berührung mit der Reibscheibe kommt, bis die Glocke von neuem anschwingt. Zum Läuten ist also nur erforderlich, dass der Glöckner zuerst durch ruckweises Heben des Hebels die Glocke allmählich in vollen Schwung bringt, worauf das Läuten vollkommen gleichmässig so lange andauert, bis der Excenter ausser Thätigkeit gesetzt wird. Alsdann schwingt die Glocke nach und nach aus, weil der neue Impuls fehlt.

Unter den Klängen eines Orgelpräludiums betrat nunmehr die Gesellschaft den weiten hochgewölbten Raum des mittleren Kirchenschiffes, dessen glanzvolle Ausstattung bei teilweise elektrischer Beleuchtung einen geradezu überwältigenden Eindruck machte. Nach beinahe einstündigem Aufenthalt, während dessen von einigen Anwesenden auch die Glocken und Läutevorrichtungen in Augenschein genommen wurden, verliess die

Gesellschaft nur zögernden Schrittes das herrliche Gotteshaus, während der Schall des mächtigen Glockengeläutes weithin verhallte.

17. (7. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 9. Februar 1898, abends 7^{1/2} Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitz: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

Zunächst wird das Vorstandsmitglied Herr Schulrat Professor Dr. Karl Euler zu seinem 70. Geburtstag, den er gestern gefeiert, auf das Herzlichste begrüsst, worauf Herr Euler mit freundlichen Worten dankt.

1. Zum Kapitel Aberglaube und Volksvorstellung teilt unser Mitglied Prediger E. Handtmann zu Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe folgende zwei Beiträge an Herrn E. Friedel für die heutige Sitzung mit.

a) Ihre Mitteilung über Blitzröhren (Brandenburgia V, 108) erlaube ich mir, durch nachstehenden „Aberglauben aus Stadt und Kreis Königsberg i. d. Neumark“ zu vervollständigen. Ich war selbst einmal Objekt des hier mitgeteilten Medikaments; es wird anno 1857 oder 58 gewesen sein.

Mittel gegen erfrorene Hände und Füsse.

Nimm 1. einen Spahn fetten Kien, in welchen, nachdem er gespalten, ein Stückchen Speck eingespannt und welcher alsdann angezündet wird. 2. mittelst der von dem Brande abtropfenden Kien- und Speck-Flüssigkeit zerschmelze ein Stück klaren Eises; 3. in die graue Masse, welche aus vorstehender Mischung sich bildet, knete Saft von Mohrrüben und 4. menge, nachdem die Masse wachweich geartet, für einen Groschen „Gelben Quector“ dazu. Solche Salbe, auf Leinwand gestrichen, und um die Froststellen gebunden, ruft in denselben anfangs heftiges Prickeln und Brennen hervor. Aber bekanntlich: Hitze wider Hitze — das Blitzfeuer treibt das Frostfeuer aus; nämlich der „Quector“ thuts, das übrige ist bloss „schmeidige Hülle“.

Durch einen mir befreundeten Apothekerlehrling bekam ich bald heraus, cujus generis der geheimnisvolle „Quector“ war, nämlich: das aus den sog. „Blitzröhren“, welche an den sandigen Abhängen des „Weinberges“ und des für Zauberkräuter u. dergl. noch mehr verehrten „Pimpinellenberges“ nahe Königsberg gesucht wurden, gefertigte Eisenockerpulver mit obligater Sandbeimischung. In den Dörfern Bolgen, Gossow, Stadt Bärwalde, Flecken Zellin und anderen Orten fand ich

denselben geheimen Volksglauben, traf ihn auch, als ich 1868 Prediger zu Kriescht, Kr. Oststernberg, wurde, in der Apotheke meines damaligen Freundes Storch wieder an.

Auch in hiesiger Gegend werden diese Röhrengebilde dem Blitz, der in den Sand schlägt, sporadisch zugeschrieben, doch ohne dass denselben eine Heilkraft beigemessen wird.

Die in Anlage beifolgenden Blitzröhrenstücke sind auf dem „Höhberk“ am linken Elbufer gesammelt an der Stelle, wo vor längeren Jahren viele schöne Feuerstein-Pfeilspitzen und auch einige Bronze gefunden sind. Ich selbst habe 19 sehr feingearbeitete Feuerstein- und eine Schaft-Bronzespitze da her. Im August 1848 suchten Herr Dr. Götze Berlin u. Dr. Schuchhardt - Hannover mit mir nahe der Fundstelle die Brandreste des Castellum Hobuoki Karls des Grossen (808) sowie nahe bei die Elbbrückenköpfe - Burgwälle Mentschow und Wootz, verbunden durch die Doppelsteinbarre quer durch die Elbe, gen. noch jetzt im Volke „Sonnenberger Weg“.

6. Die „Brandenburgia“ wird es interessieren, wenn ich in dieser „Flottenzeit“ die Erinnerung an eine von mir im Bärkalender 1890 schon gemachte Volks - Vorstellung auffrische, welche einen hübschen Beitrag liefert zu der „absichtslos fort dichtenden Macht des Volkssinns“:

„Vogel — d. i. Schmetterling — Admiral“.

Zur Zeit, wenn des Königs „blaue Jungen“ im Manöver Pflaumen pflücken, hebt sich, durch die Sucher aufgestört, vom Pflaumenessen selber bedächtig vom Boden auf der Vogel Admiral. Nach dem darf keiner schlagen; das wäre ebenso sündhaft, wie das „preussische C“ (C-Vogel) oder den „Kaisermantel“ (Trauermantel) verletzen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie der Admiral (Vanessa atalanta) „mit Herrenanstand“ bald langsam durch die Luft streicht, bald mit kraftvollem Flügelschlage blitzschnell vorwärts stürzt.

Vogel Admiral hat bedeutsame Färbung, nämlich Schwarz und Weiss und zwar Weiss in den oberen Flügelspitzen, dort gestaltet wie das „Zollernquadrat“. Quer über die Oberflügel und als Rand um die Unterflügel geht ihm eine rote Binde, derartig, dass jede Einzelseite den Buchstaben A, beide zusammen den Buchstaben O dem Auge des Betrachters vorlegen. Was aber das Merkwürdigste ist: Auf der Unterseite der Hinterflügel steht zweimal die preussische 18, zu lesen: 1881.

Die Farben Schwarz-Weiss-Rot und diese 18, sowie 1881 und die majestätische Fliegeweise — das muss etwas bedeuten!

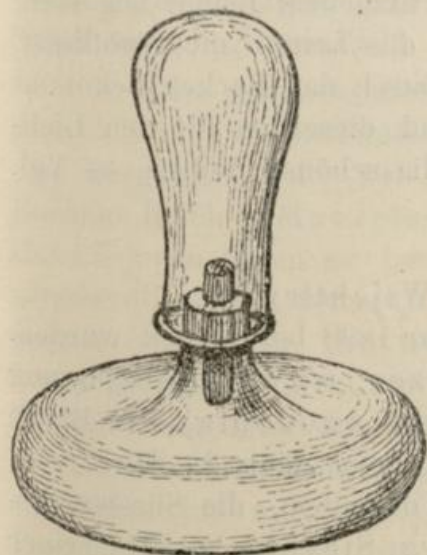
Was wohl? Preussen und Hamburg, die deutschen Länder mit den Farben Schwarz-Weiss und Weiss-Rot kommen anno 1881 zusammen! Und dann giebt es einen preussischen Prinzen-Admiral, der die noch vorhandene Lücke eines „18.“ in siegreicher Seeschlacht ausfüllen wird.

Solches hörte ich seiner Zeit von 1854 ab bis etwa 1880 Oderschiffer phantasieren, deren mehrere beim Brand von Hamburg 1842 als Pioniere Hülfe geleistet hatten, andere zum Dienst auf der preussischen Anfangsflotte des Prinzen Adalbert als Seesoldaten bez. Matrosen herangezogen waren.

Diese Volksvorstellung bekam neue Nahrung, als wir 1880 unsern jetzigen Prinzen-Admiral Heinrich von der Weltumseglung wiederkehren und mit 18 Jahren nach Fürstenrecht majorenn geworden, 1881 dem Offizierkorps der neuen deutschen Marine mit den inzwischen wirklich gewordenen Reichsfarben Schwarz-Weiss-Rot eingereiht sahen. Selbst hier herum in der Westpriegnitz betrachtete mancher damals diese eigenartige Zahlen-Gruppierung sinnend.

Ich bin inzwischen vom Odergebiet fort nach dem Elbstrom gezogen, weiss nicht, ob meine früheren Schul- und Lebensgefährten jene alte schöne Gedankenreihe noch weiter festhalten und fortspinnen. Möchte die Erinnerung, ein würdiges Seitenstück der Waldemarsage von der „Roten Immortelle“,*) nicht zu früher Vergessenheit anheimfallen!

2. Herr Friedel teilt bezüglich der „Brandenburgia“ VI, 315 besprochenen „Tintenstecher“ folgende briefliche Angabe des Herrn Regierungs-Baumeisters Hermann Weisstein zu Münster i. W. mit: „Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass merkwürdiger Weise ein humoristisches Bild in der letzten Nummer der „Fliegenden Blätter“ (No. 2739) dies „gelehrte“ Gerät zeigt. Das Bild mit dem Titel „Des Ritters Leid“ auf Seite 44 enthält unter denjenigen Sachen, die der Ritter aus dem Fenster wirft, einen Tintenstecher. Woher mag der Maler A. Hengeler diese Idee haben?“ Das betr. Zeitungsblatt wurde vorgezeigt.



3. Herr Hermann Weisstein teilt ferner hinsichtlich der Gnidelsteine, „Brandenburgia“ VI, 316 mit: „Beifolgende Skizze stellt einen Gnidelstein dar, wie man solche in mehreren Exemplaren in dem Altertums-Museum in Neubrandenburg aufbewahrt. Der Stein hat fast dieselbe Form wie die jetzt noch üblichen „Stopfhölzer“. Die Führung geschieht an dem

gläsernen Griff; um den Druck auf den zu glättenden Stoff wirksamer zu machen, wird der untere Teil mit heissem Wasser gefüllt. Die

*) Vgl. E. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum Deutschen Sagenschatz. Berlin, 1883, S. 164 u. 254 und ders.: Rote Immortelle. Die Rose von Jericho im deutschen Land. Brandenburgisches Märchen. Düsseldorf (1885). Gemeint ist das Pflänzchen *Gnaphalium dioicum* Linné.

gläsernen Gnidelsteine in Neubrandenburg sind blau, rot, grün etc.“ — Herr E. Friedel bemerkt dazu, dass das heisse Wasser auch dazu diene, damit der erhitzte Gnidelstein den noch feuchten Stoff besser glätte. Das Gerät besteht aus dem hohlen Gnidelstein, dem Verschluss-Stöpsel und dem gläsernen Griff.

4. In Bezug auf primitive Brotbereitung („Brandenburgia“, Sitzung vom 5. Januar 1898) trägt Herr E. Friedel folgendes nach:

a) Über altägyptisches Brot aus dem hiesigen K. Museum, vom Grabe des Mentuhotep, 12.—18. Dynastie, etwa 2500 Jahr vor Chr., also gegen 4300 Jahre alt, berichtet Prof. Dr. Wittmack in der hiesigen Ges. naturforschender Freunde, dass die Brote tief-schwarzbraun und sehr hart sind. Das sehr grobe Brot enthält häufig Bruchstücke von Getreidekörnern, ferner sogar Spelze und Grannenteile. Es ist Gerstenbrot. Die Stärkekörner der Krume erweisen sich, wie bei unserm heutigen Brot, fast alle als verkleistert durch die Hitze des Brots. Hefezellen lassen darauf schliessen, dass das Gerstenbrot mit Hefe oder Sauerteig behandelt ward. Die nebenher beobachteten Bakterien zeigen in ihrer Mehrzahl grosse Ähnlichkeit mit dem Buttersäurebazillus.

b) In Calau, Nieder-Lausitz, wurde Herrn H. Maurer und mir am 6. Juni 1897 eine Mitteilung über die primitiven, bis in die Wendenzeit zurückreichenden, aber noch jetzt üblichen Leinölkuchen, wendisch *Buliwanne*, gemacht. Es wird ein dünn ausgewalzter Brotfladen hergestellt und dieser mit frischgeschlagenem Leinöl begossen, welches mit Syrup durchrührt ist. Damit das Leinöl nicht abfließt, wird es mit geriebener Semmel bestreut. Durch das Backen bekommt das Oel einen leichten Firnisgeschmack und dieser ist für den Liebhaber solchen primitiven Oelfladens gerade die schönste Würze. — Vgl. des weitern Nr. 7.

5. Herr E. Friedel giebt folgenden

Nachtrag zu den essbaren Weichtieren, welche von ihm in der Sitzung vom 5. Januar 1898 besprochen wurden.

a) In den russischen Ostseeprovinzen, wo wegen Aussüßung des Meereswassers die Muscheln (*Unio* und *Anodonta*) der Bäche und Flüsse bis in die See hineingehen*), scheint man in der Urzeit, bereits in dem jungsteinzeitlichen Abschnitt derselben, die Süßwassermuscheln verzehrt zu haben. Graf Georg Sievers hat bei seiner Beschreibung des Rinnehügels (*Rinne-kaln*) am Burtneck-See in

*) Johnston-Bronn, Einl. in die Konchyliologie, 1853, S. 303: „Im Lievländischen Busen gesellen sich noch Fréminville (*Bullet. philomat.* 1819, 12), sogar Arten von *Cyclas*, *Unio* und *Anodonta* zu *Cardium*, *Tellina* und *Venus*“. (Eine eigentliche *Venus* kann dies nicht sein, vielleicht Verwechslung mit *Tellina baltica*, die essbar ist.)

Livland, Verh. der Berl. Anthrop. Ges. VII, 1875, S. 214 fig. hierauf aufmerksam gemacht. Professor C. Grewingk, damals noch in Dorpat, stellte dies zwar anfänglich in Abrede, sagt aber 1877 im X. Bd. des Archivs für Anthropologie (Zur Archäologie des Balticum und Russlands), von dem ansehnlichen Muschelberge, der nach Rudolf Virchow (Verh. der Berl. Anthrop. Ges. IX, 1877, S. 398) etwa 20 m Querdurchmesser längs des Flusses bei 2,35 m Höhe hat, eine etwa 3 Fuss dicke Muschelschicht einschliessend, bezüglich der Ureinwohner S. 313: „Sie nährten sich, wie die Reste der auf dem Rinnekaln abgehaltenen Totenmahlzeiten lehren, von Fleisch, Fischen und vielleicht auch von Süsswassermuscheln, insbesondere von *Unio tumidus* L.*), doch wird letzteres nur dann anzunehmen sein, wenn sich bei fortgesetzter Untersuchung des Rinnehügels ergeben sollte, dass in ihm, nicht wie bisher angegeben, gewisse Schichten mit Fischresten und andere mit Muschelresten enthalten sind, sondern dass diese Reste entweder gesondert und fleckweise, oder in ein und demselben Lager vorkommen“.

Das hat nun R. Virchow durch Einnahme des Augenscheins an Ort und Stelle festgestellt, indem er den Rinnekaln ganz zutreffend mit den dänischen Kjökkenmöddinger vergleicht. Persönlich dachte ich zunächst, dass diese Schalthiere als Schweinefutter gedient haben könnten; ich bescheide mich aber dieserhalb verneinend, weil die von Rütimeyer untersuchten Mengen von Knochen aus dem Rinnekaln immer nur Wildschwein, niemals Torfschwein oder eine sonstige domestizierte Schweineform ergeben haben. An Haustieren sind überhaupt nur Hund, Rind, Schaf und Ziege ermittelt.

b) Eine geschichtliche Schnecken-Anekdote finde ich im Jugurtha des C. Crispus Sallustius, cap. 93. Marius belagerte vergeblich eine Bergveste nicht weit vom Flusse Mulucha, der des Jugurtha und Bocchus Reich in Mauretanien trennt, und dachte bereits, das schwierige Unternehmen fallen zu lassen. „Als er solches viele Tage und Nächte sorgenvoll erwog, bemerkte von ungefähr ein gewisser Ligurier, ein gemeiner Soldat von den Hülfskohorten, der Wasser zu holen aus dem Lager gegangen, nicht weit von der Seite des Kastells, im Rücken der Kämpfenden, unter den Steinen kriechende Schnecken und stieg, indem er erst einzelne, dann wieder andere aufas, im Eifer des Schnecken-sammelns bis auf den Gipfel des Berges“. Während der biedere Ligurier nun seiner vaterländischen Neigung für das Verspeisen von Landschnecken nachgeht, entdeckt er einen Schleichweg in die Bergveste, die auf diesem Schneckenpfad erstiegen und überwältigt wird. Man darf

*) Sievers hebt dagegen besonders unsere Malermuschel, *Unio pictorum* L. hervor. Es kommt in dem Hügel auch die Miesmuschel (*Mytilus edulis* L.) aber wie es scheint, nur wenig häufig vor.

hierbei an die in Nordafrika häufig gegessenen Schnirkelschnecken *Helix dupotetiana*, *H. cirtae*, *H. lactea* denken und ich will gleich hierbei, mit einem Sprunge in die Eroberungs-Geschichte Algiers in den dreissiger Jahren d. J., anschliessen, dass es eine in ungeheurer Häufigkeit in Algerien vorkommende Schnirkelschnecke, die erwähnte *Helix dupotetiana* war, mit welcher sich das französische Expeditionsheer auf dem Rückzug von Mascara vor dem Hungertode schützte. Ob norddeutsche Soldaten dies wohl fertig bekommen haben würden? (Moritz Wagner, Reisen in Algerien, Ed. v. Martens, Die klassischen Conchylien-Namen, in Württemb. naturwiss. Jahreshefte 1860. S. 199.)

c) Die Römer sollen die Erfinder der Schneckengärten sein. Meierotto, Ueber Sitten und Lebensart der Römer in den verschiedenen Zeiten der Republik. 3. Aufl. Berlin 1814 sagt S. 252: „Fulvius Hirpinus legte zuerst Schneckengehege an; er fütterte sie mit Sapa und Korn und machte sie dadurch so gross, dass ein einzeln Schneckenhaus 80 Quadrantes oder 20 Sextarios fasste, das macht nach unserm Mass 20 Quartier. Plin. 9, 56.“

Becker im Gallus, 3. Aufl. von Rein, 1863, III, 36 führt dies weiter aus: „Die Schneckengehäge (cochlearia) befanden sich meistens auf kleinen schattigen Inseln, die sogar mit künstlichem Thau befeuchtet wurden (manu facere oportet roscidum). Varro r. r. III, 54 behandelt ausführlich die Zucht und Pflege. Plin. h. n. IX, 56, 82. Cochlearum vivaria instituit Fulvius Hirpinus in Tarquiniensi, paulo ante civile bellum — distinctis quidem generibus eorum, separatim ut essent albae, quae in Reatino agro nascuntur, separatim Illyricae, quibus magnitudo praecipua, Africanae quibus foecunditas, Solitanae quibus nobilitas“. Ed. v. Martens a. a. O. S. 199 hält die erstgenannten bei Reate (jetzt Rieti an der neapolitanischen Grenze) vorkommenden Landschnecken für *Helix carseolana*, die grossen illyrischen für *Helix ligata* (= *H. secernenda*). Andere essbare Schnecken bei Plinius VIII, 39, (59) und XXX, 6 (15) deutet Ed. v. Martens auf *Helix aperta*, *Helix muralis* mit ihren Verwandten, ferner auf *H. vermiculata*, *variabilis* und *H. mazzullii* Jan., eine nahe, aber grössere Verwandte von *H. adpersa* auf Sicilien.

d) Die Süsswasser-Muscheln anlangend, so ist nachzutragen, dass unsere grossen Anodonten-Schalen im nördlichen Frankreich zum Abnehmen der Milch (Abrahmen) dienen. Ed. v. Martens a. a. O. S. 252. — Nach Mitth. des Prof. Dr. Ed. Martens werden noch jetzt im Neapolitanischen und auf der Balkan-Halbinsel Unionen und Anodonten verspeist.

e) Die Süsswasser-Schnecke, welche Prof. Paul Ascherson in der Oase Farafreh in der Wüste Saharah verspeist hat und die Prof. Dr. von Martens nach gefl. Mitteilung vom 25. v. M. in den Sitzungs-

berichten der Gesellschaft Naturf. Freunde 1874, S. 64 beschrieben hat, ist *Ampullaria ovata* Oliv. var. *conglobata* Ed. v. M.

f) Seeschnecken und Seemussheln waren bei den Alten sehr beliebt: *cochleae-ostrea*, *pelorides*, *echini* (Seeigel), *musculi et omnes fere conchulae*. Varro L. L. V. 77, Seneca ep. 95, Horaz, Sat. II. 4, 30 flg. Als die besten Austern galten die von Circeji Plin. XXXII, 6, 21, demnächst die vom Lukriner See Plin. IX, 54, 79. Mit steigender Üppigkeit holte man sie aus Brundisium, Tarent, Cyzicum und sogar von der Nordsee Britanniens*). Auch mästete man sie einige Zeit im Lukriner See. Was den Genuss anlangt, so unterschied man rohe Austern, *ostreae crudae*, welche den Gästen gereicht wurden, *quantum vellent*, und am liebsten erst bei Tisch geöffnet, Sen. ep. 78, 23, und zubereitete Austern, *patina ostrearum*. *Garum*, eine aus den Eingeweiden und dem Blut gewisser Seefische bereitete Tunke, welche die Stelle unsers Caviars bei den Egyptern, Griechen und Römern vertrat, diente u. A. auch dazu, die Austern zu beträufeln:

Ebria Baiano veni modo concha Lucrino.

Nobile nunc sitio luxuriosa garum.

Martial XIII, 82 (*Ostrea*).

6. Als Nachtrag zu der geschichtlichen Betrachtung über die Butter in der Sitzung vom 5. v. M., gleichzeitig aber auch als Beitrag zu dem heute zu verhandelnden Thema des Aber- und Volksglaubens, teilt Herr E. Friedel mit:

a) dass die an junge heiratsfähige Mädchen ergehende Warnung, sie sollen die Butter nicht anschneiden, andernfalls sie noch sechs Jahre auf den Freier warten müssen, angeblich brandenburgischen Ursprungs sei. Es laufen darüber zwei Versionen um.

Die eine Erklärung lautet so: Der grosse Kurfürst, der in seiner Jugend in Holland eine gute Butter kennen und schätzen lernte, zog viel Holländer ins Land und begründete mit ihnen Meiereien im brandenburgischen Lande, damit sie die jungen Bauerstöchter in der Kunst des Buttermachens unterrichten sollten. Dies fand bald seinen Eingang, und einmal war es der Stolz des jungen Mädchens, schöne Butter zu machen, andrerseits strebten bald die jungen Wirte danach, nur solche Frauen zu bekommen, die darin ihres Gleichen suchten. Ging nun solch ein junger Bauersmann „gewichst und recht fein angethan“ auf die Freite, so wurde, nachdem Haus und Hof besichtigt, auch das Vieh gelobt und schliesslich das Mädchel angesehn. Wenn man sich dann zu Tische setzte, so war es Ehrensache des heiratslustigen Mädchens, ihrem Freier selbstgemachte Butter vorzusetzen, wenn er ihr gefiel. Schnitt er diese

*) Vgl. Gallus a. a. O. III. 38, 228, 235, 238, 241, 242 und Ed. v. Martens, Die class. Conchylien-Namen, S. 234.

Butter an, dann war dies ein sehr gutes Zeichen, gab er sie aber zurück, so war die Sache aus, und das Mädel blieb für diesmal sitzen. Hieraus hat sich wohl im Laufe der Zeit vom Lande her der Aberglaube gebildet, dass ein Mädel sitzen bleibt, wenn sie die Butter anschneidet.

Die andere Erklärung schliesst sich an die eben mitgeteilte an. Danach wird die Angst junger Mädchen vor dem Butteranschneiden nicht auf den Grossen Kurfürsten, sondern auf Friedrich Wilhelm I. zurückgeführt, welcher gleich seinem Grossvater unter der Leitung von Holländerinnen Lehranstalten für die Kunst des Butterns errichtete. Dorthin mussten die Beamten der Kurmark Töchter des Landes schicken, welche am Schluss ihrer Lehrzeit eine Probe guter Butter zu bereiten hatten, die der König selbst zu prüfen nicht verschmähte. Fiel die Prüfung zu Gunsten des Mädchens aus, so verlieh ihr der König einen Brautschatz von 100 Thalern. Man bot damals einem Gaste als die höchste Gabe ein Stückchen selbstbereiteter frischer Butter, der man in sauberen Holzformen eine schöne Gestalt gab. Der höchste Gast für die junge Tochter des Hauses war der Brautwerber. Damit diesem die von ihm gewählte Braut züchtig und zurückhaltend, nicht zu fahrig und selbstsüchtig erscheine, schnitt die Braut die Butter nicht selbst an, sondern liess die älteren Personen, vor allen den Brautwerber, dann die Eltern damit den Anfang machen.

b) Die Baronin Tautphoeus, eine vorzügliche Kennerin Oberbayerns, erzählt über die Butterschmalz-Bereitung und dessen Verwendung im 2. Bd. des Romans „Quitt“ folgendes: „Sie fand (auf der Alm in dem Ränzel eines Waldarbeiters) die Überbleibsel eines Laibes von braunem Brot, einen kleinen Beutel mit weissem Mehl und eine runde Büchse aus Ahornholz mit Schmalz, d. i. zu Öl geschmolzene Butter und dann abgekühlt, in welchem Zustande sie für Monate, ohne Gefahr ranzig zu werden, aufbewahrt werden kann. Dies ist thatsächlich ihr Ersatz für Fleisch; aber nur Leute, welche schwer und in freier Luft arbeiten, könnten es wagen, so ausschliesslich von fettiger Nahrung zu leben. Die Art, diese Waldmanns-Kost zu bereiten, ist äusserst einfach. Ein Teil Mehl wird mit frischem, kaltem Wasser und etwas Salz vermischt, die Pfanne dann auf das Feuer mit einem derben Stück Schmalz gestellt, welches fast allsogleich das Aussehen von Öl annimmt, worin der Teig oder die Paste solange umgedreht wird, bis alles mit Fett gesättigt ist und die Stücken leicht braun und krustig erscheinen“.

7. Als fernern Nachtrag zu der Mitteilung über die primitive Brotbereitung in der Sitzung vom 5. v. M. (vgl. auch No. 4) legt Herr Friedel Korn- und Mehreste aus der Brandstätte der Borsig-Mühle am rechten Spree-Ufer in Moabit nahe der Hansa-Brücke vor. Am Freitag, den 7. Januar d. J., geriet, vielleicht durch

Selbstentzündung von Mehlstaub die in grossartigen Verhältnissen angelegte Mahlmühle in einen verheerenden Brand, der erst nach drei Wochen erloschen ist. Bei dieser Gelegenheit sind ungeheure Mengen von Korn, Weizen und Roggen sowie Mehl verbrannt bzw. verkohlt oder einem eigentümlichen trocknen Destillationsprozess unter starkem Druck der darauf lagernden Vorräte und Schattmassen unterworfen worden. Unser Mitglied, Herr Direktor Seide, hat die Güte gehabt, die Ihnen hiermit vorgelegten drei interessanten Präparate dem Märkischen Museum zu verehren. Zunächst eine Masse zusammengebackener Weizenkörner, die eine kohlig schwarze Farbe angenommen haben (Kat. B. VIII, 1174); ferner zusammengeballter, fast möchte man sagen, zusammengesinterter Roggen, der graphitähnlich eine glänzend graue Farbe angenommen hat, endlich eine sandsteinartig aussehende feste Masse, aus Roggenmehl, welches ebenfalls unter hohem Druck ein trocknes Destillationsverfahren ausstanden hat und sich wie Holz schneiden lässt.

8. Ausstellung von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, welche sich im Märkischen Museum befinden.

Herr E. Friedel bemerkt zu den ausgestellten Gegenständen folgendes:

Zur Ergänzung des Vortrags unsers Mitgliedes Dr. Runze habe ich eine kleine Auswahl von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, meist unserer Heimat, aus den Beständen des Märkischen Museums heut zur Stelle gebracht.

Dergleichen Gegenstände sind zwar vielfach im Volk, auch in den sogen. höheren Ständen, vorhanden, aber schwer zu bekommen, weil sie verheimlicht und meist nur ungern abgetreten werden. Es hat jeder Mensch ohne Ausnahme, auch der gebildetste und — eingebildetste seinen Aberglauben, gleichzeitig ist der Glaube an den Fetisch und an den Talisman, sowie das Amulett, d. h. der Glaube an die Zauberkraft eines bestimmten Gegenstandes ebenfalls noch immer ganz ausserordentlich verbreitet. Starkgeistige Personen, die einen Fetisch besitzen, helfen sich über logische Bedenken fort mit der Formel: nützt es nichts, so schad't es nichts.*)

Nur auf den Fetischdienst und was von ihm ausströmt, beziehen sich, um nicht dem Hauptredner vorzugreifen, meine Vorlagen.

Absichtlich habe ich von der Ausstellung zwei interessante Suiten die Bauopfer**) d. h. die Gegenstände, welche vor oder bei einem

*) Vgl. meine Mitteilung: „Vom Böten, ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin“ „Brandenburgia“ VI, 374.

**) Vgl. meine Mitteilung: „Das Wunder beim Richtfest der Kaiser Friedrich Gedächtniskirche zu Berlin“ „Brandenburgia“ IV, 246.

Neubau den Unterirdischen dargebracht werden und ferner die Alraune*) ausgeschlossen, beide Sammlungen sind so reichhaltig und für die Heimatkunde so wichtig, dass ich mir vorbehalten muss, sie bei Gelegenheit besonders Ihnen vorzuführen.

Ich teile die ausgestellten Gegenstände nach dem naturgeschichtlichen System in solche aus dem Tier-, Pflanzen- und Steinreich ein.

a) Aus dem Tierreich.

1. Rückenschild der märkischen Schildkröte (*Emys europaea*), geschossen um 1850 bei Eberwalde. Aus dem Besitz des Geheimen Kommerzienrats Louis Ravené, Vaters des jetzigen Besitzers der berühmten von uns besuchten Gemäldegalerie**). Von jenem als Geldschwinge gebraucht. Ihm nahm sie sein jüngerer Stiefbruder Gustav Ravené ab, vor dem ich sie erhalten und dem Märkischen Museum (B. VIII. 336) einverleibt habe. Die Schildkröte gilt in ganz Norddeutschland als ein glückbringendes Tier. Man hält sie gern lebend in den „Drank-Tonnen“, aus denen man das Vieh versorgt, die Rückschalen benutzt man als Salzmetzen, als Geldschwingen und zum Messen von Korn und Mehl, immer in der Meinung, dass dies Glück bringt***).

2. Ein Bezoarstein (B. VIII. 789), am 25. März 1877 durch den Apotheker E. Schenk aus einer norddeutschen Apotheke erhalten. Es ist eine rundliche aus schaligen Ablagerungen gebildete steinartige kugelige Verhärtung, welche sich im Magen der Bezoar-Ziege oder Paseng (*Capra aegagrus* Gm.) findet, die in den Gebirgen Persiens und des Kaukasus lebt; diese Magensteine gelangen als orientalisches Bezoar in den Handel. Der von dem amerikanischen Vicunna (*Vigognetier*, *Auchenia vicunna* L. aus den Anden) stammende Bezoar gilt bei abergläubischen Leuten als weniger wirksam. Wird noch jetzt als geschätztes (eingebildetes) Heilmittel, occidentalisches Bezoar, teuer bezahlt.

3. Dreimal drei Schuppen vom Karpfen (*Cyprinus vulgaris* L.) von der Mutter des beim Märkischen Museum beschäftigten Bureau-Assistenten Sonnenburg demselben i. J. 1866, da er zu Felde zog, in Tuch eingenäht und als segensbringend mitgegeben.

4. Zwei gewaltige 3 cm lange, 1½ cm hohe Schuppen vom Königskarpfen, *Cyprinus rex cyprinorum* L., auch Spiegelkarpfen, *Cyprinus specularis* Bloch, genannt, weil die wenigen, dafür aber sehr umfangreichen Schuppen, welche dieser domestizierten Spielart des gemeinen Karpfens eignen, mit Spiegeln verglichen werden.

*) Vgl. C. Bolle: „Zur Kunde von der Alraunwurzel“. „Brandenburgia“ IV, 364.

***) „Brandenburgia“ VI, 63.

****) Vgl. Niederlausitzer Mitteilungen Bd. V, Guben, 1897, S. 57, No. 4 bis 6.

Dergl. Fischeschuppen, bei uns gewöhnlich Karpfenschuppen, werden noch jetzt sehr häufig, auch in Berlin, in den Geldbeuteln getragen: nützen sie nichts, so schaden sie nichts, aber es ist doch angenehm und besser sie bei sich zu tragen! Ich vermute, dass der Aberglaube von der slavischen Bevölkerung herrührt, in den slavischen Teilen Deutschlands scheint er nicht heimisch und auch in manchen Gegenden, wo zwar auch Slaven gegessen haben, die Regermanisierung aber eine viel gründlichere geworden ist, kennt man die Sitte nicht, z. B. nicht in Neuvorpommern, Rügen, Mecklenburg, Holstein. Auch in Ostpreussen unbekannt.

b) Aus dem Pflanzenreich.

MM. B. VIII. 1182 der anliegenden Tafel, Holzpflöck zum Bannen von ansteckenden Krankheiten (Kopfrosee, Masern, Scharlach, Pocken u. dgl., sowie von Wechselfieber) wird in junge kräftige Bäume mit einer Bannformel hineingetrieben. Wer den Pflöck herauszieht, auf den geht die Krankheit über. Nimmt man an, dass bei Krankheiten welche anstecken, von dem Ansteckungstoff etwas auf den Pflöck aufgeschmiert ist, was vorkommen soll, so ist die Ansteckungsgefahr wirklich zeitweilig vorhanden. Bei Wechselfieber natürlich nicht. Wer einen dergleichen Pflöck sieht und die Sache kennt, hütet sich wohl denselben herauszuziehen. Er nimmt aber wohl einen Stock von der Erde, zerschlägt den unheilbringenden Pflöck und wirft den zum Schlagen benutzten Stock von sich. Von mir bei einer Excursion des Märkischen Museums einem Baum an einem ziemlich frequenten Fusspfad zwischen Kemnitz und Werder bei Potsdam entnommen.

Ausserdem wurde ein prächtiger Hexenbesen von der Kiefer, *Pinus silvestris*, stammend vorgelegt, welcher von einem alten Baum aus der Forst bei Potsdam stammt und dem Märkischen Museum vor zwei Tagen durch die Güte des Herrn Gartendirektors Hampel verehrt worden ist. Dies Exemplar des „Donnerbusches“, M. M. A. II. 2435, ist viel stärker und älter als das *Brandenburgia* IV. S. 293 abgebildete, welches von einem jüngern Baum herrührt und daher längere Nadeln hat, während der vorgelegte Hexenbesen, weil von einem Veteran stammend die kürzern Nadeln der bejahrten Kiefer aufweist. Der Potsdamer Hexenbesen ist der Art „drange“ und kraus gewachsen, dass ein baumwohnender Vierfüssler, nach Dr. Karl Bolles Meinung vielleicht ein Baumarder, darin sein Nest aufgeschlagen hat, mit mehren Schlupflöchern, wie deutlich ersichtlich. Wegen der botanischen und volkskundlichen Bedeutung des Hexenbesens sei auf *Brandenburgia* IV. 289, 311, 363 und V. 2, 41 verwiesen.

c) Aus dem Steinreich.

I. Versteinerungen.


Gross ist die Zahl der sogenannten Krötensteine, welche als Talismane in Berlin, der Provinz Brandenburg und vielen, vielleicht allen,

Teilen von Deutschland benutzt werden und infolgedessen sehr geschätzt sind; dasselbe gilt von den Donnerkeilen oder Donnerkielen. Am Strand unserer Ostsee- z. Teil auch unserer Nordseeküste wird nichts eifriger gesammelt, als der Krötenstein und der Donnerkeil, welche das Meer auswirft, es ist dies ein Rest der den meisten unbewusst gewordenen Wertschätzung, welche man früher ganz allgemein diesen Versteinerungen als Talisman beimass.

Die meisten dieser bei uns also benutzten Versteinerungen gehören der in Rügen vertretenen weissen Mukronaten- oder Schreibkreide an. Die Kröte trotz ihrer widerlichen Gestalt oder vielleicht gerade deshalb, gilt als segenspendend. Dies ist, wie wir sahen, auch auf die Schildkröte übertragen. Im Keller des Hauses sieht man besonders gern die Kreuzkröte, bevorzugt wegen ihres weissen Rückenkreuzes (*Bufo calamita* Laur.) und nennt sie Hausunke.*) Thut man ihr etwas zu Leide, so erkrankt oder stirbt jemand im Hause. Die Bufoniten oder Krötensteine hielt man für versteinerte Kröten. Am häufigsten werden bei uns als Glücksteine folgende Bufoniten d. h. versteinerte Seeigel gesammelt: halbkugelige Galeriten (*Galerites vulgaris* Lamk. Nr. 597 der Taf., *G. abbreviatus* Lamk., *G. albogalera* Lamk.), die letzten beiden Arten seltener, die ersteren in unserer Provinz einschliesslich Berlin sehr verbreitet. Ferner die einem kleinen Turban ähnelnden Cidariten, Nr. 801 der Tafel, (*Cidaris vesiculosus* Goldf.), die länglich helmförmigen Ananchyten (*Ananchytes ovata* Lamk., *A. conoidea* Goldf. und *A. hemisphaerica* Brogn., welche als Glücksteine gern in die Laden, Truhen und Kommoden kommen, endlich auch die seltneren flachherzförmigen Spatangen (*Spatangus suborbicularis* Deifr.)

Die Donnerkeile sind in der ungeheuren Menge der Fälle *Belemnitella mucronata* v. Schl. sp.

Ich lege Ihnen vor: einen Donnerkeil (*Belemnitella mucronata*) und einen Krötenstein (*Galerites vulgaris*) von einer alten Frau in Vetschau, Kreis Kalau, zu Wunderkuren gebraucht, M. M. VIII. 225 und 226. Von dem Altertumsforscher Alexander Rabenau 1874 erworben.

Drei Donnerkiele (nicht Donnerkeile), unter dieser Bezeichnung im Januar 1875 in einer Apotheke der Königstrasse zu Berlin als sympathetisches Schutzmittel erworben, ebenfalls Belemniten, aber anscheinend nicht der nordischen Mucronatenkreide entstammend. VIII. 222 der Tafel.  Ein Krötenstein (*Cidaris vesiculosus*) M. M. VIII. 801. mir in dem holsteinischen Nordseebade Būsum als Glücksstein, zum Verwahren in der Kommode, bezeichnet.

*) Bruno Düringen: Deutschlands Amphibien und Reptilien. 1897. 503.

Ein sehr geschätzter Talisman ist der Adlerstein (*Achilleum resonans* Puggaard), VIII. 1181 der Tafel, aus der weissen Schreibe- kreide der Insel Möen, nahe dem Dronningestol stammend, mir von dem Ornithologen Alexander von Homeyer vor einigen Jahren übergeben. Erich Pontoppidan, Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen. I. Teil, Kopenhagen 1753, sagt darüber S. 314: „Aetites oder Adlersteine findet man hier sowie anderwärts in den Nestern der Adler, die, wie es wahrscheinlich ist, von diesen Vögeln diesfalls hineingelegt worden, um darinn die allzuheftige Wärme zu mässigen, die die rauchende Brust der Mutter bey sich führen kann, vornehmlich da der Adler ein hitziger Vogel ist. Ich besitze einen, der, wenn er geschüttelt wird, klappert und zu erkennen giebt, dass er in seiner Dichtigkeit ein anderes dichtes Wesen erhalte. Von der verschiedenen Kraft, die ihm beygelegt wird, redet Olaus Worm (in Museo p. 78) mehr als genug, indem ich denke, dass Einbildung und Aberglauben den grössten Teil daran haben“. — Es handelt sich um einen fossilen Schwamm, der auch in der Rügenschon Kreide häufig ist. (Christopher Puggaard, Geologie der Insel Möen. 1852 S. 12, E. Boll, Die Insel Rügen, 1858 S. 79.)

Die Adler- oder Klappersteine habe ich nach Rügenschon Vorschrift, wie folgt, öfters präpariert. Sie werden erwärmt und mässig geklopft. In die Löcher der 3 bis 4 mm. starken Feuersteinschale führt man Nadeln und lockert damit die kreidige Masse, welche sich zwischen der Schale und dem vieleckigen Kern von Kieselerde befindet. Durch Schütteln wird die Kreide entfernt und schliesslich sich der innerste Kieselkern derartig allseitig freigelegt, dass er beim Schütteln klappert, daher man die Adlersteine, wie schon angedeutet, auch Klappersteine nennt. Die alten Helden, Berserker und Wikinger trugen die Adlersteine als Siegessteine bei sich, jetzt thun es Burschen, die auf das Raufen ausgehen. Auch Frauen sollen sie in gewissen Verhältnissen dienlich sein, namentlich, die Geburt erleichtern, als Lösesteine.

Ferner sei noch bemerkt, dass bei den Adlersteinen wiederum Vermengungen ganz verschiedener Versteinerungen vorkommen. Es werden nämlich auch mehre Genera und Species von Krötensteinen, Galerites, wie Ananchytes, Adlersteine genannt. Der Adler packe diese Steine, wenn sie noch weich sind, um sie in sein Nest zu tragen und dabei drücken sich, nach dem Volksglauben seine Fänge teils in Täfelchen, teils sternförmig ab, je nachdem die Zeichnung des betreffenden Seeigels ist.*)

*) „Wie im Gebiete der Juraformation der fingerförmig gestaltete Belemnit (Teufelsfinger) substituierend für das prähistorische Steingerät eintritt und vom Volke mit diesem verwechselt wird, so an der Nordseeküste die versteinerten Echiniten. Das Volk nennt sie dort „Grummelsteene“, „Adlersteine“, „Gos-Aren-Steene“ (Gänse- adlersteine) und Krallensteine, weil Adler sie, als sie noch weich waren, mit ihren Krallen erfasst und dadurch geformt und gezeichnet haben sollen. Wer diesen Stein beim Gewitter auf den Tisch legt, wird nicht vom Blitz getroffen“. R. André.

Schliesslich lege ich 9 sogen. Bonifacius-Pfennige aus der Nähe der Burg Heldrungen (Sachsenburg) in Thüringen vor. Diese nach dem Heiligen Winfried genannten scheibenförmigen Versteinerungen, welche eine ungefähre Ähnlichkeit mit Münzen haben, werden im Geldbeutel, wie Karpfenschuppen und als Heckpfennige, damit man immer Geld darin habe, getragen. Geschenk unsers Mitgliedes Dr. Gustav Albrecht.

II. Nichtversteinerungen.

Sehr bekannt und geschätzt als Glücksteine sind die vom Volk bei uns sogenannten Schwalbensteine, weil man sie angeblich in Schwalbennestern findet, was ebenso fabelhaft ist, wie dass die Adlersteine aus Adlernestern stammen sollen. Man wendet sie u. A. bei Augenleiden an, und da eine Schwalbe bekanntlich den alten Tobias in einer etwas unbotmässigen Weise geblendet hat, so meint man, dass umgekehrt der Schwalbenstein gegen Augenübel helfe. So soll der Blitzstein (Donnerkeil), den der Blitz angeblich geworfen, gegen den Blitzschlag das Haus, unter dessen Schwelle er vermauert ist, schützen; dieselbe mystische Vorstellung.

X Unser geschätztes Mitglied, Herr Willibald von Schulenburg, in einem sehr lehrreichen Aufsatz „Die Steine im Volksglauben des Spreewaldes“, Zeitschr. für Ethnologie, Bd. XII, 1880, S. 252 flg. bildet einen Schwalbenstein aus dem Spreewald, S. 254, Fig. 1, allerdings ungenügend, nämlich ohne das charakteristische krause Geäder der Oberfläche, ab und bemerkt dazu: „Nächst den besprochenen Kröten- und Schlangenkronen dürften die sog. „plätschigen“ oder Blitzsteine ihren Platz finden. Diese kleinen, glatten, dunkeln Feuersteine von bohnenförmiger Gestalt ohne wahrnehmbare Risse, welche in steinigten Gegenden häufiger sind, finden sich selten in Burg. Ihr Wert wird erhöht durch eine Sage. Als Jesus Christus starb, haben die Felsen gesplittert. Daher findet man nie mehr einen Stein ohne Risse, nur die erwähnten machen eine Ausnahme. — Sie sind so glatt, weil sie mit dem Blitze kommen, das „Plätschige“ ist von der Luft abgezogen und hat vom Blitzstrahl gelitten. Wo dieser eingeschlagen und Strahlen gerissen hat auf Wiesen unter dem Rasen, da findet man sie, aber selten. So das Volk. Die „Blitzsteine“ gelten als wertvolles Mittel bei Besprechungen und Krankheiten, sind jedoch wegen ihrer Seltenheit weniger bekannt“.

Hierzu habe ich folgendes zu bemerken: die Schwalbensteine haben den Geologen in neuerer Zeit mehrfach beschäftigt und scheint über dieselben noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein. Wer sich näher unterrichten will, vgl. L. Meyn über „Wallsteine“, Zeitschr. der Deutschen geol. Ges. XXVI, 1874, S. 50 flg., E. Laufer: „Über „Wallsteine“ und ein Puddingsteingeschiebe aus der Umgegend von Berlin“, Jahrb. d. Pr. Geol. Landes-Anstalt I. 1880,

S. 335 flg., H. Credner „Über Gletscherschiffe auf Porphyrokuppen bei Leipzig und über geritzte einheimische Geschiebe“, Zeitschr. der D. geol. Ges. XXXI, 1879, S. 29 und ganz neuerdings Dr. A. Jentzsch in seinen Berichten über die Verwaltung des Ostpreuss. Provinzialmuseums. Ich behalte mir über die Schwalbensteine eine besondere längere Auseinandersetzung vor. Bemerket sei noch, dass sie, in kleinen flachen Exemplaren, nicht selten als Glückssteine in Geldbeuteln, Börsen, Portemonnaies u. dgl. getragen werden; viele Exemplare befinden sich in den Sammlungen des Märkischen Museums.

Glücksstein (B. VIII, 799), Feuerstein, aus einer Familie zu Alt-Rüdnitz, Kr. Königsberg i. N., seit Generationen verwahrt, länglich, auf beiden Seiten zugespitzt, natürliche Bildung, von mir im Jahre 1877 erworben. Zum Vergleich lege ich zwei, von dem rühmlich bekannten Altertumsforscher Gaetano Chierici mir in Modena i. J. 1873 verehrte zwei Glücksteinchen vor, einer ein bohnenartiger, blau und gelb gefleckter Feuerstein und eine an devonischen Kugelsandstein erinnernde kugelige Konkretion von der Grösse einer der alten grosskalibrigen Flintenkugeln, von Landleuten in der Gegend von Modena und Reggio in der Emilia als Talisman benutzt. B. VI. 12, 720. Glückstein aus Flint mit natürlichem Loch zum Anhängen, Insel Rügen, talismanartig getragen, von 1880.

Blitzröhren, wirkliche, in der Weise entstanden, dass der Blitz beim Einschlagen in sandigen Boden die Quarzkörner zu einer glasigen hohlen Masse verschmolzen hat, die innen glasartig glatt, aussen rauh ist. Auf der höchsten Sanddüne der Rehberge innerhalb Berlins zwischen dem Langen Fenn, der Müllerstrasse und der Seestrasse sind Blitzstrahlen verästelnd in den reinen Sand eingeschlagen und haben unzählige kleine Schmelzprodukte geliefert, die glashart sind und an kleine Korallenbäumchen erinnern. Dergleichen echte Blitzröhren sind in der Volksarzneikunde hoch geschätzt und werden von Abergläubischen mit Vorliebe aufgesucht. Dorthier stammen die A. I. 3678 von mir seit über 10 Jahren immer wieder aufgefundenen zierlichen Dingerchen, welche ich Ihnen vorlege. S. 108 „Brandenburgia“ V teilt Wilhelm Schwartz mit, dass er einen Mann vor dem Stralauer Thor traf, der nach einem Gewitter Blitzröhren „gegen das Fieber“ suchte.

Nicht selten werden hohle Eisengeoden und hohle Beinbruchsteine mit Blitzröhren verwechselt, so hat mir zur heutigen Sitzung unser Mitglied Prediger Handtmann aus der Gegend von Seedorf bei Lenzen a. E. eine röhrenartige Eisengeode als Blitzröhre eingeschickt.

Die Beinbruchsteine, Osteocolla der alten Medizin, behaupten noch jetzt ihre Stellung in der Volksheilkunde zum Auflegen in gepulverter Form bei Knochenbrüchen, Geschwüren, Wunden u. dgl. Das

Märkische Museum besitzt viele Osteocolla von mir gesammelt, ich lege Ihnen A. I. 4955 vom Westufer des Kalksees bei Rüdersdorf vor. Es sind kalkige Ausscheidungen, welche in Sandablagerungen um die Wurzeln von Bäumen, gern um solche von Kiefern, herum erwachsen, Bildungen, welche unter Umständen meterlang werden können, beim Herausnehmen aber fast immer in grössere und kleinere Stücke zerbrechen; meist sind sie weich, doch habe ich auch härtere Osteocolla mitunter gefunden. Ich verweise auf meine Angaben in der „Brandenburgia“ V, 109; die ältere Litteratur über die Beinbruchsteine ist sehr reichhaltig, aber auch sehr zerstreut.

Folgen die ebenfalls zu abergläubischen Zwecken (z. B. pulverisiert gegen Behexung) dienenden oder als Talismane betrachteten Hexensteinbildungen als Hexenschüsseln, Hexendosen, Hexenröhren, Hexenkugeln, Hexenbomben, Hexenpfeifen etc. Man nimmt im Volk meist an, dass die Unterirdischen, die Zwerge dergl. Hexensteinbildungen, die oft täuschend die Form von Schüsselchen, Dosen, Röhren u. dgl. angenommen haben, angefertigt und wirklich teils als Hausgerät, teils als Spielzeug für ihre Kinder benutzt haben. Man giebt sie Kindern zum Spielen, auch, wenn sie gross genug sind, Vögeln und Vögelchen als Futter- und Trinknapfe, weil das wohlbekömmlich sei. Diese Konkretionen kommen besonders häufig im Tertiär, aber auch in älteren und jüngeren Bildungen vor, ja sie entstehen noch jetzt. Es gehört dazu ein wassersaugender Attraktionskörper und Eisen im Boden, welches sich etwa auf eine derartige harte Thongalle rinden- und schichtenförmig niederschlägt und zwar genau nach der Form des Attraktionscentrums. Zerschlägt man eine solche Bildung, deren äussere Schale mitunter recht fest ist, so findet man den graugelben, grünlichen oder sonst meist hellgefärbten Kern gewöhnlich vor, mitunter aber auch nicht mehr — dann ist er allmählich chemisch resorbiert worden. Hat die Bildung einen Sprung, Riss oder Loch erhalten, so ist der Attraktionskern fast immer verschwunden. Die grosse Menge der Hexenschüsseln etc. wird aber bereits zerschlagen und geöffnet vorgefunden. Berühmt ist die Miocän-Bildung am Morsum-Cliff der Insel Rügen, wo sich unzählige Hexenschüsselbildungen in allen möglichen Ausgestaltungen finden. z. B. vergleichbar langen Bambusrohren mit Internodien, nicht selten mehrere Meter lang, aber beim Ausgraben leicht zerbrechend. Schüsseln, Dosen in grosser Menge — die Warenlager der „Unnereersken“. Gewöhnlich ist die Farbe rostbraun.

Ich lege vor A. I. 464, vgl. anl. Tafel, eine grosse und starke, mehr violettbraune Hexenschüssel von Tegel, B. VIII. 227 von Martinikenfelde in Charlottenburg, A. I. 621 von Coserow, Insel Usedom, B. VIII. 228 Hexenröhre, Martinikenfelde in Charlottenburg. — Hexenpfeifen, Hexenröhren, Hexenschüsseln aus dem

Tertiär vom Morsum Cliff auf Sylt, meist alles von mir persönlich gesammelt. Ferner Eisengeoden in Form einer Hexenpfeife (wirklich zum Pfeifen geeignet), Hexenröhren, pp. von Seedorf bei Lenzen a. E. (Prediger Handtmann).

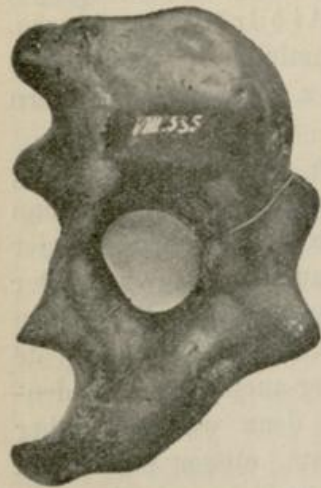
Eine andere Form der Schutz- und Trutzsteine sind die Trudensteine*, die gegen die Nachtmur, die Hexe, den Alb, die Trude, insbesondere gegen das so quälende, scheussliche Albdücken schützen. Es werden verschiedene von meiner Privatsammlung ins Märkische Museum übergegangene, aus Norddeutschland, z. T. aus der engern Heimat stammende vorgelegt.

Den Trudenstein kann man nur bei einem glücklichen Ausgang finden, oder man muss ihn erben, oder man muss ihn — stehlen, denn das ist die Regel bei all dergleichen Talismanen — geschenkte oder gekaufte Talismane nützen nach der Volksmeinung nicht viel. Der Trudenstein ist scheinbar meist nur ein ganz gewöhnlicher Kieselstein oder ähnliches, allein er muss von Natur aus durchbohrt sein. Je kleiner und je schwärzer er ist, je kostbarer ist er auch. Diese Trudensteine sind den Truden auf's Äusserste verhasst, denn wo ein solcher Stein hängt, da können sie nicht an die Bettstatt, ausser sie liessen das Wasser durch das Loch des Steins, damit wäre aber gleichmässig für sie auch der Zauber gebrochen. Da nun die Truden den Sechswöchnerinnen und den Kindern — leider auch manchen Erwachsenen! — gar so gerne zusetzen, so hängt die Hebamme auf eine Weil diesen Trudenstein an oder in der Bettstatt auf. Erwachsene thun ihn unter's Kopfkissen, am besten hängen sie ihn sich um. Wie hoch das Volk die Gewalt dieses Trudensteins schätzt (bemerkt ein ausgezeichnete Heimatkundiger Karl Freiherr von Leoprechting in seinen lehrreichen Mitteilungen „Aus dem Lechrain“, München 1855, S. 92 flg.), mag man unter anderm daraus ersehen, dass die frühere Hebamme in Stoffen, so übrigens noch wohl am Leben, einen solchen Stein besitzt, den ihr Mann selig als lediger Bursch in Russland, von wo er einer der wenigen der vielen Tausenden von Bayern, die dort hingezogen, zurückgekommen, gefunden hat. Durch all das Elend, über Hunger und Frost hinaus hat er den Stein zu bewahren gewusst und glücklich mit heimgebracht. So thut der Stein, in Russlands Schneegefilden i. J. 1812 gefunden, noch immer seine Dienste.

Ein sehr interessantes Stück, hierher gehörig, VIII. 535, ist der heut vorgelegte Melkstein, der nach dem Geber, dem seiner Zeit bekannten hiesigen archäologischen Schriftsteller und Schauspieler George Hilt ursprünglich einem Grabhügel bei Hohen-Zieritz, dem Sterbeort der

*) Unter Trudensteinen versteht man z. B. im mittleren Deutschland auch Steinblöcke mit Näpfchen und anderen künstlichen Bearbeitungen. Vgl. Reynitzsch: Ueber Truhten und Truhtensteine. Gotha, 1802, S. 49 flg.

Königin Luise in Mecklenburg-Schwerin entnommen ist. Es ist ein phantastisch von der Natur ausgezackter Feuerstein, etwa 2 Pfund schwer, 19 cm lang und bis zu 5 cm hoch, welcher sich in der Kreideformation als Kieselbildung ausgeschieden hat, so zwar, dass ein Loch von 3—4 cm Durchmesser entstand. Dieser Stein hat dazu gedient, um Kühe mit einer Euterzitze durch ihn hindurch zu melken, wenn



den Tieren die Milch „verschlagen“ ist oder wenn sie „rot“ ausfällt. Spuren des Gebrauchs und einer Salbung mit einer wohlriechenden Theer- oder Harzmasse und mit Fett sind deutlich erkennbar und ist der Melkstein davon etwas geschwärzt und abgeglättet. Mitunter wird der natürliche Melkstein mit dem künstlich durchbohrten Donnerkeil (Streitaxt u. dgl.) vermengt. Wilhelm Mannhardt „Germanische Mythen“, Berlin 1858 S. 21, berichtet wie folgt hierüber: „Noch deutlicher weist auf die eben erläuterte Vorstellung der Gebrauch hin, den Euter der Kuh mit dem Donnerkeil zu bestreichen, um reichliche Milch zu erzielen (Kirchner, Thors

Donnerkeil 63. Wolf, Beitr. I, 67), woher die Donnerkeile in Schweden Smördubbar, Butterschläge, heissen (Kil. Stobaei opera. Dantisci 1753 p. 121, annot. C.). Ähnlich werden in der Schweiz ausgehöhlte Feuersteine, die dem Gewitter entstammen sollen, vom Volk Kuhsteine genannt. Wenn die Kuh rote Milch giebt, melkt man sie durch das Loch des Kuhsteins und die Milch bessert sich (Wagner a. a. O.). Aus Hessen berichtet vom Kuhstein C. P. Wolfahrt (Historia naturalis Hassiae inferioris. s. tab. 22. No. 10. tab. 23. Nr. 1. 2. 3. 4.): Quis in patria ita hospes, ut ignoret et nostris annis pro dolor! inveniri adhuc mulierculas haud paucas quae simulac vaccas lac cum cruore reddere animadvertunt, per formam lapidis fulminaris, quem ea propter etiam den Kuhstein appellare solent eas mulgere vel cunis infantum imponere solent, ne fulmine tangantur, et quae sunt alia quibus etiam longe difficiliter talem lapidem, praeprimis si conveniat cum figura 3 et 4 [Abbildungen der Donneraxt] ab utraque facie delineatis, quam fortissimo Herculi clavam e manibus extorseris. — In Suffolk hängen die Landleute dergleichen durchlöchernte Steine im Stall auf, damit der Mahr (nightmare) die Tiere nicht reite. (Notes and querries IV, 53). In Schweden heissen diese durchlöchernten Steine Elfquärnar, Elfenmühlen.“

Übrigens sei bemerkt, dass man in der Altmark, wenn man keinen Melkstein hat, die Kuh, deren Milch blutig ist, durch einen Eichen-dopp d. h. durch ein Stück von einem Eichbaum, das ein natürliches Loch (Astloch) hat, melkt, wobei wohl zu bemerken, dass die Eiche dem

Donar, Thunar, Thor heilig war. Denn um heidnisch-germanische Sitte handelt es sich hier.

Ferner sei vorgelegt ein Milchstein, ebenfalls ein Zaubergerät der Hebeamme, es ist ein pyramidenförmiger Krystall von Alaun (Alumen crudum) A. VIII. 551; wenn der Kindbetterin die Milch stockt, streicht man mit dem Milchstein über Brust und Schulter, damit die Milch sich gehörig verteile.

Sodann mehre Exemplare vom Blutstein (Lapis haematitis), es ist ein faseriger Roteisenstein, von den Bergleuten auch Glaskopf genannt. Haematitis, Blutstein nennen schon Theophrast und Plinius dies Mineral, welches sie aus geronnenem Blute entstanden sich dachten und daher demselben blutstillende Kraft zuschrieben. Die Hebeamme schabt von dem Stein linde etwas ab und giebt es den Sechswöchnerinnen in einem Glas Wasser zu trinken. Auch sonst wird der Blutstein noch viel, auch in Berlin, zum Blutstillen gebraucht. Nr. VIII 826 der Tafel, mit dem Krötenstein VIII 827 zusammen sorgfältig verwahrt in der Schlossruine Fürstenfelde gefunden. — VIII 790, stengelich, aus der Mark Brandenburg, desgl. VIII 552, 553 und 1133. Einer der Steine bezeugt, dass er scharf gebraucht worden sei. Hermann in seiner Maslographie (Brieg, 1711), einer wahren Fundgrube der Heimatkunde, sagt S. 167: „Im Weh-Thun soll man mit einem Blut-Stein auf einem (Donner-) Keile reiben, und was abgerieben, der rote Fluor gut dafür sein“.

Unter den „figurierten Steinen“, wie die alten Mineralogen und Archäologen zu sagen pflegten, schliessen sich hier noch die Donnerkeile an. Aber bei keinem Erzeugnis des Volks- und Aberglaubens ist die Verwirrung grösser als hier, sowohl, was das Volk selbst anlangt, als was die Gelehrten betrifft. Unter Donnerkeilen versteht man im ursprünglichen Volksglauben keilförmige Schmelzungs-erzeugnisse des Blitzes oder durch letzteren hervorgerufene Absplisse von Felsen und Steinen. Diese hat der Donnergott selbst erzeugt oder geschleudert.

Schon früh verwechselte man aber hiermit die aus der Steinzeit stammenden, von Menschenhand gefertigten Stein-Beile, -Keile, -Äxte und ähnliches. Da nun der Steinhammer das Attribut des Donnergottes ist, so lag es nahe, als die Erinnerung an das Verfertigen von Stein-geräten verschwunden war, jene in Urnen oder sonst ausgegrabenen oder anderweitig durch Zufall gefundenen Artefakte als Wurfgeschosse des Donnergotts und in abgeblasster, mehr rationalistischer Vorstellung als Produkte des Blitzes anzusehen. Daneben hielt man aber auch Natur-erzeugnisse, namentlich auch die Belemniten, mitunter selbst die Bufoniten (Echiniten etc.), sowie keilartige Gerölle und Geschiebe, wie sie besonders als vom Winde kantig oder rundlich abgeschliffene Quarzite vorkommen,

für Donnerkeile. Besonders geschätzt waren und sind noch jetzt selbstredend die stets nur undurchbohrt vorkommenden Feuersteinkeile, gemuschelt bearbeitet oder geschliffen oder poliert, denn der Flint schlägt Funken und ist der eigentliche Stein des Thunar. Daneben aber auch Keile aus Diorit, Diabas, Kieselschiefer und anderen Materialien; hier werden, weil der Aushöhlung eine besondere Zauberkraft beigegeben wird, die Keile mit vollständiger oder wenigstens begonnener Durchlochung bevorzugt.

Die Donnerkeile, deren wir im Märkischen Museum aus allen Gesteinsarten unserer Provinz viele Hunderte besitzen, schützen vor allem gegen Blitzschlag, besonders die flintenen Keile. Als ich vor Jahren mit dem verstorbenen geschätzten märkischen Altertumsforscher Pastor Bernhard Ragotzky zusammen den Freiherrn Eugen Edle Gans zu Putlitz, jüngeren Bruder des Dichters Gustav zu Putlitz auf dem Stammgut Retzin, Kreis West-Priegnitz, besuchte, war die rechts vom Herrenhause stehende Scheune, nach zweimaligem Abbrennen durch Blitzschlag, kürzlich zum dritten Male aufgebaut. Beim Richten des Dachstuhls hatte die Axt des Zimmermanns Funken geschlagen. Der Blitz wird also, so sagte man uns, die Scheune sich zum dritten Male holen. Warum hängen sie nicht einen Donnerkeil auf?

Unsere Altvorderen waren deshalb nicht selten vorsichtiger. Der bekannte verstorbene Altertumssammler Budach in Greifswald zeigte mir vor mehreren Jahren einen grauen Feuersteinkeil, den man daselbst, als das grosse Weissenbornsche Haus Ecke Baderstrasse und Fischmarkt umgebaut wurde, unter der Hausschwelle verwahrt gefunden hatte. Dergleichen Beispiele vom Vermauern oder sonstigen Anbringen von Donnerkeilen in Wohnhäusern und Viehställen unserer Heimat liessen sich noch mehrere anführen.

Noch Ende vorigen Jahrhunderts sieht sich der Rigaer Gelehrte J. B. Fischer in seinem „Versuch einer Naturgeschichte von Livland“ (2. Aufl. Königsberg, 1791, S. 748 im § 40 unter der Überschrift „Belemniten, Alpschosssteine, Donnersteine der Alten „Belemnitae“ von den paläontologischen Donnersteinen gemüssigt, folgendes zu sagen. „Jussien hält sie für Werke der Kunst, und zwar für Steine, welche die Alten in Ermangelung des Eisens zu Werkzeugen gebraucht haben. S. dessen Abhandl. vom Ursprung und Gebrauch der Donnerkeile, in den physik. Abhandl. der Acad. der Wissensch. zu Paris, 7. Th. S. 74—77. Wider dieses Meinung streitet ihr innerer Bau, und die chymischen Versuche, die man mit ihnen angestellt hat, und welche deutlich beweisen, dass sie tierischen Ursprungs sind.“

Umgekehrt hat der brave Hermann, Maslographia 160—167, genug zu thun, um zu beweisen, dass die Donnerkeile genannten Stein-geräte keine Erzeugnisse des Blitzes seien: „Insgemein werden sie

Donner-Keile oder Wetter-Steine genannt, welche aus dem Donnerwetter mit sammt dem Blitz herabfahren, einschlagen und bis 9 oder 10 Ellen tief in die Erde kriechen, in etlichen Jahren nach und nach wieder herfür kommen sollen. Die Steine mit Löchern sollen einschlagen und brennen, aber die glatten und schlechten sollen nur Gölle sein. Happellius in der kleinen Weltbeschreibung P. I. lib. 2, c. 22. p. 130 ff. beschreibet den Donner-Keil also: Der Keil entstehet aus der Materie, die mit den Dünsten in die Luft gezogen, und daselbst durch die Krafft des Versteinerungs-Geistes in einen harten Stein verwandelt und verhärtet wird. Diese Materie ist irrdisch, klebricht, grob und schwefflicht. Allermeistens herrührend aus den metallischen Dünsten, die der Versteinerung am meisten fähig sind. Solcher Gestalt hat man gemercket, dass die Wolcken, darauss ein Wetter-Keil erzeuget worden, insgemein graulich, tieff und etwas schwartz erscheinen, denn eine solche Wolcke ist voll Schweffels und irrdischen Dunstes. Der Keil selber ist so hart wie Eisen, hat nicht allemahl einerley Gestalt, und soll nachdem er seinen Schlag verrichtet, hernach grossen Nutzen in der Artzeney haben.“

Es ist klar, dass hier wieder eine Verwechslung und zwar mit den kleinsten Weltkörpern, Aërolithen, Meteorsteinen, Meteoriten vorliegt, die allerdings „im Wetter“ auf die Erde fahren, oft mit grossem Krachen zerspringen und nicht selten noch so heiss sind, dass sie kaum berührt werden können. Diese Meteorsteine stellen zweifellos die ur-eigentlichen Donnerkeile dar, sie haben bereits in der Steinzeit das Erstaunen des Urmenschen gerade so erwecken müssen, wie sie noch heut das Staunen der Naturvölker und der ungebildeten Massen unter den Kulturvölkern erregen. Es sind die Keraunien oder Baetylien der Alten, den Griechen so heilig, dass sie einen eigenen Zeus Keraunios verehrten.*)

Hauptsächlich schützen die Aërolithen gegen Blitzschlag, pulverisiert aber auch gegen Röteln, Scharlach, Gesichtsrose und andere Krankheiten.

„Die so genannten Donner-Keile (sagt Hermann ganz zutreffend S. 165) sind demnach nichts anders, als der alten Deutschen ihre Wehr und Waffen, damit sie sich im Kämpffen, Werfen, Schleudern und Armbrustschüssen geübet, und wieder ihre Feinde Ehre eingelegt haben. Und das kan viel eher erwiesen werden, als dass es sollen Wetter-Steine gewesen.“

*) Vgl. Fr. v. Dalberg: Über Meteor-Cultus der Alten, vorzüglich in Bezug auf Steine, die vom Himmel gefallen. Ein Beitrag zur Alterthumskunde. Heidelberg 1811. — Richard Andree in seinem lehrreichen Aufsatz: Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben. (Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien. Neue Folge. II. Bd.; auch als Sonderdruck, Wien 1882) beschäftigt sich ausführlich mit demselben Gegenstande.

Als zauberkräftig werden sie nach Hermann S. 167 wie folgt erachtet: „1. Wo ein Donner-Keil im Hause, da soll das Wetter nicht einschlagen. 2. Wer einen finde, der soll ein glücklicher Mensch seyn. 3. Die Saat glücklich zu verrichten, müsse man Donner-Keile im Säe-Tuch haben. 4. Ein Kind, das den Urin nicht lassen können, solle man aus drey Donner- oder Wasser-Keilen baden. 5. Wenn einer feste wäre, und man schabe etwas vor einem Donner-Keile, und schiesse damit, so müsse er aufgelöset werden. Man müste aber drey Donner-Keile haben, ob man gleich nur von einem was schabet. 6. Donner-Keil pulverisirt und gebraucht soll den Urin treiben, und wieder die Gelbsucht ein Specificum seyn, auch wieder die schwere Noth helfen. 7. Im Weh-Thun soll man mit einem Blutstein auf einem Keile reiben, und was abgerieben, der rothe Fluor gut dafür seyn. 8. Donner-Keile sollen den Schlaf befördern, und die kleinen Kinder, wenn sie ihnen in die Wiege geleget, vor dem Bruch bewahren. 9. Donner-Keile sollen für die pestilentialische Luft und wieder alle Gifft dienlich seyn, dieweil Jupiter die Pfeile von sich schiesst, und die Jovialishe Gestirne für glücklich geachtet werden; der Stein soll schwitzen, wenn Gifft vorhanden ist. 10. Am thörichtsten thun, die den Donner und dessen Donner-Keile vor ihren Gott halten.“

Unser geschätztes Mitglied Wilibald von Schulenburg hat sich mit dem Steinaberglauben unserer Wenden wiederholt beschäftigt. Bei ihnen ist das vorgeschichtliche Steingerät ein Gewitterstein. Die Löcher darin hat der Blitz geschlagen (Wendische Volkssagen. Leipzig 1880, 270). Aus dem Aufsatz: „Die Steine im Volksglauben des Spreewaldes“ Zeitschrift für Ethnologie, XII. Bd. Berlin 1880, S. 252—260 wird folgendes entnommen: „Man braucht sie [die Steinteile] gegen verschiedene Leiden, z. B. Halsübel, Seitenstechen u. a., besonders auch gegen die Kulka, die sogenannte Mutterplage. Entweder werden die Steine gegen die leidenden Stellen gedrückt oder gestrichen, oder sie werden „getrunken“. Zu diesem Zwecke feilt man den Stein aus und trinkt den Steinstaub mit Wasser; die Wirkung wird noch weit über die des Pfeifenschlammes, den manche gebrauchen, gesetzt. Auch beim Rindvieh wird der Stein gegen die „waka“ (Geschwulst am Kinn) gebraucht; dazu hängt man ihn dem Vieh mit einer Strippe um.

Wenn aber die Krötenkronen (Echiniten) als heilkräftig bezeichnet wurden, so gelten für viele auch andere Steine, welche man zufällig, z. B. beim Graben, in der Erde findet, und welche nach der Volksanschauung „wie Kröten ausgewachsen sind“, als Mittel, um Beulen und auch sonstige Übel beim Vieh zu vertreiben. Als solche fand ich sogar alte zerbrochene Schleifsteine mit ausgeschliffener Mitte, kolbenartige Steine u. dergl., aufbewahrt. Um in dergleichen Bildungen Beziehungen zur Kröte zu finden, ist allerdings die bedeutende Einbildungs-

kraft eines unversehrten Volksglaubens erforderlich; es beweist dies gleichzeitig, in wie hohem Masse in älterer Zeit Beziehungen gesucht und gefunden wurden. Fig. 4 zeigt einen solchen Krötenstein.*)

Wenn ferner, wie erwähnt die Löcher der Steinbeile als Wirkung des Blitzes betrachtet wurden, so erfreuen sich nicht minder die natürlichen „gewachsenen“ Löcher der Feuersteine einer erhöhten Bedeutung.***) Dergleichen Feuersteine mit durchgehenden Löchern werden gegen Beulen und „Schwären“ dem Vieh umgehängt, bis das Übel verschwindet. Haben sie es angezogen, so nimmt man sie ab. Vielleicht sucht mancher durch Übertragung des Steines auf einen anderen das Übel los zu werden, wie solcher Glaube in verschiedenen anderweitigen Gebräuchen zu Tage tritt, wenn man beispielsweise zu Ostern dem Nachbarn mit dem Stubenkehrer die Flöhe zuwirft, beim Schnupfen den Nasenschleim einem andern auf die Thürklinke schmiert, Kranke Speichel in verschiedener Papierhülle auf den Weg legen, Stecknadeln fallen lassen u. dgl. m. So besitzt Schreiber dieses einen durchbohrten Stein, welcher einem Wenden in einem andern Dorfe bei seiner Abwesenheit in den Kahn gelegt wurde, vielleicht, um ihn mit demselben irgend eine Krankheit mit dem Strome des Wassers oder über die Grenzen fortschleppen zu lassen.

Lediglich glückbringend sind die Kamuški (d. h. Steinchen), kleine weisse Kiesel, deren Form gleichgültig ist.***) Wer seines Weges geht und zufällig ein solches Steinchen findet, betrachtet den Fund als eine Fügung und steckt den Stein ein.†) Man trägt ihn dann

*) Nach dieser Abbildung, S. 256, zu urteilen, ist dies nichts als ein wahrscheinlich quarzitischer rötlicher sogen. Windschliffstein, der in der Diluvialzeit durch Wind und Flugsand täschchenartig an vielen Stellen glatt ausgeschliffen ist.

E. Friedel.

**) Der Feuerstein hat von jeher die Phantasie, selbst der Gelehrten, erregt und sie haben sich über die Entstehung dieses kieseligen Minerals weidlich den Kopf zerbrochen. So ruft Johann Friedrich Henkel: *Idea generalis de lapidum origine per observationes, experimenta et consecraria succincte adumbrata. Dresdae et Lipsiae. I. Aufl. 1734, S. 39: O Silex, silex! quae te matercula gessit!* (O Feuerstein, Feuerstein! welches Mütterlein hat dich erschaffen!) — Vgl. auch Joh. Sam. Schröter: *Journal für die Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie. Bd. II. Weimar 1775, S. 67.*

E. Friedel.

***) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Direktor Schwartz heisst es bei Conze, *Volküberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, S. 412: „weisse Kieselsteine auf Äckern rühren von Gewittern her“, und das. Anm.: „Kinder, die im Frühjahr viel mit Kieselsteinen spielen, deuten damit schwere Gewitter des Sommers voraus.“* Rochholz, *Alem. Kindersp. 319.*

W. v. Schulenburg.

†) Nach Fr. E. Lemke's mündlicher Aussage bedeuten im ostpreussischen Oberlande weisse Steinchen, gerade umgekehrt, Unglück; sie bringen das Fieber hervor. Sollte die weisse Farbe, weil bei den Slaven und Litthauern Trauerfarbe, deshalb von übler Vorbedeutung sein?

E. Friedel.

als Glücksbringer bei sich in der Tasche oder im Geldbeutel oder hat ihn in der „Lade“ (Truhe) liegen. —

Kleine beliebige Steinchen werden auch zur Vertreibung von Warzen benutzt. Wenn man nämlich, mit Warzen behaftet, zufällig auf dem Wege ein Steinchen findet, so hebt man es auf, spuckt dreimal darauf und drückt es dreimal schweigend auf die Warzen und sagt dreimal: *To pomogaj bog wósc, bog syn a bog swěty duch* (das helfe u. s. w.)^{*)}

B. VI. No. 2787 bis 2790 der Abb. in ca. $\frac{1}{3}$ Grösse sind 4 Schrecksteine von Neu-Ruppin aus der Sammlung des bekannten Altertumsforschers Stadtgerichtsrat Rosenberg. B. VI 2703 ist ein offenbar viel gebrauchter aus der Sammlung des märkischen Heimatforschers Friedrich von Klöden. Die Steine sind aus buntem, No. 2703 aus rotbraunem Serpentinsteine künstlich hergestellt, die Rückseite plan, die Vorderseite an einen Papierdrachen erinnernd. Eine Querkante teilt die Vorderseite in zwei Dreiecke, das obere kürzere ist in drei



Felder zerlegt, oben durchbohrt und abgestumpft, das untere längere Dreieck, ebenfalls in 3 Felder geteilt, läuft spitz zu. An einer Schnur wird das Amulett Wöchnerinnen, Kindern oder anderen „schreckhaften“ Personen um den Hals gehängt. Die Fabrikation soll in Thüringen geschehen. Vgl. v. Schulenburg a. a. O. S. 260 Fig. 8.

Ich gehe zu den Ringsteinen über. Was wäre nicht alles über die Ringe, insbesondere die Ringsteine und ihre Zauberkraft vom Zauberringe Salomonis und Prometheus an, der den ersten eisernen Ring trug, zu sagen? Schon der Ring selbst als Symbol der Unendlichkeit hat eine weittragende Symbolik.

Der Ringstein ist beim Landvolk, das doch den eigentlichen Kern der Bevölkerung darstellt, von je her, auch bei uns beliebt und üblich gewesen. Er scheint aus dem Orient zu stammen und dürfte unseren germanischen Altvorderen bereits von dorthertzugekommen sein. Die Ringsteine sind mit der Genealogie vieler deutscher Geschlechter auf das Innigste seit Jahrhunderten verknüpft. Der Ring, insbesondere der mit einem Talisman-Stein geschmückte, kommt deshalb im Wappen adliger wie bürgerlicher Geschlechter, auch in Deutschland nicht selten vor. Beispielsweise führt die Parchimsche Linie des allbekanntesten Hauses Schwerin im Schilde einen Arm, der einen Ring trägt. Später erscheinen statt dessen zwei nach oben ausgestreckte Arme, welche den mit einem Talisman geschmückten Ring hochhalten. Oskar Schwebel „Die Herren und Grafen von Schwerin“, Berlin 1885, S. 19 bemerkt

*) Nach ähnlichem Rezept sind mir seitens meiner Mutter, als ich etwa 8 Jahr alt war, die Warzen, und zwar viele, die plötzlich gekommen waren, von den Fingern fast ebenso schnell wieder vertrieben worden. E. Friedel.

dazu: „Jener Ring, der dem Krieger von der Hand einer unsichtbaren Person dargeboten wird, ist nämlich nichts anderes als das feiende, den Sieg verleihende Kleinod der deutschen Schlachtenjungfrauen, der alten, heidnischen Walkyren. Wir sagten oben, die Schwerin seien ein deutsches Geschlecht. Wir meinen dasselbe auch von dem berühmten Hause Oertzen*), welches ein gleiches Schildzeichen führt. — Nun ist jenes uralte, auf die deutschen Schlachtenjungfrauen zurückzuführende Wappenbild ferner besonders berühmt bei dem niedersächsischen Geschlechte von Plesse; — die Ringe desselben heißen sogar die „Schwanenringe“. Es ist ein charakteristischer Blick in die Vorzeit unseres Volkes, den wir hier thun können. Den Arm der göttlichen Jungfrau und ihren schützenden, segnenden Ring erwählte sich also ein Ahne des Hauses Schwerin, weil er sich behütet und geleitet dachte von einer der Töchter Wodans, des Sieg- und Schlachtenruhmspendenden Gottes!“ —

Bei unserer heutigen Betrachtung kommt es uns lediglich auf das Kleinod der Ringe, den Ringstein, an.

Ich kann wegen Kürze der Zeit nur vier der mancherlei im Besitz des Märkischen Museums befindlichen Ringsteine mit Talismanen oder Amuletten vorlegen und bemerke, dass dgl. Ringe zwar auch in dem hier in erster Linie in Betracht kommenden Gebiete der engern Heimat, ganz besonders aber in dem süddeutschen Sprachgebiet (Bayern, Tirol, Salzkammergut, Steiermark, Ober-Österreich pp.) getragen werden. In unserm Heimatsgebiet werden sie nicht selten versteckt getragen oder in der Häuslichkeit geheim verwahrt, im katholischen süddeutschen Sprachgebiet sieht man sie mit Vorliebe an den Fingern von Personen beiderlei Geschlechts getragen, hier führen die Ringe sogar nicht selten Namen, St. Antoniusringe, St. Georgsringe etc. je nach dem Heiligen und Schutzpatron, auf welchen sich, nach ihrer Ausstattung, diese schutzbringenden Symbole beziehen.

a) Kat. B. VI, 10829 des Märkischen Museums giebt einen silbernen Bauernring, der den auf der Oberseite fleischrötlich, ungefähr an einen menschlichen Nabel erinnernden Verschlussdeckel einer Meereschnecke (Turbo) enthält. Dr. Hagers Handbuch der pharmaceutischen Praxis sagt darüber folgendes: „Turbo rugosus L. und andere Turboarten, zu den Gasteropoden gehörige, im Mittelmeer lebende Deckelschnecken. — Umbilici marini, Belliculi marini, Meernabel, Meerbohnen, Seebohnen, Nabelsteine, Mondaugen. — Deckel des Schneckengehäuses. Sie sind scheibenförmig, 2—3 cm im Durchmesser, 2—3 mm dick, glatt, etwas vertieft, auf der

*) Vgl. zu Altrichters Abhandlung „Das Laasker Schwert“, „Brandenburgia“ VI, 280 fig., die Figur 31. Auf andere Familien-Erbringe wird weiterhin verwiesen.

einen Seite fleischrot oder rot, auf der anderen braun, aus Kalkcarbonat und Leim bestehend. Die Seebohnen werden hin und wieder in den Apotheken gefordert und zum Auflegen und Aufbinden auf den vorstehenden Nabel oder auf sogenannte Ueberbeine, teils auch zu Räucherungen und zu abergläubischen Zwecken gebraucht“. Aus letzterm Grunde wird der *Umbilicus marinus*, wie im vorliegenden Exemplar, als Ringstein gefasst.

b) B. VI. 12719, Bauernring, silbern, mit 3 roten Steinen, die anscheinend in Zahnfragmente eingelassen sind. Schützt gegen mancherlei Übel.

c) B. VI. 10831. Bauernring, silbern, mit 2 Zähnen. Vielleicht Fuchs. Fuchszähne treten, seitdem Wolfszähne wegen Ausrottung des Raubtiers selten geworden sind, mehr und mehr als Ersatzstücke; diese Zähne sollen das Zahnen und den Zahnwechsel der Kinder erleichtern.

Seltene Tiere müssen auch seltsame Krankheiten heilen. So braucht man Ringe von Stücken aus Elentierhufen gegen die fallende Sucht, wahrscheinlich, weil die Alten die Vorstellung hatten, dass das Elch, wenn es hinfalle, sich nicht wieder erheben könne, weshalb es an einen Baum gelehnt schlafe. Caesar, *Bell. Gall.* VI. 26. Solche Ringe waren sehr geschätzt. Lope de Vega (geb. 1562, † 1635) berichtet in seinem Lustspiel „Das Unmöglichste von Allem“ (auch „Der Tugendwächter“ verdeutscht) ausführlich, wie ein solcher Krampfring hergestellt und gebraucht werden soll.

d) B. VI. 11678, interessanter Goldring, einige Jahrhundert alt, der früher eine andere Ringplatte, vielleicht ein Wappen, enthalten haben dürfte, jetzt einen graubraunen glänzenden Stein in Form eines Kugelabschnittes umschliesst, welcher zu den sogenannten Katzensteinen zu gehören scheint, wenn er nicht ein geschliffener innerer Teil eines Krötensteins ist. Diese Art Steine sind von jeher als zauberkräftige Talismane mit abergläubischer Scheu betrachtet worden.

In der That ist es möglich, einen Menschen, welcher einen dergleichen Stein längere Zeit mit ungeteilter Aufmerksamkeit betrachtet, in einen hypnotischen Zustand zu versetzen. Es kommt freilich auf die Individualität an, ich selbst, beispielsweise, eigne mich, wie ich erprobt, zu dergl. hypnotischen Versuchen gar nicht, im übrigen sind es keineswegs nervöse Menschen, welche hier der „Bezauberung“ unterliegen, ich habe vielmehr bei dreitägigen Experimenten, welche der im vorigen Jahr zu Altona verstorbene bekannte Magnetiseur Hansen in Greifswald in Gegenwart medizinischer Autoritäten anstellte, selbst gesehen, wie sehr kräftige jugendliche Personen, Lieutenants, Studenten, Lehrer pp. in 20 bis 30 Minuten durch unverrücktes Anstarren von dergl. Ringsteinen, die einen „Hof“ hatten, d. h. einen äussern Ring von anderer Farbe als der mittlere eigentliche Ringstein, in Zeit von 20 bis 30 Minuten in den

Zustand völliger Willenlosigkeit versetzt wurden. Einige folgten dem berührenden Finger des Magnetiseurs wie ein Hündchen, andere thaten ohne direkte Berührung was er ihnen sagte, andere verfielen in Schlaf, andere geriethen in kataleptische Zustände, wobei der Körper in unglaubliche Verrenkungen und Stellungen gebracht, die im wachen Zustande unerträglich gewesen, gleichwohl in jenen künstlichen Posituren verharrte, bei anderen fand auf Einreden des Experimentierenden, also mittels Suggestion, eine vollständige Verrückung der Vernunft und ein blindes Gehorchen statt, so dass sie z. B. rohe Kartoffeln für Äpfel assen, sich in Frauenzimmer verwandelt glaubten u. dgl. m., alles dies, ich wiederhole, durch blosses unausgesetztes Anstarren eines knopfförmigen Ringsteins. Diese Beispiele zeigen deutlich, wie bei den so vielfach überlieferten Bezauberungsgeschichten, die durch Talismane u. dgl. bewirkt sein sollen, hie und da ein Körnchen Wirklichkeit obgewaltet haben mag. Wie lange hat es nicht gedauert, bis man namentlich in den massgebenden ärztlichen Kreisen Deutschlands an die Suggestion glaubte, während doch die letztere jetzt als Heilmittel nervenärztlicherseits in allen Kulturländern der Erde und nicht selten mit Erfolg angewendet wird.

Vor einiger Zeit wurde mir der Ausschnitt einer englischen Zeitung, worin von einem Talismanringe im Besitz unsers Herrscherhauses gesprochen wurde, mit der Bitte um Auskunft über die allerdings die wissenschaftlichen Kreise recht sehr interessierende Angelegenheit zugestellt.

Auch hier stellt sich ein Kern von Wahrheit heraus.

Es giebt mehre Überlieferungen von Sagen oder Berichten, welche sich auf Hohenzollersche Zauberringe beziehen. Die eine Tradition erstreckt sich, wie gleich ersichtlich sein wird, auf die fränkische Linie des Hohenzollern-Hauses. Oskar Schwebel, Die Sagen der Hohenzollern, 2. Aufl. Berlin 1886, behandelt die Angelegenheit S. 430—440 in dem Kapitel 29: „Der Ring der Markgrafen von Ansbach-Baireuth“.

Einem menschenscheuen altpreussischen Kammerherrn von B., der ein altertümliches Turmgemach des Bayreuther Schlosses bewohnte, soll ein Mann im Pilgergewande nachts erschienen sein und ihm gesagt haben, von B. solle im Kloster Himmelskron, der Begräbniskirche der alten Markgrafen, einen bestimmten Sarg öffnen. In diesem ruht, sagte die Erscheinung, ein Ahn deines Herrn. Noch ist dessen Leiche wohl erhalten. An dem Goldfinger der linken Hand trägt der alte Markgraf einen Goldring, welcher mit Edelsteinen geschmückt ist; den musst du der Leiche von der Hand abziehen. Merke aber wohl, was ich dir sage. Du bist der Auserwählte; nur du vermagst das Werk zu vollbringen. Solltest du dasselbe aber aus thörichter Furcht unterlassen, so wird das Haus der Hohenzollern aussterben.

Noch zweimal und immer dringlicher meldete sich nach Verlauf von Wochen der Geist. Nur einer von den drei Diamantsteinen des Ringes sei noch nicht erblindet: Erlischt auch er, so wird es binnen kurzer Zeit erschütternd lauten: „Heute noch Hohenzollern und nun nimmermehr.“ Jetzt endlich hielt sich Herr v. B. genötigt, dem skeptischen Markgrafen Anzeige zu machen, und eine Kommission begab sich auf dessen Befehl an Ort und Stelle. Man fand alles so, wie es vorausgesagt war, v. B. zog dem Leichnam, der alsbald zu Staub zerfiel, den Ring ab. Die Diamanten desselben waren kunstvoll gefasst, so dass sie eine Blume bildeten. Nur einer davon blitzte noch in seltenem Feuer. Ring und Protokoll des Befundes wurden im Archiv zu Bayreuth niedergelegt.

Zuvor hatte der Markgraf die Sache dem König Friedrich Wilhelm II. nach Berlin gemeldet. Dieser, kein esprit fort, wie sein fränkischer Hausverwandter, erschrak und antwortete, dass man zwar alles unnötige Aufsehen vermeiden, dennoch aber in der Gruft von Himmelskron Nachforschungen anstellen solle. Fände sich sothaner Ring an der Hand der fürstlichen Leiche, so solle derselbe entfernt und in der Schatzkammer des markgräflichen Hauses bis auf weiteres niedergelegt werden.

Kurze Zeit darauf kam von Berlin die erfreuliche Kunde, dass dem königlichen Hause Hohenzollern Kindersegen bescheert sei; die fränkische Linie erlosch dagegen. Die Erzählung muss vor 1770 fallen, denn in diesem Jahre wurde dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen von seiner zweiten Gemahlin Luise von Hessen-Darmstadt der nachmalige König Friedrich Wilhelm III. geboren. In die Regierungsjahre Friedrich Wilhelm II. kann die Erzählung nicht fallen, denn damals waren vier Söhne vorhanden. Auch unter Friedrich dem Grossen ermangelte es, trotz der Kinderlosigkeit, bekanntlich nicht an Thronerben. Ganz richtig bemerkt daher Schwebel S. 438: „Die Erzählung erscheint völlig in das Helldunkel ihrer Zeit getaucht, in welcher man sich ermächtigt hielt, den religiösen Glauben zu verspotten, und trotzdem einer Mystik und Geisterseherei huldigte, deren Folgen sich später als so unheilvolle herausstellten“.

C. Trog, *Zollernsagen, auch sagenhafte Züge und Charakterzüge aus dem Leben der Hohenzollern* (3 Bde. Düsseldorf 1886) behandelt in populärer Weise, ohne etwas neues zu bringen, das gleiche Thema.

In dem erscheinenden Geiste haben wir (bemerkt Schwebel, S. 439) den Schutzgeist oder den Ahnherrn des Hauses Hohenzollern zu erblicken. Echt sagenhaft aber sind die Züge, dass die Geschicke des erlauchten Hauses Zollern an einen Ring gefesselt sind und dass die Diamanten desselben erleichen. Der Ring ist in der deutschen Sage

das Symbol des Segens. Wodan selbst besitzt einen wunderbaren Ring, den „tröpfelnden“, nordisch „Draupnir“ genannt; — von ihm träufeln in jeder Nacht neue Ringe herab; darum haben viele deutsche Geschlechter einen Ring zum Familientalisman. So die Alvensleben in der Mark, die Hahn in Mecklenburg, die Puttkammer in Pommern, die Veltheim im Braunschweigischen, die von Zimbern oder Zimmern in Schwaben, die Salm in Lothringen u. s. w. — Von all diesen Ringen aber werden wundersame Geschichten erzählt. Denn entweder stammen diese Ringe aus der Hand von Waldfrauen und Zwergen, von Wassermännern und Nixen, oder sie sind aus dem fernen Morgenlande durch Kreuzfahrer nach Deutschland gekommen. Ihr aller Vorbild aber bleibt des Göttervaters segenspendender Ring.

Bei alledem scheint der Sage von dem Hohenzollerschen Erbringe etwas Thatsächliches zu Grunde zu liegen. Es ist in neuerer Zeit das Verdienst des verstorbenen Geheimen Hofrats Louis Schneider, welcher in die vertraulichsten Familienverhältnisse und Überlieferungen des preussischen Hofes eingeweiht war und der aus ehrfurchtsvoller Diskretion vieles nicht niedergeschrieben hat, was er gehört und gesehen und was von hervorragendem kulturgeschichtlichen Interesse gewesen sein würde, dass er der Zollerschen Talismansage eine neue Perspektive abgewonnen hat. Die letztere stammt aus dem Jahre 1865 und ist auch vom Standpunkt der Heimatkunde so wichtig, dass wir sie Schneiders Buch „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. 1849—1873“. (Berlin 1888). Band I, S. 154—161 wörtlich und vollständig entnehmen müssen.

„Kurz vorher hatte ich mich eines Sonnabends früh, wie gewöhnlich, im Adjutantenzimmer befunden, um das Aufstehen des Königs zu erwarten, als sich auch der Geheime Rechnungsrat und erste Tresorier Geiling dort einfand. Er trug ein versiegeltes Packet in der Hand, welches er dem Kron-tresor hatte entnehmen müssen, um dasselbe dem Könige zu übergeben. Wahrscheinlich — sagte Herr Geiling — enthalte das Packet Aktenstücke in Bezug auf den vielbesprochenen Ring, von welchem die Sage geht, dass, so lange er im Besitz des Hauses Hohenzollern bleibe, es demselben gut ergehen werde. Da ich in der Aufschrift die Handschrift König Friedrich Wilhelm erkannte, so fragte ich Geiling nach dem Inhalte desselben und las — so viel ich mich erinnere:

„Ich habe dieses Packet in Gegenwart meiner Schwester Louise der Niederlande geöffnet, von dem Inhalte Kenntniss genommen und dasselbe mit meinem Secret wieder versiegelt, dem Fürsten Wittgenstein zur Aufbewahrung zurückgegeben.“

Die Aufschrift war viel länger, doch erinnere ich mich bei der Flüchtigkeit, mit welcher ich sie einsehen musste, nur des Sinnes, nicht des Wortlautes genau. Das Packet war länglich und zweimal gesiegelt.

Der Zufall wollte, dass ich einige Tage später, zum Behufe einer historischen Arbeit, in der Manuskriptensammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin einen Folioband (Nr. 367 der Ms. boruss) mit dem Titel:

„Goldmacherei der alten Churfürsten und andere Superstitiosa.“
in die Hände bekam und darin folgende Notiz fand:

„Von den Geheimen Kriegsath Krüger hörte ich (nemlich der Ordensath König) die Nachricht, welche er aus den Papieren des Kriegszahlmeisters, Geheimen Rathes Köppen gezogen, dass König Friedrich II. beim Antritte seiner Regierung, ausser vielen alten Münzen, die er verkaufen lassen, auch ein Schächtelchen mit einem Ringe, der einen schwarzen Stein eingefasst, gefunden, wobei ein Zettel gelegen, den König Friedrich I. eigenhändig geschrieben habe, und der ungefähr folgendermassen gelautet: Diesen Ring hat mir mein seliger Herr Vater auf dero Sterbebette eingehändigt mit der Erinnerung, dass, so lange dieser Ring bei dem Hause Brandenburg erhalten werde, solches nicht allein Wohlergehen haben, sondern auch wachsen und zunehmen würde. Der König hat diesen Ring dem Köppen aufzuheben befohlen, hernachmals aber solchen abgefordert, und habe der Letztere nach diesem nichts weiter davon erfahren.“

Einige Seiten weiter befand sich in demselben Manuskripte, mit dem nebenstehenden Zeichen versehen, noch die folgende Notiz:

WAD

„Einer fürstlichen Person, Sagt man, soll eine grosse Kröte, eynen güldenen ring mit eynem Demantt und 2 Rubinen versetzt, auff's Bett gebracht haben undt aus ihrem munde vor Sie fallen lassen, in dem gedachte Fürstin, eben zu dem mahl in der Geburth gearbeitet. Dieser ring soll noch heutiges Tages dem in des Stammes erstgeborenen immer fort, zum gedächtniss und vermeintem, hierunter verborgenem Glück und Wohlergehen gegeben und zugeeignet werden.“

Dahinter verweist eine Bemerkung mit Bleistift auf die erste Seite des Bandes, also auf die Notiz des Ordenraths König.

Nun wurde mir die Sache interessant. Sofort angestellte Erkundigungen ergaben nun zwar, dass unbestimmte Gerüchte über die Existenz und sorgfältige Aufbewahrung eines solchen Ringes vorhanden, eine nähere Kenntniss der Umstände oder eine historische Begründung des Besitzes nicht zu erlangen war. Vielfach wurde dieser Ring mit denjenigen in Verbindung gebracht, welchen angeblich die Gräfin Lichtenau dem sterbenden Könige Friedrich Wilhelm II. vom Finger gezogen haben soll, und als dieser mit schwacher Stimme rief: „Her den Ring!“ den Umstehenden ihren Raub durch den Befehl zu verdecken suchte: „Hering ruft der König. Er will einen Hering haben!“

Der Hof-Staatssecretair, Hofrath Dohme, gab mir folgende präcisere Auskunft:

Er habe den Auftrag erhalten, die in den Kommoden des Marmopalais bei Potsdam aufbewahrten Papiere zu inventarisiren, und unter denselben

mehrere mit Bleistift geschriebene Zettel des Königs gefunden, welche sich auf einen Ring beziehen, der sich in den Händen des Oberkastellans Lehmann zur Aufbewahrung befunden. In einer dieser Bleistift-Ordres war gesagt: Lehmann solle dem Könige den Ring bringen, aber bei seinem Kopfe vorsichtig damit umgehen. Ein anderer Zettel habe, ohne erkennbare Veranlassung, dem Lehman besondere Sorgfalt bei Aufbewahrung dieses Ringes eingeschärft. Auch habe sich eine, wohl 3 Seite lange, Geschichtserzählung dabei befunden, welche — so viel er, Dohme, sich erinnere — mit dem übereinstimme, was ich ihm als eine Aeusserung Friedrichs des Grossen mitgetheilt. Nur wäre hinzugefügt gewesen, dass König Friedrich II. gesagt: „Ich glaube gar nicht an solche Dinge, der Ring soll aber doch aufbewahrt werden.“ Diese sämtlichen Papiere wären damals dem Fürsten Wittgenstein übergeben worden und befänden sich die speziell auf den Ring bezüglichen wahrscheinlich in dem Packete, welches König Wilhelm sich von Tresorier Geiling habe vorlegen lassen. Auch sei in jenen Papieren noch erwähnt gewesen, dass der Ring ursprünglich von dem Kurfürsten Johann Cicero herstamme.

Mit dieser letzteren Angabe stimmt anscheinend auch ein Befehl König Friedrich Wilhelm IV. überein, nach welchem die Beamten des Hofmarschallamts ein Portrait Johann Ciceros oder einiger anderer Kurfürsten aufsuchen sollten, und zwar alle, die einen Ring am Finger zeigten, weil der König sich selbst überzeugen wolle, welche Art von Ringen seine Kurfürstlichen Vorfahren getragen. Die Bilder wurden aufgestellt. Ueber das Resultat wussten die dabei Betheiligten aber nichts, und die ganze Sache kam ihnen überhaupt erst durch meine Erkundigung in das Gedächtnis zurück, weil jener Befehl durch die Ringfrage erst eine Erklärung fand.

Die Version, dass die Gräfin Lichtenau sich in den Besitz des Ringes gesetzt — wie sie in mehreren Werken über die Regierungsperiode König Friedrich Wilhelm II. erzählt wird — hat auch zu dem Glauben veranlasst, das Unglück des Preussischen Staates im Jahre 1806 sei daher entstanden, dass jener Ring sich nicht mehr im Besitze des Königl. Hauses befunden und die Gräfin Lichtenau von König Friedrich Wilhelm III. sehr hart behandelt worden wäre. Erst 1813 habe sie gegen eine Pension den Ring wieder ausgeliefert und von nun an sei alles gut gegangen.

Mehr war nicht zu erfahren. Je unklarer und verschwommener aber das alles war, je mehr steigerte sich mein Interesse an einer Sache, von welcher ich so zufällig Kenntniss erhalten und die ich doch nach dem selbst Gesehenen von Wichtigkeit für die Königliche Familie halten musste. Ich unterstand mich daher, Sonntag den 12. November 1865, auf Schloss Babelsberg den König selbst zu fragen, welche Bewandnis es mit jenem Packete gehabt habe. Um diese Frage zu entschuldigen, las ich vor, was ich darüber zusammengetragen und erhielt folgende Antwort, die ich gleich beim Nachhausekommen niederschrieb:

„Alles, was Sie da von Eröffnung des versiegelten Packets durch mich gesagt, hat seine vollkommene Richtigkeit. Es ist im Königlichen Hause üblich, dass der Ring und die Papiere jedem neuen Könige vorgelegt werden. Auch mit der von Ihnen angeführten

Aufschrift meines hochseligen Bruders hat es — dem Sinne nach — seine Richtigkeit. So viel ich mich erinnere, ist es ein altmodisch geformter Ring mit einem einfachen dunkelfarbigem Stein. Genau kann ich die Farbe des Steins nicht charakterisiren. Jedenfalls war es aber weder ein Diamant mit 2 Rubinen, noch war es ein schwarzer Stein. Von all' den Dingen, die Sie aus schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen gesammelt, steht Nichts in den Papieren, welche das Packet enthält, sondern nur, dass der Ring von einem meiner Vorfahren stammt, und Friedrich II., wie alle seine Nachfolger befohlen haben, dass der Ring sorgfältig aufgehoben werden soll. — Das mit der Kröte und mit den Bleistiftzetteln meines Grossvaters, sind mir ganz neue Sachen. Nachdem ich den Ring meiner Frau und dem Kronprinzen gezeigt, habe ich ebenfalls die weitere sorgfältige Aufbewahrung befohlen. Dass mein hochseliger Bruder sich habe die Portraits mehrerer Kurfürsten zeigen lassen, um zu sehen, ob einer von ihnen einen ähnlichen Ring am Finger trägt, ist möglich. Ich habe nie davon gehört. Jedenfalls enthalten jene Papiere nichts, was den Wunderglauben nähren könnte, und viel weniger, als was Sie darüber zusammengetragen haben.“

In den Worten des Königs und in dem Ausdruck, mit dem er sie sprach, zeigte sich so durchaus kein Wunderglaube und kein tieferes Interesse, dass ich dies als besonders charakteristisch für ihn anführen muss und eben deswegen den Gegenstand etwas ausführlicher behandelt habe. Nach meiner Erfahrung sind grade fürstliche Personen besonders empfänglich für solche Eindrücke. Unheimliches, Gespenstergeschichten, Geistererscheinungen waren die dankbarsten Themata für meine Vorleseabende in Sanssouci, ja ausdrücklich gewünscht und befohlen. Als der hochselige König zur Regierung kam, spielte das Vaticinium Lehninense eine grosse Rolle, und Bibliothek- wie Archiv-Beamte wurden dafür in Bewegung gesetzt, ja, diese Beamten sagten mir, dass dies bei jeder Thronbesteigung der Fall gewesen sei, wie aus den vorhandenen Ueberlieferungen hervorgehe. Noch ausgesprochener zeigte sich das, sobald der „Weissen Frau“ erwähnt wurde, wie überhaupt das Uebernatürliche, selbst einer königlichen Macht nicht Erreichbare, einen eigenthümlichen Zauber für fürstliche Personen zu haben scheint. König Wilhelm zeigte sich — wenigstens bei dieser Gelegenheit — ganz frei davon. Das wäre an und für sich kaum erwähnenswerth, wenn es nicht gleichzeitig auch manches Andere erklärte und ich eben nicht die Erfahrung gemacht hätte, dass gerade Fürsten und Fürstinnen in auffälliger Weise solchen Eindrücken unterliegen“.

Auch aus den Schneiderschen Berichten geht hervor, dass zwei Ringsagen hier vermengt werden, einmal die von dem mit 3 Steinen (3 Diamanten, oder 1 Diamant zwischen 2 Rubinen) besetzten hohenzollerisch-ansbachischen Talismanringe und die mit dem hohenzollerisch-brandenburgischen Ringe, welchen Kaiser Wilhelm der Grosse als mit einem einfachen dunkeln Stein versehen bezeichnet. Dass dieser Talismanring uralter Familienbesitz sei und aus dem Mittelalter stamme, kann

ebensowenig bezweifelt werden, wie dass er noch jetzt sich im Kron-tresor, welches dem Königlichen Hausministerium unterstellt ist, befindet. Nach gefälliger Auskunft des Herrn Dr. Seidel, Direktors des Hohenzollern Museums und der Sammlungen des Kgl. Hauses wird, wie festgestellt, der Ring dort nicht verwahrt.

Es ist anzunehmen, dass der Ring in den Zeiten, in welchen man an magische Ringe, Talismane u. dgl. noch viel mehr glaubte als jetzt, der Ring von den Regenten getragen worden ist. Bei einem Hoffeste im Februar d. J. machte ich unsern ersten Vorsitzenden, Oberbürgermeister Zelle, auf einen Ring aufmerksam, den Kurfürst Joachim II. auf seinem Gemälde in der Bildergalerie des Königlichen Schlosses an der rechten Hand trägt. Herrn Zelle fiel auch auf, dass es ein Ring mit einem grossen, halbrundlichen, schlichten graubraunen Stein war. Ich bin geneigt, dies als eine Darstellung des magischen hohenzollerschen Erbringes zu halten und zwar dürfte der Stein den geschliffenen innern Kern eines Krötensteins (Galerites) enthalten.*)

Sehr beachtenswert vom Standpunkt der Volkskunde und Psychologie ist, was ein so gewiegter Kenner wie Louis Schneider von den in höchsten und allerhöchsten Kreisen herrschenden abergläubischen Vorstellungen sagt. Darin sind wir uns also alle gleich, Knecht wie Herr, der sogenannte gemeine Mann und der Fürst. Alle haben wir noch Reste des Aberglaubens, der Dämonen- und Fetischverehrung an uns. Ja die fürstlichen Personen noch mehr wie der gebildete Mittelstand, das ist bei hohen Herrschaften die Stelle, wo sie verwundbar sind, die psychologische Achillesferse.

Louis Schneider spielt deutlich auf unsern unvergleichlichen Kaiser Wilhelm den Grossen an: ob er sich wohl nach der angedeuteten Richtung hin von seinen Standesgenossen vollständig unterschieden habe? Drei Beispiele, die zu einer Verneinung dieser Frage führen, fallen mir gerade im Augenblick bei. Das erste Beispiel ist unter dem Stichwort „Das Geheimniss des Jagdschlusses Grunewald“ Brandenburgia I. 152—154 ausführlich erörtert: Kaiser Wilhelm I. verbietet die Untersuchung des Raumes unter der Spukterrasse im Jagdschloss. Ein zweites Beispiel liefert die eigene hohe militärische Umgebung des Kaisers, damals — 1867 — erst Königs von Preussen. Schneider a. a. O. I. 298 schreibt darüber: „Ich hatte [1867] für die Vorleseabende eine historische Übersicht der Prophezeiungen ausgearbeitet, welche den Kurfürsten von Brandenburg und den Königen von Preussen zu verschiedenen Zeiten die Kaiserwürde in bestimmte Aussicht gestellt. Zu-

*) J. B. Fischer a. a. O. S. 746 sagt: „Der innere feine Kern [der Krötensteine] nimmt eine sehr gute Politur an, und wird zuweilen in Ringe gefasst“.

fällig erfuhren die beiden Generale [von Rauch und von Gerlach] schon am Vormittage davon, und verlangten sehr bestimmt, dass ich diesen Aufsatz vom Programme streichen und dem Könige weder jetzt, noch später vorlesen solle, weil solche Dinge die schon gefassten Entschlüsse nur wankend machen könnten.“ (Der deutsch-französische Krieg warf seine Schatten voraus.)

Unter der Bezeichnung „ein versteckter Talisman“ erzählt derselbe Louis Schneider ferner a. a. O., dass dem Kaiser am 30. Juni 1866 auf der Durchfahrt durch Sorau ein anscheinend von einem evangelischen Geistlichen verfasstes Gedicht überreicht wurde, unterzeichnet „ein Diener Christi, der heute zum ersten Male seinen geliebten irdischen König sah“, das sich in 5 Strophen auf den Aufruf „An mein Volk“ vom 18. Juni 1866 bezog. König Wilhelm steckte das Papier in den Ärmel-Aufschlag des Überrocks, den er bei Sadowa und sonst im Feldzuge trug. „Es ist“, schliesst Schneider, „jedenfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass der König es unbewusst, wie einen schützenden Talisman, während der ganzen Campagne bei sich getragen hat“.

Der zweite und dritte ebenerwähnte Fall lassen allerdings auch eine andere Deutung zu, der erste Fall passt dagegen genau in den Vorstellungskreis, welchen L. Schneider bei den Mächtigsten dieser Erde beobachtet haben will.

Schutzbriefe. Der Umstand, dass wir soeben unter dem „versteckten Talisman“ einen Schutzbrief für Kriegsnöte erwähnen mussten, möge es rechtfertigen, wenn wir hier anhangsweise noch zwei „Schutz- und Trutz-Zettel zum Festmachen“ abdrucken, die unser eifriges Mitglied Herr O. Monke mir, wie folgt, mitgeteilt hat.

a) Soll Einem nichts Unangenehmes widerfahren, so muss man einen Zettel mit folgenden Zeichen beschrieben, stets bei sich tragen:

C. 3. f. 14. V. O. 9. 33 ff.

b) „Dass Du nicht geschossen oder von einem Geschütz getroffen werdest, schreibe diese Worte und trage sie bey Dir, als:

† V. hate † pena munt = † onelli

willst Du es nicht gebrauchen, probiere es an einem Hund“.

Diese zwei Zauberformeln hat ein preussischer Hauptmann v. S. Herrn Monke mitgeteilt und die letztere derselben während des Feldzuges i. J. 1866 „mit Erfolg“ bei sich getragen.

c) erinnerlich ist mir, dass ich als Kreisrichter zu Coepenick bei Berlin um 1872 die Leiche eines in der Spree durch Zufall ertrunkenen jungen Schiffers zu untersuchen hatte; in seiner Briefftasche auf der Brust fand ich einen geschriebenen Zettel mit einem Zauberspruch, der vor dem Ertrinken schützen sollte. Der Zettel war von dem tückischen Element durchweicht und hatte dem Ärmsten nichts geholfen. —

Zum Beschluss der im Volksglauben eine grosse Rolle spielenden „figurirten Steine“, um einen beliebten Ausdruck der alten Geologen zu gebrauchen, seien die „Naturspiele“, die *lusus naturae* d. h. diejenigen Steine erwähnt, bei denen der alte Steinkundige der Ansicht war, dass die Natur sie, um sich selbst zu vergnügen, gewissermassen zu ihrer Unterhaltung geschaffen habe. Dergleichen Steine dienten in vorgeschichtlicher Zeit als Idole wie z. B. die pilzförmigen und sonstigen phantastischen Auswitterungen von Geschieben der Gneis-, Glimmerschiefer- und Granit-Formation pp., wie ich ein solches Auswitterungsprodukt von Kurland „Brandenburgia“ VI, 344 erwähnt habe. Dergl. seltsame Steinbildungen, durch chemische Auswitterung oder mechanischen Wind-Sandschliff hergestellt, wurden später, namentlich wenn sie nicht zu gross, vielmehr handlich sind, auch in der Provinz Brandenburg nicht selten als Amulette und Talisman angesehen. Noch jetzt sammelt man sie gern, stellt die grossen in Gärten und die kleinen wie Nippes auf Bördern, Schränken, Kommoden u. s. f. auf.

Ein Beispiel davon A. I. 6220 (vergl. die Abbild. in ca. $\frac{1}{3}$ der Grösse) lege ich vor; der aus Kalk gebildete in einer Kiesgrube bei Eberswalde gefundene Stein hat allerdings eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Hühnerkopf. Unwissende, auch unter den Gebildeten, haben häufig eine kindliche Freude an ähnlichen zufälligen Bildungen und lassen sich mitunter garnicht davon abbringen, darin wirkliche Petrefakten, versteinerte Vogelköpfe, Schlangen, Kröten, Füsse, Finger, Herzen u. dgl. zu sehen. Auch dies gehört zu dem krassen, geradezu unausrottbaren Aberglauben. Dem Märkischen Museum sind eine Menge dergleichen *Lusus naturae* zugetragen, mitunter auch für hohe Preise zum Ankauf angeboten worden*)



*) Vgl. u. A. Joh. Friedr. Zöllner: Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Theile des Herzogthums Mecklenburg im Jahre 1795 Berlin 1797, S. 407: „Ohne zu bedenken, dass wir allenthalben im Kiesande mitten auf dem festen Lande runde und glattgeschliffene Steine von allerlei Farben, auch wol von sonderbaren Gestalten finden, hielt man es für etwas wundervolles, dass diese Steine so bunt und manche darunter einer Mandel, einem Ei, einem Vogelkopfe u. s. w. ähnlich wären. Dann und wann mochte auch wol, so lange hier noch Cabinettsstücke gesucht und theuer bezahlt wurden, ein Betrüger, oder ein Spassmacher der Natur ein wenig nachhelfen, um recht etwas Sonderbares anzubieten. So ward im Jahr 1701 ein Stein in Form eines Herzens nach Danzig geschickt, auf welchem ganz deutlich: *vivant Gedanenses* [es leben die Danziger] stand, und der so wie er war, hier (am Heiligendamm bei Doberan) gefunden sein sollte. Der Rector Wend zu Thorn schrieb über diesen Stein eine Dissertation, worin er ihn doch für ein Kunstwerk erklärte“. — Vor ca. 40 Jahren fand ich auf Rügen drei Gastwirte, die auf dergleichen Weise unermüdlich beflissen waren, ihre Gäste zu unterhalten und zu nasführen: den Gastwirt Schepler in Sagard, Besitzer der berühmten versteinerten Nonnen-Heerden, den alten Schilling auf Leuchtturm Arkona mit versteinerten



Damit seien die auf Volks- und Aberglauben Ihnen heut vorzu-legenden Gegenstände erschöpft.

Auf vorstehender Tafel sind abgebildet:

- No. 464 Hexenschüssel, zu Seite 498;
 „ 826 Blutstein, zu Seite 501;
 „ 222, 3 aufgespaltene Donnerkiele, zu Seite 501;
 „ 597 u. 801 Krötensteine, 597 Galerites vulgaris, 801 Cidaris vesiculosa, zu Seite 494;
 „ 1180 Schwalbenstein, S. 496;
 „ 1181 Adler- oder Klapperstein, Achilleum resonans, zu Seite 495;
 „ 1182 Holzpflöck zum Bannen von Krankheiten, zu Seite 493.

9. Herr Buchholz: Im Anschluss an unsere Besichtigung der neu-erbauten Georgen-Kirche und an den dabei von Ferd. Meyer gehaltenen geschichtlichen Vortrag möchte ich Ihnen die

Baulichen Veränderungen der alten Georgen-Kirche durch eine Folge von Abbildungen aus dem Märk. Museum vor Augen führen.

Auf dem Bilde No. 1, Abschnitt aus dem grossen perspektivischen Plan von J. B. Schultz, vom Jahre 1688, ist die Georgen-Kirche noch als Kapelle zu sehen, in der Gestalt, die sie mit unerheblichen Veränderungen von ihrer Erbauung im 13. Jahrhundert an bis zum Jahre 1704 behalten hat. Ein im Jahre 1693 vorgenommener Erweiterungsbau scheint nicht von grosser Bedeutung gewesen zu sein, dagegen machte die fortschreitende Bebauung der zu diesem Zweck mehr freigegebenen



Fig. 1.

„Königstadt“ (bisherigen Georgen-Vorstadt) schon im Jahre 1704 die Vergrösserung auf das Doppelte des Flächenraums erforderlich. Diese geschah in der Weise, dass man die östliche Giebelwand abbrach, die

Seehundsköpfen etc. und Behrendt senior auf Stubbenkammer mit zahlreichen versteinerten Schnurpfeifereien, letzterer auch eifrig bedacht, dass der sogenannte Opferstein der Hertha, unter dem ein germanischer Mahltrog als „Blutbecken“ liegt, dann und wann mit Tierblut beschmiert wurde. Wieviel kluge Berliner sind von diesem würdigen Trifolium am Narrenseil geführt worden! Auch jetzt kommt dergleichen, wie ich erst vor wenigen Monaten auf Rügen beobachtet, noch immer vor.

beiden Längswände nach Osten hin fortsetzte und den neuen Ostgiebel mit einer Apsis abschloss. So war das Kirchenschiff bei der gleichen Breite noch einmal so lang geworden und konnte über 400, gegen früher kaum 200, Sitzplätze aufnehmen. Ein Bild dieses Neubaus ist uns in

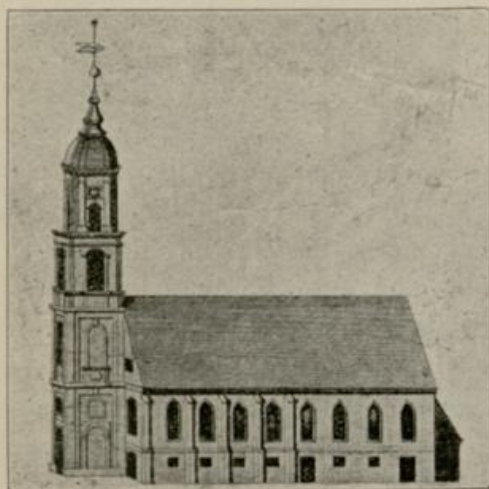


Fig. 2.



Fig. 3.

Figur No. 2 erhalten; der alte Teil der Kirche markiert sich durch die 5 Strebepfeiler, die das Widerlager für das Deckengewölbe bildeten, während der neue Anbau dieser Pfeiler nicht bedurfte, da die Decke



Fig. 4.



Fig. 5.

einfach aus Balkenlagen konstruiert wurde. Der auf dem Bilde mitabgezeichnete Turm in Spät-Renaissance-Architektur wurde 1714 erbaut. Er erlitt eine Veränderung im Jahre 1734, indem man den Galerie-Ab-satz über dem dritten Stockwerk abdeckte. Zugleich machte man den Bodenraum nutzbar, indem man auf jeder Seite des Daches 7 Mansarden-Fenster ausbaute, auch in der oberen Seitenwandung Lichtluken anlegte, wie die Abbildung No. 3 zeigt.

Im Jahre 1779—80 erfolgte, nachdem das ganze Kirchenschiff baufällig geworden war, ein Neubau von Grund aus, dessen Form aus dem Bilde No. 4 erkennbar ist. Nur der 1714 erbaute Turm war stehen geblieben. Eine weitere Veränderung trat im Jahre 1826 ein, indem das hohe schwere Ziegeldach durch ein flaches Zinkdach (später Schiefer) ersetzt wurde und in dieser Gestalt, die das Bild No. 5 wiedergibt, haben wir alle die Kirche noch bis zum Jahre 1897 sehen können, in welchem sie abgebrochen und ihr Standort zum Vorplatz für die Westseite der neuen Kirche freigelegt wurde.

10. Vortrag des Herrn Predigers Dr. M. Runze: Volkstümliches aus dem Berliner Leben. Wir hoffen, diesen interessanten Vortrag in erweiterter Form zum Abdruck bringen zu können.

Kleine Mitteilungen.

Nachrichten über Dallgow, Seeburg und Gross-Glienicke, Kreis Ost-Havelland. Exkursions-Bericht vom 6. November 1892. (Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.) Nach der Ankunft in Dallgow (Eisenbahnstation) wurde zuerst die sogen. „Schweinekuhle“ — ein Thal, welches auf der Westseite von ziemlich steilen Höhenzügen begrenzt wird — besichtigt. Sodann begab die Gesellschaft sich nach Dallgow. Dallgow ist ein anscheinend wohlhabendes, gut gebautes Dorf. Die Kirche hat öfters Brandschaden erlitten. Am 1. Juli 1891 wurde der Turm vom Blitz getroffen. Am 7. April 1869 brannte der Turm ab und ist zumteil erneuert. Bemerkenswert ist der Hochaltar und die denselben schmückenden Ölgemälde, den Gekreuzigten sowie das Abendmahl darstellend. Letzteres ist eine sehr tüchtige Leistung eines unbekanntenen Berliner Künstlers aus dem vorigen Jahrhundert. Hochinteressant sind die Hundefussstapfen in den quadratischen Ziegelsteinplatten, mit denen der Fussböden der Kirche und des Raumes unter dem Turm ausgelegt ist. Auch ein origineller Diebessegel wurde in einem Gesangbuch entdeckt*). Der dortige Lehrer und Küster Herr Maschkewitz erklärte, er hätte sich aus den Kirchenbüchern das nötige Material ausgezogen, um eine kurze Geschichte der Kirche geben zu können. Das Pfarrhaus ist wohl — was ehrwürdiges Alter und charakteristische Bauart anbelangt — einzig in seiner Art. Herr Pastor Bollert erklärte, dass dasselbe ausweislich der noch vorhandenen Beläge, aus dem 15. Jahrhundert stammen müsse. Es ist, da es Umbauten seit 1570 niemals unterworfen worden ist, als ein Typus des vormaligen brandenburgischen ländlichen Pfarr-Hauses zu betrachten und seine Erhaltung dringend geboten. Als Belag, mit was für Faktoren z. Z. der Erbauung und wohl auch noch später gerechnet werden musste, dient der sogen. „Abgrund“.

*) Vgl. Monatsblatt I, S. 105, II, S. 139 u. 197, IV, 235; auch III, S. 122.

Ein geheimes Gemach, welches jetzt hoch mit Scherben etc. gefüllt, in früherer Zeit nur vom Boden aus zugänglich war und den Bewohnern zum Versteck ihrer wertvollen Habe in Kriegszeiten diente. Das Pfarrhaus trägt als Giebelzeichen den Hahn, sonst wurde nur der Hahn als Giebelschmuck bemerkt. Sonst ist noch bemerkenswert ein messingnes schmuckloses Taufbecken, bezeichnet: 1652 „Maria Mehls hat dies Becken in dieser Kirchen verehret, ist gebohren auf Matthias abend in anno 1647. Gestorben in Dalge“, ferner ein silberner vergoldeter gotischer Abendmahlskelch — anscheinend noch aus der Zeit vor der Reformation — welcher auf dem Fuss in gotischen Majuskeln die Inschrift „Jhesus“*) trägt. 2 alte Kirchenbücher, bis etwa Anfang des 17. Jahrhunderts zurückreichend, sind im Pfarramt vorhanden.

Das benachbarte Dorf Seeburg bietet nichts besonderes dar. Gross-Glienicke, ebenfalls nahe Dallgow belegen, ist ein stattliches Dorf an dem sehr schönen See gleichen Namens. Einige Häuser sind anscheinend sehr alt und von einer Bauart und räumlichen Ausdehnung, wie sonst in der Mark selten. Als Giebelschmuck wurden ausser Hasen auch Pferdeköpfe bemerkt.

E. Friedel.

Truthahn und Perlhuhn. Aus unserm Leserkreise wird uns folgende im „B. L. A.“ am 27. Oktober 1897 erschienene Mitteilung mit der Anfrage zugestellt, ob die mit anscheinender Sicherheit darin vorgetragenen geschichtlichen Angaben zutreffen?

„Was nun den augenblicklichen Stand unseres Geflügelmarktes betrifft, so sind die ersten Puter und Puten eingetroffen und haben für viele eine erwünschte Abwechslung in das bisherige Einerlei von Hühnern, Gänsen und Enten gebracht. Der Puter oder Truthahn, dessen Fleisch ein ausserordentlich zartes und gesundes ist spielte seit den ältesten Zeiten in der gastronomischen Geschichte aller Völker eine ganz bedeutende Rolle und galt, namentlich in der ausgezeichneten und abwechslungsreichen Zubereitung der französischen Küche, zwar nicht gerade für den feinsten, aber doch für den schmackhaftesten Repräsentanten des Geflügels. Schon im grauesten Altertum genoss der Truthahn eine grosse Verehrung. Sein Name Meleagris soll, wie schon Aristoteles berichtet, von dem macedonischen König Meleager stammen, der den Truthahn in Griechenland einführte. Sophokles führte in seiner Tragödie auf den Tod Meleagers deshalb einen Chor von Truthühnern an. Später zog man die Puter in römischen Meierhöfen gross, und der grausame Caligula war ein besonderer Liebhaber dieses Geflügels, das nach und nach wieder gänzlich verschwand und erst gegen Ende des XVII. Jahrhunderts, angeblich von den Jesuiten aus Amerika eingeführt, wieder in Europa auftauchte, wo es eine grosse Verbreitung fand und auch von den deutschen Feinschmeckern hoch geschätzt wurde. Es lässt sich nicht leugnen, dass der Puter bei unseren Hausfrauen etwas an Hochachtung verloren hat, wenn auch mit Unrecht, denn sorgfältig ausgewählt und zubereitet, ist er nicht nur ein sehr schmackhaftes, sondern in seiner Hauptsaison auch ein verhältnismässig billiges Geflügel. Heute bezahlt man allerdings je nach Gewicht noch 4—6 Mark für das Stück, allein wenn erst die ungarische Konkurrenz in Erscheinung tritt, dürften diese Preise wesentlich heruntergehen.“

Indem wir uns vorbehalten, in unserem nächsten Artikel auf die Zubereitung des Puters zurückzukommen, wollen wir unseren jüngeren Hausfrauen heute noch

*) Das h hinter J in Jesus, also Jhesus, kommt im Mittelalter häufig vor.

einige Winke für den Einkauf dieses Geflügels geben, das trotz seiner Grösse einen vortrefflichen Braten giebt. Dies gilt jedoch nur von den Jährlingen, zweijährige müssen schon länger gehangen haben. Ältere Truthähne sind zähe wie Leder, geben aber ausserordentlich kräftige Suppen, die namentlich Reconvalescenten zu empfehlen sind. Diese alten Hähne erkennt man an dem starken Haarbüschel am Kopfe, an der rauhen, lederartigen Haut und an den kräftigen roten Beinen, während die jungen Tiere weissliche, höchstens graulich-weiße, zierliche Füße haben.“

Es ist in diesem Bericht bedauerlicher Weise von neuem die bereits Jahrhunderte alte Verwechslung der Geschichte des altweltlichen Perlhuhns mit der des neuweltlichen Truthahns vorgebracht. Die Verwirrung ist angerichtet durch die Unbestimmtheit des Begriffs Indien und durch Hineinmengen lateinischer Namen aus dem klassischen Altertum.

Es gehören beide Sippen, die Perlhühner (*Numidinae*) und die Truthühner (*Meleagrinae*) zu den Fasanvögeln (*Phasianidae*) und stehen sich im zoologischen System allerdings sehr nahe. Die ersteren sind aber in Afrika, die letzteren im östlichen Nordamerika, eine besondere Art, das Pfaentruthuhn (*Meleagris ocellata*) in Mittelamerika verbreitet.

Was zunächst das Perlhuhn (*Numida meleagris* L.) anlangt, so ist dasselbe zweifellos den Alten bekannt gewesen; Varro und Plinius beschreiben es kenntlich, immer wird das geperlte und gesprenkelte Gefieder und die aschgraue Farbe desselben hervorgehoben. Die Meleagriden sind die Schwestern des Meleager, den die eigene Mutter umkommen liess, weil er ihren Bruder getötet. Sie werden von Artemis in Perlhühner verwandelt weil sie das Weinen um den Bruder nicht unterdrücken können. Ovid, *Metamorphosen*, VIII, 532 flg. schildert den Vorgang wie folgt:

Nie, und gäb' auch ein Gott mir hundert ertönende Zungen,
 Und sprachmächtigen Geist und des Helikons sämtliche Weisheit,
 Schildert' ich völlig das Leid der unglückseligen Schwestern.
 Diese zermarnern, des Schmucks nicht weiter gedenk, sich den Busen,
 Wärmen und wärmen die Leich' auf's neue, so lange sie da ist,
 Küssen sie selbst, und küssen zugleich das gebreitete Lager,
 Drücken, als Asche sie ward, an das Herz die gesammelte Asche,
 Liegen gegossen dahin am Grab, umfassen den Grabstein,
 Welchen bezeichnet der Nam', und netzen mit Thränen den Namen.
 Endlich des Elends satt des Parthaonischen Hauses,
 Hebt Latonia sie, ausnehmend der edlen Alkmene
 Schnur, und Gorge allein, empor auf entsprossenen Federn,
 Weit zu Fittigen reckt sie die Arme und macht aus dem Munde
 Hörnern Schnabel, und schickt sie verwandelt empor durch die Lüfte.

Alles, was in der eingangs angeführten Mitteilung von den Truthühnern gesagt wird, ist auf die Perlhühner zu beziehen.

Das Perlhuhn kam im Altertum so massenhaft in Griechenland als Haustier vor, dass sogar arme Leute es als Opfertier bringen konnten. Nach der Römerzeit scheinen die Perlhühner in Europa unaufgeklärter Weise ganz oder fast ganz verschwunden zu sein. Erst mit Beginn der grossen Seefahrten vom 14. Jahrhundert ab werden sie von Nordafrika aus wieder in Europa eingeführt.

Wann die Perlhühner in der Mark importiert worden sind, erscheint nicht gewiss; jedenfalls kommen sie zur Zeit des Grossen Kurfürsten vor. Auffallend ist es, dass der sonst so ausführliche Bekmann weder das Perlhuhn noch das Truthuhn erwähnt. In der Mark sind die Perlhühner zur Zeit ziemlich verbreitet und habe ich sie in Berlin tot und lebendig nicht selten auf den Märkten und in den Geflügelhandlungen gesehen.

Einheimisch ist das Perlhuhn an der Westküste von Afrika, namentlich, wie Dr. Carl Bolle nachgewiesen hat, in Menge auf den Inseln des Grünen Vorgebirges; es ist wahrscheinlich, dass von dort, wie schon angedeutet, die zunehmende Schifffahrt bereits in vorkolumbischer Zeit das Perlhuhn wiederum nach Europa brachte, und sicher, dass es von dort sehr frühzeitig nach Amerika gebracht wurde, also eine Geflügeleingewöhnung von der Alten nach der Neuen Welt. In der Folge verwilderte daselbst sogar das Perlhuhn auf den westindischen Inseln, das der berühmte Conrad Gesner (*Historiae Animalium Liber III. qui est de Avium natura*) Frankf. 1585, S. 480 *Meleagris vel Gallus numidicus aut mauritanus* nennt. Leider geht hier schon die Verwirrung los, indem Jo. Fauconerus in einem Briefe an Gesner schreibt: „Zu Ferrara im Garten des Herzogs, Montagna gewöhnlich genannt, sah ich zwei Vögel, etwas grösser als Hennen, ganz aschfarben, weisslich mit runden schwarzen Flecken besät, der Kopf den Pfauen sehr ähnlich, mit Schopffedern ähnlich den Pfauen. Diese nannten die Leute „Indische Hühner“.

Von dem asiatischen Indien wissen wir aber nur, dass Perlhühner, nach Hartlaub, auf den Sunda-Inseln, wenn man diese in weiterem Sinne noch zu Hinterindien rechnen will, verwildert sein sollen. Einheimisch sind sie in Vorder- oder Hinter-Indien keineswegs.*)

Zu derselben Zeit nun, als die Spanier, vielleicht auch andere Seefahrer, die Perlhühner nach Westindien brachten, wurde als Gegengabe aus Amerika das Truthuhn eingeführt. Nach Alfred Brehm (*Tierleben*) wurde es sehr bald nach der Entdeckung Amerikas zu uns herübergebracht. Oviedo ist der erste Schriftsteller, welcher das Truthuhn erwähnt. „In Neuspanien“, sagt er, „gibt es grosse und sehr schmackhafte Pfauen, von

*) W. A. Becker: *Gallus oder Römische Scenen aus der Zeit des Augustus*, III. Aufl., 1863, schreibt I, 101: „Was unter den Numidischen Hühnern zu verstehen sei, ist zweifelhaft. Columella sagt von ihnen VIII, 2,2: *Africana est, quam plerique Numidicam dicunt, Meleagridi similis, nisi quod rutilam galeam et cristam capite gerit, quae utraque sunt in Meleagride caerulea*. Von Varro III, 9 und Plin. X, 26, 38 werden die *meleagrides* aber *gibberae* [bucklig] genannt und bei Mart. III, 58 heissen die *Numidicae guttatae*. Daraus schliesst man wohl mit Recht, dass unter diesem Namen unsere Perlhühner *Numida meleagris* Linn. gemeint sind“. Der Herausg. Prof. Dr. Wilh. Rein sagt: [Die Beschreibung der *Meleagrides* bei Athen. XIV, p. 655 passt ganz auf unsere Perlhühner.] Nur ist deren *galea* nicht rot, sondern, wie es Columella von den *meleagrides* sagt, blau, der Kamm aber wiederum rot. Vielleicht sind die Perlhühner eine Spielart beider. Vgl. Beckmann, *Beitr. z. Gesch. d. Erfind.* III. S. 239 ff. [Lenz, *Zoologie der alten Griechen und Römer*. Gotha 1856. S. 324 f.] Ich bemerke dazu, dass es in Afrika mehrere Spezies Perlhühner gibt und den Alten auch mehrere bekannt geworden zu sein scheinen.

denen viele nach den Inseln und in die Provinz Castilia del Oro geschafft worden sind und daselbst in den Häusern der Christen ernährt werden. Die Hennen sehen schlicht aus; die Hähne aber sind schön, schlagen auch oft ein Rad, obgleich sie keinen so grossen Schweif haben, wie die Pfauen in Spanien“. Es folgt nun eine getreue Beschreibung des Truthahns und schliesslich die Bemerkung, dass das Fleisch dieser „Pfauen“ sehr gut und entschieden besser und zarter sei als das der spanischen. Gyllius gedenkt des Truthahns als Hausvogel der Europäer; im Jahre 1557 war es aber noch so selten und kostbar, dass der Rat von Venedig bestimmte, auf welche Tafel „indische Hühner“ — hier also wieder eine Verwechslung mit den Perlhühnern von Ferrara — kommen dürften. In England soll es im 15. Jahre der Regierung Heinrichs VIII oder 1524, in Deutschland ungefähr um das Jahr 1534, in Frankreich noch etwas später eingeführt worden sein.

Gesner a. a. O. S. 481 schreibt sehr vernünftig: „de Gallopavo. Hanc avem cum aliqui gallinam Indicam, alii pavonem Indicum vocitent, nobis composito ex utrisque nomine gallopavum appellare libuit, ut et eruditos quosdam ante nos appellasse audio. Etsi non gallinaei generis eam potius esse quam pavonini constet, habet tamen cum pavonibus communem caudae explicationem; hoc ut in uno nomine appareret, et simul Indici differentiam adjicere non esset necesse, gallopavum diximus. Itali appellant gallina d'India, Hispani pavón de las Indias, Galli pouille d'Inde, Germani „ein Indianisch oder Kalekuttisch oder Welschhuhn*“, Angli a kok of Inde.“

Wenn man fragt, warum, da der Truthahn ein amerikanisches Tier ist, er aus Indien bezogen wurde, so ist das leicht erklärlich. Columbus glaubte in der That, Indien erreicht zu haben und der Name Westindien für die Antillengruppe etc. verewigt den Irrtum. Die Bezeichnungen Amerika, amerikanisch wurden erst etwa hundert Jahr später in der Wissenschaft und im Handel üblich. Anderen Tieren ist es ebenso ergangen, das Meer-schweinchen (*Cavia cobaya*), das aus Südamerika stammt, wird noch heute von den Engländern Guinea-Ferkelchen, von den Franzosen Berber-Schweinchen genannt; die türkische Ente stammt in Wirklichkeit aus Brasilien u. s. w. Der Ausdruck wälsches Huhn bedeutet nur, dass die Wälschen, Völker romanischer Herkunft (Spanier, Portugiesen), den Vogel eingeführt haben. Dergleichen Verschleierungen der wahren Herkunft scheinen wie von den Seefahrern so von den Händlern oftmals aus Geschäftsrücksichten absichtlich gemacht worden zu sein. Noch jetzt kommen dergl. Triks vor, wie jeder weiss, der sich mit seltenen Vivarien-Tieren beschäftigt.

Wenn noch ein Zweifel bei jemand über die amerikanische Herkunft unsers Truthahns existieren sollte, so möchte ich doch an die Thatsache er-

*) Leunis, Zoologie und Brehm, Thierleben schreiben irrig Kalkuttischer Hahn. Der Name hat aber nichts mit Kalkutta, der Hauptstadt von Bengalen und Residenzstadt Ostindiens, zu thun, sondern ist von Calicut an der malabarischen Küste, Präsidentschaft Madras, abzuleiten. Calicut war die erste Stadt, die Vasco da Gama (18. Mai 1498) bei seiner Fahrt um das Kap erreichte, damals die reiche und blühende Stadt eines mächtigen Fürsten, die lange Zeit im ostindischen Handel die erste Rolle spielte.

innern, dass man vor etwa 15 Jahren wieder zur Auffrischung des durch Inzucht bei uns etwas zurückgegangenen Bluts wilde Truthühner aus Nordamerika unter dem Namen Bronzeputer eingeführt hat, so genannt, weil das Gefieder der wilden Tiere einen mehr metallischen Schein, als das der Hausputer hat. Im Berliner Zoologischen Garten befinden sich seit mehreren Jahren einige hervorragend schöne Exemplare.

Endlich pflegt man für die Indigenität des Truthahns in Europa noch die allerdings scheinbar uralten Wörter „Pute“, englisch „pout“ und „Puter“ anzuführen. Die Brüder Grimm sagen aber (Wörterbuch) sehr richtig, dass das „Put“ nichts als der alte Lockruf der Hühner unter sich und der Menschen für die Hühner ist. Weil die Truthennen dies Wort beim Locken ihrer Küchel fast unaufhörlich und mit tiefer Betonung des „u“ brauchen, hat man sie Put-Hühner oder Puten mit langem „u“, im Gegensatz zu unsern gemeinen Haushühnern, dagegen die letzteren Put-Hühner mit kurzem „u“, genannt.

Bedauerlich ist es, dass der grosse Linné die Konfusion der klassischen Namen dadurch gewissermassen verewigt hat, dass er den Gattungsnamen des Truthahn mit „Meleagris“ benannte, d. h. statt mit einem neu zu erfindenden Namen, leider mit einem solchen, der an das von den Alten Meleagris genannte Perlhuhn erinnert.

E. Friedel.

Ein Hochzeitskirchgang in Berlin. Ein eigenartiges Bild, das im schärfsten Gegensatz zu dem nimmer rastenden Grossstadtbetriebe stand, bot sich im Dezember vorigen Jahres den Bewohnern der Wasserthorstrasse. In der vor kurzem fertiggestellten Simeonkirche sollte die erste Trauung stattfinden. Da die Eltern der Braut gerade gegenüber der Kirche wohnten, hatte man den Beschluss gefasst, sich gemeinsam zu Fuss zur Trauung zu begeben. „Sie gehen zu Fuss nach der Kirche“, flüsterten sich die Nachbarinnen zu und fanden sich dann zur festgesetzten Zeit zahlreich ein, um das nie gesehene Schauspiel bewundern zu können, auch die Fenster der anliegenden Häuser füllten sich mit Neugierigen. Alles reckte die Hälse, als sich die Hausthür öffnete und am Arme des Bräutigams die in schneeiges Weiss gekleidete Braut, den grünen Myrtenkranz im Haar, aus dem Hause trat. Drei kleine, ebenfalls weiss gekleidete Mädchen trugen der Braut die Schleppe, hinterdrein trippelten die Brautjungfern und ihnen folgten die Eltern der Braut, die Trauzeugen und die Gäste, wohl an fünfzig Personen. Nach erfolgter Trauung begab sich der Hochzeitszug in gleicher Weise zurück in die Behausung. Wie mögen die guten Berliner gestaunt haben, als sie dies Bild aus der Grosseltern Zeit, diesen Brautgang zur Kirche, wie ihn jede kleine Stadt, jedes Dorf noch heute kennt, gesehen haben. Der Sinn für Poesie scheint also noch nicht ganz ausgestorben zu sein im grossstädtischen Berlin. Ja, ja, die gute alte Zeit! — Wie lange mag's her sein, dass sich ein ähnlicher Hochzeitszug durch Berlins Strassen bewegt hat? —

Dr. Gust. Albrecht.

Inhalt des VI. Jahrgangs 1897/98.

A. Vorträge.

Altrichter, K., Das Laasker Schwert	S. 283
Bolle, C., Das Naturspiel einer abnorm fruchtenden Kiefer	„ 327
Bluth, Zur Denkmalspflege der Provinz Brandenburg	„ 445
Buchholz, R., Wanderfahrt nach Schönholz	„ 217
„ „ Veränderungen, bauliche, der alten Georgen- kirche	„ 519
Euler, C., Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I., den Grossen	„ 44
„ „ Die Turnplätze in der Hasenheide	„ 287
Friedel, E., Altertümliche Geräte	„ 315
„ „ Über primitive Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Tierreich 381; Nachtrag	„ 485
„ „ Aberglaube und Volksvorstellung	S. 483, 491
Goerke, F., Eine malerische Wanderung durch die Provinz Brandenburg	S. 361
Meyer, F., Altberlinische Stätten	„ 27
„ „ Besichtigung der St. Georgenkirche	„ 474
Micha, O., Der Fisch- und Krebsmarkt im Alten und Neuen Berlin	„ 424
Müllenhoff, K., Über die ausgestorbenen und aussterbenden Tiere der Mark Brandenburg	„ 333
Pniower, O., Bartholomäus Krüger	„ 290
Schulenburg, W. v., Altertümer aus dem Kreise Teltow	„ 117
Zache, E., Der Oderstrom in der Mark	„ 452

B. Aufsätze.

Albrecht, G., Kaiser Wilhelm-Medaillen	„ 165
Altrichter, K., Die Glockeninschriften von Sternebeck und Tempelhof	„ 181
„ „ Der Rosenthaler Gold- und Silberfund	„ 193
Busse, Drei Blockhäuser und zwei Krüge aus einem derselben in Lamitsch-Wilmersdorf, Kr. Beeskow-Storkow	„ 24
Mielke, R., Ausgrabungen in der Bruchheide bei Templin	„ 363
Militärische Beziehungen zwischen Preussen und Russland	„ 227
Neubauer, Kantorei-Gesellschaft in Kirchhain (Nd.-Lausitz)	„ 19
Parisius, Die Kirche in Gross-Beeren	„ 81
Pieper, Parchent und einige ähnliche Namen	„ 222
„ Die Grabstätte Ludwig des Römers	„ 235
„ Creusings Märkische Chronik	„ 241
„ Die historischen Volkslieder der Mark Brandenburg aus den Zeiten des Mittelalters	„ 345

Pieper, Klätterpott	S. 367
Platner, C., Ein Bruchstück aus der ältesten Geschichte Brandenburgs	„ 157
Pütz, Tiefwerder und der Faule See	„ 171
C. Besichtigungen und Wanderfahrten.	
Botanischer Garten	„ 92
Geologische Landesanstalt und Museum für Berg- und Hüttenwesen	„ 4
Gross-Beeren	„ 75
Havelberg	„ 28
Ravenésche Gemälde-Sammlung	„ 58
Schönholz, Schützenplatz	„ 217
St. Georgenkirche	„ 474
Turnplätze in der Hasenhaide	„ 287
D. Besprechungen.	
Bahrfeldt, E., Der Hacksilberfund von Grabow	„ 279
Berendt u. Kaunhoven, Der tiefere Untergrund Berlins	„ 314
Bormann, G., Kronprinz Friedrich v. Preussen (1730—40)	„ 16
Brendicke, Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I.	„ 276
Euler u. Hartstein, H. F. Massmann	„ 377
Felsing, 100 Jahre im Dienste der Kunst	„ 329
Galland, Cornelis Ryckwaert, Kurf.Brandenburg.Baumeister in Cüstrin	„ 17
Götze, Die Vorgeschichte der Neumark	„ 18
Grevingk, Die Steinschiffe von Musching und die Wella- Laiwe oder Teufelsböte Kurlands überhaupt	„ 344
Harnack, Bericht des Sekretärs der Brandenburgischen Societät der Wissenschaft J. Th. Jablonski an den Präsidenten Leibniz	„ 443
Keilhack, Herkunft des Märkischen Diluvialsandes	„ 116
„ Tiefbohrungen auf dem Fläming	„ 151
Krüner, Berlin als Mitglied der deutschen Hansa	„ 14
May, M., Sind die fremdartigen Ortsnamen der Provinz Brandenburg und in Ostdeutschland slavisch oder germanisch?	„ 277
Mühler, H. v., Wahlsprüche der Hohenzollern	„ 442
Müller-Bohn, Die Denkmäler Berlins	„ 277
Schwartz, Zur Geschichte der Neumark während des dreissigjährigen Krieges	„ 15
Silbermann, Der Gesindezwangsdienst i. d. Mark Brandenburg	„ 23
Spielmann, W., Handbuch der Anstalten u. Einrichtungen der Wissenschaft und Kunst in Berlin	„ 56
Städtische Gaswerke, Festschrift	„ 15
Türk, M., Friedrich des Grossen Dichtungen im Urteil des 18. Jahrhunderts	„ 16
Wahnschaffe, F., Aufschlüsse im Diluvium zu Halbe	„ 150

E. Abbildungen.

- Aberglaube, Gegenstände 519.
 Ältestes Siegel der Kirchengemeinde von St. Georg 480.
 Burgwall von Potzlow (Fundstücke) 322.
 Fontane, Theodor 1.
 Fruchtstand einer Kiefer 328.
 Georgenkirche, bauliche Veränderungen 519.
 Glockeninschriften von Tempelhof und Sternebeck 216.
 Gnidelknochen 320.
 Gnidelsteine 316.
 Helmert (*Orchis militaris*) 126.
 Kaiser Wilhelm-Medaillen 165.
 Laasker Schwert, Das 312.
 Liebenow, Geh. Reg.-R., Prof. 274.
 Mahlstein 383.
 Melkstein 499.
 Naturspiele 517.
 Prenzlauer Thor 331.
 Rosenthaler Gold- und Silberfund 216.
 Schiesshalle der Berliner Schützengilde 220.
 Schlittknochen 321, 323.
 Schlosspark von Schönholz 220.
 Schönholz b. Berlin 219.
 Schrecksteine 506.
 Templiner Altsachen 365.
 Tiefwerder (2 Karten) 171, 172.
 Tintenstecher 315, 485.
 Ulenspeelsteen 148.
 Weinbergsschnecke 401.
 Zeichen, merkwürdiges 512.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

- | | |
|------------------------------------|--|
| Abbildungen, Wert d. 359. | Antuten in Tiefwerder und Pichelsdorf 214. |
| Aberglaube 176, 483, 491, 519. | Arme Mann 340, 472. |
| Adam v. Bremen, Domherr 162. | Armenhof 28. |
| Adlersteine 495. | Ascherson, Prof. Dr. 92. |
| Admiral, Schmetterling 484. | Astacus fluviatilis 422. |
| Albrecht d. Bär 103, 157. | Ausgrabungen in Templin 363. |
| Albrecht, Dr. 100, 180, 271, 528. | Ausschuss 8. |
| Alexander II., Kaiser 231. | Austern 415, 489. |
| Alt-Lindow, Dorfstelle 250. | |
| Altrichter, K. 181, 282, 283, 376. | |
| Ammoniten 6. | Backen, Brot- 384. |
| Ananchytes 494. | Badstabe 154. |

- Bärensgraff 147.
 Bahren, Landstück 121.
 Bahrfeldt, Dr. E. 279.
 Balaenoptera Sibbaldi 342.
 B. biscayensis 342.
 Bamberg, Otto v. 104.
 Barnim-Lebus 453.
 Bartel, wo B. den Most holt 341.
 Bartels, Dr. 193, 282.
 Bauernheiden, Schaden 125.
 Bauernring, silberner 507.
 Begegnung, Aberglaube 176.
 Beghinen, Convent 35.
 Beinbruchsteine 497.
 Bekmann 253.
 Beowulf, Epos 162.
 Berendt, Geh. Bergr. 314.
 Berichtigung 473.
 Berlin, Bergname 255.
 " Umgegend 7.
 " Altberlinische Stätten 27.
 " vor 100 Jahren 24.
 Berlinen, Kutschen 371.
 Berliner Hauptthal 458.
 Berlinertum 1.
 Bernstein 7.
 Bezoarstein 492.
 Bibliotheca geographica Germaniae 440.
 Bibliothekar, Bericht d. 11.
 Bienenstand, wendischer 282.
 Blankenseesche Gemälde-Galerie 58.
 Blitzröhren 483, 497.
 Blockhäuser 24.
 Blücher-Medaillen 22.
 Bluth, Geh. Baurat 81, 271, 445.
 Blutstein 501.
 Böten, Aberglaube 374.
 Boitzenburg 362.
 Bolle, Dr. C. 327.
 Bormann, Dr. 16.
 Borsig-Mühle 491.
 Botanischer Garten 92.
 Brakteat v. Rosenthal 193.
 Brandenburg 52, 57.
 Branitz, Totschlag 179.
 Braunkohlenformation 453.
 Brendicke, Dr. 267.
 Brenten, Volksstamm 163.
 Bretschneider, Bgrmstr. 34.
 Brondinge, Völkerschaft 162.
 Brot, Nahrungsmittel 381.
 Brotbacken 384, 486.
 Brunold-Denkmal 340.
 Buccinum 413.
 Buchholz, Custos 23, 182, 196, 217, 282, 330, 332, 519.
 Buckow 7.
 Bühnen d. Oder 463.
 Buliwanen-Leinkuchen 486.
 Bullenwinkel 31.
 Burgwall 143.
 Busse, Pfleger 24.
 Busso, Bischof 107.
 Butler 387, 489.
 Butzer, Albrecht 59.
 Butzkopf (Orca gladiator) 342.
 Cardium edule 421.
 Chodowiecki, D. 39.
 Chorin 361.
 Chorschranke in Havelberg. Dom- 108.
 Christinendorf 121.
 Clauert, Hans 303.
 Creusing, Chronist 241.
 Cytherea chione 422.
 Dahren, Feldmark 121.
 Dalgow, Dorf 521.
 Dauerbutter 393.
 Deiche d. Oder 465.
 Denkmäler, Aufstellung 371.
 " Berlins 277.
 Denkmalspflege 154, 445.
 Dergischow, Dorf 142.
 Devrient, L. 39.
 Dieffenbach, Operateur 375.
 Dobrilugk, Photographien 281, 363.
 Donnerkeile 494.
 Drachhausen, Dorf 232.
 Eberswalde, Maria Magdalenen-Kirche 447.
 Ebert, Prof. Dr. 7.

- Edelhirsch 333.
 Eglitz u. Lomnitz, Hochwasser 282.
 Eisenhart D. 362.
 Eisenschlacke, vorgesch. 134.
 Elefanten, vorw. 333.
 Elentierhufe, Stücke v. 508.
 Elisabeth Christine 218.
 Elisabet Kurfürstin 34.
 Endmoränen 454.
 Enten d. Berl. Gew. 55.
 Erbschaften, herrenlose 50.
 Erbzins 51.
 Erckert, General v. 150.
 Erfrorene Hände, Mittel g. 483.
 Ermanarich, Gotenkönig 158.
 Esplanade 255.
 Etatsjahr, preuss. 256.
 Euler, Schulrat, Prof. Dr. C. 44, 287,
 377, 483.

 Faule See, Der 171.
 Fayence, ital. 67.
 Fechner, Prof. 1.
 Felsing, O., 329.
 Fibel, silberne 208.
 Finsterwalde 363.
 Fischkonsum in Berlin 431.
 Fischerei-Geräte 423.
 Fischer-Geldkatze 423.
 Fischkochkessel 424.
 Fischkörbe 423.
 Fischmarkt in Berlin 424.
 Fischottern 216.
 Flachs, Zubereitung 526.
 Fläming, Tiefbohrungen 151.
 Flusskrebs 422.
 Fontane, Theodor 1, 467.
 Forschungen z. deut. Landes- und
 Volkskunde 438.
 Freienwalde 7, 361.
 Frenzel, Prof. Dr. 271.
 Friedel, Geh. R.-R. 4, 48, 50, 54, 57,
 80, 92, 98, 108, 156, 178, 180, 193,
 208, 213, 215, 221, 251, 271, 280,
 282, 313, 315, 339, 343, 359, 376,
 377, 381, 438, 469, 471, 473, 483,
 522, 526.

 Friedrich I. Kurfürst 313.
 " II. " 15.
 " I. König 512.
 " II. König 16, 395, 512.
 Friedrich Wilhelm I. 38, 394.
 " " II. 510.
 " " III. 2, 228.
 Friesenhügel 263.
 Fürstenwalde, Umgegend 282.

 Gadsdorf 120.
 Gaillard, E. 279.
 Galerites vulg. 494.
 " abbreviatus 494.
 Galland, Prof. Dr. 17, 69, 81.
 Gaswerke, städtische 13.
 Geistererscheinungen 514.
 Geologie 116, 150.
 Geologische Landes-Anstalt 4.
 Georgenkirche 474, 519.
 Gero, Markgraf 102.
 Gerowit, Kriegsgott 103.
 Gertrud, Heilige 314.
 Gesindezwangsdienst 23.
 Gespenst, Aberglaube 176, 514.
 Gesundheitsamt 221.
 Glasmalerei, Dom z. Havelberg 108.
 Glättknochen 317.
 Gliene, Landstück 121.
 Glineke, Johann 14.
 Glockeninschriften 181.
 Glück, Aberglaube 177.
 Glückstein 497.
 Gnidelsteine 316, 485.
 Goerke, F., 361.
 Götze, Dr. 18.
 Goldbrakteat 191.
 Gold- und Silberfund, Rosenthaler 193.
 Grabsteine, Dom z. Havelberg 110.
 Graebner, Dr. 95.
 Granatenberge 255.
 Gratow, Hacksilberfund 279.
 Grevingk, C. 344, 487.
 Grimnitz, Judentotschlag 178, 373.
 Gross Beeren, Schlacht 75.
 " " Kirche 81.
 Gross Glienicke, Dorf 521.

- Grüne Graben 31.
 Grunewald, Jagdschloss 515.
 Grundeis der Oder 462.
 Gürke, Dr. 93.
- H**ackelbärend 148.
 Hacksilberfund 279.
 Halbe, Thongruben 150.
 Haliotis tuberculata 420.
 Hamelflötig = feucht 123.
 Hammer, Dr. 278.
 Handbuch 56.
 Handmühle 383.
 Hansa, Berlin 14.
 Harlungeberg 158, 449.
 Harz 5.
 Hauchecorne, Geh. Ob.-Bergr. 4.
 Hausig, Prediger 178.
 Havelberg 98.
 Hecht, versilbert 423.
 Heiligengeistkirchhof 27.
 Heiligengrabe, Kloster 106.
 Heinrich I., Kaiser 101.
 Helix-Arten 401, 420, 448.
 Helmert (Orchis militaris) 126.
 Henkelgewicht 26.
 Heruler, Volk 159.
 Hexenbesen 493.
 Hexenringe 127.
 Hexensteinbildungen 498.
 Himmelfort, Kloster 362.
 Hinkeldey, Polizeipräsident 65.
 Hirseberg, Der 128.
 Hochaltar z. Havelberg 110.
 Hochwasser d. Oder 462.
 Hochzeitsthaler 471.
 Hochzeitszug in Berlin 528.
 Hofämter d. Mark 254.
 Hohenzollersche Zauberringe 509.
 Holländereien 395.
 Holzpflöck, Aberglaube 493.
 Hünengräber 18.
 Humboldt, W. v. 58.
- J**ablonski, Briefe 443.
 Jahndenkmäl 287.
 Joachim I., Kurfürst 23.
- Joachim II., Kurfürst 40, 107.
 Irrlichter 156.
 Itzig, Banquier 28.
 Judentotschlag b. Grimnitz 178, 373.
- K**aiser Wilhelm-Medaillen 165.
 Kaiserstein b. Lanke 311.
 Käse 397.
 Kalandshof 30.
 Kamuski, Steine, weisse Kiesel 505.
 Kantorei-Gesellschaft 19, 310.
 Karlsruhgarten 262.
 Karnappstr. 223.
 Karpfenschuppen 492.
 Karschin, Dichterin 255.
 Keilhack, Dr. 116, 151.
 Kiefer, fruchtend 327.
 Kiekebusch, Maler 282.
 Kinderspiele 180.
 Kindespflege, Ausstellung 339.
 Kirchensteinmetz-Zeichen 469.
 Kirchenstühle-Inschriften 255.
 Kirchhain Nieder-Lausitz 19, 310.
 Kirchhoff, Prof. Dr. 438.
 Klätepott 367.
 Klappbusch 123.
 Klappersteine, Herstellung 495.
 Kliestow, Dorf 143.
 Klosterfrau, Lindower 256.
 Knäckebröd 387.
 Knochenpfeile 134.
 König, Münz-Medailleur 22.
 Königsberg, N.-M., Thortürme 451.
 Königshorst, Meierei 394.
 Körner, Reg.-Baumeister 221.
 Kortum, Pastor 81.
 Krebse 422.
 Krebsmarkt in Berlin 425.
 Kreuzottern 216, 337.
 Krötensteine 493.
 Krüge, alte 234.
 Krüger, Bartholomäus, Dichter 290.
 Krüner, Friedrich 14.
 Kuhstein 500.
 Kupferstich 359.
 Kurfürstenbrücke 48.

- Laasker Schwert 283.
 Landeskunde 438.
 Landschnecken, essbare 401.
 Lange, Oderberg 276.
 Langobarden 160.
 Lanke, Photographieen 262, 308, 311.
 Laurentius d. Heilige 113.
 Lausitzer Vorland 453.
 Lehnin 361.
 Leichenbrand 128.
 Leichensteine, Abtreten 467.
 Leinölkuchen 486.
 Lettner, Havelberg 108.
 Liebenow, Prof. 271.
 Liepnitz-See 26.
 Lindow 362.
 Lithodomus lithophagus 421.
 Litorina litorea 413.
 Ludwig d. Römer 256.
 Lübben, Schloss 451.
 Lüdersdorf, Dorf 120.
 Luisenquelle, Photographie 282.
 Luise Henriette 394.
 Lychen 363.

 Märztage 1848, Sammlung 78.
 Mahltrog, Mahlstein 383.
 Malermuschel 414.
 Mammut 7, 333.
 Mann, Der arme 340, 372.
 Mazze, Gebäck 382.
 Marienberg b. Bdbg. 449.
 Marienfluss, Kloster 106.
 Mariensee 281.
 Massmann, Prof. 264, 377.
 Matzdorff, Kommerzienrat 40.
 Maurer, Herm. 280.
 Medaillen, Kaiser Wilhelm- 165.
 " Gr. Kurfürst 332.
 Meeresschnecken, essbare 415.
 Meeresschnecken, " 415.
 Meernabel, Meerbohnen 507.
 Meer-Rettig 376.
 Megaptera longimana 342.
 Melbe, Dorf 118.
 Melkstein 499.
 Merseburger Zauberformel 374.

 Meteorstein 503.
 Meyer, Ferd., 27, 474.
 Mielke, R. 363.
 Miesmuschel 418.
 Mitglieder-Statistik 7.
 Mitscherlich, Prof. 272.
 Mittenwalde, Pulverturm 450.
 Mörser 382.
 Mohrin, Stadtmauer 451.
 Monke, Rektor 52, 179, 252, 339, 340,
 374, 387, 472, 527.
 Moschusochs 333.
 Mühlengraben 33.
 Müllenhoff, Dir. Prof. Dr. 271, 333.
 Müller-Bohn 277.
 Müncheberg, Runenspeer 19.
 Murex-Arten 420.
 Mythenbildung 52.
 Mytilus edulis 418.

 Nahrungsmittel, Primitive 381.
 Nashörner, Ausgestorbene 333.
 Nassau, Moritz v. 17.
 Naturspiele 517.
 Neubauer, Prediger 19.
 Neumark, Z. Gesch. d. 16, 18.
 Nicolai 218.
 Niederschlag, Gang d. 54.

 Oderbruch 463.
 Oderberg, Photogr. 281.
 Oderstrom 452.
 Oertzen, v. 283.
 Ortsnamen 278.
 Ostocolla 497.
 Ostrea-Arten 421.
 Otto Adelheid-Frage 279.

 Paul, Jean 40.
 Paradies, Saal im Dom z. Havelberg
 112.
 Parchent 222, 341.
 Parisius, Pastor 75, 81.
 Patella-Arten 413, 420.
 Paul I., Kaiser 228.
 Pecten-Arten 421.
 Perlhuhn 522.

- Pfahlmuscheln 419.
 Pfähle, Heilige drei 339.
 Pichelsdorf 171, 214.
 Pieper, Oberlehrer 222, 235, 241, 345, 367.
 Pniower, Dr. 271, 290, 329, 443.
 Polka, Erfindung 178.
 Prenzlauer Thor 331.
 Preussen u. Russland 227.
 Pribekenstrasse 225.
 Pütz, W., 171.
- Quartschen, Wandgemälde 447.
 Quector, Gelber 483.
- Raczynski, Gemälde-Galerie 58.
 Radbot, Herzog 144.
 Ramin, v., Gouverneur 30.
 Ravenésche Gemälde-Sammlung 57.
 Rentier 333.
 Rentiergeweih 151.
 Rheinische Schiefergebirge 5.
 Rheinsberg 362.
 Ribbe am Molkenmarkt 180, 342.
 Rieselfelder 77.
 Riesen 145.
 Riesenhirsch 333.
 Ringsteine 506.
 Rixdorf 7, 334.
 Rochow, v. 65.
 Rosenthaler Gold- u. Silberfund 193.
 Rote Schloss 39.
 Rüben, Teltower 252.
 Rundwall, germanisch 128.
 Ruppiner Schweiz 362.
 Ryckwart, Cornelis 17.
- Saalow, Dorf 117.
 Salzkuchen 384.
 Sangen, geröstetes Korn 381.
 Schaltiere 400.
 Scharrenzins 51.
 Schatzmeister, Bericht 9.
 Scherben, germanische 129.
 Schildkröte, Aberglaube 492.
 Schlachtensee 216.
- Schlächterscharren 32.
 Schlittenknochen 320.
 Schlittschuhknochen 318, 441.
 Schlossberg bei Burg 445.
 Schneckengärten 406, 488.
 Schneidezähne d. Urmenschen 386.
 Schneider, Louis, Hofrat 511.
 Schönholz 217.
 Schrecksteine 506.
 Schriftwart II. Bericht 7.
 Schützengilde, Berlin 29, 217.
 Schulenburg, W. v. 117, 473, 496, 504.
 Schulzenstöck 423.
 Schur d. Gebäude 117.
 Schusslinie, Gesundbrunnen 255.
 Schutzbriefe 516.
 Schwalbensteine 496.
 Schwäne d. Berliner Gewässer 54.
 Schwanenringe 507.
 Schwarzenberg, A. v. 35.
 Schwartz, Dr. 16.
 Schwebel, Oskar 506, 509.
 Schwerin, Grafen v. 506.
 Schwert, Laasker 283.
 Schwertmesser, eisernes 26.
 Schwoller, Magister 34.
 Scrobicularia piperata 422.
 Seeburg, Dorf 521.
 Seefische in Berlin 433.
 Seide, Direktor 156.
 Seidenbeutel 226.
 Sibbaldus laticeps 342.
 Sitzungen des 5. Vereinsjahres 8.
 Soldin, Gertrauden-Kapelle 445.
 Sommerfeldt, Dr. 22.
 Sonnenberger Weg 484.
 Sonnenwalde 363.
 Speckkuchen 387.
 Spieker, Gebäude 117.
 Spielpüppchen 339.
 Spreeathen 254.
 Ssasanka, Gerät 423.
 Stadtkirche in Havelberg 113.
 Stechbahn 39.
 Steine im Volksglauben 496.
 Steindruck 360.
 Steingräber 128.

- Steinkandelaber im Dom zu Havelberg 110.
 Steinkrebs (*A. saxatilis*) 422.
 Steinkreis 130.
 Steinsohle 150.
 Steinstücken, Landstück 129.
 Steinwerkzeuge 18.
 Sternberger Plateau 453.
 Sternebeck, Glockeninschrift 181.
 Stiftsgebäude i. Havelberg 110.
 Storch, schwarzer 127.
 Stralau 32.
 Strassennamen 154.
 Sucht fallende, Mittel gegen 508.
 Süßwassermuscheln, essbare 413, 488.
 Süßwasserschnecken, essbare 412, 488.
 Sumpfeisen 135.
- Tabacksbau 51.
 Tagewählerei 177.
 Talismanringe 509.
 Tapes-Arten 422.
 Taufkleidchen d. Königin Victoria 339.
 Taufmützchen Friedrich d. Gr. 339.
 Teichmuschel 414.
 Telge, Paul 280.
 Tempelhof, Glockeninschrift 181.
 Temperatur z. Berlin 115.
 Templin, Ausgrabungen 363.
 Teufelsstein b. Triebel 450.
 Theodorich, Ostgotenkönig 161.
 Thorn—Eberswalder Hauptthal 459.
 Thüringische Landschaft 5.
 Thule, Insel 160.
 Tiefbohrungen, Maschinen 314.
 „ im Fläming 151.
 Tiefwerder 171, 214.
 Tintenstecher 315, 441, 485.
 Torfbutter, Torfkäse 389, 398.
 Tote Männer 147, 179, 492.
 Totenbretter 141.
 Totenkränze 338.
 Totschlag 309.
 Träume, Aberglaube 176.
 Trappe 127.
 Trempel an Gebäude 117.
 Treppenvorsprung 343.
- Trilobiten 6.
 Troge 6, 510.
 Trudensteine 499.
 Truthahn 522.
 Turbo rugosus 507.
 Turnplatz Hasenhaide 287.
- Überschwemmungen der Oder 465.
 Ulenspeelsteen 148.
 Umbilici marini, Meernabel 507.
 Unglück, Aberglaube 177.
 Unio pictorum 414, 486.
 Untergrund v. Berlin 315.
 Unvernunft, Strasse 226.
 Uroder 458.
 Urstier 334.
- Venus-Arten 422.
 Verkehrtlinden 27.
 Versammlungen 4, 7, 58, 75, 92, 98,
 217, 221, 271, 287, 313, 359, 377,
 438, 474, 483.
 Versteinerungen, Aberglaube 493.
 Volkens, Prof. Dr. 96.
 Volkslieder, histor. 345.
 Volkstrachten, Museum 377.
 Vorstand 8.
- Wadzeck, Prof. 30.
 Wäensee, Photogr. 281.
 Wagner, Gemäldegalerie 58.
 Wahnschaffe, Prof. 150.
 Walfische 180.
 Wallsteine 496.
 Wandererslied 158.
 Wanderung, malerische 361.
 Warzen 506.
 Wassermühlen 384.
 Wasserwirtschaft d. Oder 463.
 Wasserzins 51.
 Wattenbach, Prof. Dr. 271.
 Wedingen, Dr. 254.
 Weichtiere 400, 486.
 Weihnachtsgebräuche 214.
 Wein 14, 155, 312.
 Weinbergsschnecken 401.
 Wendenhochzeit 232.

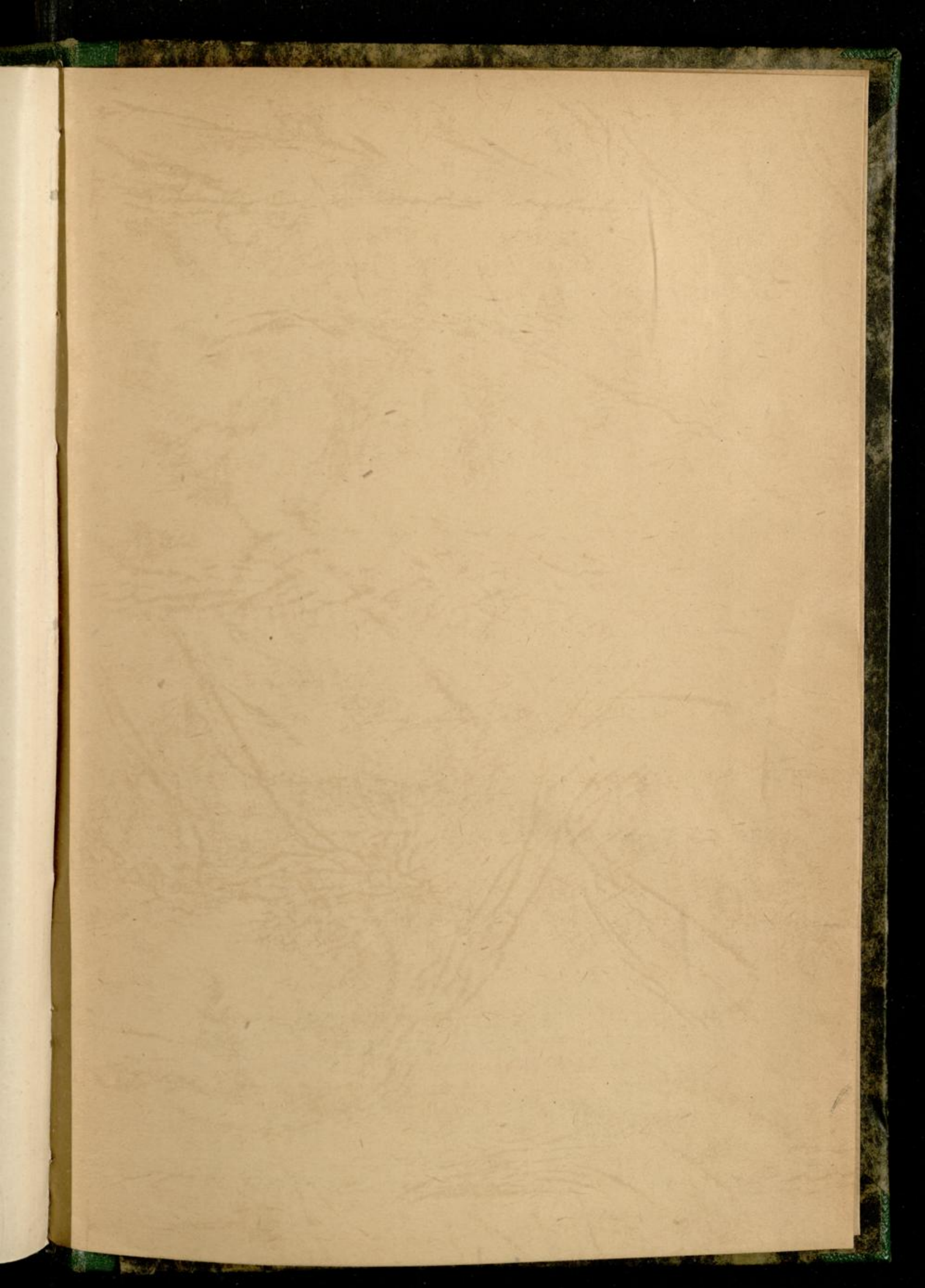
Wiesenburg 362.	Wursthof 28.
Wildpferd 333.	Wustrau 362.
Wilhelm I. d. Gr. 44, 514.	Yucca 340.
Wilke, Prediger 477.	Zache, Dr. 452.
Wilsnack 106.	Zarth, Geländeabschnitt 144.
Wilzen 101.	Zelle, Oberbürgermeister 23.
Wisent 334.	Zellenmosaik 66.
Wittstock 106.	Zelter 308.
Wodan 148, 511.	Zinna 362, 451.
Woepelitz, Dorf, Bischof 109.	Zoellner, Bürgermeister 81, 98, 108.
Wolfgangbrüderschaft 29.	Zollernsagen 510.
Wortschatz, Berliner 276.	Zwangsdienst 23.
Wultzke, Domprobst 99.	

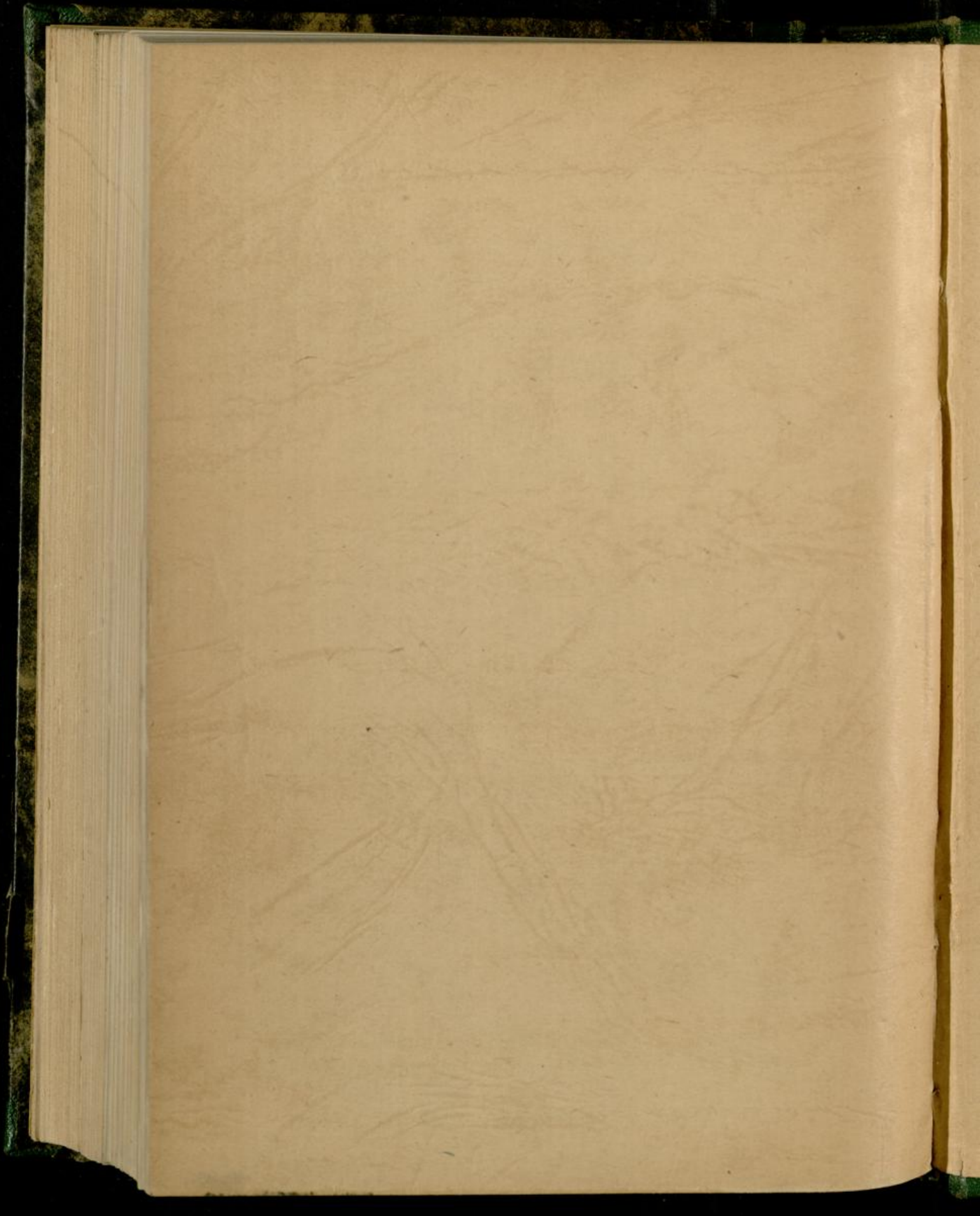
Druckfehler-Verbesserungen.

- S. 19 Z. 4 l. Müncheberg.
 „ 35 Z. 12 v. u. l. Alchymisten.
 „ 37 Z. 2 v. u. statt den l. die.
 „ 48 Z. 18 v. u. l. Paladinen.
 „ 57 Z. 19 statt ist l. sind.
 „ 66 Z. 9 v. u. statt Ein l. Eins.
 „ 66 Z. 8 v. u. l. entstandenen Bilder.
 „ 91 Z. 5 v. u. statt dem l. Dem.
 „ 154 Z. 4 v. u. l. Schwartz.
 „ 180 Z. 6 statt Cain l. Cairn.
 „ 180 Z. 14 l. Trave.
 „ 180 Z. 24 l. Cosmar.
 „ 225 Z. 19 l. Pribekenstr.
 „ 240 Z. 25 fehlt sich vor „als leer“.
 „ 241 Anm. ** l. Viteb I 362 b⁴⁰ und.
 „ 252 Z. 21 l. Bekmann.
 „ 254 Z. 10 v. u. l. Kölln.
 „ 327 Z. 7 l. bezüglichlichen.
 „ 343 Z. 3 v. u. statt na l an.
 „ 366 Z. 4 v. u. hinter Der einzuschalten: vorgedachte.
 „ 372 Z. 12 statt on l. ou.
 „ 390 Z. 10 v. u. l. Testaments.
 „ 402 Z. 17 v. u. statt die l. den.
 „ 402 Z. 14 v. u. l.: von Fiume.
 „ 417 Z. 3 v. u. statt am l. an dem.
 „ 471 Z. 19 statt eich l. sich.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cästriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.





Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003288

